Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

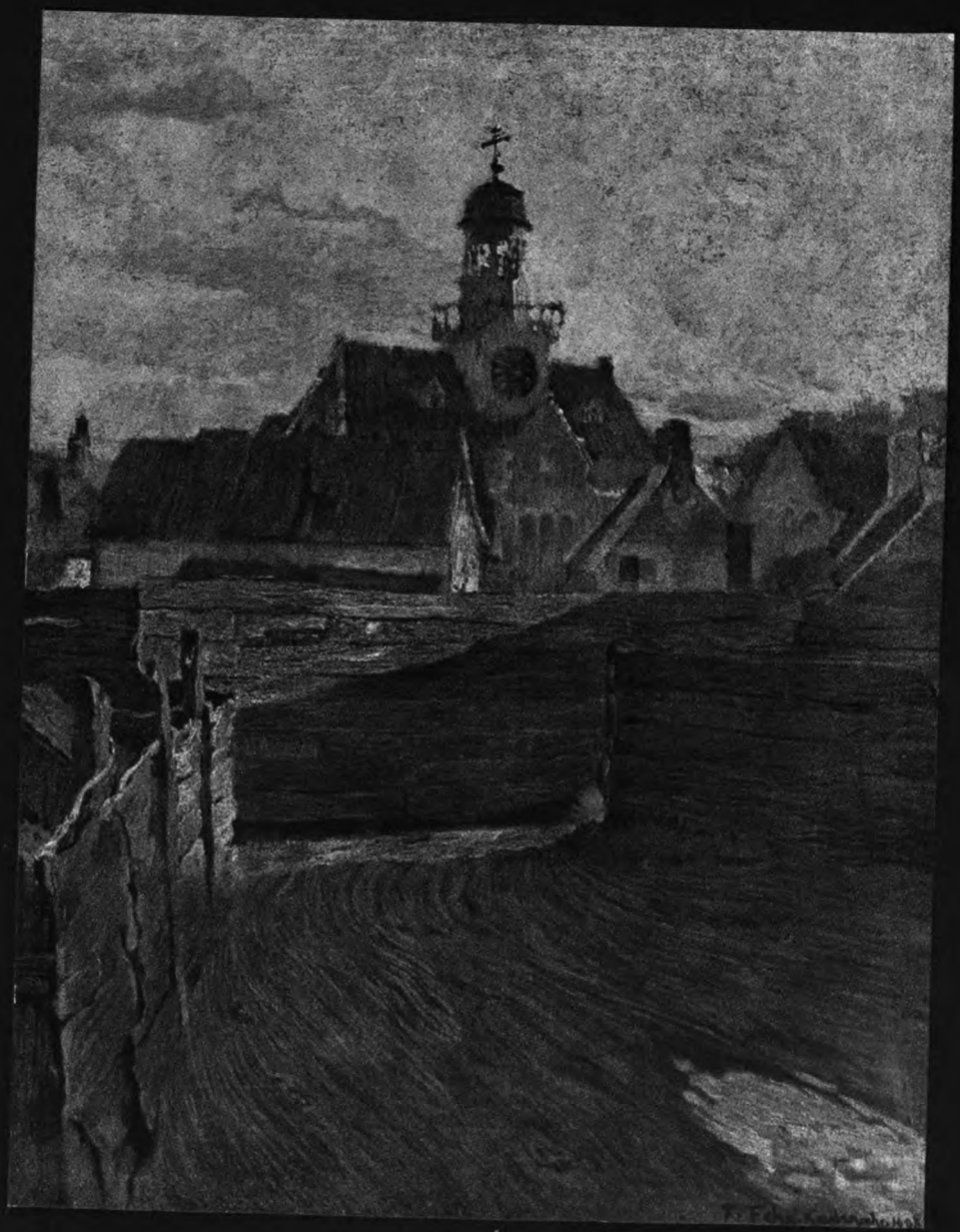
BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Straße in Noordwijk

Gemälde von Prof. Friedrich Fehr

Digitized by Google

Am 4. April starb in Bad Oeynhausen, wo er Besserung eines schweren Herzleidens suchte, im 65. Lebensjahre der Berliner Vertreter unseres Hauses

Herr Hanns v. Zobeltitz,

Kgl. Preußischer Hauptmann a. D.,
Rechtsritter des Johanniter-Ordens,

Herausgeber unserer Zeitschriften „Daheim" und „Velhagen & Klasings Monatshefte" sowie zahlreicher anderer literarischer Unternehmungen unseres Verlages. Länger als ein Vierteljahrhundert hat der nun Heimgegangene seine reichen Geistesgaben, seine hervorragende Befähigung für die Aufgaben seines Berufes und seine unermüdliche Arbeitskraft in seltener Treue in den Dienst unserer Firma gestellt und sich große Verdienste um ihre Entwicklung erworben. Wir verlieren mit ihm aber nicht nur den unersetzlichen langjährigen Berater und Mitarbeiter, der in der Geschichte unseres Hauses unvergessen bleiben wird, sondern auch einen treuen, liebenswürdigen persönlichen Freund, dessen Andenken bei uns stets in hohen Ehren gehalten werden wird.

Bielefeld und Leipzig, den 5. April 1918.

Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Ein Abschiedsgruß der Schriftleitung

Er war ein stolzer, tapferer und ritterlicher deutscher Soldat. Ein deutscher Soldat! Kein schöneres, kein helleres Wort gab es für Hanns von Zobeltitz. Denn ihm verkörperte es schon in vergangenen Jahrzehnten nicht nur den Begriff der Treue und der Pflicht, so wie ihn der große Friedrich geschaffen, — in ihm wurzelte bereits der deutsche Soldat dieses Weltkriegs, der alle Gebiete des Wissens und der Künste, der Technik und der Industrie der Verteidigung des Vaterlandes und seiner Größe nutzbar zu machen gelernt hat.

In seine märkische Kinderzeit, in sein preußisches Offiziersleben, in sein erstes Mitschaffen am deutschen Schrifttum hat uns Hanns von Zobeltitz in seinen wundervoll geschriebenen Erinnerungen, die unsere Hefte vor zwei Jahren veröffentlichten, einen vollen Einblick gegeben. Aus seinem späteren Weltleben brachte manch' einer seiner Gesellschaftsromane, die immer so formvollendet gegliedert und so fein abgestimmt waren, einen lebhaften Widerschein. Seine Leser erlebten mit seinen schlichten, liebenswürdigen Helden seine eigenen Schicksalswandlungen; sie begleiteten ihn in den Siebziger Krieg, auf die Kriegsakademie, in die neue Wunderwelt, die sich ihm bei der technischen Waffe auftat, sie sahen ihn bei Hofe, als glücklichen Gatten einer feinempfindenden Frau, der den Sprung ins Schrifttum wagt, um gleich seinem sonnigen Bruder Fedor sich Ruhm und Dank zu erringen.

Aber von seinen zahlreichen Werken vornehmer Erzählungskunst werden neben dem Kriegsroman ‚Sieg' wohl die das längste Leben haben, die Entstehungskeim und Anschauung den zärtlichsten Jugenderinnerungen verdanken: ‚Auf märkischer Erde' und ‚Der Alte auf Topper'.

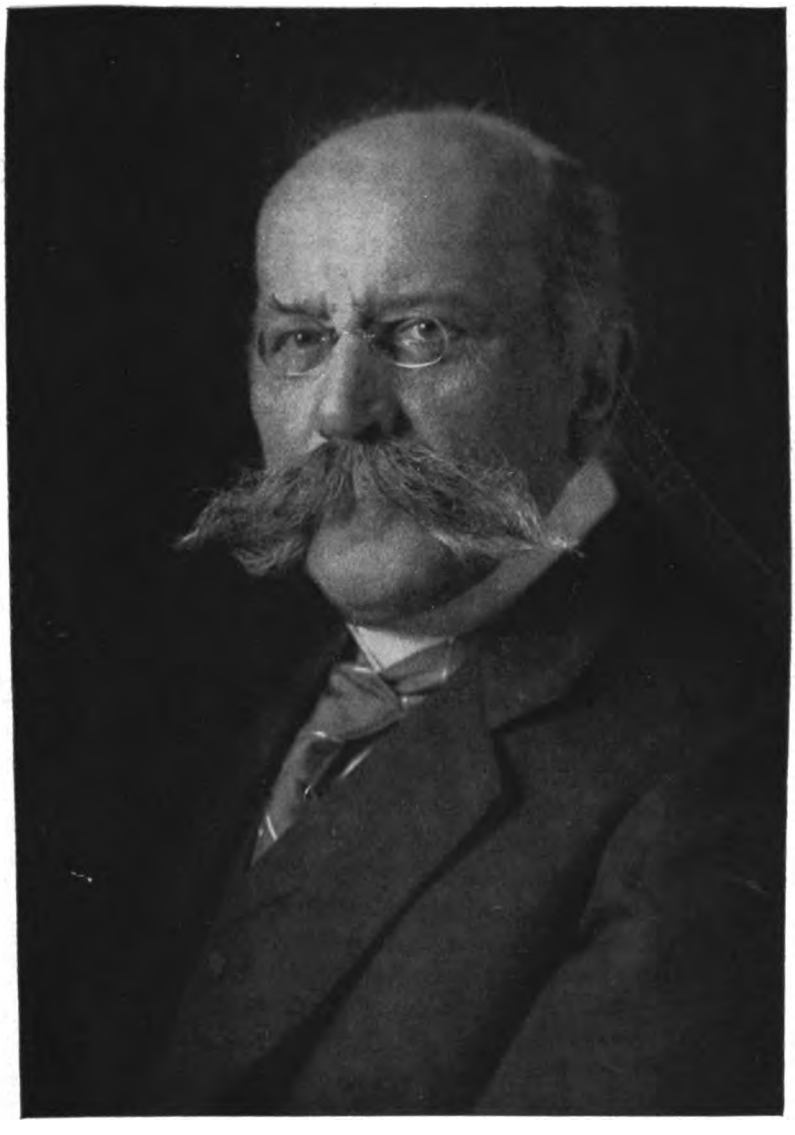
Zehn Friedensjahre hindurch habe ich Schulter an Schulter mit Hanns von Zobeltitz als Herausgeber dieser Hefte arbeiten dürfen. Tief traure ich um den teuren Toten. Ein Lehrer war er mir und ein Freund. Als mich im August 14 der Ruf ins Feld von seiner Seite riß, lastete schon der Druck der Krankheit auf ihm. Die treu und freudig zu ihm haltende Schriftleitung, die ihn in diesen bald vier Jahren unterstützte, ist voll der Bewunderung, wie dieser große Aufrechte trotz körperlicher Leiden und seelischer Not um Deutschlands Schicksal bis zum Abschiedstage ein deutscher Soldat der Pflicht im Dienste unseres vaterländischen Geisteswerkes geblieben ist.

Das Beste von Hanns von Zobeltitz muß in diesen Heften fortleben, darin weiß sich der Unterzeichnete einig mit allen literarischen und künstlerischen Mitarbeitern der Schriftleitung: seine stolze, tapfere und ritterliche Gesinnung.

Berlin, April 1918

Paul Oskar Höcker

Digitized by Google



Hanns v. Zobeltitz

geb. 9. Sept. 1853 gest. 4. April 1918

Nach einer Aufnahme des Hofphotographen E. Bieber, Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

AP30
V4
v.32:3

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker
32. Jahrg. / Mai 1918 / 9. Heft

Jungbrunnen

Novelle von Rudolf Herzog

Regungslos stand er, beide Hände, um die Krücke seines Wanderstocks gefaltet, und blickte ins Rheingau. Die Nachmittagssonne lag breit über dem Strom, blitzte und funkelte rheinauf und rheinab und warf dem stillen Beschauer eine Flut von Licht in die Augen. Doch die hellen Augen in dem dunkelgebrannten Gesicht schienen an schärfere Sonne gewöhnt zu sein, als die Maiensonne des Rheingaus. Nur die Brauen rückten ein wenig näher zusammen, als ob sie den gesammelten Blick schirmen und eine Störung ablehnen müßten.

Mit bloßem Kopfe stand er und trank das blühende Land zu seinen Füßen in sich ein. Die weiche Frühlingsluft strich durch sein braunes Haar, den kurzen braunen Bart. So zärtlich, als ob sie ihn nur wissen lassen wollte: ich bin da... Nein, glitt es ihm durch sein Empfinden, verwöhnt bin ich nicht... und dann umspannten seine Sinne nur noch das Bild.

Aus weiter Ferne, mühsam oft, kehrten ihm die Namen der Städtchen und Dörfer wieder, die ihr altes Getürm und Mauerwerk im Rheine spiegelten, als lebten sie ein zweifach Leben, der Burgen und Schlösser und Kapellen, die auf Meilen und Meilen hinaus in grünen Rebengärten lagen und mit jedem guten Winzerherbst ihre Auferstehung feierten. Schloß Vollrads, dachte er, und das Dörflein am Abhang der Rebenhügel ist Hallgarten. Das langgestreckte Nest, näher heran, muß Winkel sein. Und dort prangt Schloß Johannisberg mit seinem reichen, reichen Rebenland, und das uralte Städtchen, das nur aus zeitengrauen Herrensitzen zu bestehen scheint, ist das liebe Geisenheim.

Die Augen wanderten. Rüdesheim — —. Inmitten des Gäßchengewirrs, das sich erst zu seinen Füßen in den Weinbergen verlor, grünumsponnen das zehnte Jahrhundert, die Brömserburg, des letzten Grafen von Rüdesheim sagenumwobener Sitz.

„Und er saß
Und vergaß
Auf seiner Burg am Rhein"

ging es ihm wie eine Melodie durch den Sinn. Jenseits des Rheins wuchtete, von der einst freien Reichsstadt Bingen umklammert, mittelalterlich Burg Klopp. Was war nur mit ihr? dachte er eine Sekunde. Ja, ja dort wurde der deutsche König Heinrich VI. von seinem unbotmäßigen Sohne Heinrich V. gefangen gesetzt. Das war zu Anfang des 12. Jahrhunderts. In neueren Zeiten waren die Väter wieder über die unbotmäßigen Söhne gekommen. Auch nicht immer liebreich. Er brach ab. Vom Rochusberg winkte die Wallfahrtskapelle. Zehntausende Pilger wurden hier, den schimmernden Rhein und den sorgenzerstreuenden Wein vor Augen, alljährlich dem Leben wiedergeschenkt. Er lächelte — —

Barhaupt stand er, beide Hände um die Krücke seines Wanderstocks gefaltet, und lächelte in das Gewoge von Strom und Sonnenschein, Weinland und Wäldern hinein, in das Blühen und Duften des Mais, in die ewige Jugend des alten Rheingaus. Sein dunkelgebranntes Gesicht blieb ernst, der

Velhagen & Klasings Monatshefte. 32. Jahrg. 1917/1918. 3. Bd. Nachdruck verboten. Copyright 1918 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Mund festverschlossen, nur in den Augen lag es wie ein Widerschein des Frühlingstages, der aus dem Jungbrunnen des Rheingaus emporgestiegen war.

‚Jungbrunnen', dachte er — — Und seine Lippen lösten sich voneinander und formten das Wort nach. Als sprächen sie in leiser Verwunderung eine Frage nach.

„Mein Gott, was einmal jung in mir war, ist es hier gewesen," murmelte er in den Tag, als gäbe er sich selber Antwort.

Das Aufleuchten in den Augen war erloschen. Der Freiherr Erwin von Tucht hob eine braune Arbeitshand und legte sie schützend über die Brauen. Mit einem Male empfand er die Fülle der Sonne so stark, daß er für Sekunden die Augen schloß.

‚Was war denn einmal jung in mir, und wann war das wohl?' zuckte es ihm im Hirn. ‚Zwanzig Jahre brasilianischer Urwald, das legt sich wie eine Mauer zwischen damals und jetzt. Ich muß sie erst abtragen. Langsam, langsam. Bis ich wieder hinüberblicken kann. Also es war vor mehr als zwanzig Jahren, daß ich jung war. Und da war es der Ulanenleutnant in mir, der so jung war. Nein, nicht doch, es war das Mädchen.'

„Ich glaube," sagte er und ließ die Hand sinken, „sie hieß Elisabeth."

Der andere Name kam ihm nicht. Er lag verschüttet von den Jahren, tief im Boden Brasiliens, den er mit seinen Händen dem Urwald abgerungen und urbar gemacht hatte, um leben zu können. Leben ... Hieß man auch das noch Leben, was man führte, um vor dem Leben zu verschwinden?

Die Hand, die mit der anderen auf der Krücke seines Wanderstockes lag, zerschnitt in kurzer Bewegung die Luft, als schöbe sie die Schwere der Jahre aufs neue zur Seite. Die Augen suchten. Sie suchten dort unten das Städtchen und in dem Gassengewirr eine weißgekleidete Mädchengestalt mit freiem Halse, den die liebe Rheingausonne gebräunt hatte, mit dunklem Flechtenkranze um den lachenden Kopf, von dem der weiße breite Strohhut tief in den Nacken gesunken war. Wie sie den Berg empor kam! Biegsam, schmiegsam, jugendkräftig. Schön und gesund wie die Natur, die ihr zum Rahmen wurde. Und hier oben hatte er gestanden und sie erwartet — damals, damals, als er als zweiundzwanzigjähriger Leutnant dort drüben im Landhaus des Vetters Tucht einen Frühsommerurlaub verbracht hatte — oft des Morgens bei Sonnenaufgang, oft des Abends bei Sonnenuntergang, öfters noch morgens und abends am selben Tage. Und dann den Arm um ihr Mieder, unter dem er ihr Herz schlagen fühlte, und gewandert, gewandert, gewandert. Verwachsene Rebpfade, endlose moosgrüne Buchengänge, quer durch die Wiesengründe, zu den Weindörfern des Rheingaus, die so köstlich verschlafen schienen und insgeheim so voll des köstlichen Lebens sind, in die Burgruinen hinein, in denen sich im Mondschein Rittersknapp und Edelfräulein spielen ließ, bis die Lippen bluten wollten, und in engverstrickter Seligkeit zum Rhein in den gleitenden Nachen. Einen Monat hatte sein Urlaub, einen Monat dies Schenken und Wiederschenken aus einem Reichtum gedauert, den nur überströmende Jugend ihr Eigen nennt. Wenn er sein Leben recht bedachte, war er nur einen Monat jung gewesen.

Und während sein Hirn die alten, verblaßten Bilder mit Farbe und Klang zu beleben suchte, suchten die Augen immer noch tief drunten in den Gassen Rüdesheims, als müsse an der Wegbiegung, die aus dem Städtchen ins Bergland führte, das weißgewandete fröhliche Rheingaumädchen erscheinen und ihm zuwinken: ‚Hier bin ich! Wo warst du so lange?' Rechnete er zwei Jahre Kriegsakademie in Berlin und das zerfetzte Jahr hinzu, das ihn wie ein vom Baum gerissenes Blatt durch die Welt gejagt hatte, rechnete er die drei Jahre den zwanzig Jahren Brasilien hinzu — Rechnete? Wer hatte vom Rechnen gesprochen in dem einen einzigen Lebensmonat? War er an diesen Platz wiedergekehrt, um Berechnungen anzustellen? Weshalb war er sonst wiedergekehrt nach dreiundzwanzig Jahren? Er wußte es nicht. Es war ja so gleich. Vielleicht um sich zu vergewissern, daß er wirklich einmal jung, wirklich einmal fröhlich wie ein Knabe gewesen sei. Vielleicht in der verschwommenen Hoffnung, sie wiederzusehen, die ihm einmal diesen Trunk aus dem Jungbrunnen gereicht hatte. Nur nicht denken. Nur Ausschau halten, nur die Gassen dort unten durchforschen und die Wegbiegung — die Wegbiegung vor allem. — — Seine Augen öffneten sich groß. Die Mauer war abgetragen, die sich zwischen Damals und Heute drängte. Damals und Heute rannen lautlos ineinander. Da, da! Da bog das Mädchen in den Weg, der eng und steinig ins Rebengelände und zu den stillen Höhen führte, weißgekleidet, mit freiem Halse, den die liebe Rheingausonne gebräunt hatte, mit dunklem Flechtenkranze um den lachenden Kopf, von dem der weiße breite Strohhut tief in den Nacken gesunken war.

Ganz regungslos stand er, ohne Verwundern, als müßte das alles so sein. Aber jede ihrer jungen Bewegungen verfolgte er, wie sie den Fuß setzte, wie sie das Kleid vor den

Digitized by Google

Dornen raffte, wie sie schlanken Wuchses die letzte Steigung nahm, als sei es ebener Weg, und mit einer Gebärde des Staunens vor des Mannes forschenden Augen stand.

„Elisabeth ...“ sagte er ganze leise und wußte selber nicht, daß er den Namen gesprochen hatte.

Das Staunen auf ihrem Gesicht vertiefte sich. „Nein,“ sagte sie dann und schüttelte freundlich den Kopf, „Sie irren sich. Ich heiße zwar Elisabeth, aber ich hab' Sie gewiß noch nie gesehen.“

„Ich bitte um Entschuldigung. Es war eine Ähnlichkeit, die mich verwirrte.“

„Es gibt viele Ähnlichkeiten unter den Rheingauer Mädchen. Das tut die liebe Sonne, die uns allesamt so braun brennt.“

„Die liebe Sonne — —“, wiederholte er. „Mich hat sie braun gebrannt wie einen Indianer. Aber geliebt hab' ich sie dafür auch nicht eine Stunde.“

„Dann müssen Sie nicht aus dem Rheingau sein.“

„Das ist wahr. So frei und frank und schön wie hier ist es nirgendwo.“

„Und Sie kommen weit her, um sich daran zu erfreuen?“

„Ich komme aus Frankreich.“

„Aus — Frankreich? Aber dort ist doch der Krieg?“

„Ich komme aus dem Krieg.“

„Jetzt weiß ich,“ sagte sie und tat einen tiefen Atemzug, „weshalb es Sie hier freut wie nirgendwo. Wer aus der Kriegshölle kommt, dem muß das kleinste Stückchen Friedenserde wie ein Paradies erscheinen.“

Er sah sie an, und doch war ihr, als sähe er sie nur wie aus weiter Ferne und noch nicht in der Wirklichkeit. ‚Das macht der Krieg‘ dachte sie, ‚und wer ihn erlebt hat, kann es nicht fassen und glauben, daß es noch friedliche Täler und fröhliche Menschen gibt, und findet sich nur auf langen Wegen zurecht.‘

„Sie sind fremd hier,“ sagte sie freundlich. „Kann ich Ihnen irgendwelche Auskunft geben? Ich kenn' hier Weg und Steg und auch viele Menschen.“

Er deutete mit dem Stock auf das weiße Landhaus am Rebhang, in dem er als Leutnant den Frühsommerurlaub verlebt hatte. „Wie ein deutsches Märchen ... Wer mag darin hausen?“

„Der Freiherr von Tucht wohnt darin mit seiner Gemahlin, dem Fräulein Tochter und dem jüngsten Sohn. Zwei Söhne stehen im Felde.“

„Ob der Freiherr zu Hause ist?“ fragte er.

„Keiner ist daheim. Sie sind auf ein paar Tage nach Wiesbaden gefahren und kommen erst zum Sonntag. Und grad jetzt in der Blüte ist der kleine Park so schön.“

Seine Augen suchten die von blühenden Fliederbüschen überhangene kleine Gartenpforte. Die ‚Glückspforte‘ hatte sie sein Mädchen einmal genannt. Hier heraus war er getreten, als er das schöne Rheingaumädchen zum ersten Male sah. Mit ihr eingetreten war er nie.

„Ich nehme Ihre Geduld in Anspruch,“ sagte er bittend. „Nur eine Frage noch. Ich möchte so gern diesen Park sehen, den Sie gerade jetzt in der Blüte so schön finden. Wissen Sie, an wen man sich wenden muß, um Einlaß zu erhalten? Das Haus ist gewiß nicht ohne Obhut?“

Ganz heimlich flog ein Mädchenlachen um ihren Mund. Ihr Blick glitt schnell über ihn hin, über Wanderanzug, Wickelgamaschen und das weiche Jägerhütchen, das zu seinen Füßen lag.

„Ich bin kein Einbrecher, mein Fräulein.“

„Es sind Kriegszeiten. Und ich trag' die Verantwortung.“

„Sie tragen die Verantwortung? Verzeihung: habe ich etwa gar in Ihnen —“

„Nun bin ich gespannt.“

„— die Tochter des Hauses zu begrüßen?“

„Ach gar!“ lachte sie. „Ein Freifräulein bin ich gerade nicht. Aber von der Schulzeit her die Freundin und später so ins Haus hineingewachsen, als gehört' ich dazu. Das ist nicht viel und doch alles. Und da Sie aus dem Krieg kommen und der Park Sie freut, dürfen Sie gewiß hinein.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, nahm sein Hütchen und folgte ihr.

‚Ich geh' wie im Traum,‘ dachte er. ‚Hier ist der Park, so heimlich und prangend wie vor zwanzig Jahren und mehr. Und hier das Mädchen, so süß und prangend, als stünde auch seine Schönheit und Frische jenseit der Zeit. Gibt es Dinge, die bleiben, indem sie sich selig wiederholen? So unberührt sein können, um mitzutun ...‘

Das versteckte Pförtchen sprang auf. Lautlos wie vordem. Nicht die Angel hatte gekreischt. Und sie gewahrte seine Verwunderung mit fröhlichen Augen.

„So versteckt es ist, es ist im täglichen Gebrauch. Wenn's mich anwandelt, hinauszulaufen ins Weite, ohne viel Rede und Gegenrede, so erspar' ich mir den Weg durchs Haus und das große Eingangstor und tauch' aus dem Park ins Freie. Ich mein' immer, es paßte besser zusammen, und daher führ' ich Sie auch durch das Pförtchen herein. Sehen Sie, da ist Ihr Märchen.“

Er nickte ihr dankend zu und schritt, während sie das Törchen schloß, ihr vorauf.

Digitized by Google

Ein paar große, hastige Schritte tat er mitten in das Blütenwunder hinein, stand still und schloß die Augen. Und er öffnete sie wieder, erregt und erwartungsvoll. Mit tausend weißen Sternen bestickt, lagen die grünen Jasminhecken, in blauen und weißen Dolden hingen die schweren Fliederblüten im Gebüsch, Goldregen tropfte aus den Gezweigen, pausbäckig lachte der Schneeball, die wilden Kirschäpfelbäume standen wie gebannt von der eigenen rotschimmernden Blütenpracht, Frührosen entfalteten ihre Knospen, und wo nur ein Fleckchen Erde Luft und Licht besaß unter den mächtigen Baumriesen, die ihre grünen Wipfel reckten, sproß es von Tulpen und Hyazinthen, Schwertlilien, Anemonen und Ranunkeln. Er trank die Farben und er trank die Düfte. Er wußte, daß er in Deutschland war, in dem Stückchen Deutschland, von dem allein ein Erinnerungshauch an ihm hängen geblieben war dort draußen überm Meer, wo die Vorhänge fielen. Und nun hatte sich der Vorhang doch noch einmal gehoben.

Er fühlte ein Kühles in der herabhängenden Hand. Eine große gelbe Dogge hatte ihre kühle Schnauze hineingeschoben und blickte stumm zu ihm auf. Wie wohl ihm die Vertraulichkeit des Tieres tat. Über den leise knirschenden Weg kam die Begleiterin.

„Ich hab' nur den Hund festgehalten, während Sie so versunken standen. Aber das Tier gab keine Ruh', bis es zu Ihnen konnt' und Sie beschnuppern. Und nun spielt es gegen alle Gewohnheit den Vertrauten."

„Es spürt, daß ein alter, müder Mann, wie ich, nichts Gefährliches im Schilde führen kann."

„Nein, nein," wehrte sie lachend, „ich sag' keine Schmeicheleien. Und wenn Sie sich als Greis vorstellen würden. Ich tu's doch nicht. Aber allen alten, müden Männern hierzuland gönnt' ich schon, daß sie wären wie Sie."

„Wollen Sie mich führen? Es wäre sehr lieb."

„Zu führen ist hier nicht viel. Der Park ist nicht groß. Aber zu suchen und zu finden ist viel für den, den's freut. Und das Schönste ist die Aussicht ins weite, weite Rheintal. Dort vom Mauerfleck."

Er schwang sich auf den Mauerrand, und sie lehnte, die Hände über den Steinen verschränkt, neben ihm. Der Hund lag ihnen still zu Füßen. Die Sonne zitterte über den Wassern des Rheins, und die Wasser zitterten nach der Sonne. Ein silberner und ein goldener Hauch vermählten sich bis fern in die Weite.

„Wie schön ist Ihre Heimat. Wie wunderbar schön."

„Ich weiß mir keine liebere."

Und als sie eine neue Weile schweigend hinausgeschaut hatten über Strom und Berge und Rebengelände, nahm das Mädchen das Wort wieder auf, als müsse sie ihm ein Gutes antun, und sagte: „Sie werden Ihre Heimat grad so lieben wie ich die meine."

„Ich —?" Er blickte geradaus und schüttelte den Kopf. „Ich habe keine Heimat."

„Ja, wo kommen Sie denn her?"

„Aus dem Krieg."

„Aber der Krieg — der Krieg — das ist doch keine Heimat."

„Zuweilen — gewiß. Aber auch das liegt nun schon dahinten."

„Sie brauchen nicht wieder hinein in den Mord? Sie sind entlassen?"

Seine Brauen rückten aneinander. „Aus dem Lazarett," sagte er kurz und starrte über seine Worte hinweg in das Frühlingsland wie in ein unfaßbar Wunder.

„Hab' ich Ihnen weh getan?" fragte sie leise und berührte mit den Fingerspitzen scheu seine Hand. „Wenn man gerne plaudert wie ich und nicht viel Zeit und Gelegenheit dazu hat — aber was red' ich da wieder. Ein Glas Wein, ja? Wenn's auch nicht der meine ist. Für einen Verwundeten darf ich's bringen."

„Es war nicht so schlimm," lehnte er ab. „Schuß durch die Lunge. Nicht mal lebensgefährlich."

„Sie dürfen nicht spotten," sagte sie hastig.

„Nicht spotten? Auch der Krieg ist für mich aus. Das Leben will einen nicht, und der Tod will einen nicht. Was bleibt?"

„Sie selber," sagte sie und sah ihm steil in die Augen.

„Ich selber. Das war ein schönes Wort." Und er hielt dem Blick der ernstgewordenen Augen stand. „Wir wollen von mir nicht mehr sprechen. Ihre jungen Augen dürfen gar nicht anders als fröhlich in das Leben blicken. Sie werden einmal nur das Glück im eignen Heim haben."

„Schönen Dank. Aber damit wird's seine guten Wege haben. Tut nichts — und wenn's ein Altjungfernheim wird."

Er sprang von der Mauer und lachte ihr in die Augen.

„Nein, nein, jetzt mach' ich's wie Sie vorhin und sag' keine Schmeicheleien."

„Aber das ist doch ein Unterschied! Vorhin wollten Sie mich für das Freifräulein halten. Das war sehr hübsch von Ihnen und hat mich von Ihnen als Fremden gefreut. Doch was erzählen wir uns hier für Geschichten. Gerad seit einer Stund kennen wir uns."

„Seit dreiundzwanzig Jahren, so ist mir."

„Und ich bin erst seit fünfundzwanzig Jahren auf der Welt."

Digitized by Google

‚Vielleicht,‘ dachte er und sann vor sich hin, ‚spielte sie schon im Weingarten ihres Vaters und sah uns mit Kinderaugen zu, wenn Elisabeth und ich uns in den Weinbergen küßten.‘

Er reichte ihr rasch die Hand.

„Es gibt Menschen, die nur dazu geschaffen sind, anderen wohlzutun. Lassen Sie das meinen Dank für diese Wiedersehensstunde sein. Ja, doch: Wiedersehensstunde. Es gibt viele Ähnlichkeiten unter den Rheingauer Mädchen, sagten Sie mir. Das Wort ist wahrer als Sie ahnen. Und für Kranke und Glaubenslose ist es bei all seiner Unscheinbarkeit ein gesundes Wort. Leben Sie wohl, Fräulein Elisabeth, und nehmen Sie herzlichen Dank.“

„Wandern Sie hinab nach Rüdesheim? Ich weis’ Ihnen den Weg.“

„Ich will die Nacht in Rüdesheim zubringen. Den Weg kenn’ ich, da ich ihn hinauskam. Aber wenn ich weiter wandere, will ich Sie gern noch einmal bitten, mir den Weg zu weisen.“

„Weiter als übers Rheingau kenn’ ich mich nicht aus.“

Sie schüttelte seine Hand und stand noch, den Hund zur Seite, unter den blauen Fliedertrauben des Pförtchens, als er sich tief in den Weinbergen nach ihr umwandte und sie gewahrte.

„Auf Wiedersehen!“ rief er mit hellklingender Stimme und ließ den Hut kreisen.

„Auf Wiedersehen!“ scholl es hell zurück, und eine Mädchenhand winkte ihm zu. —

Seine Schritte hallten fest durch die Rüdesheimer Gassen. Sein Stock klang auf dem Pflaster. Er marschierte wie ein Soldat, der in der Ferne ein Horn erklingen hörte. Die Kinder auf den Straßen machten ihm achtungsvoll Platz und raunten hinter ihm her: „Das ist ein Offizier. Sicher und gewiß. Braun wie eine Kastanie. Der hat arg im Kampf gestanden.“

Er kam zum Rhein und sah in den Vorlauben der Gasthäuser Offiziere aller Waffengattungen, die ihren kurzen Heimaturlaub zu einer Fahrt an Deutschlands ewigjungen und ewigumkämpften Strom benützten. Ihre Gläser klangen aneinander. ‚Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!‘ Der Rhein! Der Rhein! Und ihm war er mehr, ihm war der Name das ganze Wissen von der Heimat.

Das erste Abenddämmern zog über den Strom und wob die feinen Märchenschleier um alles Ferne und rückte die Nähe zusammen. Er ersah sich eine Gartenhalle, die leer war von Gästen, trat ein und setzte sich im Abendschatten an einen Tisch. Eine junge Wirtin kam, bot ihm in frischer Freundlichkeit einen guten Abend und trug ihm den Wein herbei, den er wünschte.

„Sie kommen gewiß aus dem Felde?“

„Schau’ ich so grimmig drein?“

„Nein,“ sagte sie und strich sich mit der Hand über die Stirn, „so dankbar. Ob’s das rechte Wort ist, weiß ich nicht. Aber vielen geht es so, die draußen sind und merken nach all den Schrecken erst, wie schön das Zuhause ist. Mein Mann ist auch da draußen.“

„Ja, dazu sind Krieg und alle Lebensstürme gut. Man spürt, was Wert hat im Leben und wie oft man überheblich daran vorbeigerannt ist. Ihr Wohlsein, Frau Wirtin.“

Sie nickte ihm herzhaft zu und ließ sich auf einem Stuhl nieder.

„Ich darf mal eine Pause machen. Gerade sind die Bürgergäste zum Abendbrot heimgegangen, und gleich muß ich die beiden Kinder ins Bett bringen. Das Jüngste kam erst während des Kriegs, und mein Mann sah es erst nach einem Jahr. So hat er nie an einem Menschenseelchen gehangen.“

„Und Sie führten inzwischen hier allein die Wirtschaft und den Gasthof?“

„Und den Weinhandel,“ lachte sie ihn strahlend an. „Mit einem alten, lahmen Küfer und zwei Mädchen. Die eine besorgt die Gastzimmer, die andere mit mir zusammen die Küche und den Tagesverkehr. Am Abend ist jetzt früher Schluß. Da hab’ ich schöne Zeit für die Buchführung und den Versand. Die Kinder werden zwischendurch versorgt.“

„Hören Sie mal, Frau Wirtin, gibt es hierzulande viele Frauen, die das alles leisten können und doch dabei so froh und hübsch bleiben? Denn daß Sie schön sind, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. Das sagt Ihnen der Spiegel.“

„Ja,“ gestand sie unbefangen, „ich weiß es, und daß es mich froh macht ist auch wahr, aber es freut mich gerade wegen meines Mannes, daß er nicht auf der einen Seite verliert, was ich ihm auf der anderen Seite zusammenhalt. Mit allem Geld und Gut ist nichts getan. Die Menschenfreud’, das ist die Hauptsach’.“

„Die Menschenfreud’...“ wiederholte er —

„Denken Sie sich unsern Rheingau ohne die Menschenfreud’. Das wär’ wie der Himmel ohne den lieben Gott. Der Zweck tät’ fehlen und der Segen.“

„Wahrhaftig,“ murmelte der Gast.

„Und nun müssen Sie nur nicht glauben, ich wär’ eine Ausnahm’ und tät’ mich vor Ihnen groß mit dem bißchen Denken bei dem vielen Schaffen. Die Art finden Sie überall bei den Rheingauer Mädchen. Das Herz kann nur lachen, wenn’s ein anderes

Digitized by Google

zum Lachen bringt, und die Freud' nimmt dem Alter den Frost. Der Abend aber ist länger als der Tag."

„Wollen Sie nicht ein Glas Wein mit mir trinken, Frau Wirtin?"

„Gern, aber nur eins." Sie nahm ein Glas vom Tisch und ließ es sich füllen. „Ich fürcht' mich nicht vor dem Wein. Man muß ihn kennen wie einen Freund, der einem warm die Hand reicht, und nicht wie einen Jahrmarktskünstler, der einem für ein Stündchen blauen Dunst vormacht. Aber ich hab' mich am Nachmittag schon verplaudert, mit dem Fräulein droben vom Baron Tucht, die mit mir zur Töchterschul' gegangen ist."

„Ist sie wie Sie," sagte der Gast und hob sein Glas, „dann wollen wir bei diesem Heimatstrunk auch ihrer gedenken."

„Sie ist, wie sie ist," lachte die junge Wirtin, „und darum ist sie ein ganzes Mädel." Und sie stieß freundlich mit ihm an und nippte von ihrem Wein.

„Man sieht sich selten, und jetzt zumal, denn sie hat alle Händ' voll zu schaffen wie ich. Der Baron und seine Frau, die haben gewußt, was sie taten, und daß sie sich nicht nur einen Gotteslohn verdienten, als sie die Verwaiste ins Haus nahmen. Sie erspart dem Baron einen Gärtner, der Baronin eine Wirtschafterin, dem Fräulein die Gesellschafterin und dem Jungen den Musiklehrer und den Zeichenlehrer. Sie wird reichlich ausgenutzt dort oben und kann sich doch nicht viel ersparen, da der Baron selber zu sparen hat, denn zwei Söhne studieren auf den Landrat oder sonst einen hohen Posten, und wenn sie auch jetzt nichts kosten, weil sie als Offiziere draußen stehn, das Freifräulein ist so gut wie verlobt, und die Aussteuer ist sündhaft teuer in Kriegszeiten."

„Und das Fräulein — Ihre Schulfreundin — fragt nicht nach dem Geld? Da ist sie sehr glücklich."

„Sie ist arm wie eine Kirchenmaus. Aber das macht ihr nichts. Sie meint, mehr als fröhlich leben vermöcht' kein Kaiser und König, und um ihre Fröhlichkeit aufzuzehren, dazu bedürft' es rund hundert Jahr. Sie könnt' noch davon abgeben und tät's gern, denn dann kriegte sie die Zinsen."

„Da hat sie gewiß ein frohes Elternhaus gehabt und eine reine Jugend."

„Nichts als Unfried' daheim. Die Mutter starb früh, und der Vater vertrank den Verdienst und wollte trotzdem leben wie ein Graf. Dem Mädel aber hat nichts was anhaben können, so ein fröhlicher Mensch ist es gewesen von Kind an."

„Und hat nicht hundert Freier oder tausend gar?"

„Sehen Sie," sagte die junge, hübsche Frau, „das ist ein heikel Ding und spricht sich schneller als es überlegt ist: freien. Da wären wohl viele, die sie vom Fleck wegnähmen, aber keiner, der ihr das Wasser reichen könnt'. Und dafür hat sie zuviel gelernt und ein zu eigenkräftig Leben, als daß sie nicht wüßt', wie solche Ehen ausgehen, in denen die Frau eine ganz andere und höhere Geistesbildung hat. Von den übrigen aber sehen die meisten aufs Geld, um sich und die zukünftige Familie vorwärtszubringen und selber auch nicht dabei zu kurz zu kommen. Stimmt's?"

„Ein alter Junggeselle, wie ich, hat wohl in solchen Fragen keine Stimme."

Die junge Wirtin beugte sich vor. Sie wollte ein Scherzwort sagen und wagte es nicht. Dabei stieg ihr eine mädchenhafte Röte in die Wangen, und nun saß sie ganz still in seinem Blick.

„Nein," sagte sie endlich, „alt sind Sie nicht. Und das andere ist Ihre Sach'."

„Wie schön es hier ist."

Sie trank ihr Glas leer und erhob sich geschäftig.

„Schön? Ganz dunkel ist's geworden, und das Mädchen soll Ihnen ein Windlicht herausbringen, denn große Beleuchtung darf nicht sein wegen der Fliegergefahr. Nun muß ich zu den Kindern."

„Wenn ich bitten dürfte, so lassen Sie das Windlicht noch ein wenig beiseite, bis andere Gäste kommen. Ich möchte auch gern hier über Nacht bleiben, wenn Sie ein Zimmer für mich freihaben."

„Das können Sie gewiß. Ich werd' Ihnen das Eckzimmer herrichten lassen, da haben Sie den Rhein gleich als Morgengruß." Und sie nickte ihm zu und eilte ins Haus.

Er horchte noch auf ihren leichtfüßigen Gang, und als er sich im Hause verloren hatte, horchte er immer noch weiter, auf das Rauschen des Rheines hinter dem Damm, und in der Dunkelheit wurde ihm das Rauschen zum Rauschen des Meeres und das Meeresrauschen zum Wälderrauschen in der Urwaldsnacht, aus der er gekommen war. Affen kreischten in den Bäumen, Papageien stießen ihr irrsinniges Lachen aus, Gewürm kroch ihm über die Füße. Und der einzige Mensch nur er, er allein, mit der Axt, mit dem Pflug, mit der Flinte, denn die Buschindianer mit ihren Weibern, die er sich in jahrelanger Arbeit zum Dienst gezogen hatte, zählten nur als Halbgetier. Plötzlich überlief es ihn wie ein Todesschauder. Zwanzig Jahre — zwanzig Jahre hatte er diesen lebendigen Tod ertragen? Welch einen Überschuß an Kraft mußte er besessen haben,

Digitized by Google

daß er heute noch lebte. Daß er selbst die drei Jahre Krieg und die schwere Verwundung mühelos überwunden hatte. Und nun? Nach dem allem? Was blieb ...?

‚Sie selber,' hatte das lebensfrohe und lebenstüchtige Mädchen gesagt, das Mädchen, das ihm in Gang, Gestalt und Antlitz und all der Eigenart ihrer frischen Natürlichkeit wie die Wiederkehr der Jugendgeliebten erschienen war und ihren Namen trug. ‚Sie selber.' Und ihre jungen Augen waren ernst geworden wie Mutteraugen.

Er tastete in der Dunkelheit nach seinem Glas, goß es voll und trank es in langsamen Zügen aus. Ja, der Wein war ein Freund, der einem warm die Hand reichte ...

Aber sein Gehirn war unbestechlich, auch dem Zuspruch des Freundes gegenüber. Er hatte, bei Gott, Zeit und Einsamkeit genug gehabt, um das klare Denken zu üben.

‚Sie selber,' hatte das fremde Mädchen gesagt. Was wußte das fremde Mädchen, wer ‚er selber' war, gewesen war, und was von ihm übriggeblieben war.

„Glaubst du," fragte eine Stimme in ihm, „eine Mutter würde sich um diese und um tausend andere Dinge kümmern, wenn es den Sohn gälte?"

Wie steil mir das Mädchen in die Augen sah, ging es ihm durch den Sinn. Furchtlos, weil die Güte in ihr stärker war als althergebrachte Bedenken. Ob die Mädchen unbewußt schon an ihre Kinder denken? Denken müssen? Selbst wenn sie ein Kind nie haben werden und nur ein Altjungfernstübchen für den Abend, der länger ist als der Tag?'

Er schenkte den Rest des Weines ins Glas. In der Dunkelheit lachte er leise vor sich hin.

„Keine Altjungfernstübchen mehr! Die Menschen würden froher werden."

Gäste kamen und riefen nach Licht. Er trank sein Glas leer, ging langsam ins Haus hinein und erfragte sein Zimmer. Über dem Rhein stieg der Mond auf, und das Land tauchte aus dem Dunkel hervor in neuen, abgeklärten Bildern. Lange stand der Mann am Fenster und ließ sich von den Bildern erfüllen. —

Um die Mittagsstunde des andern Tages kehrte Erwin von Tucht von einem weiten Wanderwege aus den Bergen zurück. Der Abstieg führte ihn an dem Landhaus des abwesenden Vetters vorbei. Die grünen Rollvorhänge lagen vor den Fenstern, alles war still im Hause. Nur auf dem Balkon, von dem noch ein paar schwere Glyzinendolden aus den aufknospenden Kletterrosen niederhingen, glaubte er ein weißes Kleid gewahrt zu haben. Er reckte den Kopf im Weiterschreiten und suchte mit scharfem Blick: eine weiße Gestalt beugte sich über die Brüstung und erwiderte mit der Hand seinen Gruß.

„Heute nachmittag am alten Platz?" rief er frohgestimmt.

„Wenn Sie wollen! Um fünf!"

Er ließ den Hut zur Bejahung kreisen und schritt kräftig weiter aus. War das gestern gewesen, daß er sie zum erstenmal im Leben von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte? Ihm war, als sei das alles nur eine Fortsetzung aus alter Zeit, und nur eine Nacht totenähnlichen Schlafes habe zwischen dem Gestern vor dreiundzwanzig Jahren und dem Heute gelegen, dem Erwachen im alten Rheingau. Er nahm den Hut ab und fächelte sich Kühle zu.

„Welch eine Wahnvorstellung. Die kleine Elisabeth von damals müßte heute eine Frau meines Alters sein."

Aber die Vorstellung ließ sich nicht vertreiben. Das Leben erneuert sich ohne unser Wissen und Vermögen und wächst hinter uns drein, ergrübelte er, und nimmt die freigewordenen Plätze ein, ohne daß wir es bemerken, und wenn wir nach hundert Jahren zu den Menschen zurückkehren könnten, würden wir immer nur uns wiederfinden. Der Schöpfer wechselt die Form nicht, aus der er schafft, wie er sein Eigenbild nicht wechselt. Es muß wohl seine tiefe Bedeutung haben. —

Als die Kirchenuhren Rüdesheims aus dem Tal herauf die fünfte Nachmittagsstunde verkündeten, betrat Erwin von Tucht den alten Späherplatz. Nur einmal konnte er tief Atem schöpfen, und schon flimmerte das weiße Kleid zwischen den Hecken und seine junge Führerin stand vor ihm.

„Pünktlich!" riefen sie wie aus einem Munde und boten sich die Hand.

„Unpünktlichkeit zeigt immer, daß man mehr an sich als an den anderen denkt," und sie lachte ihn an. „Außerdem stiehlt sie einem doch nur die gute Zeit."

„Und Sie möchten sich nichts von ihr stehlen lassen?"

„Wenn sie gut ist, beileibe nicht. Und daß sie gut ist, das sah ich gleich Ihren Augen an, die heut ganz anders in die Welt schauen. Wollen wir auf die Ruine Ehrenfels? Das ist nicht weit."

„Mir ist nichts weit genug."

„Aber mir," gab sie zurück und schritt auf dem schmalen Weinbergspfad schon voraus. „Ich bin kein Freiherr und wohn' nur unter einem freiherrlichen Dach zur Pacht. Dafür hab' ich das Haus zu bewachen und zur Dunkelheit auf Posten zu stehen."

„Hätte ich daran gedacht, so hätten wir auch früher wandern können."

Digitized by Google

„Ich nicht. Die Mädchen sind mit nach Wiesbaden, und ich hatte alle Händ' voll zu tun, um bis um Fünf mit all dem fertig zu werden, was die Frau Baronin heut im Brief wünschte."

„So haben Sie sich meinetwegen wohl gar überanstrengt?"

Sie schwenkte im Weiterschreiten halb nach ihm um und wandte ihm ihr Gesicht zu.

„Schau ich so arbeitsscheu aus? Ich hab's doch nicht nur Ihretwegen, sondern auch meinetwegen getan. Drei Stunden gewonnen! Schon lebt man drei Stunden länger."

„Achtung! Der Weg ist steinig!"

„Sonst könnt' hier jeder herumstolzieren. Alles im Leben will gelernt sein und muß verdient werden."

„Ist es für Sie eine Belohnung, hier allein herumklettern zu dürfen?"

„Ja," sagte sie, wandte den Kopf nach vorn und setzte den Fuß leicht zwischen das Gestein. „Wenn ich hier allein wandere, gehört mir Himmel und Erde und das ganze Rheingau. Und wenn mir das alles gehört, bin ich der freieste Mensch unter der Sonne. Gibt's was Schöneres auf der Welt?"

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich mit in Ihr Reich genommen haben."

„Ich dacht' — es könnt Sie freuen."

Da erwiderte er nicht mehr. Er blickte auf die dunkle Flechtenkrone, in der die Sonne glitzerte, er sah den braunen, schlanken Nacken aus dem weißen Kleidchen herauswachsen, und er sah die schmalgeschnittenen Füße fest und sicher die biegsame Gestalt tragen über Gesträuch und Gestein hinweg. Ein Duft von Jugend, Kraft und Mädchenfrische war um sie, der so stark zu seinem Erinnern sprach, wie nie etwas zu ihm gesprochen hatte. Und wieder schmolzen die Jahre ineinander. Wie eine Kette, aus der ein paar rostige Glieder sich lösten, die untauglich befunden waren, und die Kette der Jahre schien ihm lückenlos. Er atmete schwer, und seine Führerin blieb stehen und ließ ihn auf dem breiter werdenden Pfade neben sich treten und an ihrer Seite gehen.

„Ich hab' nicht an Ihre Verwundung gedacht," sagte sie kopfschüttelnd. „Ich stürm' drauf los, als könnt' ich zu spät kommen."

„Ich bin beides gewohnt, das Stürmen und das Zuspätkommen. Aber an meine Verwundung müssen Sie nicht denken. Wenn alles so leicht und ohne Weiterungen heilte wie ein Schuß durch den Brustkasten —"

„Sie haben den ganzen Krieg mitgemacht?"

„Wenn Sie eine abenteuerliche Fahrt über den Ozean, um zum Regiment an die Front zu gelangen, mitzählen wollen: ja."

„Sie waren im Ausland, als der Krieg ausbrach? Und schlugen sich durch den Feind hindurch? Das war ehrenhaft."

„Es war wohl eine größere Ehre, daß das Vaterland die Dienste eines längst heimatlos Gewordenen annahm."

„Nicht, nicht!" unterbrach sie ihn. „Nicht wie gestern sprechen. Da! Schau'n Sie ins Rheingau, ins Rebland, den deutschen, deutschen Strom entlang. Bleibt da eine Frage, für wen die Ehre eine größere gewesen wär'? Ganz einfach der Himmel wär' eingefallen und hätt' die ganze Welt mitgenommen, wenn's deutsche Rheingau nicht mehr hätt' sein sollen wie's ist und wie's gewesen ist. Deshalb sind Sie herübergekommen und haben sich blind auf den Feind geworfen und, und — und nun, bitte, wie war's mit dem Herüberkommen?"

Er sah in ihre hellen, braunen Augen. Tief auf dem Grund stand ein dunkler Schein der Erregung.

„Ich kam von meiner Farm in der südbrasilianischen Provinz Sao Paulo," berichtete er ohne jede weitere Einleitung. „Ich hatte Geschäfte zu erledigen in der Hafenstadt Santos, wie jedes Jahr um diese Zeit. Nach zwei Tagen wollte ich mich auf den Rückweg machen, denn ich liebe das Gewühl nicht mehr. Da schrien die Zeitungsjungen den Krieg aus. Ich hatte einen Nachbar getroffen, wenn man in der Ausdehnung und Abgelegenheit der Farmen von Nachbarn sprechen darf, der auch geschäftlich in der Stadt zu tun hatte. Ich bot ihm meine Farm mit totem und lebendigem Besitz für die Hälfte des Wertes an bei Entscheidung innerhalb einer Stunde. Der Mann griff zu. Er wußte, daß ich in den zwanzig Jahren nicht gefaulenzt hatte. Seine Bank bezahlte mich bar aus. Meine Papiere trug ich bei mir. Am Abend trat ich die Reise nach Rio de Janeiro an, vogelfrei, wie ich einst gekommen war, eine neue Heimat in nebelhafter Ferne vor mir: den deutschen Krieg."

Ein paar Sekunden rastete er auf den letzten Worten. Dann berichtete er weiter.

„In Rio, auf Gesandtschaft und Konsulat, ging es mir nicht schnell genug. Die Engländer sperrten die Meere und ließen deutsche Reservisten nicht mehr durch. Ich aber mußte durch. Ich hatte in den zwanzig Jahren genug Portugiesisch gelernt, um als portugiesischer oder brasilianischer Matrose durchschlüpfen zu können, und in der Hautfarbe erinnerte ich eher an einen Indianer als an einen rosigen Mitteleuropäer. In einer üblen Hafenkneipe gelang's mir. Eine Anzahl Goldstücke gingen drauf samt meinem guten Anzug. Dafür stak ich in schmutzigen

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Prof. Fritz Erler

(Aus Bruckmanns Kunsthaus in München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Hosen und einer durchlöcherten Schifferjacke und trug die Papiere eines portugiesischen Kohlenziehers in der Tasche. Das Schiff ging nach Lissabon. Kurz nach der Ausfahrt und knapp vor der Einfahrt wurden wir von englischen Überwachungsschiffen angehalten und durchsucht. Selbst die Feuerleute und Kohlenzieher mußten an Deck und sich waschen, um den Bleichgesichtern auf die Spur zu kommen. Meine echte Hautfarbe und mein falscher Paß waren über jede Prüfung erhaben. Von Lissabon ging die Kreuzfahrt weiter. Ich blieb bei meinem Geschäft und nahm Heuer auf dem nächsten Schiff, das herüber nach Algier ging. Kein erfreuliches Geschäft, das Kohlenschleppen in den erstickend heißen Bunkern eines Mittelmeerdampfers. Aber das gehört nicht hierher. Im Hafen von Algier glückte die Anheuerung auf dem Paketboot nach Palermo. Dort hatte ich wieder festes Land unter den Füßen, und das gab mir schon die Kräfte zurück, die auf die absteigende Linie geraten waren. Ein Bad und frische Kleider taten das ihrige. Mit dem nächsten Schnellzug dampfte ich nach Neapel, weiter nach Rom, und ohne viel Aufenthalt weiter nach Mailand, über den Gotthard und durch die Schweiz ins alte deutsche Vaterland hinein. Das war meine Heimkehr."

„Und dann . . .?" bat sie nach einer Weile.

„Dann? Es gab noch einige Verhandlungen mit dem Militärkabinett und dann mit meinem Regiment. Und dann hatte ich meinen geliebten Säbel wieder und tat — was ich konnte."

„In Frankreich?"

„Erst in Frankreich. Dann in Rußland. In Serbien dann und wieder in Frankreich. Das hab' ich beinahe vergessen. Für mich war alles Deutschland, wo wir angesetzt wurden. Nichts sonst."

Da er Minuten hindurch schwieg und der Bericht für ihn beendet schien, griff sie nach seiner Hand und drückte sie fest.

„Ich dank' Ihnen vielmals."

„Nein," sagte er und behielt die Hand noch ein paar Sekunden in der seinen, „davon kann gar nicht die Rede sein. Die Rolle des ‚miles gloriosus' steht mir am allerwenigsten an."

„Was ist denn das für ein Wort: miles gloriosus?"

„Es ist kein Wort, es ist ein Kerl. Wissen Sie, so ein Kerl, der für jede Selbstverständlichkeit im Feld in der Heimat eine Ehrenjungfrau beansprucht für sein Heldenherz und einen Ehrenschoppen für sein glorreiches Maul."

„Nein," lachte sie mit ihm, „den Ehrentrunk haben Sie mir schon gestern abschlägig beschieden, und die Ehrenjungfrau nimmt mehr von Ihnen in Anspruch, als umgekehrt."

„Ich habe Sie doch aufgefordert, und Sie sind bei mir."

„Weil ich auf dem Balkon stand, und Sie nicht gut anders konnten, als mich anrufen."

„Haben Sie mich denn erwartet?"

„Aber gewiß. Ich sollt' Ihnen doch den Weg ins Rheingau weisen."

„Ins Rheingau . . ."

„Und nun sind Sie noch geblieben. Geben Sie acht, wie gut's Ihnen tun wird."

„Sie tun mir ja so gut." Und er nickte ihr zu und reichte ihr noch einmal die Hand.

„Da ist der Ehrenfels. Wir stehen davor und haben nichts bemerkt. Gehen wir hinein ins Gemäuer?"

„Vorwärts. So hoch wir können."

„Wie ein Paar Käuzchen hocken wir hier," meinte er, als sie dicht nebeneinander auf einer hohen Mauerwand saßen, schwindelfrei und mit weitgeöffneten Augen.

„Auch Käuzchen können vergnügt sein. Es hat halt jedes Geschöpf sein Eigenleben, in dem allein ihm wohl ist." Und sie faltete die Hände im Schoß und schaute andächtig auf den Rhein, auf dem die Schiffer, und die Leinpfadpferde an Land, die langen Reihen der Schleppkähne durch die Felsen und Untiefen des Binger Loches in die neue Freiheit des Stromes brachten, auf den schlanken Flaggenturm der Inselzunge, der einst ein Zeughausturm war und von der raunenden Sage zum Mäuseturm des habgierigen Bischofs Hatto gewandelt wurde, auf den Zustrom der Nahe und ihr stilles Vergehen in den Armen des Rheins, auf die Städte und Dörfer, die Berge- und Burgen und die menschenerfüllten, schneeweißen Dampfer, die von Rüdesheim zu Tal gen Asmannshausen zogen. So andächtig schaute sie auf alle die Bilder der Schönheit, als würden sie ihr zum ersten Male offenbar und sie könnte sie immer noch nicht fassen.

Er fragte: „Ergreift Sie das immer wieder?"

Sie antwortete: „Ja. Immer wieder. Auch ein Käuzchen hat seine Wunderwelt."

„Waren Sie viel auf Reisen?"

„Nicht viel. Ich hab' immer das Heimweh bekommen. Ich taug' nicht in die große Welt."

„Aber die Tuchts, mit denen Sie leben, sind doch manchmal draußen in der großen Welt."

„Ich komme mir verloren drin vor. Trotz aller Bemühung. Ich muß was liebhaben, ich muß was schaffen und versorgen können und mich hinterher freuen dürfen wie ein Kind. Ich taug' nur ins Rheingau."

Sie saß, die Hände im Schoß gefaltet und

Digitized by Google

den Blick weithinaus, dicht neben ihn gerückt auf der freien Mauerwand, und ihre braune Flechtenkrone reichte über seine Schulter. Wenn er den Blick senkte, sah er unter dem gebräunten Hals die feine Welle der Brust langsam auf- und nieder gehen. Dort schlägt ihr Herz,' dachte er, und so wenig Weisheit zu dem Gedanken gehörte, so sehr wärmte er ihn.

„Sie sind schon lange bei den Tuchts ...?"

„Neun Jahre bald. Seit ich mit sechzehn Jahren die Töchterschul' verließ. Damals starb mein Vater."

„Hatte Ihr Herr Vater hier sein Anwesen? Ich meine nur, weil Sie so mit Leib und Leben an der Scholle hängen."

„Ein Anwesen? O je. Er war ein Maler und ein Musiker und vieles dazu, was schön ist und geringes Brot trägt. Da glich sich Leben und Streben nicht immer aus und stieß oft aneinander an. Der Verständige versteht's und hilft's tragen, und der Unverständige, dem der Lebensweg glatt sein muß, wie eine Tenne von Vaters her, wundert sich und schilt. Ich glaub' fast, die Freude am Schauen und Horchen dank' ich dem Vater."

Kein Wort der Anklage. Und zum Schluß ein Dankeswort: „Der Verständige versteht's und hilft's tragen." Nein, nicht der Verständige. Der Gute. Der Gesunde, der Schaffensfrohe. Der Reichere.

„Neun Jahre schon leben Sie mit den Tuchts? Das ist eine lange Zeit für Mädchenjahre."

„Warum gerad' lang für Mädchenjahre? Warum nicht ebensolang für den Baron und die Seinen? Der eine muß sich an dies gewöhnen und der andere an das, und es fragt sich noch, ob nicht die anderen mehr bei mir haben übersehen müssen, als ich bei ihnen. Lang mögen sie gewesen sein, die Jahre, wenn man die Zeit fürs Zurückschauen findet. Aber verspürt hab' ich die Länge nicht. Dazu gab's zu großes Schaffen bei den vielen im Haus."

Wieder kein Wort der Klage. Werktage und Sonntage hatte für sie die Woche. Und eine Sonntagsstunde konnte sich auch am Werktag schaffen, wer die Begabung besaß.

„Sie haben die Begabung zum Glücklichsein," sagte er nach einer Weile.

„Zum Glücklichmachen ist mehr. Da fehlt mir also noch viel an der Begabung. Still — was schlägt's da? Sieben Uhr! Schon Sieben? Es hilft nichts. Gute Nacht, Ehrenfels, ich muß heim."

Er versuchte nicht, sie zurückzuhalten. Es hätte ihm zu des Mädchens Art und Wesen nicht gepaßt. Aber vor ihr glitt er die Mauer zur Innenruine hinab, erreichte einen Steinhaufen und hielt ihr zum Abstieg die Hände als Steigbügel hin. Und ohne Ziererei schwang sie sich von der Brüstung hinein und sprang geschmeidig zur Erde.

„Wissen Sie," sagte er, als sie eine Strecke schweigend nebeneinander gewandert waren, „daß Sie die erste Frau sind, mit der ich seit zwanzig Jahren in Berührung komme? Meine Ritterlichkeit ist wohl ein wenig veraltet. Sie stammt aus meiner Jugendzeit."

„Ist nicht beides das gleiche?" erwiderte sie rasch. „Ritterlichkeit und Jugend? Wer die eine hat, hat die andere, und wenn ihm mittlerweil' ein schlohweißer Sankt-Nikolausbart gewachsen wär'."

Unwillkürlich griff er in den Bart. Sie sah es und schüttelte den Kopf.

„Er ist ganz braun. Es hat noch gute Weil' bis zum Sankt-Nikolaustag."

Wieder engte sich der Weinbergspfad zwischen dem Gestein, daß sie voranschreiten mußte, und wieder fragte sie sorglich nach einer Weile Wegs: „Geh' ich Ihnen auch nicht zu schnell?"

„Doch," sagte er, „Sie gehen mir viel zu schnell. Aber nicht aus dem Grunde, den Sie meinen. Aus dem anderen, den ich Ihnen schon auf dem Hinweg sagte."

Sie bog den Kopf nach ihm zurück, und er sah, daß sie ihn wußte.

„Aus welchem anderen Grunde?"

„Weil Sie mir — gut tun."

Und sie schritt weiter und sprach nicht mehr, aber ihre Nackenlinie vertiefte sich, als ob ihre Brust sich höbe. Da spürte er ihr Schweigen nicht und spürte nur den Duft von Jugend, Kraft und Mädchenfrische.

‚Wie in einem Jungbrunnen bin ich,' ging es ihm durch den Sinn. ‚Ich träume und bin wach.'

Und plötzlich standen sie an dem alten Ausspähplatz und reichten sich die Hände, und er sagte nur und hörte seine Stimme wie aus der Ferne von Jahren: „Morgen?" Und sie erwiderte nur, und auch ihre Stimme klang ihm, wie eine andere so oft geklungen hatte: „Morgen. Gleich nach Mittag — ja."

Vom Abstieg aus sah er sie in dem alten Pförtchen stehen. Die blauen Fliedertrauben drängten sich um ihre weiße Gestalt, und sie winkte ihm mit der Hand einen Gruß. —

Er saß in der Laube vor seinem Gasthaus, und als die junge Wirtin Speise und Trank vor ihn hinsetzte, griff er tapfer zu. „Gestern," meinte sie und sah ihm fröhlich zu, „haben Sie vor lauter Müdigkeit das Abendbrot vergessen. Heut gefallen Sie mir besser. Das macht unser Rheingau."

„Ein Glas, Frau Wirtin! Das hilft nun nicht, darauf müssen Sie mir Bescheid tun. Wenn's das Rheingau gilt? Ah, da können

Digitized by Google

Sie sich beeilen. Sehen Sie? Das ist die Nagelprobe."

Heute ließ er sich noch eine zweite Flasche bringen. Heute war der Wein ein Freund und nichts als ein Freund. Er schlug die Brücken. Ganz deutlich sah er die Jugendgeliebte, er wußte ihren vollen Namen, ihr Haus, das sie ihm einmal gezeigt hatte, als sie im Nachen über den mondbeschienenen Rhein glitten, irgendwoher, irgendwohin.

Dann trat die muntere Wirtin wieder an seinen Tisch und er nannte den Namen und fragte nach ihrer Trägerin. Er mußte auch ihr Vaterhaus beschreiben, denn sie entsann sich auf das Mädchen nicht.

„Ja, aber," rief sie aus, „das muß fast schon ein Menschenalter her sein, daß sie ein Mädchen war. Jetzt ist sie mir gegenwärtig. Sie hat einen Weingutsbesitzer geheiratet und ist noch vor dem Krieg verstorben. Der Mann aber ist weggezogen nach Wiesbaden, weil's ihm hier nicht mehr gefallen wollt'. Es soll eine stille und glückliche Ehe gewesen sein."

Er war auf seinem Zimmer und stand mit der Stirn an den Scheiben. Ja, das war Elisabeth. Und der Mann war fortgezogen, weil's ihm hier nicht mehr gefallen wollt' ohne die Elisabeth. Den Mann verstand er. Und die glückliche Ehe, die vorausgegangen war.

Weshalb grübelte er darüber nach? Bis vor Stunden hatte er kaum noch ihren Namen gekannt und nur den Sehnsuchtshauch, der ihn nachtwandlerisch an den Rhein zurückgeführt hatte. Weshalb grübelte er darüber nach? Und mit einem Male wußte er, was ihm wie ein Schatten über den sonnigen Tag gefallen war. Es war ein anderes Wort der Wirtin gewesen, das Wort von dem Menschenalter, das es her sein müsse, daß die Elisabeth noch ein Mädchen war. Wie von einer Matrone hatte sie gesprochen. Dann also mußte auch er — auch er — in den Augen der Jugend —. Ganz starr, die Lippen fest geschlossen, blickte er auf die silbernen Ufer im Mondlicht.

88 88 88

Die Nacht war schlaflos geworden. Eine Nacht, in der die Geister kämpfen und der Körper wie in Fesseln geschlagen liegt. Weit schritt der Morgen vor, und er erhob sich, wie er sich niedergelegt hatte. Ein Bad, weit draußen im Rhein, brachte ihm keine Erfrischung. Und nach der Mittagstunde ging er den Weg zum Ausspähpunkt nur Schritt für Schritt. Seine Wandergefährtin war vor ihm da.

„Wohin?" fragte sie und sprach kein Wort über sein verändertes Wesen.

„Bestimmen Sie, bitte."

„In den Wald," sagte sie nach kurzem Besinnen. „Den Waldweg hinauf zum Niederwald und droben den ganzen Kamm entlang. Wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist."

„Ich bin wohl ein sehr bresthafter Mann in Ihren Augen?"

„Sie wissen es besser von mir. Weshalb fragen Sie es?"

„Weil ich Ihnen wehe tun will. Weil — weil —"

Ihr verwunderter Blick entwaffnete ihn.

„Sie wollen sich wehe tun. Nur sich. Und ich werd' Ihnen nicht dabei helfen."

Schweigend kamen sie in den Wald. Smaragdgrün brach das Licht durch das Frühlingslaub und lockte das Waldmärchen aus Moosen und Farnen. Das hing sich an die Kleider der Wanderer und griff mit streichelnden Händen nach ihren Seelen. Aber der Mann streckte sich darüber hinaus und schüttelte ab, was so weich nach ihm langte, und seine Stimme war rauh, als er die Stille verscheuchte.

„Sie wissen nichts von mir, gar nichts. Nicht einmal meinen Namen habe ich Ihnen genannt, und das hätte Sie stutzig machen sollen. Sie aber sahen mit Ihren klaren Augen nur den Hilfsbedürftigen in mir, und Ihr froher Mädchenmut bot sich gleich als Wegweiser an. Die Wege aber, die wir gingen, den Park, den Ehrenfels, die stillen Weinberge und den noch stilleren Wald hier, alles, alles kannte ich schon. Selbst Sie kannte ich, eine Vorgängerin, ja, und war doch in jeder Regung wie Sie. Lieb hatten wir uns gehabt, lieb, lieb, lieb. Einen Frühsommersmonat lang. Wir waren zusammengetroffen, wie wir vor ein paar Tagen zusammentrafen, faßten uns bei den Händen und liefen miteinander in die Jugendwelt. Ich war ein blutjunger Ulanenoffizier, kannte keine anderen Kreise als die unseren, war wie im Rausch, wie ein freigelassenes Füllen, sprang über Hecken und Zäune, und ihre Naturfrische tat mit und liebte mich wohl noch mehr, weil sie meine Freude sah, meine Freude an ihr. Aber ich war nicht reif genug für die Erkenntnis des Kleinods, das sich in meine Hände gegeben hatte, und spielte damit wie ein Junge mit Kieseln und dachte wohl auch, es sei ein strahlender Rheinkiesel und nichts mehr. Das dachte ich, als ich vom Regiment zur Kriegsakademie nach Berlin befohlen wurde und in Berlin ins heißere Leben kam. Da war die liebe, junge Mädchenliebe, all das Sehnen und Gewähren und Träumen und Schwören für mich nur eine Vorbereitungsschule gewesen, und als eine hochmütige Frau in mein Leben trat, die meiner frohen Kennt-

Digitized by Google

nisse sprottete, kam die Gier nach ihren klügeren Kenntnissen, und ich wurde zum ersten Male fahnenflüchtig an meiner ersten und reinen Liebe.

„Was nun folgte, war ein Wirbel. Ich spielte den Tausendsassa, den in allen Sätteln Gerechten. Rennreiter wurde ich und Vortänzer, Ballettfreund, Spieler und Zecher. Wo's am heißesten herging, war ich zur Stelle. Mein Ruf wuchs überall dort, wo Ruf und Ruhm verwechselt wird. Die Schulden häuften sich zu Bergen, meine Studien verlotterten, die Warnungen der Vorgesetzten flogen in den Wind, denn sie hatte plötzlich die Augen auf mich gerichtet, sie, sie, und sie lachte mich an." Sein Mund zuckte zusammen wie in einem Ekel. „Machen wir's kurz. Mein Vater verweigerte mir weitere Zahlungen. Ich fragte gar nicht danach. Er drohte mir mit der Entfernung aus dem Regiment und dem Berufswechsel. Was ging das mich an? Den Sieg! Den Sieg! Vierundzwanzig Stunden darauf hatte ich den Sieg. Und wiederum vierundzwanzig Stunden darauf schoß ich ihren Mann, einen Kameraden, zum Krüppel."

Sein Atem ging kurz und heftig. Seine Augendeckel bebten.

„Nun gehörte sie mir. In Not und Sorgen, aber mein erkämpftes Eigentum. O nein, da hatte ich mich verrechnet. In Not und Sorgen? Heraus aus Stellung und Bequemlichkeit? Das war schon eine neue Lüge wert. Sie wusch sich rein. Und vor mir stand mein Vater, wehrte die Sohneshand ab, legte eine Banknotentasche auf den Tisch als Rest meines Erbes und sprach nur das eine Wort: Fort! Da lief ich vor mir selber. Da wurde ich zum zweitenmal fahnenflüchtig."

Sie sprach kein Wort an seiner Seite. Ein Zittern lief hastig über ihren Nacken.

„Ein Jahr lang lief ich vor mir selber davon, in Ländern, die ich nicht mehr weiß, auf Meeren, die ich nicht mehr kenne. Dann schlug ich in Brasilien an den Strand, kroch in die Einsamkeit, kaufte mit dem letzten ein paar Meilen Wald und begann zu roden. Auch in mir selber. Zwanzig Jahre. Bis der Krieg kam. Bis ich mir die Degenquasten des Offiziers wieder holen durfte mit, mit — eigenem Blut. Ein sechsundvierzigjähriger Leutnant, das ist der Rest. Nun kennen Sie Ihren Weggenossen."

Sie sprach immer noch nicht. Aber sie nahm seine niederhängende Hand still in die ihre und schritt weiter, weiter —

„Das ist der Anfang," sagte sie plötzlich und sah ihn an. „Der neue Anfang."

„Es ist wahr, darüber gibt es nur ein Scherzen. Ein blutjunger Leutnant."

„Wäre es Ihnen lieber, Sie wären schon Rittmeister gewesen oder Major? Ist Ihnen nicht leichter ums Herz, daß Ihre Sünde Jugend hieß und durch ein Mannesleben vergeben wird? Ist es nicht schöner, nachholen zu können, als schon abgeschlossen gehabt zu haben? Sie stehen mit ihrem Empfinden mitten im Frühling, und die ruhigen Mannesaugen, die Sie indes bekommen haben, zeigen Ihnen nur noch tiefer seinen Wert und seine Schönheit. Ich mein', Sie müßten jetzt glücklicher sein als jeder andere."

„Und das — das ist alles, was Sie mir zu sagen haben?" fragte er ungläubig. „Kein Wort über meine ritterlichen Taten?"

„Wer zwanzig Jahre im Urwald saß und sich mit seinem Herrgott besprach, der braucht sich nicht mit einem Mädchen zu besprechen, um Jugend oder Sünde auseinanderzurechnen. Augen auf. Wir sind auf der Höhe. Da haben Sie das ganze Rheingau in Blüten unter sich und um sich her."

Ihr Atem ging rascher. Sie kämpfte eine weiche Stimmung nieder, um ihn stark zu machen. Und er fühlte es wohl.

„Mädchen, Mädchen", sagte er und preßte ihre Hände gegen seinen Mund.

„Ja, ja," erwiderte sie, „da ist er schon, der junge Leutnant."

„Elisabeth —"

„Ist das nun Vergangenheit oder Gegenwart?"

„Es ist beides in eins. Die Flächen berühren sich und ich sehe nicht mehr den Trennungsstrich. Es gibt nur eine Elisabeth in meinem Leben. Mein Gott, sie ist wiedergekommen."

„Wie wenig braucht es, um einen Menschen glücklich zu machen."

„Viel, viel! So viel, daß der Gebende es gar nicht weiß."

„Nicht so arg schwärmen," bat sie und setzte den Fuß weiter. Und er nahm ihren Arm, legte ihn in den seinen und spürte den Puls ihres Mädchenblutes. Der schlug im frohen Gleichmaß, kräftig und gesund.

„Heute," sagte sie mitten in der grüngoldenen Sonne des Waldes, „heute wird's auf lange das letztemal sein, daß ich mit einem guten Kameraden wandern kann, wie's uns beliebt. Mit dem morgigen Sonntag hebt der Werktag wieder für mich an. Die Baronin von Tucht hat geschrieben, daß sie morgen in der Frühe alle wieder daheim sein werden. Aber nun hab' ich mir ja auch die Lungen voll Waldluft geholt und überdies ein so schönes Gedenken."

„Der Freiherr von Tucht," sagte der Mann an ihrer Seite, „ist mein Vetter und

Digitized by Google

Ungarische Husaren. Gemälde von Prof. Robert von Haug

Digitized by Google

Digitized by Google

nächster Blutsverwandter. Ich denke, er und seine verehrte Gattin werden wegen unseres weiteren Wanderlebens mit sich reden lassen."

Ihr Arm zuckte in dem seinen. Dann lag er ganz still.

„Sie sprechen nicht?"

Sie schüttelte den Kopf und schritt weiter.

„Mögen Sie den Namen nicht? Wär' Ihnen ein anderer lieber?"

„Ja —" sagte sie atemlos.

„Ja?" Er blieb stehen, und sie stand wie angewurzelt neben ihm. „Ja?" wiederholte er. „Und — und warum?"

Sie blickte an ihm vorüber. Ein Schatten lief um ihre Augen wie eine jähe Trauer.

„Weil's aussieht, als hätt' ich — in der Abwesenheit der Tuchtschen Familie — nicht gewußt, was sich schickte."

„Mädel — mach' dich nicht so klein!"

„Ich mach' mich groß. Ganz groß. Das müssen Sie verstehen."

„Ich versteh' den Stolz. Und lieb' ihn. Ach, wie ich ihn lieb' hab'. Und die, die ihn besitzt."

Hastig ging sie weiter, und er mußte ihr folgen. „Ich hab' keinen anderen Besitz," murmelte sie.

Ganz ruhig war er mit einemmal. Und er nahm auch ihren Arm nicht mehr. Da blieb sie an seiner Seite.

„Ich habe Besitz für uns beide und mehr. Nicht die Goldrollen, die ich für meine Farm erhielt. Mein Vater ist gestorben, während ich noch im Urwald saß. Man hat es mir gar nicht mitgeteilt, so einerlei war ich den Leuten. Mein Bruder hatte das Majorat. Es ist eine Herrschaft von mehr als fünftausend Morgen in Schlesien und einem großen Schloßbesitz. Während ich im Lazarett lag, erhielt ich durch das Gericht die Nachricht, daß er kinderlos gestorben sei. Ich bin auf dem Wege, das Majorat zu übernehmen und anzutreten."

Da blieb sie stehen, und ein Glänzen kam aus ihren Augen.

„Nun muß ich Ihnen d o c h wieder die Hände reichen. Sehen Sie, da erfüllt sich schon, was ich Ihnen sagte: der Leutnant, das war der Anfang. Und nun holt das Leben nach."

„Bringt es mir nun auch — die Elisabeth?"

Sie lächelte ihn kopfschüttelnd an wie eine junge Mutter ihren großen Knaben.

„Wie ein großer, lieber Junge kommen Sie mir vor, der sich ein Spielzeug in den Kopf gesetzt hat. Und nun glauben Sie mir auch noch dieses eine Mal: Ich bin's ja gar nicht, der Ihnen den Wunsch so heiß macht. Es ist der Mai. Der wunderselige Mai im Rheingau, der so jung, so kinderfröhlich macht."

„Vorhin sprachen Sie ein besseres Wort. Da sprachen Sie von den ruhigen Mannesaugen, die mir nur noch tiefer den Wert und die Schönheit des Frühlings offenbarten. Lassen Sie das Wort bestehen und glauben auch Sie daran."

Da verlor sie ihre Sicherheit. Ganz blaß schaute sie ihm ins Gesicht.

„Also das letzte wollen Sie auch noch wissen. Ob ich Sie liebgewonnen hab'. Ja. In den wenigen Tagen. Und Sie sollen es wissen. Und daß ich Ihnen für die übergroße Gesinnung, die Sie von mir hegen, von Herzen danke und ganz stolz darauf bin und nichts aus dieser Zeit vergessen werd'. Aber in der großen Schloßherrschaft muß eine ganz andere schalten und walten, eine, an die das Schloß glaubt und an die die Welt glaubt, in der Sie dann leben werden, damit Sie selber die Ruhe finden und nicht aufs neue in Ihrem Innern herumgejagt werden. Ja, ja!" rief sie. „Meinetwegen! Ich würd' ja eine ganz andere dort sein als hier, und vor Angst vergehen, weil ich mich am falschen Platz fänd', vor Angst und vor Heimweh nach meiner kleinen Welt hier, in die ich allein nur hineinpaß'." Und nun kamen ihr doch die Tränen, und sie weinte jäh wie ein Kind.

Einmal nur streichelte er ihr wie einem Kind die Wange. Und sie hielt seine Hand fest und drückte ihre Wange ein paar Sekunden lang hinein. Dann schritten sie heim und trennten sich versonnen und wortlos.

88 88 88

Sonntagabend war und die Familie des Barons von Tucht hatte sich zum Abendessen um den Tisch versammelt, als ein Gast gemeldet wurde. Der Baron nahm die Karte entgegen, reichte sie seiner Frau und blickte sie fragend an. „Erwin — —. Ich muß ihn hereinholen." Sie nickte schnell.

„Mein Vetter, der Freiherr Erwin von Tucht," sagte der Baron, als er mit dem Gast das Zimmer wieder betrat. „Euer Oheim, Kinder. Fräulein Elisabeth, es läßt sich wohl noch ein Gedeck einschieben."

Elisabeth hatte vor dem Gruß des Gastes den Kopf geneigt. Als sie aus der Küche zurückkehrte, fand sie die Verwandten schon inmitten der Unterredung. Sie stellte Teller und Glas vor den Abendgast, schenkte ihm ein und setzte sich stumm an das Tischende.

„Ja," sagte der alte Baron, „du bist ein Glückspunge. Daß du mit deinem Säbel dabei warst, und wie du dabei warst, das las ich sogar im Tagesbericht. Anerkennung von allerhöchster Stelle. Ich trinke dein Wohlsein. Nichts da. Ehre, wem Ehre gebührt. Und nun bist du Majoratsherr von Großkarben."

Digitized by Google

„Nur dem Namen nach," erwiderte langsam der Gast. „Ich habe den Besitz noch nicht angetreten."

„Und treibst dich noch hier herum? Größte Freude natürlich für uns, daß du dich unseres Vorhandenseins so freundschaftlich erinnerst. Darauf das zweite Glas. Was gedenkst du nun zuerst zu tun?"

„Eine Familie gründen. Es ist wohl an der Zeit."

„So, so," meinte der alte Baron, und am Tisch war es still geworden. Der Hausherr fühlte die Beklommenheit. Er suchte nach einem Gesprächsstoff und redete von seinen Kindern, ihren Berufswahlen, ihren Aussichten für die Zukunft. Schweigend hörte der Gast zu und die Zeit verrann. Und der Hausherr sagte scherzend: „Ja wenn wir dich als Erbonkel hätten. Mein Ältester eignet sich auch mehr zu einem Großgrundbesitzer als zu einem Beamten, und mein zweiter nähme mit einigem goldenen Hintergrund eine ganz andere Stelle als Landrat ein. Mein Mädel — da wird's schon feuerrot — na, da schweig' ich. Und der Sekundaner bleibt vorläufig außer Betracht."

„Ich glaub' aber fast, ich häng' zäher am Leben als je," sagte langsam der Gast und spielte lächelnd mit dem Fuß des Weinrömers. „Ihr könntet alt darüber werden, bevor die Anwartschaft auf die Herrschaft Großkarben an euch käme. Denn du bist ja der nächste Anwärter, Vetter."

Der alte Baron trank sein Glas leer. „Du bist ein beneidenswerter Mensch."

„Möchtest du mit mir tauschen?"

„Auf der Stelle. Am heutigen Abend, wenn's sein soll. Ach, du lieber Gott."

„Ich bin bereit, Vetter."

Der Hausherr zog die Stirn zusammen. „Dein freundschaftlicher Besuch und dein — dein Scherz, nun ja, soll doch nicht etwa eine Genugtuung für dich bedeuten, daß — daß die Verbindung etwas locker geworden war?"

„Nimm's als Hirnverbranntheit eines Urwaldmenschen, der sich als großer Grundherr und Würdenträger heute an falscher Stelle fühlen würde. Dein Gütchen hier mißt mit Weinbergen, Äckern, Wiesen und Eigenjagd fünfhundert Morgen, Großkarben einiges über fünftausend. Ich brauche den Vieh- und Pferdebestand wohl nicht aufzuzählen, und den Zinsertrag kennst du auch. Also — ich bin zum Tausch bereit."

Der alte Baron stieß den Stuhl zurück. Er sprang auf und stand vor seinem Gast.

„Was heißt das: tauschen?"

„Das heißt, Vetter: wenn du willst, trete ich das Majorat nicht an und verzichte rechtsgültig zu deinen Gunsten."

„Gründe! Gründe!"

„Ich sprach sie dir bereits aus. Ich passe nicht mehr in die große Welt. Ich fänd' mich auf dem falschen Platz und würde das Heimweh nach der Stille bekommen. Für das Rheingau habe ich eine alte, unauslöschliche Liebe. Hier in deinem Hause habe ich mich als junges Blut einmal glücklich gefühlt. Vielleicht sitzt mein Glück in diesem Hause —. Ich wag's darauf."

„Junge, Junge," stöhnte der alte Baron und sah sich hilfesuchend nach seiner Frau um. „Ich bin doch kein Heckenritter. Hast du nicht etwa getrunken? Du kommst aus Rüdesheim. Bist du Herr deiner Gedanken?"

„Ich bin Herr meiner Gedanken und habe mein Glas nur an deinem Tische geleert. Mein Manneswort darauf: mein Vorschlag ist ernst. Willst du, oder willst du nicht?"

Die beiden Männer standen sich aufrecht gegenüber. Auge in Auge. Der Jüngere streckte die Hand aus. Da schlug der Ältere schallend ein.

„Auf morgen," sagte der Abendgast. „Ihr seid jetzt lieber allein, ich weiß. Aber wenn ich darf, möchte ich noch einmal durch den Park gehen, den ich als junger Leutnant schon so liebte, und dann durch das alte Törchen heim."

„Elisabeth —" bat der alte Baron und preßte die Hand gegen die Stirn.

Sie erhob sich, nahm den Schlüssel heraus und ging vorauf in den Park. —

Erwin von Tucht hatte sich verabschiedet. Er trat in den mondbeschienenen Park, ging langsam zwischen den schlummernden Gebüschen dahin und stand an der Mauer, die den unbegrenzten Blick ins Rheingau bot. Er wußte, wo er Elisabeth fand.

„Paßt du jetzt besser in mein Leben hinein und ich in deins?"

Sie schlang ihre Mädchenarme um seinen Hals und ihr Herz drängte ungestüm gegen seins.

„Nicht sprechen. Nicht sprechen!"

„O du," sagte er, „ich stehe am Anfang. Ich muß einen Menschen lieb haben und für ihn sorgen können, wenn es sich wirklich lohnen soll."

„Nein, ich, ich! Aber nichts sprechen jetzt."

Er nahm sie still in die Arme und hob sie auf den Mauersitz. Wie ein Rahmen stand die weite Silberlandschaft mit Höhen und Wäldern, Rebengeländ und blinkendem Strom um ihr Mädchenbild. Ein Brausen war in seinem Ohr. Wie von einem Wasser, das in einem Brunnen aufsteigt, der lange verschüttet gewesen war. Er beugte sich nieder und drückte den Kopf fest in ihren Schoß. Und sie verschränkte die Hände fest um seinen Nacken.

Digitized by Google

Vorfrühling

Silberne Kätzchen der Weide,
leuchtend aus kahlem Gesträuch,
mitten auf grauer Heide,
leise streichle ich euch.

Noch ... scheint nicht die Sonne,
nirgends ein Klang — kein Duft.
Neue, webende Wonne
weht schon aus lauer Luft!

Wolken werden jagen,
blenden wird seligstes Blau!
Blüten auf allen Hagen
streut die Frühlingsfrau!

Jubeln wirst du und singen,
vorbei dein Winter, vorbei!
Durch deine Seele wird klingen
Herrn Walthers „Tanderadei!"

Der von der Vogelweide
stand einst genau wie du!
Allein auf öder Heide,
schlag' zu, mein Herz, schlag' zu!

Arno Holz

Die Anemone

Im grauen Gras, — vor dem moosigen Blocke,
Auf dem ich rastend saß,
Steht plötzlich leuchtend die Glocke
— Wie freudig bin ich erschrocken! — die Anemone, weiß, im Gras ...

Wie bist du heraufgekommen? Und wie hast du gewußt,
Du Stern, zartrötlich erglommen, daß du nun blühen mußt?

„Ich bin ein Kind
Der Erde — wie du — und ihrer Lust
Und schaukle mich im Wind ..."

Leo Sternberg

Hochzeitsflug am Horst

Ein Punkt im Äther noch — stürzt sich jetzt stolz
Der Bussard nieder durch den blauen Tag
Und bremst — und streicht am Birkenholz
Dahin mit weitem Schwingenschlag.

Er schraubt sich wieder hoch, er rüttelt lang,
Er blockt auf einem freien Baum
Und läßt der goldnen Blicke Zwang
Nicht von dem Horst am Kiefernsaum.

Und endlich eint das Weibchen sich dem Flug,
Es wiegt sich spielend... Lockend gellt sein Schrei.
Ich weiß es nicht, wohin die Luft sie trug,
Ich weiß nur, Frühling feierten die zwei.

E. Albrecht-Doussin

Dem Sommer entgegen

Leg' fort die grauen Blätter,
Bedeckt mit schwarzer Schrift.
Da draußen ist Frühlingswetter, —
Und du trinkst Galle und Gift!

Ist's nicht ein tröstlich Denken —
Was immer auch kommen soll —:
Gott wird uns Tage schenken
Von Duft und Schönheit voll!

Trotz allem Feindbemühen,
Trotz aller Sünde und Sucht,
Wird wieder die Erde blühen
Und tragen Halm und Frucht! —

Karl von Berlepsch

Digitized by Google

Friedrich der Große als Philosoph

Von Prof. Dr. Rudolf Eucken in Jena

Seit Plato den Ausspruch tat, es würde mit den menschlichen Verhältnissen nicht besser werden, ehe nicht die Philosophen Könige und die Könige Philosophen würden, haben Denker auf dem Thron die Aufmerksamkeit aufs stärkste angezogen; am meisten haben das Kaiser Marc Aurel und Friedrich der Große getan. Friedrich hat seinem Vorgänger unbedingte Verehrung gezollt, er ist insofern ihm gegenüber im Nachteil, als er nicht wie jener durch eine besondere Schrift der Menschheit gegenwärtig geblieben ist, aber er hat sich nicht nur von Jugend auf sein ganzes Leben hindurch als einen Philosophen gefühlt und sich anhaltend mit der Philosophie beschäftigt: daß er in der Tat ein Philosoph war, daran ist nicht zu zweifeln; wir brauchen uns nur in das ausgezeichnete, unmittelbar aus den Quellen schöpfende Werk Eduard Zellers (Eduard Zeller: Friedrich der Große als Philosoph. Berlin 1886. Auf diesem Buche ruht unsere Darstellung, wie wir mit Dank bekennen) zu vertiefen, um ein anschauliches Bild davon zu gewinnen, wie viel ihm die Philosophie bedeutete, und wie eng sie seinem Leben und Schaffen verknüpft war. Philosophische Probleme begleiten ihn durch alle Phasen seines Lebens, durchgängig hat die Philosophie auf ihn einen stärkenden und befestigenden Einfluß geübt. So wenig er ein philosophisches System schuf, er war ein philosophischer Charakter, eine philosophische Persönlichkeit, und das besagt schließlich mehr. Aber auch an gelehrter Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie fehlte es ihm keineswegs, wenn sie sich auch innerhalb der Grenzen des damaligen Gesichtskreises hielt, und wenn ihm das Altertum nur durch französische Übersetzungen zugänglich war. Es traten ihm aber vom Altertum namentlich die Lebensphilosophen der späteren Zeit näher, die Stoiker und die Epikureer; in seiner Jugendzeit hatte Wolff und mit ihm die auf eine Vermittlung zwischen Religion und Philosophie bedachte deutsche Aufklärung Macht über ihn gewonnen, bald aber ging er von dort zur französischen Aufklärung über, deren schärfere und zugleich geistreichere Art ihn dauernd gefesselt hat. Die logische Energie Wolffs mit ihrem durchgängigen Bestehen auf einem zureichenden Grunde alles Geschehens und Handelns zu schätzen hat er jedoch nie aufgehört. Sein enges persönliches Verhältnis zu den französischen Aufklärern, im besonderen zu Voltaire, ist bekannt; so klar er die moralischen Schwächen Voltaires durchschaute, dem Zauber seines reichen und beweglichen Geistes hat er sich nie entziehen können. Aber den philosophischen Haupteinfluß hat auf ihn nicht Voltaire, sondern Pierre Bayle (1647—1706) geübt, von früh bis spät hat er sich als seinen Schüler bekannt, und er hat, was noch mehr besagt, trotz seiner ständigen Überhäufung mit Geschäften selbst aus dem großen Dictionnaire jenes einen Auszug der philosophischen Artikel hergestellt und herausgegeben. So muß die Grundzüge der Bayleschen Denkweise vor Augen haben, wer Friedrichs Philosophie verstehen will.

Bayle steht inmitten jener aufklärenden Bewegung, die von Descartes ausging und die Ansprüche an wissenschaftliches Erkennen sehr gesteigert hatte, er war selbst ein scharfer Logiker und ausgezeichneter Dialektiker. Seinem geweckten und unbestechlichen Geiste konnte die Schwäche der Beweisführung nicht entgehen, die auf den Gebieten der Theologie und der Metaphysik zu herrschen pflegte, ihm wird es zur besonderen Aufgabe und auch zur Freude, die Unhaltbarkeit der gewöhnlichen Beweise darzutun, die sich als eine Lösung der großen Weltfragen gaben. Auf religiösem Gebiet fesselten ihn namentlich die Fragen des Ursprungs des Bösen und der Gnadenwahl, aber auch reinphilosophische Probleme wie das der Kontinuität beschäftigten ihn unablässig. Das Endergebnis war aber durchgängig, daß unser Denken mit dem Überschreiten der Erfahrung in unlösbare Widersprüche gerate, daß bei allen Behauptungen über letzte Fragen Satz und Gegensatz einander die Wage halten. So ist bei solchen Fragen uns Menschen bescheidene Zurückhaltung geboten. „Je weniger man weiß, desto mehr glaubt man zu wissen; je mehr man weiß, desto mehr fühlt man seine Unwissenheit.“ Den allein festen Punkt unseres Lebens bildet die Moral, bildet die Stimme unseres Gewissens, welche uns gleichmäßige Gerechtigkeit, volle Billigkeit gegen alle Menschen gebietet; behandeln wir sie so, wie wir von ihnen behandelt zu werden wünschen! Wohl kann das Gewissen irren, aber allem Irrtum entzogen ist die Gewissenhaftigkeit, ist das Streben, stets gemäß bester Überzeugung zu handeln. Die Moral bildet auch den echten Kern der Religion und verleiht ihr einen großen Wert, gegen dogmatische Formulierungen und Streitigkeiten waltet dagegen die entschiedenste Abneigung. Bayle findet nirgends das Gebot gleichmäßiger Gerechtigkeit mehr verletzt als hier, wo im Kampf der Parteien „doppeltes Maß, doppeltes Gewicht“ verwendet zu werden pflegt. Zugleich aber

Digitized by Google

erwartet er wenig von einer religiösen Aufklärung, denn der Mensch sucht bei der Religion etwas anderes als klares Erkennen, er erwartet von ihr starke Eindrücke und Antriebe; nun aber steht es einmal so, daß man mehr bewundert, was man nicht begreift, daß eben das Unauflösbare, das Geheimnisvolle eine besondere Macht zu üben pflegt. Daher wird die Aufklärung sich stets auf auserlesene Kreise beschränken, das Volk bedarf des Aberglaubens und wird nimmer von ihm lassen.

So die Grundzüge der Bayleschen Denkart, Friedrich hält sie fest, ohne aber damit ein bloßer Schüler zu werden; denn er gibt den Grundgedanken eine eigentümliche Fassung und verbindet sie eng mit seiner persönlichen Lebensarbeit. Was ist es, das ihm für diese die Philosophie leisten soll? Er hat sich oft genug dahin ausgesprochen, sie solle ihm „Festigkeit der Seele und Klarheit des Geistes", „Befestigung des Denkens und Folgerichtigkeit des Handelns" bringen. Das Handeln auf Denken zu gründen und es dadurch sicherer und folgerichtiger zu machen, das erscheint Friedrich als Hauptziel und Hauptwert der Philosophie; ihm selbst hat sie jenes in Wahrheit geleistet. Sie konnte das ganz wohl, ohne den Denker in dunkle Welträtsel zu verstricken.

Friedrichs Philosophie steht kühl zur Religion. Allerdings hat er stets an dem Dasein eines göttlichen Wesens festgehalten, entscheidend war ihm dafür vor allem die Zweckmäßigkeit der Welt, die nun und nimmer das Werk bloßen Zufalls sein kann; weiter aber schien ihm auch das Bestehen des Menschengeistes einen Weltgeist als seine Quelle vorauszusetzen. Der Menschengeist selbst aber scheint ihm zu sehr körperlich gebunden, als daß sich eine Unkörperlichkeit und zugleich eine Unsterblichkeit der Seele annehmen ließe. Auch der Glaube an eine Vorsehung für den Menschen scheint Friedrich sowohl den Erfahrungen des Lebens als erhabenen Begriffen von einem Weltgeist zu widersprechen. Nicht nur sehen wir oft das Böse siegen, das Gute unterliegen, der Zufall spielt in den menschlichen Dingen eine so große Rolle, daß eine planmäßige Leitung dieser Dinge ausgeschlossen dünkt. Das Wirken der höchsten Intelligenz kann nur auf das Ganze des Weltalls gehen, das als von Ewigkeit her vorhanden gedacht wird; um den Menschen wird sich jene ebensowenig kümmern, wie ein Herrscher sich um die Ameisenhaufen in seinen Gärten zu kümmern vermöchte. So fehlt dem großen König inmitten der Gefahren und Wirren seines Lebens der Halt eines religiösen Glaubens, auch alle Hoffnung über das irdische Leben hinaus.

Den fehlenden Gottesglauben möchten manche auch von unseren Zeitgenossen durch einen Menschenglauben ersetzen, durch den Glauben an eine im Kern vortreffliche, dabei in unablässigem Fortschritt befindliche Menschheit. Wie steht es damit bei Friedrich? Seine jüngeren Jahre bieten wohl freundliche und hoffnungsvolle Äußerungen über den Menschen und die Menschheit, aber unter den schweren Erfahrungen seines Lebens weicht solche Stimmung mehr und mehr einem trüben Pessimismus. Sowohl nach der intellektuellen wie nach der moralischen Seite hin erscheint der Mensch als durchaus unzulänglich, es gibt nichts Unverständigeres und auch nichts Boshafteres als ihn, mit seiner eingewurzelten Schlechtigkeit ist er ein unbezähmbares Tier, das von Vorurteilen und Leidenschaften beherrscht wird, zugleich verschließt sich alle Hoffnung, der Fortschritt der Kultur möchte eine Änderung darin bringen; ein gewisses bürgerliches Wohlverhalten scheint am ehesten in einfachen Lebensverhältnissen erreichbar. Als Beispiel dafür führt Friedrich Oberschlesien an, wo in vierzig Jahren nur ein einziges Todesurteil zu unterschreiben gewesen wäre. Bekannt ist, schon durch Kants Anführung, die Äußerung Friedrichs gegen Sulzer: „O mein lieber Sulzer, Sie kennen nicht die verwünschte (maudite) Rasse, der wir angehören." So konnte von dieser Seite her dem Gemüte des Denkers keine Erwärmung kommen.

Was schützt ihn bei solchem Fehlen von Gottes- und Menschenglauben vor gänzlicher Resignation, vor völliger Verneinung des Lebens? Es ist der moralische Glaube, es ist der Glaube an die Tugend, an die Macht des Gewissens in uns, an die Befriedigung, die ein Handeln gemäß der Stimme des Gewissens gewährt. Mächtig erhebt sich hier der Gedanke der Pflicht und wird zum Beherrscher des Lebens; treue Pflichterfüllung vermag den Menschen in sich selbst zu befestigen, ihm innere Ruhe zu geben, ihn gegen alles Unglück zu panzern. Es geht aber die moralische Hauptforderung dahin, Gerechtigkeit zu üben und den Mitmenschen hilfreich zu sein, niemals Unrecht zu tun, stets die Menschen so zu behandeln, wie wir von ihnen behandelt sein möchten. Die so verstandene Pflicht wird allen anderen Aufgaben unbedingt vorangestellt. Friedrich meint: „Es ist nicht notwendig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue." Darin vornehmlich steht er den Wert der Philosophie, daß sie uns unsere Pflicht tun lehrt. „Die Wissenschaften müssen als Mittel betrachtet werden, uns zur Erfüllung unserer Pflichten fähiger zu machen. Wer sie pflegt, handelt methodischer und folgerichtiger." „Tugend ist mehr wert als Größe." Sicherlich war es vornehmlich das moralische Interesse, das Friedrich nach langer Erwägung über Freiheit oder Unfreiheit des Willens sich schließlich zugunsten der Willensfreiheit entscheiden ließ. Merkwürdig erging es ihm dabei im Verhältnis zu Voltaire. Anfänglich und lange Zeit hindurch war Voltaire Anhänger, Friedrich Gegner der Willensfreiheit, und es suchte jeder den anderen

Digitized by Google

mit scharfsinnigen Gründen für seine Überzeugung zu gewinnen. Schließlich aber haben sie die Rollen umgetauscht. Voltaire wurde Determinist, während Friedrich auf die Seite der Freiheit trat. Der Pflichtgedanke zeigt bei Friedrich eine Unbedingtheit und eine Überlegenheit, welche ihn über alle Erwägung bloßer Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit hinaushebt und eine neue Ordnung der Dinge, das Hineinwirken einer höheren Welt in den Bereich des Menschen ersichtlich macht. Aber Friedrich hat das Problem nicht nach dieser Richtung verfolgt; die volle Konsequenz zu ziehen, für das Ganze des Lebens neue Bahnen zu brechen und neue Ausblicke zu eröffnen, das blieb Kant vorbehalten. Friedrich bemühte sich, die Pflicht auf die rechte Selbstliebe zu gründen, was nicht gelingen konnte und die Beweisführung hinter dem Lebensgehalt erheblich zurückbleiben ließ. Aber diese Unzulänglichkeit der Begründung hat Friedrich nicht im mindesten daran gehindert, die Pflicht zum Mittelpunkt seines Lebens zu machen, in ihr einen unerschütterlichen Halt, sowie eine stolze Überlegenheit gegen alle menschliche Meinung, auch gegen alles Schicksal zu finden. „Ich gehe meines Weges, tue nichts gegen die Stimme des Gewissens und kümmere mich nicht um das Gerede der Menschen." Der Pflichtgedanke gab ihm volle Kraft, dem Unglück zu trotzen und auch schweres Mißgeschick gelassen zu ertragen. „Mag alles stürzen und vergehen, mag sich die Welt kopfüber drehen, ich stehe fest und wanke nicht." Solches Verhalten hängt freilich eng zusammen mit Friedrichs Überzeugung von der Nichtigkeit alles menschlichen Tuns, von der Flüchtigkeit alles dessen, was bei uns geschieht. Alles Menschliche ist so klein und so vergänglich, daß es Torheit wäre, sich darüber aufzuregen. „Unser Leben ist kurz und flüchtig, wir durchreisen eilig ein fremdes Land, in dem nichts unser Eigentum ist, in dem wir alles zurücklassen müssen."

Alles miteinander treibt Friedrich in die Bahn eines strengen Stoizismus, die Erfahrungen seines Lebens haben ihn immer mehr in diesem bestärkt. Aber er wahrt sich dabei an wichtigen Punkten eine selbständige Art und zeigt wie eine größere Weite, so auch mehr Weichheit des Seelenlebens. Die Stoiker empfehlen dem Menschen als Heilmittel alles Leides die Wendung zum Ganzen des Alls, das sie als ein Werk der Vernunft glaubten erweisen zu können; so schufen sie eine ‚Theodizee', eine Rechtfertigung des göttlichen Waltens in der Welt. Eine derartige Zurechtlegung mit ihrer ruhigen Betrachtung ist nicht in Friedrichs Sinn, hingegen stellt er sich aktiver zu den Dingen, und es ist bei ihm die Versetzung in Handeln, welche ihn allem Druck der Lagen entwindet; so kann es heißen: „Ich muß nicht leben, aber ich muß handeln." Ferner zeigt er eine größere Weichheit des Gefühls sowohl in der Schätzung des Leidens wie in seiner Hochhaltung der Freundschaft. Er billigt nicht die Unterdrückung des Gefühls, wie die Stoa strenger Observanz sie verlangte, wir dürfen die Leiden empfinden, wir sollen uns nur nicht von ihnen überwältigen lassen. „Die Philosophie soll nicht die Natur in uns ersticken und das Gefühl gegen den allgemeinen Schmerz abstumpfen."

Und in einer persönlichen Wendung der Frage meint er: „Hätte Zeno vierzehn Gichtanfälle nacheinander gehabt wie ich, so hätte er vielleicht zugegeben, daß die Gicht ein sehr reelles Übel sei." Nirgends aber zeigt sich mehr Weichheit des Gemütes als in der Hochschätzung der Freundschaft, an dieser Stelle schließt Friedrich sich mehr an Epikur als an die Stoa an. Die Freundschaft erscheint ihm als „das einzige wahre Gut unter den Übeln dieser Welt", ein rechter Freund als „ein Geschenk des Himmels." „Für alle Übel gibt es Ersatz, nur nicht für den Tod geliebter Personen." Bei solchem Gedankengange erschien ihm „ein Mann, der sich mit den Wissenschaften beschäftigt und ohne Freunde lebt", wie „ein gelehrter Wehrwolf." Friedrichs tatsächliches Benehmen entsprach durchaus solcher Schätzung der Freundschaft; nichts war ihm wertvoller als seine Freunde, nichts hat ihn mehr betrübt, ja erschüttert als der Verlust ihm nahestehender Persönlichkeiten, vor allem der seiner Lieblingsschwester, der Markgräfin von Bayreuth.

So fehlen dem Bilde nicht weichere Züge. Aber es würde doch ein beherrschender und zusammenhaltender Mittelpunkt fehlen, wäre nicht ein Hauptziel vorhanden, dessen Anerkennung und Förderung das ganze Leben beseelte. Dieses Ziel bietet nun Friedrich der Staat, an dessen Spitze er stand; durch ihn gewinnt der Pflichtgedanke Fleisch und Blut; im Wirken für ihn fassen sich alle Kräfte zusammen und hebt sich das ganze Leben. Die Hingebung an den Staat hat Friedrich gleichfalls philosophisch zu begründen gesucht, aber auch an dieser Stelle erreichen die Beweise nicht die Größe und Kraft der betätigten Gesinnung. Mit den Führern der Aufklärung läßt er den Staat aus einer ursprünglichen Übereinkunft seiner einzelnen Glieder, aus einem Gesellschaftsvertrag hervorgehen; jeder verpflichtet sich damit für das Ganze zu wirken, nach bestem Vermögen das Gemeinwohl zu fördern. Dazu ist jeder um so mehr verpflichtet, je höher er im Gemeinwesen steht; so fällt dem Fürsten als dem ersten Diener des Staates (le premier ministre, le premier serviteur) die schwerste Aufgabe zu; sie fordert eine unablässige, gewissenhafte Anspannung aller Kraft. Es wächst dabei das Verhältnis zum Staat über alle bloße Zweckmäßigkeit hinaus und erlangt eine große Innigkeit, eine solche spricht aus den Worten: „Wenn das Vaterland alles für euch tut, werdet ihr nichts für das Vaterland tun?" Der Aufklärung folgt

Digitized by Google

Friedrich auch in der Anerkennung der wesentlichen Gleichheit aller Menschenwesen, er folgert daraus aber nicht, daß alle in gleicher Weise den Staat mit zu tragen und zu lenken hätten, wohl aber flößt es ihm ein eifriges Streben ein, alle Unterdrückung oder auch nur Benachteiligung des Volkes zugunsten ‚höherer' Stände fernzuhalten; das an sich wohl bedauerliche Eingreifen in die Rechtspflege, wie es der Fall des Müllers Arnold zeigt, entsprang doch einer Gesinnung, welche man heute eine ‚soziale' heißen würde. Doch bleibe dabei nicht unerwähnt, daß alle prinzipielle Anerkennung der Gleichheit ihn nicht an einer ausschließlichen Bevorzugung des Adels in seinem Heere verhindert hat, namentlich auf ihn geht diese zurück.

Eine völlige Unbefangenheit zeigt der königliche Denker dagegen in der Schätzung der Staatsverfassungen. Von der Theorie her, sowohl von der antiken als von der modernen, drängte es ihn zur Schätzung einer republikanischen Verfassung mit ihrer Voranstellung des Freiheitsgedankens, solche Überzeugung erscheint in dem Wort: „Es gibt kein Gefühl, das mit unserem Sein unzertrennlicher verknüpft wäre, als das der Freiheit." Zugunsten dieser Verfassung sprach ihm auch der Nachteil der Monarchie, daß auf einen tüchtigen Herrscher ein minder tüchtiger folgen könne, eine Republik scheint hier der Bildung eines beharrenden gemeinsamen Willens günstiger. Aber anderseits stehen ihm schwere Nachteile der Freistaaten klar vor Augen, im besonderen die Gefahr des Parteiwesens, eines Hin- und Herschwankens zwischen den verschiedenen Parteien; auch denkt er wenig günstig über das Volk als Masse, es erscheint ihm als ein „Geschöpf mit vielen Zungen und wenig Augen", als ein „Ungetüm, das aus Widersprüchen zusammengesetzt ist".

Was die Frage Krieg und Frieden anbelangt, so hat Friedrich den Krieg allerdings unter gewissen Umständen für unvermeidlich und auch für gerecht erklärt, aber er hat nie aufgehört ihn für ein Übel zu halten und ihn als das letzte Mittel der Staatskunst anzusehen, er hat die Hauptaufgabe stets in der friedlichen Arbeit für das Gemeinwohl gefunden.

Bei seinem persönlichen Mangel an Religion war es auch der politische Gesichtspunkt, der sein Verhältnis zur Religion und zu den Kirchen bestimmte. Mit größter Entschiedenheit weist er ihre Herrschergelüste und Machtansprüche zurück, und dogmatische Streitigkeiten finden in ihm den entschiedensten Gegner, dagegen schätzt er die Religion wegen ihrer Wirkung auf die Moral, in dem Maße mehr, je mehr sie sich darauf beschränkt. Und ein unbedingtes Gebot ist die Toleranz, ist gegenseitige Duldung. Den Aberglauben hält wie Bayle so auch er bei allem Wandel der Formen für unausrottbar.

Friedrichs Philosophie als Ganzes betrachtet hat ohne Zweifel sehr bestimmte Grenzen, aber innerhalb dieser ist ihr eine Bedeutung nicht abzusprechen; ohne sich in der Gesamtrichtung über die Zeit zu erheben, geht Friedrich in wichtigen Zügen seinen eignen Weg, entwickelt er dabei einen eigentümlichen Lebenstypus, wie ihn auch von den Aufklärern in dieser Weise keiner besaß. Es drängt ihn nicht zum Aufbau eines Systems, dafür wird ihm die Philosophie ein Hauptstück seiner geistigen Selbsterhaltung, und wo diese in Frage kommt, da durchbricht er mutig die Schranken der Zeit und der Schule. Die Philosophie soll ihm sein Handeln vor seinem Bewußtsein rechtfertigen und es damit fester wie folgerichtiger gestalten. Lebensführung und Philosophie treffen hier zusammen in dem Gedanken der „Pflichterfüllung auf Grund einer vernunftmäßigen Überzeugung" (Zeller). Die Philosophie stärkte ihn in dem Streben, unerschütterlich auf sich selbst zu stehen, sich durch nichts Äußeres beugen zu lassen, alle Kraft für das Wohl des Gemeinwesens einzusetzen. Es waltet hier eine ernste und herbe Art, eine Lebensgestaltung voll Entsagung einerseits, von heroischer Größe anderseits, eine Lebensgestaltung, die allen Schein verschmäht, allem Phrasentum abhold ist; eine solche paßt so recht für stürmische Zeiten, die den Menschen auf sich selber stellen; Weichheit und Liebenswürdigkeit, auch ein Sichberauschen an der vermeintlichen Größe und Würde des Menschen führt in solchen Zeiten nicht weit.

Daß ferner in der Entwicklung der Gedanken hier der französische Einfluß weit überwiegt, das sollte uns nicht übersehen lassen, daß Friedrich im tiefsten Grunde eng mit der deutschen Art zusammenhängt. Der deutsche Idealismus, wie ihn zuerst Luther in klassischer Größe ausprägt, wie ihn dann aber unsere großen Dichter und Denker nach verschiedenen Richtungen weiter entwickeln, hat darin sein eigentümliches Wesen, die grundlegenden Überzeugungen dem Menschen nicht von außen auf verstandesmäßigem Wege zuzuführen, sondern sie vom Innern der Seele her und aus ihren Erfahrungen zu entwickeln, zugleich aber in der Seele selbst das Wirken einer neuen Welt aufzudecken; damit hat dieser Idealismus unermeßlich viel zur Mehrung der Innerlichkeit und zur Stärkung der geistigen Freiheit getan. Nach dieser Richtung geht aber auch das Grundstreben Friedrichs: dunkel scheint ihm die Welt und unerquicklich der Stand der Menschheit, aber er verliert darüber nicht den Mut, weil sich von innen her die moralische Aufgabe mit ihrem Pflichtgebot und ihrer Stählung der Seele eröffnet. Nun hätte diese innere Bewegung, um der Außenwelt voll gewachsen und allen trüben Erfahrungen überlegen zu werden, sich zu einer Innenwelt ausbauen müssen, das aber hat nicht Friedrich, sondern erst Kant getan. Aber alle Verschiedenheit läßt eine innere Verwandtschaft beider Männer nicht ver-

Digitized by Google

kennen: hier wie da eine Verlegung des Schwerpunktes des Lebens ins Moralische, hier wie da eine Unbedingtheit der Pflichtidee, hier wie da eine Erhebung über das bloße Glück, hier wie da einer weichlichen Zeit gegenüber volle Kraft und Strenge. Daß diese Verwandtschaft über die Hauptrichtung hinaus in die einzelnen Züge reicht, das bekundet namentlich die Schätzung der Tugenden. Was Kant an Haupteigenschaften vom Menschen verlangt, das hat Friedrich im Leben erfüllt. Kant stellt voran Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, unter bewußter Zurückschiebung weicherer Gefühle wie Liebe und Mitleid, strenge Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, strenge Gerechtigkeit gegen die anderen. Friedrichs Denken hat nun ganz und gar den Charakter der Wahrhaftigkeit, überall denkt er für sich selbst, aus der Notwendigkeit seiner eignen Natur, überall gibt er im Denken sich selbst, er denkt nicht für andere, nicht ihnen sucht er zu gefallen. Daß ferner die Gerechtigkeit der Leitstern seines Verhaltens zu den Mitmenschen war, davon haben wir uns überzeugt. Aber zu diesen von Kant geforderten Tugenden gesellt der zur Herrschaft berufene und vor große politische Aufgaben gestellte Mann eine bewunderungswürdige Tapferkeit großen Stiles. Kraft ihrer stand er fest und aufrecht inmitten ungeheurer Wirren, kraft ihrer konnte er den schwersten Schicksalsschlägen trotzen. Wie viel solche Tapferkeit, solches unbeirrte Verfolgen des eingeschlagenen Weges bedeuten, das lehrt der gewaltige Weltkrieg uns ganz besonders schätzen. So kann die Vergegenwärtigung der Persönlichkeit und des Lebenswerkes Friedrichs stärkend auf uns wirken, indem sie uns anschaulich vorhält, was ein fester Wille und ein folgerichtiges Handeln auch gegenüber einer widerstrebenden Welt, auch gegenüber sonstiger Weichheit und Schwäche vermag. Jakob Burckhardt hat einmal gesagt, die Geschichte Europas würde eine andere geworden sein, wäre Friedrich nicht Herr seiner Nerven geblieben; wandeln auch wir in seinen Bahnen, indem wir unter allen Anfechtungen von draußen wie von drinnen Herren unserer Nerven zu bleiben suchen!

Kritiker und Dichter

Von Hermann Hesse

„Was hast du denn mit dem gemeint?
Und was mit jenem dort gewollt?
Dies ist nicht übel, wie mir scheint,
Aber hier, hier hättest du anders gesollt!“

Ja, da weiß ich nicht viel zu sagen,
Ich habe mir das noch nie bedacht,
Ich war so beschäftigt mit meinen Tagen,
Mit dem Mittag, mit der Mitternacht.

Da war soviel Trauriges auf Erden,
Soviel, was ich nie verstand,
Und niemand begriff meine Angstgebärden,
Und keiner gab mir die Hand.

So hab' ich denn immer wieder gedichtet,
Immer die paar lieben alten Saiten gespielt,
Und manchmal stand ich dann ganz umlichtet,
Fühlte Sterne, die ich in Händen hielt.

Vielleicht ist alles Täuschung gewesen,
Sterne und Nacht und glühende Einsamkeit,
Ich sang wie ein Kind singt und wie eine Möwe schreit,
Ich sang für mich selber und nicht zum Lesen.

Digitized by Google

GUSTAV KLIMT

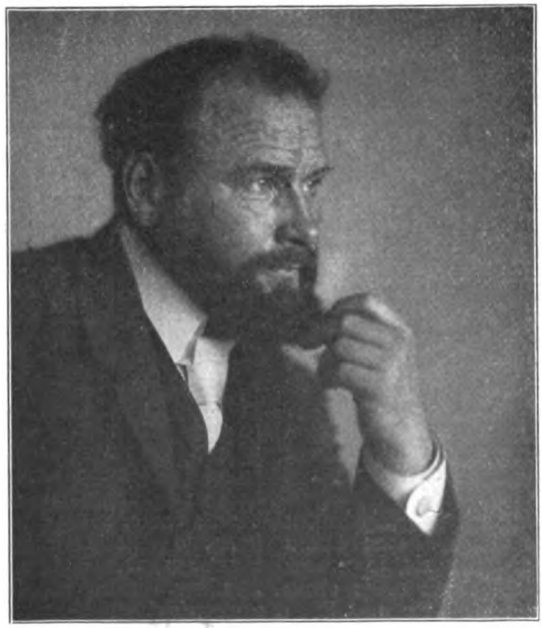
Geb. in Wien 14. Juli 1862, gest. daselbst 6. Febr. 1918

Von Franz Servaes

(Die Veröffentlichung der diesem Aufsatz beigegebenen 14 Bilder erfolgt mit frdl. Genehmigung der Firma Hugo Heller & Cie. in Wien als Verleger des „Gustav Klimt-Werkes")

Wien an der Grenzscheide zweier Jahrhunderte — das ist der künstlerische Ausdruck für Gustav Klimt. In so zusammenfassendem und ausschlaggebendem Maße wie bei keinem zweiten Künstler unserer Zeit! Klimts Anfänge reichen bis auf Makart zurück, von dem der suchende Jüngling die ersten Zielsetzungen empfing; seine Spätwerke reichen bis zu Kokoschka vor, mit denen sie, trotz augenfälliger Gegensätze, seelisch verbunden sind. Dazwischen liegen bunteste Berührungen über den ganzen europäischen Kontinent hin: mit dem Pariser Pointillisten Henri Martin und mit dem belgischen Mystiker und Stilisten Fernand Khnopff; mit dem verholländerten Malaien Toorop und dem verpariserten Tschechen Mucha; mit Klinger, mit Hodler, mit Rodin; und nicht zuletzt, und gewiß am ausdauerndsten und tiefsten, mit der wählerischen Schmuckkunst der Wiener Werkstätten. Nur an einer Erscheinung ging er stets vorüber, weil er genau wußte und mit dem Trieb der Selbsterhaltung fühlte, daß sie zu seinem innersten Wesen nicht paßte, daß sie ihn aus Bahn und Gleichgewicht hätte werfen müssen: an der Kunst des modernen Impressionismus und Naturalismus. Weder Manet noch Liebermann, die er beide aufrichtig schätzte, ja bewunderte, haben je den geringsten Einfluß auf ihn erlangt. Zu genau wußte er, wer er selber war, als daß er auch hier hätte Gefolgschaft leisten mögen. Den Frauenhaft-Feinen warnte sein Instinkt. Somit tut man unrecht, wenn man Klimt gewissermaßen als wahlloses Mischprodukt aller möglichen Einflüsse hinzustellen versucht (man hätte auch die alten Assyrer, Byzantiner und venezianischen Quattrocentisten noch hinzurechnen können): die Einflüsse sind wohl da, aber nicht minder die sehr persönliche Auswahl und individuelle Verarbeitung. Und so bunt das reichverschlungene Gewebe auch wirken mag, so unwillkürlich manch aufschimmernder Faden an ein fernes Vorbild gemahnen kann: das Ganze bleibt doch allemal neu, bleibt auf den ersten Blick untrüglich stets erkennbar, bleibt unverwechselbar und unentwirrbar, im tiefsten Wesenskern stets gleich und unerschütterlich: Gustav Klimt.

Wer ihn näher kennen lernte, mußte ihn lieben. Etwas Keusches, Gerades, ungemein Verläßliches lag in seiner Natur. Und er war Künstler durch und durch, sein ganzes Leben lang, ein opfervoller, fast ängstlich bedachtsamer Diener seiner Kunst. Darum lebte er ungesellig, war viel allein, einsiedlerisch bis zur Menschenscheu. Und schwer ging er aus sich heraus; fast niemals, wenn er in großer Gesellschaft war. Aber ein paar Stunden zuzweit mit Klimt verplaudert, sei es in seinem Atelier oder auf einem Spaziergang, werden jedem unvergeßlich sein. Verplaudert und streckenlang auch — verschwiegen! Klimt gehörte nicht zu den Menschen, die selber das Gefühl haben und beim anderen wecken: immer reden zu müssen! Darum hatte sein Schweigen nichts Bedrückendes. Es bedeutete nicht, daß nun der Redestoff ausgegangen sei; sondern daß man eine Weile Einkehr bei sich selbst zu halten wünsche — um danach mit dem anderen eine desto engere Fühlung zu gewinnen. Gerade bei Naturen, die sehr viel in sich aufnehmen, die mit ihren Sinnen Welt und Kunst



Gustav Klimt
Aufnahme aus dem Atelier d'Ora in Wien

Digitized by Google

Stiller Weiher. Gemälde (1902). Im Besitz des Herrn Georg Lasius in Wien

oft geradezu verschlingen, bedeutet eine derartige Sprödigkeit und Herbheit eine Art von Selbstwehr, ein Festhalten ihres innersten Lebenskernes. Und in Klimt war eben beides, das Sichaufschließen und das Sichzukapseln, das Insicheinsaugen und das Vonsichausscheiden, das brünstig-leidenschaftliche Umarmen und das mißtrauisch-schroffe Abweisen, das Lodernd-Entbrannte und das wie zu Eiseshelle Ausgekühlte. So war er in seiner Kunst, so war er auch in seinem Leben. Darum kannten und kennen ihn nur wenige. Diese wenigen aber mußten ihn lieben.

Also, was vielleicht manche sich denken mögen, ‚ein leichter Wiener' war Klimt ganz und gar nicht. Aber ein so unverfälschter Wiener dennoch, wie es je einen gab! Doch wer kennt diese Art von Wiener? Sie widerspricht dem landläufig festgesetzten Typus, dem, was man im Norden, zumal in Berlin, unter einem Wiener sich vorstellt. Und was man gern ein wenig belächelt. Bei Klimt lächelt wohl niemand. Eher fühlt man instinktiv eine gewisse Scheu. Man spürt etwas Distanzhaltendes. In aller Gefälligkeit etwas Schweres und Strenges. In aller Weltverliebtheit eine Weltentrücktheit. Im Verfeinerten, Verwöhnten, Verzärtelten und Verstiegenen ein Element von derber Ursprünglichkeit und erdhafter Quellkraft. Also Gegensätze, vielleicht Widersprüche, wo irgend man ein wenig tiefer schürft. Und all dies ist ‚wienerisch'? Nun ja, es ist hier vor allem — klimtisch! Aber doch auch wienerisch, weil in keiner Stadt, die ich kenne, vor allem in keiner norddeutschen, so viele Gegensätze pikant ineinander verwoben sind. Glaubt mir's, ihr hochgemuten Berliner, ihr seid primitiv und einfach, seid unverwickelte Kindergemüter gegenüber einem in allen Wassern gewaschenen, ach so treuherzigen Wiener! Aber er ist darum durchaus nicht etwa ein ‚schlechter Kerl'. Er lügt

Digitized by Google

wohl ein wenig (so mehr zu seiner eigenen Unterhaltung) und hält vor allem nicht gerne Wort (so mehr aus Bequemlichkeit); aber er ist dabei im Innersten gutmütig und niemals bis zur Herzlosigkeit konsequent. Freilich, fassen läßt er sich niemals. Er hat irgendwo Flügelchen an den Schultern sitzen, auch wenn er zunächst wie ein tumber und einfältiger Bursche dreinschaut: er wäre sonst ja kein wirklicher Wiener! Und sa ihr dies etwa ‚falsch' nennen wolltet — er wird sich halb bucklig darüber lachen und gestattet's euch gern! Falsch? Warum nicht? Man ist doch kein Tepp!

Natürlich steht ein Klimt hoch über diesem Dutzendtyp. Aber das ist doch die Welt, aus der er kommt und die irgendwie auch in seiner Seele und selbst in seiner Kunst nachzittert und vibriert. Zu der er dann aber auch wieder — und das ist nicht minder echt-wienerisch — einen starken Gegensatz aus sich herausmeißelt. Wenn schon der kleine Mann in Wien gerne raunzt, so sind die Großen daselbst geradezu die idealen Raunzer. Sie zersägen, zersäbeln, zerschnarchen alles, was euch noch so niet- und nagelfest dünkt! Und ihr schärfster Haß, ihre fressendste Lauge gilt ihrem, ach, so leidvoll und innig geliebten Wien. Trotzdem ertragen sie lieber daheim die ärgsten Beschimpfungen und Verleumdungen, selbst Ungerechtigkeiten und Demütigungen, ehe sie auf den Hauch der Wiener Laute, auf den Duft der Wiener Berge, auf die Weichheit der Wiener Gassen und auf den betörenden Zauber der Wiener Falschheit verzichten. Dies alles ist ihnen Lebenselement, ist ihnen unentbehrlich. Sie sind eben rettungs- und hoffnungslos, wie behexte Verliebte, von dieser Stadt verstrickt — daran sie doch öffentlich kaum gedenken können, ohne in Wut zu geraten!

Bildnis. Gemälde (Aus der Frühzeit)

Bildnis. Gemälde (1902)

Dieser fast typische Wiener Fall ist auch der Fall von Gustav Klimt. Es schien einmal, als sollte er im geselligen und öffentlichen Leben seiner Vaterstadt eine führende Rolle spielen — das war um die Jahrhundertwende, als er Präsident der Sezession war und den Auftrag zur Ausmalung des Festsaales in der Universität erhalten hatte — aber es schien auch nur so und endete in Hader und Unfrieden. Keinen Zweck hat's, diesen dummen, langhingeschleppten und wahrhaft vergiftenden Skandal hier nochmals aufzuwärmen. Wer sich seiner nicht erinnert darf sich beglückwünschen. Jedenfalls bildete dieser die Hauptursache, weshalb Klimt, etwa im Alter von vierzig Jahren, sich so gut wie völlig zurückzog und, fern an der Grenze der Stadt, in einem abgelegenen Winkel von Sankt Veit, einen wildverwachsenen Garten bezog, wo hinter Hecken und Bäumen sein Haus sich versteckte. Hier werkte und arbeitete er, hier empfing er tagsüber, doch äußerst selten, seine Freunde, hier war er von geheimnisvoll-nackten Frauenwesen

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde (1898)

umgeben, die, während er stumm vor seiner Staffelei stand, in seiner Werkstatt auf und nieder wandelten, sich räkelten, faulenzten und in den Tag hinein blühten — stets auf den Wink des Meisters bereit, gehorsam stillzuhalten, sobald dieser eine Stellung, eine Bewegung erspähte, die in rascher Zeichnung flüchtig festzuhalten seinen Schönheitssinn reizte.

So belauschten wir Klimt jetzt bei der Arbeit ... Und wenn dienende Frauen hierbei den einsam Schaffenden umgaben und ihm ihre Schönheit darboten, so ist das für diesen Künstler ein sehr bezeichnender Zug. Ohne Frauen, die sich seiner Kunst als Morgengabe darbringen, ist Klimt schlechtweg undenkbar. Wie ein Gewinde blühender Blumen umstehen sie gleichsam sein Werk. Wienerinnen sind es, Mädchen des Volkes und Damen der vornehmen Gesellschaft, Jüdinnen uud Aristokratinnen. Er kannte sie genau; lebte gleichsam in ihrem Duftkreise. Und er wurde ihr Ruhmesverkünder — einer der ganz wenigen, die die moderne europäische Frau überhaupt gefunden hat.

Mit Recht hat man geklagt, daß die Schönheit des Weibes heutzutage keinen Maler mehr besitze. Die Welt ist zu nüchtern geworden und die Augen unserer Maler blicken zu kritisch. Die meisten unserer Künstler wollen und — können sich nicht mehr berauschen. Ohne Rausch aber gibt es kein Bildnis einer schönen Frau. Wer nur kalt und prüfend hinschaut und sich seine paar armseligen Beobachtungen zusammenrechnet, oder wer rein artistisch kalkuliert, gleichviel ob er ein Huhn, ein Schwein oder ein Elfenwesen vor sich hat, der wird niemals den tiefen Grad weiblicher Machtentfaltung erfassen und künstlerisch deuten. Mit seiner Phantasie und allen Sinnen muß ein Maler der Frauen in der weiblichen Sphäre zu Hause sein, muß sich entzücken, muß unterliegen, muß vor Sehnsucht beinahe sterben und muß durch das Bild, das er malt, sich

Digitized by Google

Judith
Gemälde von
Prof. Gustav
Klimt

Entstanden
1909
Im Besitz der
Mod. Galerie
in Venedig

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Leben, ein Kampf. Gemälde (um 1900)

geradezu erlösen. Dies hat mit gemeiner Sinnlichkeit nichts zu tun; die künstlerische Sinnlichkeit trachtet nach dem Bild und nicht nach dem Besitz. Aber Sinnlichkeit jedenfalls spielt hier mit — eine Sinnlichkeit, deren private Formen uns nichts angehen, weil uns nur ihre schöpferischen Äußerungen interessieren. Der Pinsel in der Hand des Frauenmalers muß huldigen, liebkosen, lobpreisen — der Künstler soll im Banne gehalten sein, vibrieren, sich verzehren. Nicht kühl-klare Sachlichkeit begehren wir von ihm, sondern Empfindungswiedergabe. Irgendwie muß Verliebtheit aus dem Werke sprühen, das er schafft. Etwas muß dort herausklingen wie das Singen eines jubilierenden Vogels.

Und doch ist es allein hiermit nicht getan. Es muß auch das Gegenteil hinzutreten. Die Flammen müssen zu guter Letzt gewissermaßen auf Eis gelegt werden. Sonst verbrennen sie den Künstler samt seinem Werke. Da muß er sich retten auf eine Insel der Kühle; oder auf einen Brunhild-Felsen, um den die Waberlohe zuckt, einen Felsen der Unberührtheit. Nur dieser Fels sichert ihm die Schöpfermacht über das zu vollbringende Werk. Ich brauchte zu Beginn dieser Darlegungen vom Künstler Klimt das Wörtlein ‚keusch'. Es mag manchem seltsam in die Ohren geklungen sein, der gerade das sinnliche, ja wollüstige Element bei diesem Wiener empfindet und zu schätzen weiß. Und doch ist es das einzig richtige Wort, um Klimts Verhältnis zu seinem künstlerischen Schaffen zu umschreiben. Gerade, weil er als Frauenmaler die Grundanforderung so ausnehmend befriedigt, mit ganzer Sinnlichkeit und Begehrlichkeit am Werke zu sein, ist die künstlerische Schaffensgesinnung so zu rühmen, die ihn befähigt hat, seinen vollkommen überlegenen Drüberstand zu wahren. Der Verliebte mag wohl am Anfang seiner Frauenbildnisse stehen, aber niemals an deren Ende. Dort regiert allein der wählerische, prüfende, kühl abwägende und urteils-

Digitized by Google

ſtrenge Meiſter. Und dem paſſiert es eher, daß er ſeine Empfindungen zu ſehr auf Eis gelegt hat, als daß er ſich von ihnen fortreißen läßt.

So tritt auch der Beſchauer den Klimtſchen Weibesdarſtellungen mit eigentümlicher Doppelempfindung gegenüber. Aufs ſtärkſte fühlt er zunächſt deren beſtrickenden und liebkoſenden Reiz. Dieſes zarte Blühen der Haut, dieſe Holdheit und Weichheit der Fleiſchtöne, dieſer ſanfte, träumeriſche Schmelz im Auge und auch dieſe unnennbare Feinheit und Gewähltheit der Gewandung, vor allem aber der Duft, der die ganze Erſcheinung umſchwebt — dies alles übt ſeine Beſtrickung. Eine Feinfühligkeit und eine Hingabefähigkeit des Pinſelſtrichs ſprechen ſich darin aus, die vielleicht in der ganzen europäiſchen Kunſt unvergleichlich ſind. Doch keinerlei niedrige Aufreizung verbindet ſich hiermit, keine billige und ſüßliche Zurechtmachung. Eine ſtiliſierende Strenge, eine dekorative Kühle ſcheuchen jede naturaliſtiſche Auffaſſung hinweg und fordern von uns eine äſthetiſche Würdigung des Kunſtwerks. Daß Klimt gerade in dieſer Hinſicht ſehr weit gegangen iſt, daß er mit der Zeit ſeine ornamentalen Neigungen immer gefliſſentlicher betont hat, weiß jeder, der den Entwicklungsgang des Künſtlers verfolgt hat. So kam es, daß dieſer ganz von Zärtlichkeit erfüllte Künſtler den von ihm gemalten Frauen nicht ſelten etwas geradezu Unirdiſches gegeben hat; daß er ſie bis zu einem gewiſſen Grade in ſich erſtarren ließ und faſt zu künſtlichen Schmuckſtücken machte, gleich als ob ſie unter lauter Geſchmeiden ſelber zu Geſchmeiden verzaubert und gehämmert wären.

Und noch ein zweites iſt manchen der von Klimt gemalten Frauen eigentümlich: eine kalte perverſe Dämonie, ein Zug von Grauſamkeit im lauernden Blick, von Gier und Unerſättlichkeit auf den lechzenden Lip-

Die Sonnenblume. Gemälde

Digitized by Google

Die Jurisprudenz
Eines der für den Festsaal der Wiener Universität bestimmt gewesenen Gemälde (1903)

Digitized by Google

pen. Man spürt hier wohl am ehesten literarische Einflüsse, die, von Poe und Hebbel ausgehend, über Baudelaire und Oskar Wilde bis ins Wiener Feuilleton führen. Daß Klimts allseitig geöffnetes Gemüt, zumal bei den verbitternden Erfahrungen, denen er vielfach ausgesetzt war, auch derlei feine Giftstoffe in sich aufnahm, kann niemanden wundernehmen. Welcher ‚Raffinierte' blieb

Bildnis. Gemälde

von diesen Dingen unberührt! Und Klimt, der von Frauen so viele Wonnen empfing und ihnen huldigend dafür zurückzahlte, war ein viel zu scharfäugiger Kenner und in seiner seelischen Verwundbarkeit viel zu reizsam, als daß er sein Auge nicht auch in die Nachtgründe der weiblichen Seele getaucht haben sollte. Was er dort schöpfte, trug er als Maler empor und goß es in symbolisch-knappe Formen — indem er den Ausdruck manchmal verstärkte und, seiner Neigung zum Schmuckhaften nachgebend, auch hier in pompösen Überladungen und prächtigen Herausstaffierungen sich künstlerisch emporschraubte.

Wie die Frau die erste, so war die Natur der Landschaft die zweite Quelle, die Klimts sinnliches Kunstverlangen stillte. Auch hier zeigt sich bei ihm der Wiener und im weiteren Sinne der Österreicher. Denn dieses Österreich, das gesegnete, liegt ja gewissermaßen wie ein weiter und vielverschlungener Garten zu den Füßen von Wien, hinauslockend in die Nähe und in die Ferne. Darum ist der Österreicher im allgemeinen weitaus naturverwachsener, als es der Reichsdeutsche zu sein pflegt. Wien selbst, mit seinem geschwungenen Kranz weitverlaufender Hügelketten, mit seiner Donaunähe und seinen Praterauen, mit seinen von fernher grüßenden Alpen ist in einer Weise reich an landschaftlich werbenden Verlockungen, daß man, selbst mitten in der Stadt, der Natur sich niemals so hoffnungslos abgerückt fühlt, wie beispielsweise in Berlin. Ländlich ist schon die nächste Umgebung, in jedem Bahnwärtergärtchen blühen Sonnenblumen und nur selten schlagen stockwerkhohe Mietskasernen, draußen in den Vororten unser Naturempfinden tot. Naiv und ungezwungen bietet sich alles dar; es ist nicht künstlich gemacht und ‚angelegt', es ist gewachsen — zwar manchmal verwildert und ungepflegt — doch wann hätte das je den Genuß des Naturfreundes gestört!

Bei einem Genie wie Klimt mußten solche von jeher in ihn verströmte Lebenseindrücke zeugerisch wirken und sich in Gefühle umsetzen, die, um so reicher, je unbewußter, sein Inneres erfüllten. Darum wirken die Landschaften, zumal seiner früheren Epoche, mit diesem bestrickenden Hauche des Selbstverständlichen auf unser Auge und Gemüt. Sie sind nicht irgendwo hergeholt oder emsig und wucherisch aufgespürt, sie müssen sich ganz von selbst dargeboten haben, legten sich einladend und liebebereit vor des Künstlers aufgeschlagenes Auge. Ist doch der Wiener in jedem Sommer, monatelang (und nicht etwa ‚für vierzehn Tage') draußen in der Natur, eingemietet in ein Bauernhaus, dessen Möbel er mit übernimmt, und lebt wie ein Zugehöriger in der Landschaft. Das spürt man überall bei Klimt. Nur wer der Natur wie ein Engvertrauter gegenübersteht, malt ein Bild wie das hier abgebildete Seeufer. Da ist jedes Zittern des Windes über dem Wellengekräusel erlebt, da schwebt der Duft von Büschen und Bäumen wie ein täglich empfangener Gruß zu uns her. Ein Liebender, und im Genuß Befestigter, ist Klimt auch in seinen Landschaften.

Gerade darum hat er sich dann später alle Freiheiten, zu denen sein neugebildetes Stilverlangen ihn drängte, auf seinen Landschaftsbildern erlaubt. Weil ihm alles vertraut und geläufig war, wollte er mehr

Digitized by Google

malen, als die ihm sich ungezwungen darbietende alltägliche Vision. Er wollte gleichsam die Quintessenz der landschaftlichen Dinge geben, ihren verborgenen Auszug, ihre immaterielle symbolhafte Bedeutung. So malte er ‚die' Sonnenblume (um abermals bei einem Bilde zu bleiben, das wir abbilden), fast wie ein überirdisches, man möchte sagen: astrales Gebilde — ein gleichsam architektonisch komponiertes Gewächs, mitten hineingesetzt in einen buntgewirrten Segen und Regen von unermeßlich wuchernder Vegetationsfülle. Die Natur wandelt sich hier gleichsam in einen Teppich, der wie ein Hintergrund aufgespannt ist, damit eine Einzelerscheinung sich von ihm abhebe. Noch deutlicher wird dies auf dem Bilde des rappenreitenden, goldgerüsteten Ritters, das (nicht eben zutreffend) ‚Das Leben, ein Kampf' betitelt wurde. Man gewinnt vor diesen und ähnlichen Bildern — ich erinnere mich namentlich eines Apfelbaumes mit lauter kreisrunden Goldäpfeln — fast den Eindruck eines, der sich an der Natur müde gesehen hat, ja geradezu eines, der vor der Natur flieht, sich in ein erkünsteltes Dasein des Traumes und der Symbolik flüchtet (eines Treibhausdaseins, fühlt man sich versucht zu sagen). Welch seltsame Entwicklung eines Künstlers! So durch die Natur von der Natur abgerückt zu werden! Wie in einem Gefühl der Übersättigung und des Überdrusses das, was man am meisten geliebt hat, von sich wegzustoßen! Man greift beinahe die Schwaden der Einsamkeit und der Enttäuschung, die sich allmählich — und immer mehr um das Herz dieses Künstlers gelegt haben — schier wie eine Dornröschenhecke, hinter der er sich weidwund verkroch.

Aber um diese Entwicklung zu verstehen, dürfen wir nicht bloß psychologische, müssen wir auch rein-künstlerische Gründe betrachtend heranziehen. Klimts gesamtes künstlerisches Wachstum vollzog sich zusehends mehr und mehr in der Richtung auf stilisierende Abstraktion, auf Loslösung vom Gegenständlichen; also in gewissem Sinne auf eine Überwindung der Natur. Der entscheidende Durchbruch hierzu war während der mehrjährigen Arbeit an den drei Deckengemälden ‚Die Philosophie', ‚Die Medizin' und ‚Die Jurisprudenz' (die ihm so bittere Erfahrungen eintrugen) erfolgt. Im Beginn dieser Arbeiten war Klimt im Grunde noch tüpfelnder Neo-Impressionist; bei ihrem Abschluß war er entschiedener dekorativer Stilist. Gelegenheitsursache zu diesem inneren Wandel mag die gemachte Erfahrung gewesen sein, daß alles Vage, Verschwimmende, Formal-Aufgelöste für die besondere Auf-

Die Schwestern. Gemälde (1907)

Digitized by Google

gabe eines aus größerer Entfernung zu genießenden, nach starken Zusammenfassungen verlangenden Plafondbildes in der Wirkung versagte. Der Künstler wurde hierdurch zu lebhafterer Deutlichkeit, sowohl in der Zeichnung und Farbengebung wie auch im Kompositionellen, veranlaßt. Er machte aus der Not eine Tugend und revidierte sein ganzes künstlerisches Verfahren — bei welcher Gelegenheit der letzte Rest von Neo-Impressionismus über Bord flog.

Zu gleicher Zeit vollzog sich ein immer engerer Anschluß zu jener Gruppe von jungen Künstlern, die, eben um jene Zeit, der altberühmten Wiener Kunstgewerbeschule ein völlig neues Gepräge gaben und in der Folge die anfangs heftig angefehdeten, jetzt längst weltberühmt gewordenen ‚Wiener Werkstätten' gründeten, zu den Josef Hoffmann, Koloman Moser, Alfred Roller und den vielen, die sich ihnen anschlossen. Klimt, ohne daß er jemals direkt für die Werkstätten arbeitete, wurde doch in Wahrheit deren heimlicher König. Er hat nicht deren Ideen zuerst geprägt — wie er denn überhaupt größer im Aufgreifen und Durchbilden als im Neuprägen war — aber er hat das ideale Wollen dieser ganzen Gruppe durch seine Persönlichkeit, durch seinen Geschmack und durch seine überragende Begabung, also durch tätig-schöpferische Zustimmung angefeuert und wachgehalten. Hiermit aber hatte Klimt sich selber und sein Schaffen der neuen Wiener kunstgewerblichen Richtung verschrieben, und so empfing denn um diese Zeit seine gesamte Malerei jenen Anstoß zum Kunstgewerblich-Juwelhaften, das für die letzten anderthalb Jahrzehnte des Künstlers vor allem bezeichnend wurde.

Vom rein-malerischen Standpunkt ist diese Entwicklung eher zu beklagen als zu preisen. Es kann nicht das Ziel der Malerei sein, farbige Bijous und kunstgewerbliche Kostbarkeiten herzustellen. Bei aller erlesenen

Die drei Alter. Gemälde (1908)

Digitized by Google

Bildnis (1908)

Gemälde von Prof. Gustav Klimt

Digitized by Google

Digitized by Google

Wienerin. Gemälde (1910)

Geschmacksdurchbildung, die diese Werke Klimtscher Hand stets beweisen, haftet ihnen doch eine gewisse Frostigkeit an, etwas Gesuchtes und Ertüfteltes, mitunter selbst Geziertes, dem in manchen Teilen die künstlerische Naivität und Frische leider völlig fehlen. Dies darf freimütig bekannt werden und ist als zutreffend allein schon dadurch erhärtet, daß die übrige Produktion von dieser Klimtschen rein-dekorativen Richtung durchaus nichts wissen will und sie selbst in Wien immer weniger Nachfolge, ja in letzter Zeit deutliche Ablehnung findet. Die jüngeren Maler steuern eher in total entgegengesetzter Richtung, und wenn man ihnen gewiß auch nicht in allem und jedem beipflichten wird, so muß man doch dieses eine anerkennen, daß sie den Instinkt ihrer Kunstgattung sich zu bewahren suchen.

Trotzdem darf unser grundsätzlicher Einwand uns nicht dazu verführen, die Klimtsche Schmuckmalerei nun in Bausch und Bogen zu verwerfen. Sie behält vielmehr ihren unverlöschbaren Wert als Ausdruckserscheinung eines höchsten malerischen Ingeniums und einer für ein Kulturzentrum unserer

Digitized by Google

Zeit besonders kennzeichnenden Geschmacksrichtung. Und eines jedenfalls ist sicher: was der Künstler mit diesen Bildern angestrebt hat, das hat er auch erreicht. Folgt man ihm auf seinen Standpunkt, so kann man das, was er geschaffen hat, nur bewundern. Mit einer Feinfühligkeit des Auges und der Hand, die kein anderer je erreicht, ist hier Farbenton neben Farbenton gesetzt, ist das ganze Bild mit Ornamentmustern wie bestickt, und daraus blühen dann menschliche Körperteile, blühen Hände, Gesichter und Haarwellen, blühen zarte Schultern und ausdrucksvoll geformte nackte Leiber wie wundersame Blumenwesen hervor und ziehen unser Auge auf sich. Es ist als sollte über all die verschwenderisch ausgebreitete Kostbarkeit von Gewändern und Möbelstoffen, Ornamentstücken und Pflanzenzieraten die keusche Nacktheit des menschlichen Körpers, als Ewig-Naturschönes, triumphieren. Schön selbst dort in seiner malerischen Ausdrucksform, wo es in der brutalen Wirklichkeit (etwa als Verfallsform eines höheren Lebensalters) eine Häßlichkeit bedeutet. Es tritt jedoch noch ein Weiteres hinzu, das diese eingestreuten Wiedergaben aus dem Kreise des Menschentums mit einem ganz besonderen für jedes Auge anziehenden Reize schmückt: das ist ihre geheimnisvolltiefe, innig-lautere Beseeltheit. Man sehe auf dem Bilde der drei Lebensalter, wie dort die Mutter ihr Kind hält: wie liebend Hände und Arm das Körperchen an sich drücken, wie Kopf bei Kopf zärtlich und innig ruht — und man wird gestehen müssen, daß nur ein echter und großer Künstler, einer, der in seiner Menschlichkeit unerschüttert geblieben ist und über seltenste Empfindungsfülle gebietet, dieses hat schaffen können. In dieser Art von Beseelung blieb Klimt stets ein Meister und vor allem verstand er es den Gesichtern junger Weiber, auch auf rein symbolistischen Kompositionen eine schlummertrunkene Süßigkeit, ein seligberauschtes Lächeln zu geben, das an himmlische Wonnen erinnert. Auch solches schöpfte Klimt aus der Fülle seines Wienertums. Er bleibt dieser Stadt, zwar leuchtend und überragend, doch mit allen seinen Schöpferkräften, in Hingabe und Abwehr aufs unlöslichste verbunden.

Backfisch. Gemälde (1912)

Digitized by Google

Das Pünktlein auf der Welle

Roman von Ottomar Enking

Stümpemanns denken an das Grab

Eine große, schwarze, plump gebaute Kalesche rumpelte über den Markt. Obgleich die Pferde nicht viel schneller ausschritten, als sie es bei Begräbnissen gewohnt waren, schwankte der alte Kasten doch auf dem holperigen Pflaster wie ein Orlogkoggen auf stürmischer See.

Die Federn des Gestells ächzten, und das Rädergeräusch hallte dumpf von den Giebelhäusern ringsum zurück.

Auf erhabenem Sitze thronte der Kutscher; der quer aufgesetzte Zweispitz war ihm zu weit nach der linken Schulter herabgerutscht. An einem versilberten Haken neben der einen Laterne hing ein mächtiger Kranz aus Lebensbaum mit Blumen. Je nach dem Schwanken des Wagens schwebte er bald frei in der Luft, bald klappte er hart gegen die Wand.

Der Markt war durchquert. Das Gefährt bog in eine enge Gasse ein. Hier wurde sein Gerumpel zum Gedröhne.

Die Leute kamen an die Fenster. Was war das? Beerdigung? Ach so, nein — sie besannen sich und sprachen fast ehrfürchtig untereinander: „Stümpemanns denken an das Grab."

Durch ein niedriges Tor hindurch und über eine schattenlose Landstraße, vorbei an einem maifrisch sprossenden Birkengebüsch: da hielt der Wagen vor dem kreuzgeschmückten Eingange zu der Stätte, wo ja wohl wenigstens unter der Erde all' Fehd' ein Ende hat.

Der Friedhofswärter hatte hier schon der Ankommenden geharrt. Er trat herzu und öffnete den Schlag, indem er den Hut in die Hand nahm.

Als erster stieg ein dicker Herr mit rotem Gesicht, kräftigem blonden Bart und schlau zwinkernden Augen heraus. Seine Hembrust hatte sich auf dem unbequemen Sitz hochgeschoben; er stieß auch mit dem Zylinder oben an die Kante der Türöffnung und hatte Mühe, als er endlich draußen war, sich das Zeug einigermaßen in Ordnung zu bringen. Auf seinem schwarzen Rock saßen das Eiserne Kreuz und noch etliche Ehrenzeichen.

„Guten Tag, Herr Stümpemann," sagte der Friedhofswärter mit vieler Achtung. Der Dicke pustete bloß als Antwort und wischte sich mit seinem Taschentuche den Hals.

Ihm folgte aus dem Innern des Wagens mit gewandter Ruhe ein mittelgroßer, schlanker Mann, der einen vollen, aufgezwirbelten Schnurrbart trug und sich leicht den Kneifer zurechtrückte.

„Guten Tag, Herr Senator," sagte der Friedhofswärter. Der Begrüßte lüftete eben den Hut.

Zuletzt verließ ein kleiner, glattrasierter Mensch das Wagendunkel. Er hatte erst vorsichtig mit dem Fuße zugefühlt, ob er auch nicht den Tritt verfehlte. Nun gesellte er sich mit eigentümlich eckigen und gezwungenen Bewegungen zu den beiden andern und erwiderte den Gruß des Friedhofswärters: „Guten Tag, Herr Direktor," mit einem würdevollen Neigen des Hauptes.

Der Wärter hatte den Kranz vom Wagen los und ging den drei Herren vorauf.

Die bildeten eine Reihe, und wer sie so gehen sah, der erkannte wohl, daß sie trotz aller Verschiedenheit ihrer Gestalten doch Brüder waren. Alle hatten dieselben ausgeprägten Backenknochen, — Augenbrauen, die wie Zacken geformt waren, und eine starke Nase mit breitem Rücken.

Schweigend schritten sie hinter dem Kranze her.

Der Friedhof war alt. Die Bäume hatten eine beträchtliche Höhe erreicht, — die schon ziemlich weit am westlichen Himmel stehende Sonne konnte stellenu ei e gar nicht bis auf den Boden dringen, so dicht war das Gebüsch auf den Rasenflächen, so hoch waren der Wacholder und der Taxus auf den Gräbern.

Gewundene Gänge zwischen verwitterten Leichensteinen. Dann kam ein Platz, wo neuere Prunkdenkmäler aufragten, und vor einem großen, mit Granitdocken und dicken Ketten eingefaßten Grabe machte der kleine Zug halt.

An der Kopfleiste der aufgemauerten Hinterwand stand mit kräftigen Buchstaben: ‚Ruhestätte der Familie Stümpemann.'

Vor der Mitte der Mauer war ein Friedensengel aufgestellt; zu beiden Seiten von ihm hatte man Marmorplatten eingelassen. Die Jahreszahlen zeugten davon, daß die Stümpemanns hier schon seit langer Zeit bestattet wurden.

In zwei Reihen wölbten sich efeuübersponnene Hügel auf diesem Grabe; einige davon trugen kleine polierte Steinblöcke, und die Namen, die darauf eingemeißelt waren, fehlten dann auf den Marmortafeln.

Digitized by Google

Der Wächter legte den Kranz an den Stein mit der Inschrift: Karsten Stümpemann, geboren am 15. Dezember, 1800, gestorben am 13. Mai 1873.' Hierauf trat er bescheiden zurück.

Die Herren blickten auf den Hügel. Der Glattrasierte faltete die Hände; der Schlanke tupfte am Schnurrbart, und der Dicke meinte, indem er den Kranz mit dem Spazierstock noch ein wenig näher nach rechts rückte: „Ja, ja, unser guter Alter! Er hätte ja gern noch ein bißchen mitlaufen können."

Die beiden andern nickten.

Eine Weile des Stummseins. Dann bemerkte der Senator: „Nächstes Jahr muß die Schrift überall neu vergoldet werden. Bei Mutter und bei meiner Frau ist sie schon halb verwischt."

Die beiden andern nickten.

Abermals eine Weile des Stummseins, dann hub der Kleinste von den dreien an und seine Stimme klang sehr salbungsvoll: „Ja, meine lieben Brüder, so haben wir ja denn wieder einmal an das Grab gedacht. Das ist doch eine schöne Familiensitte. Man kehrt weihevoll von diesem teuren Fleck Erde an den häuslichen Herd zurück, um zu wirken, solange es Tag ist."

Die beiden andern nickten, und dann machten sich alle drei auf den Heimweg.

Der Friedhofswärter war ihnen und besonders dem dicken Herrn Stümpemann beim Wiedereinsteigen in den Wagen behilflich und bekam sein gutes Trinkgeld.

Nun rollte die Kalesche der Stadt zu und wandte sich durch das Straßengewirr in eine Gegend, wo es lieblich nach Malz roch.

Hier verabschiedete sich der Dicke von seinen Brüdern und ging in ein Haus von urväterischer Bauart hinein. Eine Treppe hoch war ein Kontor. Als Herr Stümpemann die Tür öffnete, duckten sich die vier Schreiber eifrig über ihre Bücher.

„Friedrich, hol' mal ein Glas Bier," sprach Herr Stümpemann, und eilfertig machte sich der Jüngling auf den Weg.

Stümpemann trat ans Fenster. Man sah von hier aus in den Hof und in eine Torfahrt hinein. Zwei Wagen warteten dort auf ihre Befrachtung. Große Fässer wurden über den Hof gewälzt und von dem kräftigen Kutscher auf den einen Wagen verstaut, während ein älterer Mann in Lederschürze den anderen mit Kästen voller Bierflaschen belud.

Herr Stümpemann sah das mit Genugtuung. Geschäft ging gut.

Friedrich kam mit dem schäumenden Kruge, und Stümpemann tat einen tiefen Zug.

„Ist es voll in der Gaststube?" fragte er.

„Oha, Herr Stümpemann!" antwortete Friedrich. „Unser Bockbier — oha! Da können sie gar nich genug von kriegen."

Das hörte Herr Stümpemann mit Zufriedenheit. Tüchtiger Betrieb.

Da öffnete sich gegenüber dem Kontor ein Fenster, eine behäbige Frau lehnte heraus und rief: „Pasche! Schick' mir doch eben mal Geld 'rüber! Tüten muß ein Paar neue Stiefeln haben!"

Gleichgültig — kam ja gar nicht darauf an! — entnahm Herr Stümpemann dem Geldschrank eine Anzahl Taler und gab sie Friedrich: „Bring' die nach meiner Frau hin." —

Der Wagen war weitergefahren und hatte zum andernmal vor einem Markthause haltgemacht, in das nun der Senator eintrat. Auf dem mit Fliesen belegten breiten Flur stand ein Mann im blauen Leibrock mit silbernen Knöpfen. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte hing ihm ein weißer Riemen, der einen krummen Säbel trug.

„Nun, Schulz? Haben Sie viel? Kommen Sie mit hinein. Ich will alles gleich unterschreiben."

„Zu Befehl, Herr Senator, ist nicht schlimm heute."

In der Stube nahm der Senator am Schreibtisch Platz, und Schulz reichte ihm aus einer Mappe sorgsamst beschriebene Bogen hin, indem er dabei immer über den in Frage kommenden Fall berichtete: „Kählersch müssen wir nun wirklich mal verdonnern, Herr Senator. Die Altsche setzt nie ihren Mülleimer vor die Tür, wenn die Männer kommen."

„Nun ja," sagte der Senator gemütlich und unterzeichnete den Strafbefehl. Schulz fuhr fort: „Und der neue Redakteur hat sich nicht rechtzeitig bei uns angemeldet. So diese Leute von draußen, die meinen, sie können sich alles erlauben. Der soll uns man erst kennen lernen. In so was sind wir scharf hier in Krukeluhn. Das kostet 'n Taler."

„Ganz richtig, Schulz, laß den man bezahlen."

So war noch allerhand zu erledigen.

„Und dann wollt' ich noch melden, Herr Senator," sagte Schulz dazwischen, „die Seminaristen haben gestern wieder bis dreiviertel Vier im Rauhen Loch gekneipt. Den Wirt sollten wir doch eigentlich mal ..."

„Ach nee, Schulz, das wollen wir lieber nicht bemerkt haben, sonst verknackt mein Bruder die armen Jungens wieder zu lebenslänglichem Karzer. Wir beide sitzen ja auch ganz gerne mal lange in der Kneipe, nicht wahr?"

Digitized by Google

„Na ja, Herr Senator," meinte Schulz und lachte pflichtgemäß, „aber doch ..."

„Lassen Sie man. Ich weiß von nichts. — So, mein Herr Sergeant," sagte der Senator dann und gab dem Beamten die unterschriebenen und abgelöschten Blätter zurück, „nun gehen Sie hin und vollstrecken Sie die Bluturteile."

Abermals das pflichteifrige Lachen des Untergebenen. Dann verschwand Polizeisergeant Schulz.

Der Senator stand auf, zündete sich eine Zigarre an und trat an einen Glasschrank, dessen Riege voller Münzen lagen. Er öffnete die Tür, hob dies und jenes Stück heraus und strich mit der Zärtlichkeit des Sammlers darüber hin. Dann ging er zur Tür und wollte am Klingelzug reißen, da tat sich die Tür auch schon auf, und es erschien auf der Schwelle eine ältere Frauensperson, der man den Jungfernstand ansah. Sie hatte eine große Haube auf und war in ein Kleid mit Puffärmeln gehüllt.

„Wo ist Karsten?" fragte der Senator.

„Er spielt im Garten mit Doktors Mariechen," war die Entgegnung.

„Gut. Sie brauchen heute abend nicht auf mich zu warten. Ich esse im Klub."

„Ach," sagte das Fräulein bedauernd, „und nun hab' ich gerade so schönes saures Schweinefleisch."

Der Senator streichelte ihr die runzlige Wange: „O Katinka meiner Seele, das ist morgen noch viel saurer." —

An der dem Friedhof entgegengesetzten Seite war der schwarze Wagen wieder zur Stadt hinausgeholpert, bis er an ein zweistöckiges, nüchternes Gebäude aus gelben Backsteinen gelangte.

Vor dem Tor, über dem die Inschrift: ‚Lehrerseminar' stand, war die Fahrt für den letzten der drei Brüder zu Ende.

Der Direktor schritt die dreistufige Treppe hinauf. Auf der Diele empfing ihn sein breitschultriges, ehrsam mageres Gemahl. Ihr Antlitz trug jenen Zug der unerbittlichen Strenge, wie er sich bei Damen herausbildet, die den Vorsitz in einem durchaus auf dem Boden der christlichen Kirche stehenden Frauenverein führen.

„Du wirst dich doch wohl nicht zu sehr erhitzt haben, Görges?" fragte sie. Ihre Sprechweise war langsam, von dem Klange einer etwas scharfen Flöte.

„O nein, liebe Cäcilie," entgegnete der Direktor höflich. „Ich danke dir für deine treue Sorge. Es war nicht so warm. Vielleicht wird es diese Nacht naß herniedergehen."

„Du wirst besser die Stiefel hier draußen ausziehen. Sie sind bestäubt."

„Gewiß, liebe Cäcilie."

Und unter dem Beistand seiner lieben Frau tat der Direktor das grau überzogene Fußzeug ab und trat in ein Paar Hausschuhe, worauf mit blauen, roten und grünen Perlen die Sinnbilder von Glaube, Liebe und Hoffnung gestickt waren. Dann wechselte er auch noch den schwarzen Rock gegen eine schon recht abgeschabte Jacke von unbestimmter Bräunlichkeit und begab sich in seine Arbeitsstube.

Dort labte ihn sein Ehegespons mit einer Limonade, deren Aussehen und Geschmack in dem Genießer tatsächlich eine Ahnung aufkommen ließen, was die Himbeerfrucht doch für einen köstlichen Saft in sich bergen muß.

Der Direktor bedankte sich vielmals für die ihm erwiesene Vorsorglichkeit und nahm an seinem Schreibtisch Platz. Da lagen alle Sachen so genau in Reih und Glied, daß es vor lauter Ordentlichkeit fade roch. Und der Herr Direktor hütete sich wohl davor, die Feder tiefer als bis zu einem Drittel ihrer Länge in die Tinte einzutunken. —

Die Pferde vor dem schwarzen Wagen wußten, daß sie nun ihre Pflicht getan hatten und daß es in den Stall ging. Sie trollten rascher durch die Straßen, und die Leute, die dem Gefährt vorhin nicht begegnet und sich also über das Erscheinen der Begräbniskalesche noch nicht klar geworden waren, stutzten bei dem Anblick. War denn heute einer zum Kirchhof hinausgebracht? Das hätten sie doch wissen müssen. Ach so, nein, richtig! Stümpemanns hatten bloß, wie sie regelmäßig am Todestage ihres Vaters und ihrer Mutter taten, an das Grab gedacht.

Das Pünktlein auf der Welle

Maiensonne von schier sommerlichem Glosten.

Die alte Stadt badete sich darin. Es schien fast, als reckten und streckten sich die Häuser in dem Gefühl, all der Frühling könne ihnen die Zeit zurückbringen, da über ihren Giebelbalken eben erst der Richtkranz geschwebt hatte. Und jedes Rinnsal auf den Straßen blinkerte, daß kein Mensch es mehr für unreinlich schelten konnte.

Auf den Feldern und Fluren rund um das rote und graue Gemäuer aber zitterte die ganze, große Werdenswonne.

Das köstliche Sprießen der Saaten, das goldgrüne Leuchten des jungen Laubes, das entzückende Augenaufschlagen all der Grabenblumen, — das behagliche Futterzermahlen der blankfelligen Rinder und der Vogeljubel in der Luft, — ach, es war wieder einmal so, als wäre es noch nie so schön auf Erden gewesen, wie gerade in diesem Jahre!

Digitized by Google

Über den breiten Landweg, der von der Stadt aus erst auf eine Höhe und dann wieder abwärts führt, schritt ein junges Mädchen in heller, leichter Gewandung dahin.

Ihr Gang, ja ihr ganzes Wesen paßte so recht in den Lenz hinein. Den Hut trug sie an seinen Bändern wie einen Korb über dem linken Arm; von der rechten Hand hing ihr eine kleine Ledertasche herab. Blonde Locken umrahmten in Fülle ihr frisches Antlitz. Die großen, lebhaften Augen sogen sich voll von der Frühlingsherrlichkeit, sie blickte zum Himmel auf mit dem dankbaren Ausdruck, den ein Kind hat, wenn die Mutter ihm eine Labung spendet.

Auf der Höhe kam ein Wind gestrichen. Der verwirrte dem Mädchen die Locken. Aber sie gab sich keine Mühe, den reichen Schmuck alsbald wieder in Ordnung zu nesteln, sie ließ sich's sogar gefallen, daß auf ihrem Haupte ein tüchtiges Durcheinander herrschte.

Für einige Augenblicke hielt sie auf dem Hügel mit Gehen inne. Vier schwere, ernste Schläge von dem Krukeluhner Kirchturm kamen ihr nach. Sie warf nur einen flüchtigen Blick zur Stadt zurück, die als ein eng ineinander geschachtelter Haufen von gedrungenen Umlinien dalag, dann wandte sie wieder den Kopf und schaute den Weg hinab, der sich zwischen den Knicks hindurchschlängelte bis ganz da unten hin, wo er in eine Holzbrücke auslief. Die leitete über einen dunkelblauen Wasserarm weg an das jenseitige Ufer, das mit Buchenwäldern und Dörfern geziert war.

Dann rasch fürbaß, und bald war das junge Mädchen an einem Gehöft angelangt. Das sah so sauber aus, als wäre es erst heute früh sorgsamst abgewaschen worden. Eine weißgekalkte Mauer zog sich herum.

Durch die Pforte trat das Mädchen auf den Hof, wo kein Strohhalm lag. Da rasten laut kläffend zwei Dächsel auf sie zu, umkreisten sie wild und sprangen an ihrem Kleide in die Höhe, sie aber erschrak nicht, sondern suchte die stürmischen Begrüßer zu liebkosen.

Aus dem Stall tönte ein Schelten: „Kule, was fällt dir ein? Wix, willst du kuschen?"

Auf der Stallschwelle erschien dann gleich ein Knecht von recht struppigem Aussehen. Der drohte den beiden Hunden: „Hierher!"

Kule und Wix hätten ja nun keine Dächsel sein müssen, wenn dieser Befehl für sie nicht der Anlaß gewesen wäre, gerade die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Sie fegten mit rauhem Gewuff und wehenden Ohren zum Hoftore hinaus und wälzten sich übereinander im Graben.

„Guten Tag, Rahmkirch," sagte das junge Mädchen zum Knecht. „Ist mein Onkel da?"

So unhold die Knechtsgestalt von außen war, es lag doch viel Gutmütiges in der Art, wie Rahmkirch der Fragenden zunickte: „Unten am Wasser, Fräulein. Beim Bootausbessern. Wir haben neulich das Schwert kaputt gefahren. Soll ich Herrn Eenboom rufen?"

„Nein, danke, ich gehe hin."

Sie umschritt das freundliche, rebumlaubte Wohnhaus und kam in einen großen, zum Wasser abwärts geneigten Obstgarten.

Alle Bäume starrten in ihrer Blütenpracht. Es war dem jungen Mädchen, als erblicke sie nicht nur, nein, sondern als vernehme sie auch diese gewaltige Entfaltung neuen Lebens.

Nichts von Zweigen, nichts von Blättern war zu spüren: nur weiße und rosa Dolden, Büsche, Ballen, Wülste, ja dicke Ranken, ganze Trauben von Blüten, die alle in der einen Sehnsucht aufgesprungen waren, dereinst Frucht zu bringen.

Bienen wühlten und taumelten wie berauscht in ihnen herum. Dann und wann sank ein zartgeädertes Muschelchen schaukelnd zu Boden in das strotzende Gras. Ein süßer Duft lagerte zwischen den reinlichgehaltenen und mit Ringen wider die Schädlinge versehenen Stämmen.

Das Mädchen weidete sich an dem Glanz, und sie konnte sich's nicht versagen: ein Ästlein, das von seiner prangenden Last tief herniedergezogen war, nahm sie sacht in die Hand und berührte die Blüten mit den Lippen.

Wohl dreihundert Schritte mußte sie machen, bis sie unter diesem lebendigen Schneegewölbe hindurch war. Dann gelangte sie auf eine Vorlandwiese, auf der zwei Ziegen meckernd ihre Daseinsfreude kundtaten, und unten am flachen, sandigen Strande war ein großer, hagerer Mann in Hemdsärmeln dabei, seinem Kutter das kurshaltende Schwert zu flicken.

„Guten Tag, Onkel Jakob!" rief das Mädchen.

Der Mann ließ den Hammer sinken, und ein fröhliches Lächeln glitt über seine Züge: „Sieh mal an! Kleine Gaddi! Kommst du mal zu mir?"

Er bekam einen kräftigen Händedruck und einen lieben Kuß unter seinen grauen Schnurrbart.

„Ich wollte dich um was bitten, Onkel Jakob."

„Das ist recht, kleine Gaddi. Was soll's denn sein?"

„Kale hat mir ein neues Album geschenkt." Sie holte aus ihrer Tasche ein Buch mit

Digitized by Google

goldenen Beschlägen hervor. „Da solltest du gleich zu allererst — ich meine natürlich gleich hinter Mutter —, mir einen Vers einschreiben."

„Das wollen wir wohl kriegen, mein Döchting. Was hat Mutter denn geschrieben?"

„Ach," erwiderte das Mädchen etwas gelangweilt, „bloß das von Treu' und Redlichkeit. Das schreibt sie immer in Albums."

„Nun, das kann der Mensch auch immer gern mal wieder lesen und sich zu Herzen nehmen. — Ja, dann wollen wir nur hinaufgehen, damit du auch was zu leben kriegst."

„Ich störe dich."

„Nein, Rahmkirch muß mir erst noch ein anderes Brett besorgen, ehe ich weiterarbeiten kann. Komm, kleine Gaddi."

Onkel Jakob legte sein Werkzeug hin, setzte die Mütze auf, schlang den Arm um das Mädchen, das sich so recht vertrauend an ihn lehnte, und die beiden gingen langsam zum Hause aufwärts.

Das Gesicht des alten Mannes verklärte sich jedesmal, wenn er zu seinen Bäumen emporsah: „So gut haben sie lange nicht geblüht, wie dieses Jahr, und ich glaube, sie setzen auch reichlich an. Da gibt's was Feines zu schmausen für meine kleine Gaddi!"

„Wenn bloß kein Frost oder Hagel kommt."

„Ja, könnte man über jedes liebe Baumgeschöpf einen Schirm ausbreiten! Aber es ist ja nun mal so bestimmt, daß viel zugrunde geht und nur aus dem wenigsten was Richtiges wird. Ist ja bei den Menschen so, — da können meine Bäume es auch nicht besser verlangen. Bleibt immer noch genug, woran wir uns freuen dürfen."

Sie waren hinter dem Hause.

„Tritt näher, Kind. Ich spüle mir eben die Hände rein, damit ich ans Schriftstellern gehen kann. Sag' Line, daß sie dir Kaffee und Butterbrot bringt."

In der einfachen, aber gemütlich eingerichteten Stube ließ es sich das Mädchen mit dem gesunden Hunger der Jugend schon schmecken, als Onkel Jakob eintrat. Er hatte einen Rock angezogen und das immer noch dichte, wenn auch längst gebleichte Haar glatt zurückgebürstet.

„Schmeckt's, mein Liebling? Na, das ist recht. — So!" Er setzte sich an den Schreibtisch, wo das Album schon aufgeschlagen lag, schnitzte sich eine neue Spitze an die Gänsefeder, schob die Hornbrille auf die Nase und meinte: „Ich will dir ein paar Verse einschreiben, die mir mal so gekommen sind, als ich unten an unserm Sund stand und die Sonne so auf den Wellen tanzte. Du brauchst noch nicht daran zu glauben, daß das wahr ist, was die Verse besagen."

„Oh, Onkel Jakob, was von dir kommt, ist immer wahr."

Der Alte sah sie über die Schulter hinweg lächelnd an: „Denkst du? Ja, möglich, wenigstens hüte ich mich vor der Lüge. Aber zu glauben braucht man mir deshalb doch noch lange nicht alles. Wenigstens nicht gleich."

Dann kritzelte die Feder eine ganze Weile auf dem Papier, bis Onkel Jakob sein Werk mit einem bedächtigen Schlußpunkte beendete.

„So, mein Kind. Das wäre geschafft Nun lassen wir es trocknen."

Er wechselte den Platz, indem er sich bei dem jungen Mädchen am Sofatisch niederließ.

„Und nun erzähl' mir mal, wie steht es denn zu Hause?"

„Danke, gut, aber wir haben alle Hände voll zu tun. Ellinas Hochzeit sollte doch erst im August sein und nun schon am einundzwanzigsten Juni. Du kannst dir denken, Mutter ist aufgeregt, weil die Aussteuer noch so weit zurück ist. Und Bruder Kale muß sich viel um die Zeitung kümmern. Wir haben ja einen neuen Redakteur gekriegt."

„Ja, scheint ein tüchtiger Mensch zu sein. Ich lese die Artikel immer gern, die er schreibt. Hat so was Forsches. Die Tonart sind wir auf Rahne gar nicht gewohnt. Tut uns aber wohl."

„Kale meint auch, so einen guten Redakteur haben wir noch nie gehabt. Und Herr Wilkens ist auch sonst sehr nett," sagte das junge Mädchen und errötete dabei.

Sie hatte ihren Kaffee getrunken, tupfte noch die letzten Brotkrumen vom Teller und erhob sich dann: „Ich muß machen, daß ich zur Stadt komme, ich habe noch Musikstunde."

„So? Willst du schon gehen? Das tut mir leid, kleine Gaddi. Aber gewiß, deine Stunde darfst du nicht versäumen. Denn also viele Grüße und bald auf Wiedersehen."

Er prüfte, ob die Tinte auf dem Albumblatt eingetrocknet war, dann wollte er das Buch zuklappen, aber das junge Mädchen nahm es ihm aus den Händen.

„Darf ich's nicht gleich hier lesen?" bat sie.

„Wie du willst, mein Döchting. Großer Dichter bin ich nicht, das merkst du schon, aber gut gemeint ist es."

Sie las halblaut:

„Du Pünktlein auf der Welle,
Wie strahlst du doch so helle,
Du Bild von unserm Glück.
Das ist auch nur ein Winken,
Ein kurzes, holdes Winken,
Gehört uns keinen Augenblick.

Digitized by Google

Laßt uns bescheiden stehen,
Aufs goldne Pünktlein sehen,
Das sei der Freud' genug.
All, was wir sonst mit Bangen
Ersehnen und verlangen,
Ist Wahn und Trug, — ist Wahn und Trug.

Glannbeck, den 17. Mai 1879.

Meiner lieben, kleinen Nichte Garderut Mackeprang
zur freundlichen Erinnerung
an ihren treuen Onkel Jakob Eenboom."

Nach dem Lesen ruhte für ein paar Augenblicke der Schleier einer Betrübnis, ja sogar einer Betroffenheit über dem jungen Mädchen, rasch aber siegte in ihr der Jugendmut, er zerriß den Schleier, und sie schaute lachenden Mundes zu dem alten Manne auf: „Nein, Onkel Jakob! Da hast du allerdings recht. Das kann ich wahrhaftig nicht glauben. Es gibt doch so viel, viel wirkliches Glück auf der Welt. Nicht bloß das bißchen Wellengeflimmer."

Onkel Jakob umfaßte sacht ihre Schulter und sah sie milde an: „Mein Kind, solch ein Album ist mehr für die Zukunft als für die Gegenwart. Ich freue mich, daß du mir jetzt abstreitest, was ich da geschrieben habe. Aber die Verse sollen für Stunden sein, die keinem Menschen erspart bleiben, und wo er überhaupt nicht mehr daran glaubt, daß es ein Glück gibt. Dann sollen sie dich daran erinnern, daß doch jede Welle ihren kleinen hellen Punkt hat. So hat auch jede Stunde, und mag sie noch so düster sein, ihr kleines Licht. Und das ist dann ein Trost. Auf die Art mußt du meine Schreiberei auffassen, kleine Gaddi. Deine Fröhlichkeit will ich dir, weiß Gott, nicht dämpfen."

Ja, Onkel Eenboom hatte es gewiß gut gemeint und der kleinen Garderut nur Freundliches erweisen wollen, aber alte Leute, auch die besten, sind nun einmal alte Leute und denken immer, es ginge im Leben nicht ohne Weisheit ab.

Weisheit aber ist des unbekümmerten Frohsinns Lähmung.

Garderut Mackeprang war kräftig genug, gegen den Weisheitsdruck anzugehen, aber wie eine dünne Staubschicht lag es doch auf ihrer Seele, als sie nun, zuerst eine Strecke weit unter dem herumjachternden Ehrengeleit von Kule und Wix, wieder der Stadt zuwanderte.

Auf der Höhe machte sie abermals halt und schaute nach dem Sund zurück. Tausend und aber tausend Sternchen blitzten auf dem Wasser auf und verloschen sogleich, um an einer anderen Stelle aufzutauchen und wieder zu verschwinden.

Das sollte das Bild vom menschlichen Glück sein? Weiter durfte das Herz nichts begehren? Alles, was es an Freuden erhoffte und genoß, war ihm doch schließlich so unerfaßbar, so unerhaltbar wie das Geblinker da draußen?

Trotzig richtete sich Garderut auf und schüttelte das Haupt, daß die Locken flogen. Dann sprach sie fest und in schicksalsvertrauendem Tone nach dem Gehöft mit den blühenden Obstbäumen hinüber: „Nein, Onkel Jakob! Du magst so klug und weise sein, wie du willst, aber das weiß ich besser: es muß mehr Glück geben — es muß auch Glück geben, das uns viel, viel mehr zugehört, als nur dein Pünktlein auf der Welle: ich möchte nicht gar zu bescheiden sein."

Und tapfer schritt das junge Mädchen aus.

Von fröuden Höchgezîten

Am Tage, da die Sonne ihren höchsten Stand erreichte, gab die Mackeprangsche Buchdruckerei den Rahner Hausfreund, der sonst immer erst um sechs erschien, schon eine Stunde früher heraus.

Denn die beiden Buchhalter und die neun Setzer und der Maschinenmeister mit seinem Gehilfen und der Mann, der das Papier schnitt, ja, die wollten doch auch etwas davon haben, wenn Hochzeit in der Familie war. Ihr junger Chef Kale hatte ihnen Geld zu einem großen Faß Bier geschenkt, das wollten sie im Rauhen Loch gemütlich auslutschen und dabei ein Huldigungstelegramm an das neuvermählte Paar absenden.

Es war eine schöne Trauung in der Großen Kirche gewesen.

Pastor Pugepind erinnerte daran, wie er die liebe Ellina, des ehrenwerten Hauses Mackeprang zweite Tochter, einst durch die heilige Taufe in den Bund der christlichen Gemeinschaft aufgenommen und sie später eingesegnet und vor sich am Tische des Herrn gesehen habe. Nun spendete er ihr also zum dritten Male als verordneter Diener der Kirche den Segen Gottes, damit sie an der Seite ihres geliebten Gatten hinausziehe in die ferne Fremde und die fremde Ferne. Als er soweit gekommen war, hatte Ellinas Mutter vor Wehmut laut aufgeschluchzt, und das war nun für den guten Pastor Pugepind der Anreiz gewesen, um noch immer herzerschütternder von dem Trennungsgeschick zu sprechen. Die ferne Fremde und die fremde Ferne kamen, von Bibelsprüchen verbrämt, immer wieder in seiner Rede vor, Mutter Mackeprang seufzte und weinte darüber, daß es zum Erbarmen war, und steckte damit auch die andern Frauen an, und es fand also ein großes Schnupftuchgewedel statt. Ja, vor lauter Gerührtheit war es allmählich schon mehr eine Trauerversamm-

Digitized by Google

lung geworden, zuletzt aber hatte Pastor Pugepind den geliebten Anwesenden doch die Versicherung gegeben, daß die Hand Gottes nicht nur über der Insel Nahne mächtig sei, sondern daß sie auch über dem Lande und der Stadt walte, wohin die jungen Eheleute nun ziehen müßten. Da hatten sich denn nach und nach alle gefaßt und getröstet.

In langem Wagenzuge war die Gesellschaft den fünf Minuten weiten Weg vom Gotteshause bis zu Freunds Hotel gefahren, und da saßen sie nun, ihrer sechzig Männlein und Fräulein, bei vielgestaltigem Mahl und tranken sechs, sieben verschiedene Sorten Weins dazu.

Alles, was geboten wurde, war reichlich, gut und teuer, wie es sich gehört, wenn eine Krukeluhner Honoratiorentochter Hochzeit macht.

Auf der Saalgalerie hatten ein paar Musikanten Platz und bliesen und strichen mit aller Gewalt gegen das Tellergeklapper und das laute Unterhaltungsgesumme da unten an.

Je weiter das Mahl vorrückte, desto öfter mußten sie den dreifachen Tusch hören lassen, denn die Lust zum Hochausbringen wächst bekanntlich mit der Zahl der geleerten Flaschen.

Nun waren die witzigen und mit vielerlei Anspielungen gespickten Tafellieder, die meist Kale Mackeprang verfaßt hatte, zu Ende gesungen, und die Gäste hatten sich die Hauben und Mützen aus den Knallbonbons aufgesetzt, da erhob man sich mit geröteten Gesichtern und dem angenehmen Spannungsgefühl über der Magengegend, um sich vorerst in die anderen Räume zu verteilen und sodann zum Tanze zurückzukehren.

Mutter Mackeprang, die gern ein Glas Samos mochte, kam gar nicht aus der Rührung heraus. Sie ging von einem Gast zum andern und machte viele Armbewegungen, obgleich ihr lila Seidenkleid recht stramm um ihre vollen Formen saß. Jetzt sprach sie im Tone tränenreicher Selbstbemitleidung Onkel Eenboom an: „Ja, was sagst du nun, Jakob? Nun gibt man wieder ein Kind aus dem Hause. Und so weit weg! Nun hab' ich denn bloß noch Gaddi bei mir."

„Ja, Schwesting," erwiderte Onkel Eenboom sehr gelassen, „du bist ja auch mal von Hause gegangen. Ich meine, das ist ein fröhlicher Abschied."

„Ach, das denkst du wohl so, Jakob," sagte Frau Mackeprang, indem sie den Kopf mit der sehr kunstvollen Frisur tief herabhängen ließ. „Aber für mich als Mutter..."

Sie ging zu anderen Herren und Damen und bedauerte sich weiter. Jetzt war sie beim Herrn Senator Stümpemann, der bei ihrem Herannahen danach gestrebt hatte, hinter einer Gruppe von Gästen zu verschwinden.

„Mein lieber Osewald," hub Frau Mackeprang an, „wie nett, daß ihr alle drei gekommen seid, und dir rechne ich das ganz besonders hoch an. Ach ja, wenn ich denke, nicht wahr? Damals, als wir hier so gemütlich deine Hochzeit feierten!"

„Ja, ja," entgegnete der Senator, der offenbar lieber über andere Dinge geredet hätte. Er spähte umher, ob er nicht irgendwie entrinnen könne, aber es half ihm nichts, er mußte stillehalten. Und Frau Mackeprang fuhr fort: „Wie niedlich sah unsere Thronde damals aus, nicht? Wer konnte das ahnen, daß das liebe Kind so bald von dir und uns allen gehen sollte?"

„Nein, nein," sagte der Senator unbehaglich.

„Und nun liegt sie schon zwei Jahre in der kalten Erde."

„Ja, ja, liebe Mutter. Schlimm."

„Aber du hast ganz recht, mein Osewald, daß du heute doch gekommen bist. Das Leben ist so traurig — wenn man nicht selber ein bißchen vergnügt ist, was hat man denn davon, nicht wahr?"

„Ganz sicher."

Frau Mackeprang kam näher und streichelte ihm die Wange, was er mit saurer Miene duldete: „Denk' du man nicht soviel an früher, mein Junge. Ach, wenn ich dich so ansehe, du bist wirklich mein Sohn geworden, fast ebensogut wie Kale. Ja, ja, das Unglück schmilzt die Menschen zusammen. Ist es nicht so, mein Osing?"

„Unbedingt, liebe Mutter."

Jetzt hatte der Senator das Glück, daß andere ihn bei seiner Schwiegermutter ablösten. Er enteilte.

Frau Mackeprang aber winkte bald danach einen jungen Mann mit feinem Gesicht zu sich heran: „Nun, Herr Wilkens? Das hätten Sie wohl nicht gedacht, daß Sie hier gleich solche große Hochzeit mitmachen sollten, wie?"

„Nein, allerdings nicht."

„Haben Sie denn auch ordentlich gegessen und getrunken?"

„Danke sehr. Ja. Durchaus genügend."

„Ja, lassen Sie sich man nichts abgehen. Ist Ihnen alles gern gegönnt. Mein seliger Mann sagte schon immer: Unser Redakteur, sagte er, der gehört mit zu unserer Familie. Und so denken wir alle. Mein Sohn Kale auch."

Digitized by Google

„Zu gütig, gnädige Frau."

„Ja, Herr Wilkens, das darf ich wohl sagen: Gemüt haben wir hier auf Rahne. Da fehlt nichts an. Na, wir stehen uns ja auch gut — dann kann man ja auch gern mal was abgeben, nicht wahr?"

„Freilich."

„Nun tanzen Sie man ordentlich, daß die Damen sich amüsieren. Sie können auch gern mal meine Jüngste auffordern. Die ist nicht stolz."

Der junge Mann biß sich auf die Lippen, verbeugte sich und dankte für die außerordentlich huldreiche Erlaubnis. Er durfte gehen. Garderut kam. Der Redakteur und sie tauschten einen freundlichen Blick.

„Mutter," sagte das junge Mädchen, „der Wagen ist da. Sie müssen fort. Der Zug von Neustadt geht schon um halb acht."

Alsbald begann Frau Mackeprang wieder ein großes Geseufze und wandelte aus dem ersten Stock, wo die Feier stattfand, in den Hausflur zur ebenen Erde hinunter.

Dort standen schon die Neuvermählten, die sich unauffällig aus der Gesellschaft entfernt hatten, im Reiseanzug. Die junge Frau sah blaß und abgespannt aus; ihr Gatte trug die Miene jener liebenswürdigen Undurchdringlichkeit und undurchdringlichen Liebenswürdigkeit, wie sie denjenigen zu eigen ist, die noch einmal Geheimer Postrat werden wollen. Er ließ Frau Mackeprangs Abschiedsschwall in tadelloser Haltung über sich ergehen und zuckte selbst bei ihren Umarmungen nicht mit der Wimper. Ellina weinte.

Kale drängte mit der Uhr in der Hand: „Nun mach' es man ein bißchen kurz, Mutter, und hab' dich nicht so. Mein Gott, Dresden ist doch nicht aus der Welt."

Er nahm Ellina, die sich nun schluchzend an ihre Schwester Garderut angeklammert hatte, und schob sie recht unsanft in den Wagen. Der junge Ehemann warf ihm einen dankbaren Blick zu und sprang schnell nach. Kale klappte die Tür zu und befahl dem Kutscher: „Nu man jüh!"

Als das Unabwendbare geschehen und die Trennung überwunden war, stärkte sich Mutter Mackeprang erst an einem Glase seimigen Weines, dann schwang ihre Stimmung ins Heitere um, und sie wurde der lustigsten eine.

Wenn Pasche Stümpemann, der Bierbrauer, einen kleinen Witz machte — und seine Witze waren von der Art, daß man sie nicht gut in der Sonntagsbeilage vom Rahner Hausfreund abdrucken konnte —, so lachte die Hochzeitsmutter, daß ihre ganze Wohlbehäbigkeit durcheinandergerüttelt wurde, und keiner war im Saal, den sie nicht ermuntert hätte, sich nun auch so recht der Lust des Tages hinzugeben.

Diesem Rufe folgten die Krukeluhner mit Freuden, und alle waren einmütig beflissen, Ellinas hohes Fest so zu begehen, daß es alle die Jahre, die dann noch kamen, als ein schöner Stern am Himmel der Erinnerung haften blieb.

Der Redakteur aber machte von der Gnade, mit der Jüngsten des Hauses Mackeprang tanzen zu dürfen, des öfteren Gebrauch.

Und wirklich: die Mutter hatte recht — klein Garderut war gar nicht stolz.

„Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus"

Ellina schilderte in ihren Briefen das Schöne, was ihr die Großstadt bot. Garderut schwoll das Herz. Wenn sie das auch einmal genießen dürfte!

Unter den Zeitungen, woraus der Rahner Hausfreund meist zusammengestellt wurde, befand sich auch eine dresdnische. Garderut bat den Redakteur häufig um das Blatt. Sie nahm es mit in ihr Jungfernstübchen hinauf und las lange darin. Was versprachen diese Anzeigen alles! Theater ... Konzerte ... Vorträge ... Ausstellungen — wie mußte es herrlich sein, wenn man da so ganz einfach hingehen konnte. Die glückliche Ellina! Die beneidenswerte!

Garderut hatte ihr Leben lang kaum etwas anderes gesehen als immer nur dieselben Krukeluhner Straßen und immer und ewig dieselben Krukeluhner Menschen.

Als ihr Vater starb, war sie erst dreizehn Jahre alt. Dieser Todesfall bedeutete einen harten Schlag für sie, denn ihr guter Vater hatte immer gesagt, jeder müsse in der Jugend einmal hinaus, um Neues zu erfahren und um es zu lernen, wie man auf eigenen Füßen stehen kann.

Er hätte sicherlich dafür gesorgt, daß sie fortkam, aber nach seinem Heimgang war davon nicht mehr die Rede.

Die Mutter, die selbst nie von der Insel weggewesen war, hielt jedes junge Mädchen, das in die Welt ging, für verloren. Nach ihrer Meinung schickte es sich überhaupt nicht, daß sich eine aus Krukeluhn hinauswünschte. Das war bloß Abenteuerlust.

So wuchs Garderut weiter auf dem heimischen Boden auf, ohne Abwechslungen, denn die kleinen Ausflüge aufs Festland, die sie mit ihrer Familie machte, gaben ihr nichts für ihre hungrigen Sinne.

Sie mußte der Mutter, die selbst von früh bis spät kochte und wirtschaftete, im Hause

Digitized by Google

Die Friedfertigen

Gemälde von Theodor Funck

Digitized by Google

Digitized by Google

helfen und lernte nichts als ein bißchen Musik, für die sie keine innerliche Neigung hatte.

Wo sollte sie sich bilden? Ihre Mutter erklärte alles Lernen bei Frauen für Unfug. Selbst mit dem Lesen war es schlimm bestellt. Die dürftige Leihbibliothek und die simple Volksbücherei auf dem Rathause waren schnell durchstudiert, und ihr Vater hatte freilich eine gute und erlesene Büchersammlung hinterlassen, aber an einen Byron, Goethe, Kleist, Hebbel kam das junge Mädchen nicht recht heran.

Wenn sie einen Menschen gehabt hätte, der sie in diesen Wundergarten hineinführte! Sie hatte solchen Menschen nicht, und so blieb sie ziemlich hilflos und zaghaft am Eingang stehen.

Die Jahre kamen, die Jahre gingen und glichen einander fürchterlich.

Sie hatte Freundinnen, ja, was man denn so Freundinnen nennt.

Wie leicht bricht nicht unter den Mädchen einer kleinen Stadt, die sich gegenseitig von Kindesbeinen an kennen und immer auf den engen Kreis dieser ihnen ebenbürtigen Genossinnen angewiesen sind, Zank und Streit aus!

Die Gemüter sind durch das fortwährende nahe Zusammensein gereizt, alles wird übelgenommen, jeder noch so geringe Glücksfall, der die eine erhebt, stachelt den Neid und die Scheelsucht der anderen auf. Sie wachen eifersüchtig darüber, daß keine von ihnen sich irgendwie auszeichnet, und mitleidlos wird geklatscht, wenn sich eine erlaubt hat, einen ganz bescheidenen Sprung in die Freiheit zu tun. Sie sind gebunden, fühlen das dumpf und wollen nun auch, statt einander zu erlösen, durchaus nicht, daß sich eine von ihnen der Fesseln entledigt.

Bis zum Hasse kann es sie treiben, daß sie so aufeinander angewiesen sind.

Dann freilich sehen sie ein, wie sehr sie sich selber durch den Bruch mit einer Freundin vereinzelnen und schädigen, und so werden denn die Bündnisse bei Schokolade und Kuchen erneuert, aber das gegenseitige Belauern, das innerlichst hämische Bekritteln hört nicht auf.

Sie sind einander zu ähnlich, leben in zu gleichen Bedingungen, wissen zuviel voneinander, als daß noch Liebe zwischen ihnen herrschen könnte.

Garderut Mackeprang hatte es nicht leicht, denn da sie unwillkürlich, immer etwas Zurückhaltung übte und ihr eigenes Urteil besaß, sich im übrigen aber recht aufrichtig gab, so war sie dem schonungslosen Geätze der anderen besonders ausgesetzt.

Böse Nachrede um nichts und wieder nichts hatte ihr schon oft wehgetan.

Sie fühlte deutlich, daß etwas Besseres, Vornehmeres in ihr lebte als in so mancher andern Honoratiorentochter, mit der sie im Sonnabendkränzchen zusammensaß, um sich weichliche Romane vorlesen zu lassen und notgedrungen zuzuhören, wenn die ganze Stadt durchgehechelt wurde.

Ihr war dann zumute, als könne sie sich keine lichte Stelle im Herzen bewahren, weil sie schon zu sehr in den Klatsch und die ganze Kleinlichkeit hineingedrängt war.

Und dann überkam sie eine fliegende Angst: Wenn sie nun zuletzt auch so gewöhnlich wurde wie die andern, wenn sie auch an all den Erbärmlichkeiten einmal ihre Lust und Freude finden könnte? Wer wußte, wie lange sie sich noch dagegen zu wehren vermochte? Und sie kam sich feige vor, maßlos feige. Sie fürchtete die scharfen Zungen und hatte trotz ihrer Offenheit Stunden, wo sie nicht mehr ganz den Mut zur Wahrheit besaß.

Ja, Garderut konnte einen ungeheuren Zorn gegen ihre Vaterstadt fassen, sie konnte verzweifeln. Wo lernte sie das Geheimnis, in den krummen Gassen doch die Sterne zu sehen?

Dann allerdings und gar nicht so selten kamen ja auch wieder Zeiten, wo sie zufrieden war. Ihr Gesundheitsempfinden war ihr Glück an sich, und wenn sie der Stadt einmal den Rücken zukehrte und über die fruchtbare Insel hinschritt, ja, da glaubte sie doch, daß ihre Seele noch jauchzen würde in unendlicher, überschäumender Daseinswonne!

Schrecklich war es für sie, als Thronde, ihre älteste Schwester, Senator Stümpemanns Frau, ins Grab sank. Damit hatte sie ihre einzige, wirkliche Vertraute, ihre einzige, echte Freundin verloren, der sie äußerlich überraschend glich.

Aber selbst diesen Verlust überwand ihre Jugend: sie war eben ein liebes, sonniges Geschöpf, dessen richtiger Instinkt nicht lange im trüben verharrte.

Doch gerade weil sie so eine herrliche Begabung in sich ahnte, daß sie alles Glück der weiten Welt einsaugen und sich dankbar zu eigen machen könne, gerade darum war ihre Sehnsucht brennend, einmal mehr vom Leben zu wissen, als einem in Krukeluhn begegnete, als man sich hier überhaupt verschaffen konnte.

Ja, Ellina und die andern alle da draußen, die hatten es gut!

Die dresdnische Zeitung war gewissermaßen eine papierne Brücke, worüber Garderuts Gedanken zu dem Redakteur hinschweif-

Digitized by Google

ten. Der war ja auch in der großen Stadt gewesen.

So suchte sie nun, dann und wann mit Wilkens ins Gespräch zu kommen, und es gab einen Platz im Hause, wo es sich köstlich plaudern ließ. Denn von Frau Mackeprangs Wohnung führte ein schmaler Gang zum Hintergebäude, worin über der Setzerei das Zimmer des Redakteurs gelegen war. In der Mitte seiner Länge besaß der Gang eine nischenartige Ausbuchtung. Eine halbrunde Bank und allerhand Blattpflanzen standen da, und von einem Fenster aus blickte man auf den Hof und in den Garten des Buchdruckereiwesens hinein.

In dieser Nische war man ganz weltentrückt.

Und merkwürdigerweise ereignete es sich nun häufiger, daß sich der Redakteur und die kleine Garderut in dem Gange begegneten. Er war auf dem Wege zur Expedition, um etwas bei Kale zu erfahren, und sie, nun, sie wollte gerade die Zeitung wieder abliefern.

Dann verweilten sie wohl einige Minuten in der Nische miteinander, setzten sich freilich nicht, senkten aber, obgleich kein Mensch in der Nähe war, die Stimmen. Garderut sprach von ihrem Drange in die Ferne. Seltsam, wie offen sie vor diesem jungen Mann sein konnte, der ihr doch ganz fremd war.

Sie hatte das Bewußtsein: der junge Mensch verstand sie.

„Warum sind Sie nur zu uns in diese Stille gekommen?“ fragte sie.

„Ja, Fräulein Mackeprang,“ entgegnete er, „wenn unsereins gekündigt wird, muß er nur zusehen, daß er schnell wieder irgendwo unterkommt. Die große Wahl hat man da nicht. Mein voriger Verleger setzte mir den Stuhl vor die Tür — ich schrieb ihm nicht interessant genug. Und meinem Vater wollte ich nicht auf der Tasche liegen. Der hat schon viel Kummer mit mir abgebrochenem Juristen gehabt. Da meldete ich mich hier. Und Krukeluhn zieht mich auch an. Ich trinke die Stimmung dieser Stadt. Ich liebe diese Menschen, diese Häuser, ganz stark.“

„Ja, weil Sie nicht hier geboren sind, weil alles neu für Sie ist.“

„Das mag sein. Jedenfalls betrachte ich es als ein Glück, hierher in die Kleinstadt gekommen zu sein. Ich beobachte so manches und glaube, dies alles hier wird sich noch einmal dichterisch in mir gestalten. Also, Fräulein Mackeprang, ich bin gern hier.“

„Und ich würde, ich weiß nicht, was dafür geben, wenn ich dies Nest wenigstens ein paar Wochen lang nicht sähe!“

Heftige Wünsche haben die Macht, ihre Erfüllung herbeizuführen.

Ellina lud ihre Schwester im Winter für längere Zeit nach Dresden ein. Auf Kales zähe Fürsprache erhielt Garderut von ihrer Mutter nach langem Hin- und Hergerede die Erlaubnis zu diesem Besuch. Das junge Mädchen weinte erst in der Einsamkeit leidenschaftliche Freudentränen, dann lief sie schnell zu Wilkens, der ihr nach und nach so etwas wie ein Freund geworden war, und rief: „Denken Sie! Ich darf zu Schwester Ellina! Ich soll das alles sehen und hören, was in der Zeitung steht!“

„Wer sollte Ihnen das nicht gönnen und sich nicht mit Ihnen freuen, Fräulein Mackeprang?“ sagte der Redakteur und schüttelte ihr herzlich beide Hände.

Ihre Blicke strahlten in die seinen, und sein Auge gab ihr hellen Schein zurück.

Einst und Jetzt

Während Garderut Mackeprang sich draußen in der großen Welt von Neuem zu Neuem hindurchschwelgte, ging das Leben in ihrer Vaterstadt seinen ebenträchtigen Gang weiter.

Krukeluhn sah aus wie ein Mensch, der in seinem Rocke vor Alter eingehutzelt ist. Das Zeug schlottert um seine Glieder, und man weiß nicht recht: ist es wirklich mal für ihn zugeschnitten und genäht worden, oder hat er es von jemand anders geerbt und trägt es nun auf, einerlei wie schlecht es ihm sitzen mag.

Ja, eingehutzelt. Das ist der richtige Ausdruck.

In grauen Zeiten war die Stadt von viel mehr Volk belebt gewesen als jetzt. Lag sie doch an einem nach Süden zu geöffneten Hafen und trieb eine eifrige Schiffahrt, nicht nur die ganze Ostseeküste entlang, sondern auch nach Dänemark und Schweden, sogar bis nach Holland hin.

Die Insel war so fruchtbar, daß die Roggen- und Weizenkörner gleichsam über ihre Ufer hinausquollen und schnell auf Lastkoggen verfrachtet und in die Ferne gebracht werden mußten, damit sie nur daheim nicht verdarben. Auch braute man in Krukeluhn ein Bier, das weit berühmt war im ganzen Norden.

Einige Fürsten hatte das Eiland Rahne nach den Chroniken besessen; sie waren mutig gegen die Herzöge des Festlandes in den Krieg gezogen und hatten glänzend Hof gehalten.

Aber leider! Die andern Städte waren Krukeluhn vorausgekommen, Kiel, Lübeck, Wismar und Rostock wurden mächtiger und immer mächtiger, und der früher so segelreiche Hafen der Inselstadt lag immer mehr verödend da.

Digitized by Google

Er wurde nach und nach überflüssig, sein Bollwerk zerfiel, man gab sich nicht mehr die Mühe, die Fahrrinne tief zu erhalten — die Ufer wuchsen ins Wasser hinein, enger und enger ward die blanke Straße ... bald konnten nur noch kleine Kähne aus der Ostsee nach Krukeluhn einlaufen — dann verschlammte und versumpfte alles, und jetzt war von der gesamten ehemaligen Hafenherrlichkeit nur ein Graben übrig, der etwa drei Meter Breite hatte und in dessen Schilf Molche und Frösche ein ungestörtes Dasein führten.

Aus der einstigen Seestadt war eine Landstadt geworden, die nach Osten zu durch die lange Sundbrücke mit der Außenwelt verbunden wurde, im übrigen aber keine rechte Gegenwart hatte, wenig von der Zukunft hoffte und meist nur vom Vergangenen träumte.

Von der aus Fachwerk errichteten Stadtmauer ragten noch ziemlich große Strecken auf, die durch schräg angestemmte Balken gestützt werden mußten, auch ein paar Türme und Tore gab es noch.

Selten wurde ein neues Haus gebaut, denn wer zog nach Krukeluhn, ohne es nötig zu haben?

Die Beamten, die hierher versetzt wurden, kamen an die alteingesessene, alles Fremde ablehnende Bevölkerung nicht heran, verkehrten nur untereinander und langweilten sich sträflich.

Die Zahl der Bewohner hielt sich seit langem auf der Höhe mitten zwischen achttausend und neuntausend, und solcher Stillstand ist ja für ein Gemeinwesen ein Rückschritt zu nennen.

Die jungen Menschen, die doch auf irgendeine Art von dem Hauche der neuen Zeit angeweht worden waren und den Trieb hatten, es zu etwas zu bringen, wanderten gern aus und gründeten sich anderswo ihren Herd, und namentlich in den letzten Jahren, nachdem Deutschland die Franzosen niedergerungen hatte, kam es sehr oft vor, daß die Söhne zum Schmerze ihrer Väter nicht in der Heimat blieben.

So wurde Krukeluhn allmählich die Stadt der alten Leute. Man sah viele Siebzigjährige auf den Straßen, und auch die Jüngern, die ihrer Vaterstadt die Treue wahrten, nahmen früh ein sehr gesetztes und bedächtiges Wesen an.

Armut sah man nicht. Im Gegenteil! Viele Vermögen waren in der Vorzeit sicher begründet worden und erhielten sich bei der für gewöhnlich sparsamen Lebensweise, wie sie in Krukeluhn Sitte war.

Die Stände schieden sich ziemlich schroff voneinander. Die Handwerker bildeten ihre Kaste für sich und hatten etwas unbewußt Feindseliges gegen die Patrizier. Das stammte noch aus der Zeit, da die Geschlechter ihre Rechte schwer wider die Oberen verteidigen oder überhaupt erst erwerben mußten. Arbeiter erblickte man wenig, da die Zahl der über Rahne emporragenden Hochschornsteine nur gering war. Zwischen den Handwerkern und den Patriziern stand dann noch die Mittelkaste. Zu ihr gehörten die kleinen Kaufleute und auch wohl die Lehrer, die indessen in jedem der anderen Stände geachtet und geehrt wurden.

Am Rande der Stadt saßen die Ackerbürger. Sie leiteten zu der bäuerlichen Bevölkerung vor den Toren über, einem tüchtigen, derben Stamme von ausgeprägtem Selbstbewußtsein.

Große Landbesitzungen waren fast gar nicht auf der Insel vorhanden. Der Adel fehlte ganz, und so hatten die Bauern nie die knochenaussaugende Leibeigenschaft kennen gelernt. Sie waren immer freie Herren auf ihrer freien Scholle gewesen, und ihre siebzehn Dörfer strotzten von Wohlstand. Mit der Stadt waren sie auf das engste verbunden. Die Schulzen mußten aufs Krukeluhner Rathaus kommen, um dort ihre Berichte zu erstatten und ihre Weisungen zu empfangen.

Die ganze Verfassung, worunter die Rahner dahin lebten, war ein festes, geschichtlich gewordenes Gefüge, das auch von der Landesregierung noch einigermaßen unangetastet gelassen wurde. An der Spitze stand ein mit vieler Macht ausgerüsteter Bürgermeister; ihn umgaben vier Ratsherren, von denen zwei die Rechte gelernt hatten und die beiden andern ohne gelehrte Kenntnisse aus den Bewohnern erkoren waren. Ein Bürgerausschuß beriet mit dem Senat zusammen der Gemeinde Bestes. Noch hatte der Rat allerhand gerichtliche Befugnis. Ein Ehegericht war da, an das sich Leute wenden mochten, die es als Mann und Frau nicht gut länger miteinander aushielten. Das Gewette hatte mit Streitigkeiten in Zunft und Handwerkssachen zu tun, sah auch nach dem Rechten, wenn zwischen Dienstherrschaft und Dienstboten etwas nicht in Ordnung war, und dann tagte noch ein Niedergericht für allerhand bürgerlichen Rechtszwist. Das Hebungsgericht aber stand Ehrengeistlichkeit bei, damit die Güter und die Dörfer ihr den schuldigen Zehnten darbrachten.

Alles war alt auf Rahne, vieles schon überlebt, aber man konnte nicht leugnen daß äußerlich wohl Ordnung herrschte.

So ruhig jedoch die Bürgerschaft im all-

Digitized by Google

gemeinen war: an Ehrgeiz und Eigensucht mangelte es ihr lange nicht.

Wie es das Bestreben der Patrizierfamilien war, eines ihrer Mitglieder auf dem Ratsherrn-, womöglich sogar auf dem Bürgermeistersessel zu sehen, so arbeitete der kleine Mann unablässig daran, in den Bürgerausschuß zu gelangen. Denn da gab es außer dem Ansehen, das man genoß, auch noch Ämter, womit verschwiegene Einnahmen zusammenhingen. Es hatten sich auf dem Gebiet allerhand wenig lobenswerte und auch nicht segensreiche ungeschriebene Gesetze herausgebildet.

Kaum wagte mal einer dagegen anzugehen; wer es aber tat, der mußte darauf gefaßt sein, viel Feindschaft und verbissenen Haß von den Betroffenen zu ernten.

„Denk' an Ohmsens Scheune, Senator!"

Fräulein Katinka war gerade eigenhändig dabei, das Messingschild mit dem Namen Dr. jur. Oswald Stümpemann an der Haustür blank zu putzen, da kam ein Mann mit hastigen Bewegungen über den Markt.

Er war untersetzt, ziemlich dick, hatte einen spärlichen Knebelbart, der ihm wie angeklebt auf dem Kinn saß. Die Wangen hingen etwas, die Nase war knollig, seine Augen blinzelten rastlos herum, und die buschigen Brauen wuchsen ihm über der Nase zusammen.

„Kann ich Herrn Senator sprechen?" fragte er Katinka.

„Ich will mal sehen," antwortete die.

Sie meldete den Besucher: „Herr Bäckermeister Tystrow möchte Herrn Senator sprechen."

Doktor Stümpemann machte gerade kein erfreutes Gesicht, aber er sagte doch: „Ja. Ich lasse bitten."

Alsbald saß Tystrow, seinen weichen Hut nervös zerknüllend, auf dem Stuhle zur Seite des Schreibtisches, an dessen, mit grünem Tuch ausgelegter Platte der Senator seinen Platz hatte, und mit krähiger, heiserer Stimme fing er heftig an: „Hör' mal, Senator! Da mußt du aber was tun! Sonst kriegst du den ganzen Bürgerausschuß gegen dich!"

Der Senator verzog sein Gesicht in ärgerliche Falten: „Was denn nun schon wieder?"

„Ja, das geht mit Senator Konning einfach nicht so weiter. Der will hier neue Sitten anfangen. Was der sich einbildet! Ist gar nicht mal ein Krukeluhner. Das hat man davon, wenn man hier Fremde hereinläßt."

„Ach so, du meinst die Provisor-Sache."

„Ja, die mein' ich!" rief Tystrow aufgeregt. „Du mußt dafür sorgen, daß er da keinen Unfug treibt."

„Ja," sagte Doktor Stümpemann und wiegte den Kopf, indem er mit dem Lineal spielte, „ich kann meinem Kollegen aber nicht unrecht geben. Und der Bürgermeister ist auch auf seiner Seite. Was könnte ich dagegen tun?"

„Du sollst es durchsetzen, daß der Rat die Vorlage zurückzieht. Die beiden andern Senaters kriegst du leicht für dich. Die sind auch mal Provisor gewesen. Aber natürlich, ihr studierten Herren, die ihr gleich so obenan kommt, was wißt ihr davon, wie es sich hier gehört?"

„Na, gehört, bester Tystrow? Das Wort wollen wir nun lieber nicht gebrauchen." Auch der Senator wurde in seinem Ärger erregt und sprach jetzt lauter: „Es ist doch wirklich nicht zu rechtfertigen, daß die Provisoren sich von den Kaufleuten Geschenke geben lassen."

„So? Nicht zu rechtfertigen? Mein lieber Senator, denn will ich dir man sagen: du verstehst nichts davon. Wir Provisors geben unsere Kraft für das städtische Wohl hin, oder tun wir das nicht?"

„Nun ja, aber schließlich, ihr braucht euch ja nicht in den Bürgerausschuß wählen zu lassen."

„Das ist Ehrenpflicht, wenn die Bürgerschaft einen beruft."

„Beruft? Na, Tystrow, wir wissen ja beide, wie das geht. Ihr lauft euch die Beine bei den Wählern ab, um nur aufs Rathaus zu kommen."

Tystrow war nicht verlegen: „Ja, man hat eben sein Pflichtgefühl, man weiß, daß man sich für die Bürgerschaft aufopfern muß, und wenn man dann was von städtischen Dingen versteht und sich klar darüber ist, was für Krukeluhn am besten geschehen soll — wie kann man anders damit jung werden, als wenn man im Ausschuß sitzt? Da muß man wohl dafür sorgen, daß sie keine falschen Kandidaten aufstellen. Alles für der Stadt Wohl und Vorteil."

„Hm. ja. Wenn man es von der Seite betrachten will . . ."

„Das muß man, Senator, sonst tut man uns bitter unrecht. Nun also, wie gesagt: all die Kraft und die Zeit, die wir fürs Kommunale hingeben — wer bezahlt sie uns?"

„Nee, mein Guter, Ehrenämter werden nicht bezahlt."

„Aber eine kleine Entschädigung hat man doch verdient. Und da ist es nicht mehr als

Digitized by Google

eine ganz gesunde Einrichtung, daß man mal ein paar Flaschen Wein oder ein nettes Stück Fleisch oder Stoff zu einem Kleid für die Frau ins Haus geschickt kriegt. Das ist hier immer so gewesen, und es hat auch sonst noch seinen Grund. Ich bin nun doch Provisor für die Waisenanstalt und für das Krankenhaus, nicht wahr? Wie soll ich wissen, ob die Waren, die dahin geliefert werden, was taugen, wenn ich sie nicht selbst probiert habe?"

Der Senator lachte auf: „Du verstehst das Ding zu drehen!"

„Anders kann es gar nicht gedreht werden, und wir verlangen, daß das so bleibt, wie es immer gewesen ist. Dafür mußt du uns helfen. Dieser Senator Konning! Der mit seinem Geschrei nach der Eisenbahn! Als ob aus Krukeluhn wieder was werden könnte, wenn der Hafen nicht wieder ausgebaut wird. Eisenbahnen brauchen wir hier nicht. Aber so ein Mann hat ja keine Ahnung von uns. Und nun will er uns verbieten, daß wir uns solche kleinen Aufmunterungen schenken lassen? Und da will er sogar ein Gesetz über machen? Hört sich ja alles auf!" Das kreischte Bäckermeister Tystrow heraus und schlug zornwütig auf die Tischkante. „Was hat man dann noch für Spaß davon, sich für die Stadt aufzuopfern?"

Der Senator strich sich den Schnurrbart: „Man könnte die Geschichte ja vielleicht in etwas milderer Form anfangen, nicht gleich als Verordnung."

„Ja! Mildere Form! Kann gar nicht mild genug sein. Beratschlagen könnt ihr darüber, soviel, wie ihr wollt. Das tut uns nicht weh. Aber da darf nichts davon in die Zeitung kommen, und eine Vorlage dürft ihr erst recht nicht machen. Redet euch darüber aus, wir sorgen dann schon dafür, daß alles beim alten bleibt. Tu deine Pflicht!" Damit erhob sich Tystrow und streckte den Zeigefinger drohend gegen Doktor Stümpemann aus. „Denk' an Ohmsens Scheune, Senator!" — — —

Der Bäckermeister war fort.

Der Senator ging tief verstimmt im Zimmer auf und ab und öffnete dann ein Fenster, um den Mehlgeruch, den der Besucher hinterlassen hatte, aus der Stube los zu werden.

Ohmsens Scheune!

Scheußlich, wie so eine Geschichte aus der Jugend an einem kleben bleibt und einen in Abhängigkeit von jemand anders halten kann.

Ohmsens Scheune — ja, die lag einsam da draußen auf halbem Wege zwischen der Stadt und Glannbeck, das heißt: da hatte sie mal gelegen. Denn — ach! eine häßliche, quälende Erinnerung für den Senator.

Mit diesem Tystrow, dem Sohne einer armen Tischlerswitwe, hatte er früh eine Freundschaft, so eine richtige Jungensfreundschaft durch dick und dünn geschlossen, und Tystrow, der in die Freischule ging, gewann großen Einfluß auf den weichen Patrizierknaben, der einstweilen noch die Realschule seiner Heimatstadt besuchte. Unter Tystrows Anführung machten die beiden möglichst viel dumme Streiche. Osewald gehorchte dem rücksichtslosen, immer zu bösen Dingen aufgelegten Genossen, und die Sorge war nur, daß nichts herauskam.

Das glückte denn auch. Die alten Stümpemanns, die jedes Hochmuts bar waren, hatten nichts gegen Osewalds Verkehr mit seinem Freunde; sie betrachteten das Bündnis als harmlos und merkten nicht, in wie schlimme Dinge ihr Sohn durch den Herumtreiber eingeweiht wurde.

Immer mehr Macht wußte sich Rinke Tystrow über Osewald zu erringen. Dieser gab sein reichliches Taschengeld fast nur für Gegenstände aus, woran auch Tystrow Vergnügen fand.

Eines Tages — die beiden waren schon über zwölf Jahre alt — kam der Verführer auf den Gedanken, daß sie Pulver machen wollten.

Holzkohle wurde gestoßen; Schwefel und Chlorkali beschaffte Rinke aus der Apotheke, und damit ging's auf das freie Feld hinter Ohmsens Scheune. Da hockte es sich fein unter dem niedrigen Strohdach. Kein Mensch konnte einen da entdecken.

Osewald hatte einen flachen Stein herbeigeschleppt und zerrieb das Chlorkali mit einem runden Granit.

Plötzlich explodierte die weiße Masse; die Flamme schoß ins Strohdach, das seit Wochen keinen Regen geschluckt hatte, und in der nächsten Minute war die Feuersbrunst im Gange.

Osewald rannte wie besessen davon . . . landeinwärts.

Tystrow lief der Stadt zu. Leute kamen ihm entgegen, faßten den Verdacht, daß zwischen seiner Hast und der brennenden Scheune, von der nichts zu retten war, ein Zusammenhang sei, und nahmen ihn fest.

Natürlich leugnete er, mit der Sache irgend etwas zu tun zu haben.

Man durchsuchte ihn, fand die Tüte mit dem Schwefel in seiner Tasche, erkundete, was er für Einkäufe in der Apotheke gemacht hatte, prügelte ihn durch, damit er ein Geständnis ablege. Aber er trotzte der Folter und log frech: er wisse von nichts, er

Digitized by Google

sei überhaupt gar nicht bei Ohmsens Scheune gewesen. Das Chlorkali hätte er bald, nachdem er es kaufte, wieder verloren, und als man ihm das nicht glaubte, ersann er mit großer Gewandtheit immer andere Ausreden.

Auf dem Brandplatze war durch das Feuer jede Spur vernichtet. Der Verlust, den Ohmsen erlitt, war recht groß, denn die Scheune hatte voll von unversichertem Korn gesteckt.

Rinke Tystrow bekam noch ein paarmal Haue, und dann ließ man ihn laufen. Und nun war es sein ganzer Stolz: mit keinem Wort hatte er seinen Freund verraten. Die Stadtsoldaten und die Lehrer und alle, die sonst noch an ihm herumbohrten, um die Wahrheit zu erfahren, waren hinters Licht geführt worden, und an Osewald Stümpemann, den zum Glück bei seinem Ausreißen niemand sah und traf, und dem in dieser Zeit das Herz mehr zitterte und bebte, als gut war — ja, an den hatte kein Mensch gedacht. —

Tystrow brüstete sich vor Osewald sehr mit seinem angeblichen Edelmut. Osewald ahnte wohl so etwas, daß sein Genosse viel weniger, um ihn zu schonen, als aus einer unheiligen Freude am Lügen und auch in der Sucht, Osewald ganz in die Gewalt zu bekommen, Verschwiegenheit bewahrt hatte, aber auf die Beweggründe kam es ja nicht an: Tystrow hatte ihn doch gerettet, und dafür mußte er dankbar sein.

Immer wieder schärfte der es ihm ein: ‚Wenn ich bloß ein Wort gesagt hätte, denn hätten sie dich gleich nach Neustadt ins Zuchthaus gebracht. Denn du hast es doch getan, du hast die Scheune doch angesteckt.'

Seit der Zeit konnte Osewald den Tischlerssohn nicht mehr abschütteln. Tystrow erpreßte von ihm, was er haben wollte. Immer war es seine Drohung: ‚Wenn du das nicht tust, dann sag' ich es noch jetzt. Nimm dich in acht!'

Osewald war wie gelähmt, er konnte überhaupt selbst nichts mehr unternehmen — immer mußte er erst Rinke um Erlaubnis fragen. Das ging so weit, daß Osewald aus lauter Furcht vor nachträglicher Entdeckung und aus lauter Angst vor seinem Bedränger zuletzt Brustkrämpfe bekam. Und furchtbar bedrückte ihn auch die Heimlichkeit, aber er hatte nicht den Mut, sein Gewissen zu entlasten, nicht einmal vor seiner Mutter; gerade weil sie so gut war, konnte er sich nicht das Herz fassen, sie durch ein Geständnis zu betrüben, und sein Vater? O weh! der führte eine strenge Zucht.

Nur langsam erholte sich der Knabe, und dann kam er mit seinem jüngeren Bruder Görges ins Inland, weil er in Krukeluhn doch keine Vorbereitung zum Studieren genießen konnte.

Da war er denn diesen Tystrow los!

Ganz freilich doch nicht, denn der schlängelte sich, sobald Osewald in den Ferien daheim war, schlau brutal an ihn heran und übte den alten Zwang auf ihn aus, indem er ihn immer wieder daran erinnerte, was er seiner Hochherzigkeit zu verdanken habe, und indem er dem jungen Herrn auch sonst das Gedächtnis schärfte: sie hatten doch beide mancherlei gemeinsam ausgeübt, worüber Osewald jetzt errötete. Wenn das verraten würde!

Der Geier ließ die Fänge nicht von seinem Opfer.

Auch als Osewald Student war und das Band der Kieler Holsaten trug, sorgte Tystrow, der inzwischen die Bäckerei erlernt hatte, geflissentlich dafür, daß aus dem Du ihrer Anrede nicht etwa das von Osewald innigst ersehnte Sie wurde.

Aus aufrichtiger Dankbarkeit und weil er sich einmal mit seinem Jugendfreunde verstrickt fühlte, fand der junge Stümpemann nicht die Kraft, mit Tystrow zu brechen.

So blieb es bei dem alten Verhältnis zwischen ihnen, und Tystrow benutzte diese seine Beziehungen zu dem Sprößling der Patrizierfamilie, wie und wo er nur konnte.

Da er einer von denen war, die viel in den Wirtschaften herumreden und alles besser wissen als die Stadtverwaltung und die übrigen Mitbürger, so glückte es ihm, der die Tochter seines Prinzipals und damit die gut gehende Bäckerei am Bergerende heiratete, in frühen Jahren Mitglied des Bürgerausschusses zu werden, und als die Stadt dann einen zweiten rechtsgelehrten Krukeluhner Senator berufen sollte, da wirkte Tystrow sehr darauf hin, daß unter den drei Kandidaten, die die Bürgerschaft dem Rat vorschlagen mußte, auch Dr. jur. Stümpemann war.

Der hatte eben erst seine Prüfungen bestanden, erhielt aber doch gegen seine reiferen Mitbewerber das Amt, und Tystrow versehlte nicht, es dem jungen Erkorenen sehr eindringlich vorzuhalten: „Wenn ich nicht so für dich gesprochen hätte, ja, dann hättest du lange warten können, bis sie dich wählten. Da war eine große Gegenströmung zu überwinden, das glaube mir. Aber du weißt ja, ich tue immer alles für dich, was in meinen Kräften steht. Na, ich denke, du verläßt mich denn auch nicht, wenn ich mal was nötig habe, Senator."

So beugte dieser unheimliche, sich aber meist sehr gemütlich und recht biedermännisch

Digitized by Google

und treuherzig gebarende Mensch auch jetzt wieder den Jugendfreund unter seine Faust.

Osewald litt schwer an dieser Unfreiheit, aber es war keine Aussicht vorhanden, daß er sie hier je sprengen würde. Dazu mußte er erst anderswo ein Amt finden, und es war nicht so einfach, sich von Krukeluhn loszureißen, denn im allgemeinen behagte dem Senator der Posten in seiner Vaterstadt wohl, und es entsprach ja auch eigentlich der Überlieferung, daß ein Angehöriger des Stümpemannschen Stammes im Krukeluhner Senat saß.

Er war nicht mit Arbeit überlastet und konnte seinen Sammlerliebhabereien in aller Behaglichkeit nachgehen.

Sich um höheren Gehaltes willen dort draußen zu bewerben, hatte er ja als Erbe des alten reichen Bierbrauers Stümpemann Gott sei Dank nicht nötig. Man konnte es als Krukeluhner Ratsherr schon aushalten, wenn bloß diese Duzbrüderschaft mit dem Bäckermeister nicht gewesen wäre.

Aber das half nun nichts, und schließlich war es das beste, solchem Menschen einigermaßen gefällig zu sein, dann hatte man noch am ehesten Ruhe vor ihm.

Jetzt diese Provisorgeschichte — hm. Etwas sachter, als Kollege Konning beabsichtigte, ließ sich die Angelegenheit nun am Ende handhaben.

Und die Abschiedsworte Tystrows: „Denk' an Ohmsens Scheune, Senator!" lagen Osewald noch im Ohr, da machte er sich auf, seinen gestrengen Amtsgenossen zu besuchen und womöglich zu besänftigen.

Integer vitae

Senator Konning hatte eine bescheidene Wohnung in einer Nebengasse inne.

Seine Frau, die einen leidenden Eindruck machte, hielt sich kein Dienstmädchen, sondern besorgte alles mit eigenen, noch so müden und schwachen Händen.

Der Senator war bedeutend älter als Osewald, ein kleiner, magerer Mann, blaß, kahlköpfig, mit scharfspitziger Nase und mit einem zusammengekniffenen, aber sehr feinen Munde. Er schaute durch eine große Brille ungemein ernst in die Welt. Einen Bart trug er nicht; desto deutlicher traten die tiefen Furchen zu beiden Seiten seines Kinns hervor.

Kaum hatte Osewald davon angefangen, zu welchem Zwecke er gekommen sei, da richtete Senator Konning einen strengen Blick auf ihn und sagte in seiner langsamen, jedes Wort genau überlegenden Weise: „Herr Kollege, es gibt keine Frage. Solange, wie ich hier bin, habe ich gegen die Mißwirtschaft im Provisorium angekämpft. Diese Leute bereichern sich in einer unerträglichen Art. Die Bürgerschaft, so weit sie etwas an der Stadt verdienen will, ist ihnen geradezu tributpflichtig. Immer wieder habe ich mich angestrengt, damit da endlich eingegriffen wurde. Jetzt habe ich glücklich den Bürgermeister davon überzeugt, daß es nicht so weiter geht, und ich darf also wohl als das ganz Selbstverständliche annehmen, daß Sie mich gegen unsere beiden Kollegen unterstützen, die dem alten Schlendrian, um mich milde auszudrücken, noch nicht recht an den Kragen wollen."

„Natürlich, ja," entgegnete Osewald, „daß ich Ihnen beistehe, lieber Herr Konning, brauche ich ja nicht erst zu versichern. Ich möchte nur die Sache nicht in die Öffentlichkeit gezerrt wissen."

„Was schlecht ist, soll man an die Sonne stellen, da kann es nicht länger bestehen," sprach Senator Konning fast feierlich. „Haben wir hier Unrichtiges in der Verwaltung, so müssen wir offen auf diesen Schaden hinweisen. Mir wäre es sogar recht und lieb, wenn die Zeitung sich mit dem Fall beschäftigte. Ich greife ohne jede Rücksicht durch, einerlei, ob ich mir so und so viel Feinde mache. Wir sind dazu da, mit allen Kräften in diesem Gemeinwesen zu bessern, was da besserungsbedürftig ist. Tun wir es nicht, so handeln wir gewissenlos."

„Ich glaube allerdings, daß schon durch eine Ermahnung der in Betracht kommenden Personen etwas zu erreichen wäre."

„So? Das glauben Sie? Da kennen Sie Ihre Landsleute nicht so gut wie ich, der ich doch kein Eingeborener bin. Ermahnungen, Warnungen sind für die Katze. Nur das strikteste Verbot kann Hilfe bringen, und ich lasse nicht ab, bis ich diesen Stall ausgefegt habe."

Osewald brachte noch etliches vor, um zu vermitteln, aber das nützte nichts. Senator Konning blieb unerbittlich. So kehrte Doktor Stümpemann unverrichteter Sache heim. Er vermochte seinem Jugendfreunde nicht zu helfen. Mit den schönen Provisor-Nebeneinnahmen war es jedenfalls bald aus.

Senator Konning legte den Krukeluhnern in breitester Öffentlichkeit dar, was bis jetzt — gewiß schon seit Jahrhunderten — für eine Unsitte unter ihnen bestand.

Die Krukeluhner horchten erstaunt auf; ihre Verwunderung galt aber weniger der Tatsache, daß die Provisoren so angenehmen Nutzen aus ihren Obliegenheiten zogen, als dem Umstande, daß einer daran Anstoß nahm. War die Sitte denn so schlimm? Aber Senator Konning bewies ihnen das

Digitized by Google

Verabscheuungswürdige des Brauches, und er blieb Sieger über Bäckermeister Tystrow und dessen eng um ihren Führer geschaarte Genossen.

Tystrow versuchte es zunächst damit, daß er überhaupt leugnete, er und seinesgleichen hätten jemals etwas von den Lieferanten empfangen — höchstens ihren Frauen seien Kleinigkeiten ... nicht der Rede wert! ... Pfennigkram ... zuteil geworden.

Aber Senator Konning hatte Beweise dafür in der Hand, daß Tystrow wieder einmal die Unwahrheit sprach.

Da ließ der Bäckermeister den Biedermannston fahren, bleckte die Zähne und schimpfte, was er konnte, auf neuerungssüchtige Leute, die bloß danach trachteten, Unfrieden in die Stadt hineinzubringen.

Eisernfest ließ der anscheinend so schwächliche Senator diesen Schwall über sich ergehen.

Bürgermeister Fabricius unterstützte ihn kräftig, Ojewald tat sein mögliches, um die Härten auf beiden Seiten abzuschleifen, die beiden andern Senatoren aus dem Kaufmannsstande saßen ziemlich stumm dabei.

Senator Konning setzte seinen Willen durch: ausdrücklich wurde es den Provisoren durch eine Verordnung untersagt, für sich oder für ihre Familie nur die geringsten Gaben hintenherum anzunehmen. Wer von ihnen es nicht gleich meldete, wenn ihm derlei geboten wurde, der machte sich schon strafbar, wer aber das Verbot übertrat, der sollte ohne Ansehen der Person wegen Bestechlichkeit den ordentlichen Gerichten ausgeliefert werden. Und nicht anders ging es jedem aus der Bürgerschaft, der sich unterfing, den Provisoren etwas zuzustecken.

Mit diesem Beschluß war ein Stück schlaffer Duldsamkeit aus Krukeluhn herausgestöbert, und Senator Konning war zufrieden.

Bäcker Tystrow aber schäumte im Rauhen Loch wider den Stallreiniger: „Der? Hat eine Tochter, die ein Kind gekriegt hat, aber keinen Mann dazu hatte. Weiß der Deubel, wo sie sich jetzt herumtreibt. Hat einen Sohn, dem sie die Offizieruniform ein bißchen sehr mit Gewalt ausgezogen haben, weil er vor lauter Schulden nicht mehr jappen konnte. Nicht mal zwei Kinder hat der Spillefips erziehen können, und dann will er sich hier als Sittenpriester über die ganze Stadt aufspielen? Na, warte man, mein Junge! Das streichen wir dir nochmal an, daß du in allen Farben schillerst!"

Ja, untadelig stand Senator Konning da, und es gab ja auch Männer, die ihn lobten und noch höher achteten als sonst — im ganzen aber hatte er sich durch sein Vorgehen in der Bürgerschaft unbeliebt gemacht.

Denn an nichts hängt eine Gemeinschaft von Menschen inniger und zäher, als an ihren alten Bräuchen, auch wenn sie zu denen gehören, ‚wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung'. (Fortsetzung folgt)

Das Schrapnell

Feldidyll aus ruhiger Stellung

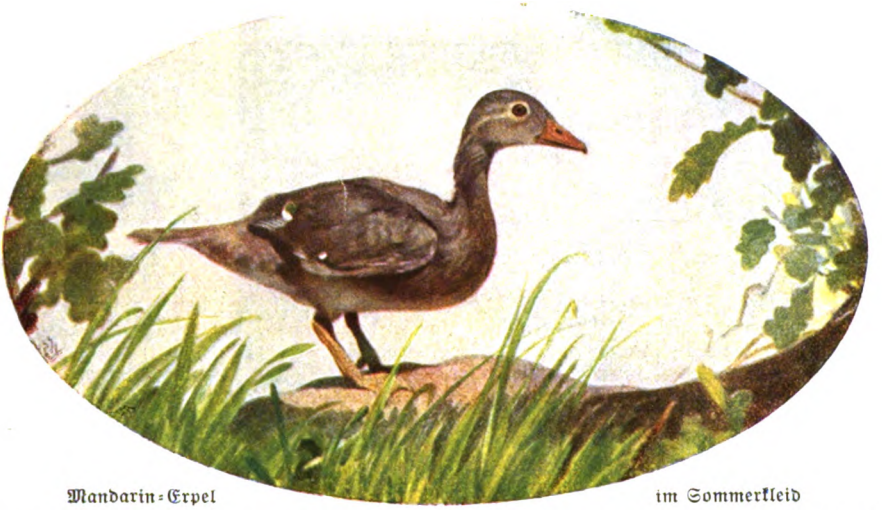
Der Tag war eitel Maienschein.
Ich duckte mich ins Gras hinein
Und sann im grünen Leuchterlei,
Was Wesens alles Leben sei.
Beäugt' mich drum mit Halm und Blatt.
Behorcht' mich drum mit Kraut und Kratt.
Doch kriegt' kein Antwort.

Das Geleucht
Nur voller noch zu werden deucht,
Leucht durch mich hin schier gläsernfein,
Bis daß ich selbst ein Kräutelein,
Erdwurzelfest und himmelauf
Mit einem goldnen Blütenknauf.
Den bot ich recht der Sonne hin
Und bat um meines Lebens Sinn.

Da fuhr — zerstoben Traum und Mär' —
Das hohle Heulen obenher
Eines Schrapnells. Ich griff ins Gras.
„Du suchst den Sinn des Lebens? Was?
Lebe!!"

Kanonier Claudius

Digitized by Google



Mandarin-Erpel im Sommerkleid

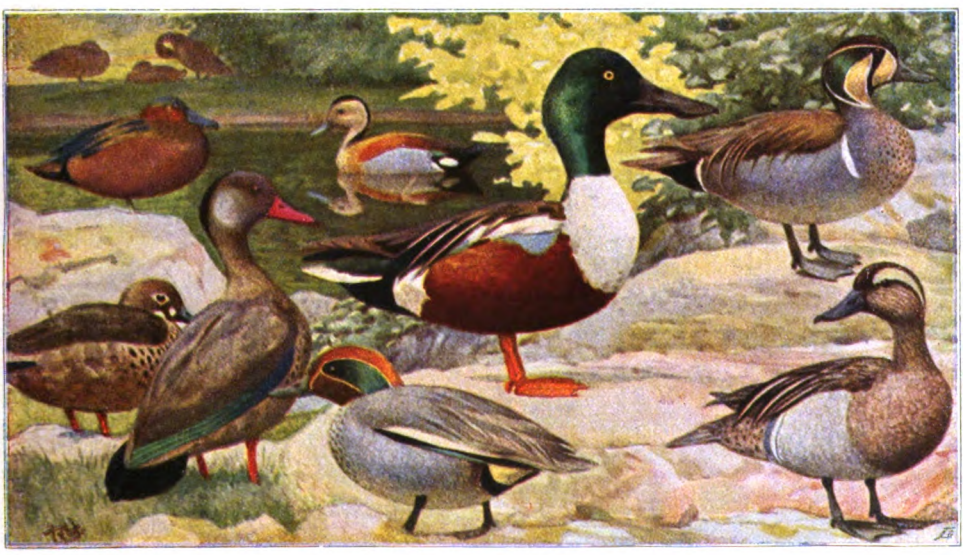
Allerlei Wildenten

Von Dr. O. Heinroth

Mit 11 Bildern nach Aquarellen v. K. L. Hartig

Man teilt die eigentlichen Enten, deren es etwa hundertundzwanzig Arten gibt, die über die ganze Erde verbreitet sind, in Schwimm- und Tauchenten ein. Damit soll nun nicht etwa gesagt sein, daß die Schwimmenten nicht tauchen und die Tauchenten nicht gut schwimmen könnten: tauchen können sie alle, aber die Schwimmenten tun dies gewöhnlich nur bei Gefahr, oder wenn sie sich spielend jagen, oder aber auch gelegentlich, um einen Gegenstand vom Grunde des Wassers heraufzuholen. Die Tauchenten dagegen erwerben den größten Teil ihrer Nahrung

7 6 5 4



1b 1a 2 3

Schwimmenten: 1a und b Brasilianisches Krickentenpaar; dann Männchen (Erpel) von: 2 Krickente, 3 Knäckente, 4 Japanische Krickente, 5 Löffelente, 6 Rotschulter-Krickente, 7 Südamerikanische Blauflügelente

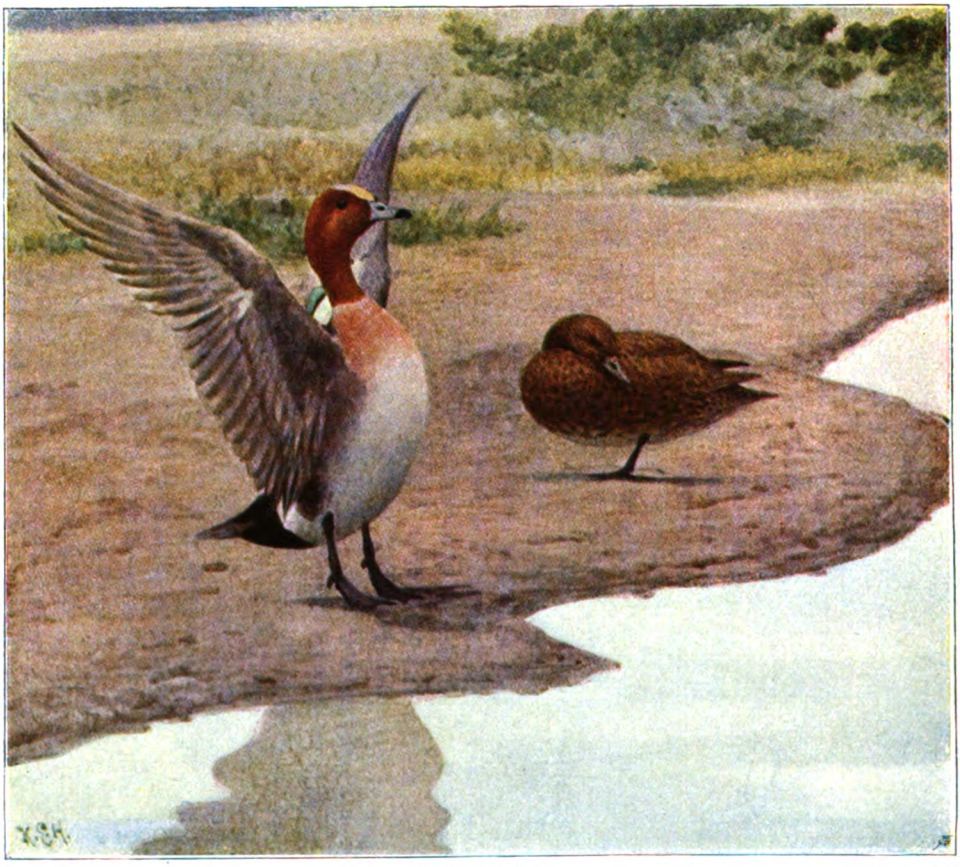
Digitized by Google

Australische Wildente | Ind. Fleckschnabelente | Bahamaente | Hautschnabelente

tauchend, das heißt, indem sie für kurze Zeit ganz unter der Oberfläche des Wassers verschwinden. Die Schwimmenten aber durchsuchen das flache Wasser, die Uferränder, den Wasserspiegel und den festen Boden nach Nahrung.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Gesamtheit. Im allgemeinen sieht das Männchen, gewöhnlich Erpel genannt, viel bunter aus als das unscheinbare Weibchen. Man bezeichnet seine Färbung als Prachtkleid. Dieses trägt er aber nicht das ganze Jahr hindurch, sondern er vertauscht es zu Ende des Frühjahrs mit einem Sommerkleid, das dem Kleide des Weibchens oft täuschend ähnlich ist. Zu Beginn des Herbstes ist das Prachtkleid bei den meisten Arten wieder vollständig, sie tragen also ihr Aschenbrödelgefieder ziemlich genau nur während des eigentlichen Kalendersommers. Da alle Enten, wie die verwandten Schwäne, Gänse und Säger, in der Zeit der Schwingenmauser für mehrere Wochen flugunfähig werden, so liegt die Vermutung nahe, daß das bodenfarbige Sommerkleid seinen jetzt etwas hilflosen Träger den Blicken seiner Feinde entziehen soll.

Außerdem unterscheiden sich Männchen und Weibchen nicht nur für das Auge, sondern auch für das Ohr: die Erpel haben stets eine ganz andere Stimme als ihre Weibchen. Nicht daß sie, wie z. B. die Singvögel,



Pfeifenten-Paar

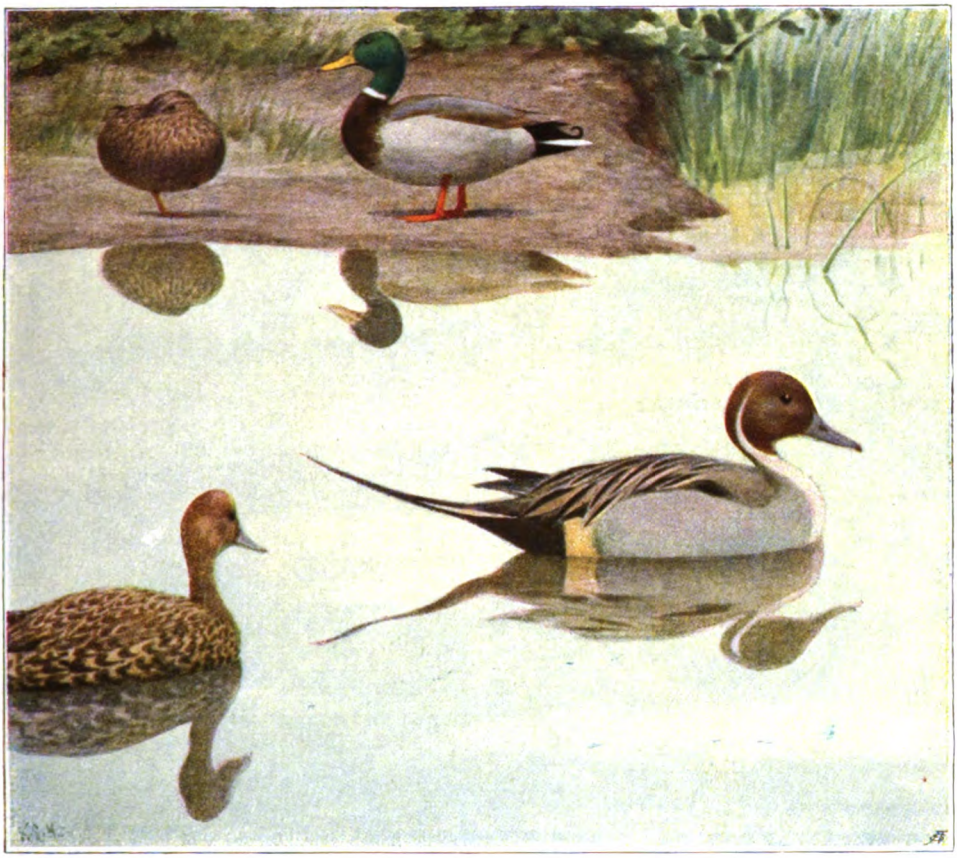
Digitized by Google

Lappenerpel Eiserpel Brillenerpel Plüschkopferpel

zu den gewöhnlichen Lock-, Warnungs- und Unterhaltungslauten noch etwas Besonderes dazutun könnten: nein, alle ihre Stimmäußerungen sind ganz anders als die ihrer Gattinnen. Sie brauchen ihre Stimme, gewöhnlich hohe Pfeif- oder eigenartige Knarrlaute, vorwiegend bei der Balz, d. h. hauptsächlich dann, wenn sie sich in Gesellschaft von ihresgleichen um die Weibchen bewerben.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Schwimm- und Tauchenten bis zu einem gewissen Grade in Einehigkeit leben, jedoch lange nicht in dem Maße, wie es Gänse und Schwäne tun. Die Paare halten zwar vom Herbst bis zum folgenden Frühjahr leidlich zusammen, aber der Erpel kümmert sich in keiner Weise um die Brutpflege und schlägt sich während des Sommers mit seinen Geschlechtsgenossen zusammen. Außerdem hat er die für den moralisierenden Menschen recht störende Eigenschaft, daß er im Frühjahr, kurz vor und während der Eiablage der Weibchen, jede fremde Ente vergewaltigen will; gegen das eigene Weibchen ist er jedoch stets sehr rücksichtsvoll. Die Ente anderseits hält in rührender Treue zu ihrem Männchen und sucht den Bewerbungen fremder Erpel mit Aufbietung aller Kräfte zu entgehen. Gar nicht selten kommt es vor, daß sie dabei an Erschöpfung zugrunde geht oder ersäuft wird.

Die Schwimmenten unterscheiden sich von



Spießentenpaar Stockentenpaar (Gemeine Wildente)

Digitized by Google

den Tauchenten durch ihren längeren, schlankeren Körperbau und die kleineren, meist etwas höheren Füße. Die Schwimmenten laufen und fliegen besser als ihre runderen Verwandten. An Tauchfüße werden aber ganz andere Anforderungen gestellt als an Gehbeine, sie müssen weit hinten am Körper eingelenkt, nach allen Seiten sehr beweglich und so beschaffen sein, daß sie über dem Rücken arbeiten können.

Die kleinsten unter den Schwimmenten werden gemeinhin als Krickenten bezeichnet, in der Tat entspricht dies auch der wissenschaftlichen Namengebung so ziemlich. Natürlich gibt es von dieser Gruppe eine ganze Anzahl von Arten, die sich zum Teil mehr oder weniger ähnlich sind, aber auch recht verschieden aussehen können. Wir finden im Bilde a. S. 49 unten ein Männchen unserer gewöhnlichen Krickente und in unserer Flügelsammlung (S. 54) auch ihren geöffneten Flügel.

Mit den Krickenten werden gewöhnlich die Knäckenten verwechselt; man kann sagen, daß alles, was zum Spätsommer im Innern der norddeutschen Tiefebene an kleinen Enten erlegt und als ‚Krickente' auf den Markt gebracht wird, Knäckenten sind. Das Männchen im Prachtkleide ist ein sehr ansprechend gefärbter Vogel, dem aber die metallisch glänzenden Farben fehlen. Seinen amerikanischen Verwandten ziert ein schönes dunkles Rotbraun, und der Beschauer wird den Namen Blauflügelente, den diese scheinbar einfarbige Form trägt, recht ungerechtfertigt finden; aber ein Blick auf unser Flügelbild klärt uns darüber auf. Schon bei der Betrachtung der andern Schwingen kann uns auffallen, daß wir von all den bunten Farben am ruhenden Tiere gar nichts sehen können. Das kommt daher, daß der zusammengelegte Flügel von der Ente unter die Tragfedern, d. h. die seitlichen Brustfedern, geschoben wird, die gewissermaßen eine Tasche darstellen, die die Schwingen vor der Berührung mit Wasser schützt, so daß also, normalerweise, vom Flügel nichts mehr als die Spitze und die Ellbogenfedern sichtbar bleiben. Der Zweck des fast allen Schwimmenten zukommenden glänzenden Flügelspiegels ist etwas unklar.

An die Knäckenten schließen sich in der Schnabelbildung und in dem Graublau der kleinen Flügeldecken die Löffelenten eng an. Sie werden so genannt wegen ihres riesigen Schnabels, dessen Hornzähnchen zu langen, borstenartigen Gebilden vergrößert sind. Stellt ein gewöhnlicher Schwimmentenschnabel an sich schon eine vortrefflich ausgestattete Seh- und Tastvorrichtung dar, so ist diese bei der Löffelente aufs höchste vervollkommnet.

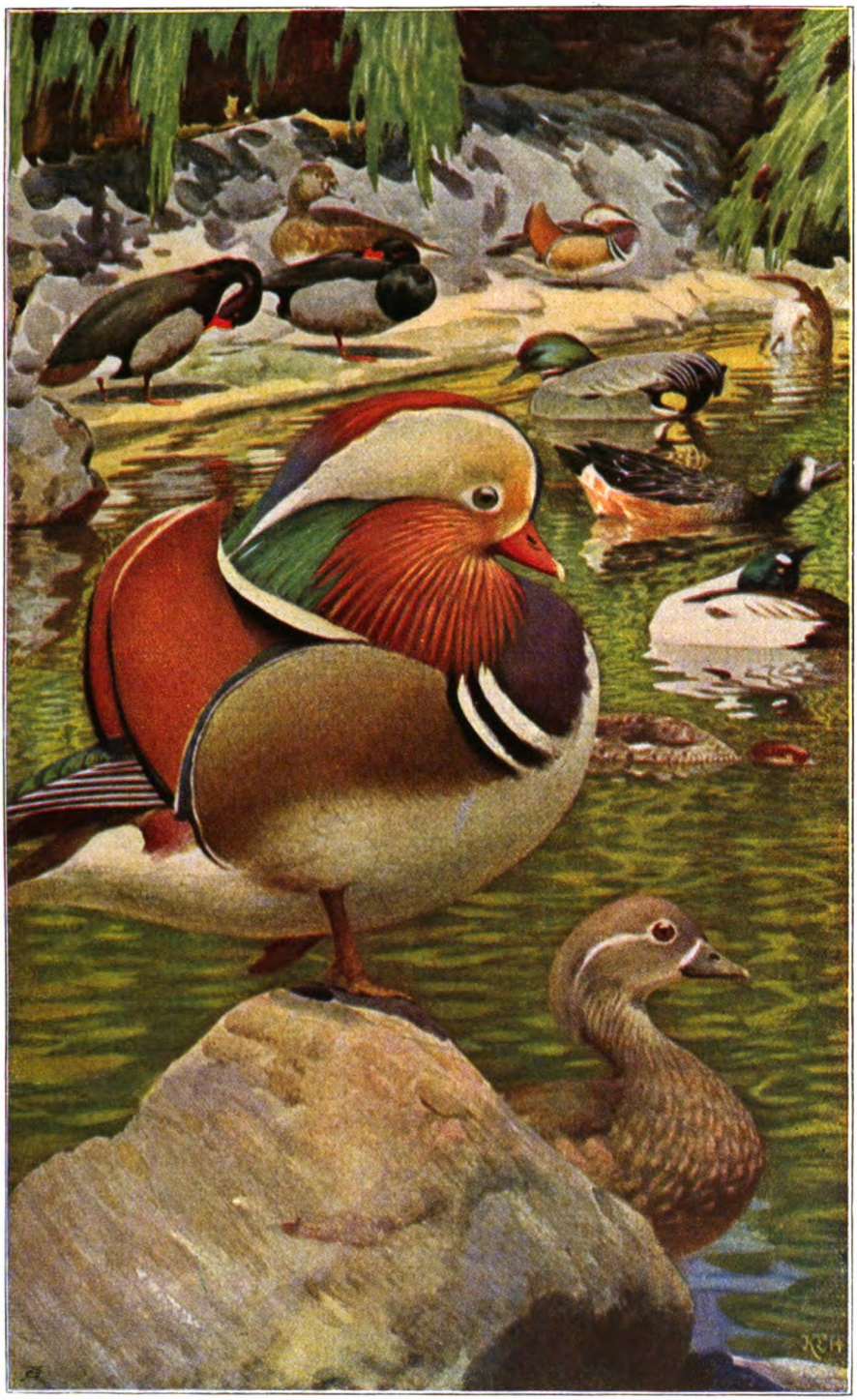
Die größeren Bilder a. S. 50 u. 51 bringen drei Schwimmentenpaare, die uns aus Deutschland gut bekannt sind. Die häufigste ist die gewöhnliche Wild- oder Stockente, die Stammutter der Hausente. Sie ist in der Örtlichkeit wenig wählerisch, mit jedem Gewässer nimmt sie vorlieb, einerlei, ob es große Seen, kleine Waldtümpel oder endlich die Teiche unserer städtischen Anlagen sind. Von allen Entenarten ist sie die härteste, vielseitigste, aber auch die am wenigsten spezialisierte. Ihr blauer Flügelspiegel macht sowohl das Weibchen wie auch den Erpel, sei er im unscheinbaren Sommer- oder im grünköpfigen Prachtkleide mit den Ringelfedern auf dem Schwanz, ohne weiteres kenntlich. In der Stimme gleicht die Stockente der Hausente vollkommen, nur die Größe hat ihre Tonhöhe bei der zahmen Verwandten etwas abgeändert.

Das Männchen des Spießenten-Paares ist durch seine sehr langen mittleren Schwanzfedern ausgezeichnet, auch der Hals dieser Art ist auffallend lang, was wohl damit zusammenhängt, daß sie mehr als andere zu ‚gründeln' pflegt, wie man das Kopfstehen im Wasser bezeichnet. Sie besucht uns namentlich im Winter, ist aber auch Brutvogel in Deutschland. Die kleinere Bahamaente mit ihrem blauroten Schnabel ist ihr nahe verwandt, nur trägt hier der Erpel fast dasselbe Kleid wie sein Weibchen: beide sind vorwiegend schön rostgelb gefärbt.

Während Spieß-, Krick- und Stockenten unter sich manch Gemeinsames zeigen, steht die Gruppe der Pfeifenten etwas abseits von ihnen. Auf unserem Bilde a. S. 50 finden wir die nordische Form, die in der kalten Jahreszeit unsere Küsten in großen Mengen besucht. Auch hier ist der Erpel bunt, das Weibchen unscheinbar gefärbt. Die chilenische Verwandte dagegen sieht ganz anders aus: Erpel und Ente sind kaum zu unterscheiden, denn beide tragen ein Prachtkleid. Alle Pfeifentenarten im männlichen Geschlecht lassen ein lautes Pfeifen hören, das sich recht stimmungsvoll anhören kann.

Die auffallendsten Prachtkleider tragen die Männchen der Braut- und der Mandarinente, beides Formen, die wir sehr häufig als Zierenten bei uns antreffen und mit denen ich vom Berliner Zoologischen Garten aus gut geglückte Versuche gemacht habe, sie in voller Freiheit mit ungekürztem Flugvermögen zu halten. Diese Enten bevölkern jetzt in vielen Paaren, völlig sich selbst überlassen, als herrliche Zierde die Gewässer Berlins und seiner Umgegend. Der ostasiatischen Mandarinente verwandt ist die nordamerikanische Brautente, von der unser Künstler ein Paar auf der Nestsuche hoch oben auf einem Baum dargestellt hat (S. 55), das Nest wird nämlich ebenso wie bei der Mandarinente in einer Baumhöhle angelegt. Da es an solchen in unseren Parkanlagen meist mangelt, so hängen wir als Ersatz dafür große Nistkästen an den Bäumen auf, und die Tiere wissen sie geschickt zu finden und nehmen sie gern an. Nach Beendigung der einunddreißigtägigen Brutzeit springen die Jungen ohne weiteres aus einer Höhe von zehn Metern und mehr herab und folgen der Mutter zum Wasser.

Digitized by Google



1a und b **Mandarinerpel**, 1c **Weibchen dazu**; 2a Schellerpel (Beginn der Schreistellung), 2b Weibchen dazu; 3 Chilenischer Pfeiferpel; 4 Sichelerpel; 5a und b Pepoſakaerpel nebſt Weibchen

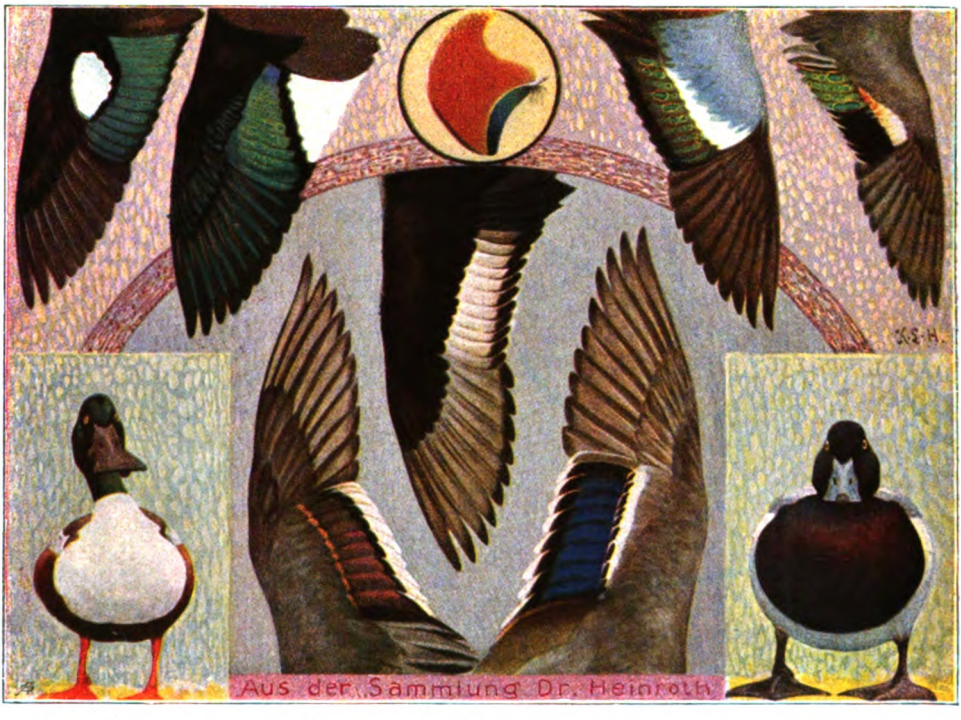
Digitized by Google

Braut- und Mandarinenten bewohnen Waldgewässer und sind durch ihren breiten, langen Schwanz und die verhältnismäßig kurzen Flügel befähigt geschickt zwischen den Ästen zu fliegen; ihre spitzen, gebogenen Krallen ermöglichen ihnen das Klettern, was namentlich für die Jungen besonders wichtig ist, denn sie müssen ja an der Innenwand der Bruthöhle bis zum Schlupfloch emporklimmen können. Die alte Ente unterstützt sie dabei nicht.

Von den Tauchenten des Süßwassers ist die Kolbenente (S. 56) wohl die auffallendste. Diese, etwa stockentengroße schöne Art bewohnt das Mittelmeergebiet und verbreitet sich bis nach Indien; gelegentlich hat man sie auch schon in Deutschland erlegt. Zur Belebung der Parkgewässer eignet sie sich vortrefflich, weil sie, wie alle Tauchenten, sich hauptsächlich auf dem freien Wasser aufhält und daher gewöhnlich mehr in Erscheinung tritt, als die oft im Schutze des Ufergebüsches weilenden Schwimmenten.

Eine Ausnahmestellung unter den Tauchenten der Binnengewässer nehmen die Schellenten ein (Bilder a. S. 53 u. 56), so genannt wegen ihres merkwürdig klingelnden Fluggeräusches, das durch die an der Spitze verschmälerte äußerste Schwanzfeder namentlich des alten Männchens hervorgerufen wird. Diese Art brütet, so wie es Braut- und Mandarinenten tun, in Baumhöhlungen; auch sie nehmen für sie aufgehängte große Nistkästen gern an. Eigentümlich sind die Gebärden, die ein Trupp dieser bunten Vögel, namentlich im Winter und im ersten Frühjahr bei schönem Wetter aufzuführen pflegt. In merkwürdiger Haltung — wir finden auf dem Bilde a. S. 53 eine solche Szene dargestellt — liegen die Weibchen im Wasser. Plötzlich reißt ein Männchen den Kopf zurück, um ihn sofort unter Ausstoßung eines hellen Knarrlautes wieder nach vorn zu bringen und dann die Ruhelage anzunehmen.

Etwas abweichend von den bisher besprochenen Tauchenten sind die Meerestauchenten, die zwar nicht gerade immer am Meere brüten, aber doch den größten Teil ihres Lebens darauf zu verbringen pflegen, denn sie leben meist von Muscheln, die sie vom Grunde heraufholen und unzerkleinert verschlucken; ihr muskelstarker Magen besorgt das Zerdrücken der Schalen. Sämtlich sind sie Bewohner nordischer Gegenden. Die bekannteste unter ihnen ist die Eiderente (Bild a. S. 56): der Erpel im Prachtkleide ist ein prächtiger Vogel. Der südlichste Punkt ihrer Verbreitung ist Sylt, wo die Eiderente noch regelmäßig, jetzt in etwa hundertundzwanzig Paaren, brütet. In Schweden ist sie durch den ihr gewährten

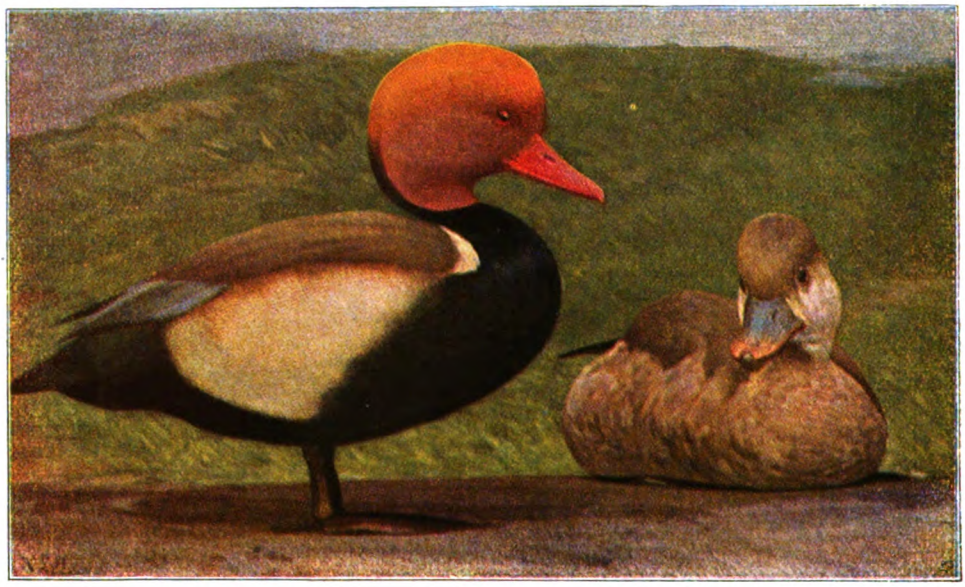


1 und 2 Löffel- und Bergerpel — Ferner: Flügel von Männchen der 3 Rotschulter-Krickente, 4 Brasilianischer Krickente, 6 Blauflügelente, 7 Krickente, 8 Spießente, 9 Peposakaente, 10 Stockente — 5 Fächerfeder des Mandarinerpels

Digitized by Google

Brautentenpaar an der Nisthöhle

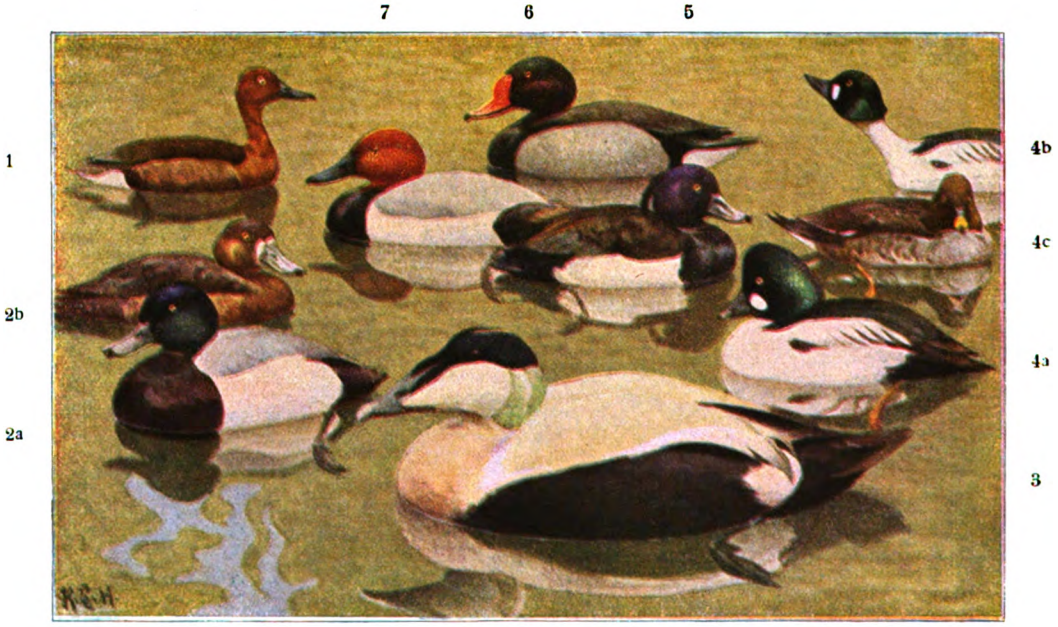
Digitized by Google



Kolbenentenpaar

Schutz so vertraut geworden, daß sie zum Anlegen der Nester oft die unmittelbarste Nähe der menschlichen Behausungen aufsucht.

In großen Schwärmen trifft im Winter die Eisente an den Küsten der Nordsee und westlichen Ostsee aus dem Norden her ein. Der Erpel, dessen Kopf wir auf der Bildleiste a. S. 51 wiederfinden, hat stark verlängerte Schwanzfedern, noch mehr als wir dies von dem Spießerpel kennen. Er ist in seinem zarten, im wesentlichen aus weiß, schwarz und braun zusammengesetzten Farben ein entzückendes Geschöpf; den kleinen Schnabel ziert eine prächtig rosenrote Binde. Geradezu abenteuerlich wirken die Köpfe des Brillenerpels und des Plüschkopferpels.



Tauchenten: 1 Moorente, 2a und b Bergerpel und -Ente; 3 Eidererpel; 4a und b Schellerpel (b in Schreistellung), 4c Weibchen dazu; 5 Reihererpel; 6 Pepoſakaerpel; 7 Tafelerpel

Digitized by Google

Wie die Völker ihr Recht selbst bestimmen!

Von Dr. B. L. Freiherrn von Mackay

Es ist oftmals behauptet worden, das politische Leben der Völker werde von gewissen, aus dem Geist der Zeit geborenen Wahnvorstellungen, statt von kühler Vernunft beherrscht und in seinen Entwicklungslinien bestimmt; daß die Behauptung in der Schale der Übertreibung einen starken Kern Wahrheit enthält, ist kaum jemals deutlicher zutage getreten als heute. Von London, Paris, Washington wird das Schlagwort des Völkerselbstbestimmungsrechts ausgegeben. Lloyd Protektor George verkündet: „Die Gleichheit des Rechtes unter den Völkern, ob groß, ob klein, ist eines der grundsätzlichen Ziele, für die England und seine Verbündeten Krieg führen." Und das Weltgewissen im Weißen Haus, Woodrow Wilson, echot getreulich vom Recht aller Völker und Nationalitäten, ob sie mächtig oder schwach sind, auf dem gleichen Fuß der Selbstbestimmung ihrer Freiheit und Sicherheit miteinander zu leben. „Das Volk der Vereinigten Staaten kann keinen anderen Grundsatz zulassen, und zu seiner Geltendmachung ist es willens, sein Leben, seine Ehre und alles, was es besitzt, einzusetzen." Ihr würdet denken, ein Weiberhemd sei ein weiblicher Engel, so singt er euch über die Ärmelchen und den Busenstreifen — hätte Shakespeare auf die amerikanische Melodie geantwortet. Wenn jedes Volk, richtiger gesagt jeder Volkssplitter, der nationale Rechte für sich in Anspruch nimmt, frei über seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit bestimmen soll, so handelte es sich offenbar um keine geringere Schildbürgerei, als wenn im einzelnen Staat jeder Bürger die Befugnis haben sollte, über sein Verhältnis zur Staatsordnung nach eigenem Gutdünken zu beschließen. Wird das Selbstbestimmungsprinzip als ‚Gerechtigkeit' ausgegeben, so gilt demgegenüber, wenn irgendwo, das Römerwort: summum ius, summa iniuria. Es stellt geradezu eine Prämie für ruchlosen Überfall einer friedliebenden Macht durch böswillige Nachbarn und deren dienstwillige Satelliten aus; ist der niederträchtig Angegriffene der Sieger, so können sich die Besiegten, statt die gerechte Strafe auf sich zu nehmen, kurzerhand durch Plebiszite für Treulosigkeit, Bundesbruch, Raub und Diebstahl eine Belohnung sichern. In der Lebenswirklichkeit nehmen sich die Dinge freilich ganz anders, aber keineswegs moralischer aus. Die französische Republik hat, Napoleons Anregungen folgend, reichlichen Gebrauch von der römischen Norm des Plebiszits in der äußeren Politik gemacht, aber man braucht nur den Namen der Länder, die es sich auf diesen Wegen einverleibte, zu nennen, nämlich Belgien, Savoyen, Nizza, Avignon, Mainz, Basel, um zu erkennen, wie gerade hier lediglich Raub und nackte Willkür hinter der Kulisse scheinfreiheitlicher Wahlmanöver, die das Vorbild der schmutzigsten Tammanywirtschaft waren, verborgen wurde. In Brest-Litowsk lagen die Dinge so, daß solche Völker wie die Polen, Weißrussen, Litauer, Esten durch Plebiszite Partei in der Auseinandersetzung zwischen den Mittelmächten und Rußland ergreifen sollen, deren Massen, dank ihrer Erziehung unter dem zarischen Regiment, überwiegend aus Analphabeten bestehen. Nicht genug damit, sollen die Sieger auch noch vorher die eroberten Gebiete, in denen sie Ordnung geschaffen, räumen, um sie der vollkommenen Verwilderung zu überlassen. Was unter diesen Umständen bei der Abstimmung herauskommen würde, läßt sich an den fünf Fingern abzählen. Triumphieren würde unbedingt diejenige Macht oder Machtgruppe, die sich aufs Handwerk demagogischer und verlogener Anreißerei und Verleumderei am besten versteht, die über die meisten Bestechungsgelder und die wenigsten sittlichen Bedenken bei der großen Stimmentreibjagd verfügt. Daß die Entente-Brüderschaft unübertreffliche Meisterin in diesem Handwerk ist, daß der deutsche Michel für derlei Künste ebensowenig Belehrbarkeit besitzt wie das Schaf für das Apportieren, hat das gegenwärtige Völkerringen mit aller Deutlichkeit neu erwiesen. Wenn gar nach Londoner politischer Weisheit Negerstämme und andere gänzlich ungesittete Völker selbst über ihre Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Großmacht entscheiden sollen, so scheinen solche Vorschläge lediglich bestimmt zu sein, die Unnatur des Selbstbestimmungsprinzips durch Übertreibungen zum hellen Unsinn hin aller Welt vor Augen zu stellen.

Im Grunde ist tatsächlich jedem halbwegs nüchtern Denkenden klar, daß hier mit einem Kriegsphrasenschwindel gröbster Unfug getrieben wird, und es erscheint lediglich als ein trübes und beschämendes Zeichen der Zeit, der Folgen der verlogenen Pressehetze, mit der die Ententegenossenschaft seit Kriegsbeginn gearbeitet, der allgemeinen Sinnesverwirrung, die sie damit angerichtet hat, wenn ihre Staatsmänner es überhaupt wagen dürfen, mit derlei Flederwischen als heldische Kämpfer für Freiheit und Recht sich ins Schaufenster zu stellen. Die Vergangenheit zeigt nicht nur, daß die Vielverbandsmächte um das Selbstbestimmungsgesetz, das sie heute zugleich als Freiheitshort der Nationen hinstellen und als Fingerschraube und Erdrosselungswerkzeug gegen den Vierbund nutzbar machen wollen, sich niemals gekümmert haben, sondern sie unterrichtet auch — und darin liegt der eigentliche Nutzwert der Beschäftigung mit der Frage — in sehr ein-

Digitized by Google

dringlicher Weise über die Fallen und Fußangeln auf den Schleichpfaden der Politik unserer Gegner und damit über die Gefahren ihrer eigentümlichen Fechterkünste.

Lloyd George fabelt von dem „großen Unrecht von 1871, als zwei große Provinzen ohne Rücksicht auf die Wünsche der Bevölkerung aus Frankreich herausgerissen und dem Deutschen Reich für ein halbes Jahrhundert einverleibt wurden". Heinrich II., König von Frankreich, bestieg 1547 den Thron, ein Jahr vorher, als Karl V. auf dem ‚geharnischten Reichstag' zu Augsburg durch das Interim einen Ausgleich zwischen den Katholiken und Protestanten zur endlichen Beilegung der verheerenden Religionskämpfe herzustellen gedachte. Der Versuch mißlang. Von den protestantischen Fürsten widersprachen zwar nur wenige, das evangelische Volk aber sträubte sich gegen die von Pflug, Helding und Agricola entworfenen Ausgleichsformeln so zäh, daß die Durchführung des Interims sich als völlig unmöglich erwies und der alte Zwiespalt nur desto tiefer aufklaffte. In der Not wandten sich die protestantischen Stände eben an Heinrich II., dessen Vorfahr auf dem Thron der stärkste Widersacher Karls V. gewesen war, und der seine braven, schutzsuchenden Deutschen trefflich zu nehmen wußte. Er, der genau wie Franz I. die lutherischen Ketzer im eigenen Land unterdrückte, redete ihnen von ihrem Ehrgefühl vor, das nicht die Herrschaft eines katholischen Monarchen dulden könne, und meinte, daß man um den Glauben als solchen, da die Entscheidung über die höchsten religiösen Fragen allein Gott zustehe, überhaupt nicht, sondern nur um die ‚Freiheit', also um die Beseitigung des Gewaltregiments des Spaniers kämpfen könne und dürfe. Daher sollten die deutschen Fürsten bei der nächsten Kaiserkürung ihre Wünsche nach seinen Wünschen abgeben, das heißt ihn selbst wählen; einstweilen wolle er nur ihr getreuer Schutzherr und der ehrliche Vikarius des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation sein. Zum Beweis und Pfand dessen sei er bereit, zunächst eine Viertel Million Kronen für die Bekämpfung des Spaniers vorzustrecken und verlange als Gegenleistung nichts als die einstweilige Abtretung der lothringischen Reichsstädte Metz, Tull (Toul, das alte Tullum Leucorum), Virten (Verdun); selbstverständlich nicht, um sie Frankreich einzuverleiben, sondern lediglich, um sie als Pfand für die Erfüllung der protestantischen Forderungen in der Hand zu haben. Sprenkeln für die Drosseln: wann wären die biederen Deutschen nicht bereit gewesen, Reisläuferdienste für fremde Machthaber zu verrichten, wenn ihnen eine schöne Predigt vom Kampf für die Freiheit vorgehalten wurde! Julius Cäsar soll die Erzählung über alles geliebt haben, wie sich ‚das Einhorn mit Bäumen fangen lasse,

Der Löw' im Netz, der Elefant in Gruben,
Der Bär mit Spiegeln und der Mensch mit Schmeicheln.'

Nach dieser Melodie eröffnete und hielt Frankreich sein Spiel durch, um altes, deutsches Grenzland auf billige Weise in seine Hand zu bekommen. Bereits 1552 ließ Heinrich II. den Herzog von Montmorency in Lothringen mit großen Heerhaufen und mit einem phrasenreichen Pronunciamento ans Volk ganz im Stil der heutigen Anreißereien eines Lloyd George und Wilson einrücken. Er komme nicht als Gewalthaber, sondern als Auserwählter Gottes, als Friedensfürst, der den Deutschen Befreiung von Knechtschaft unter fremden Herrschern und eine Regierung der Gerechtigkeit, Güte und liebreichen Wohlwollens bringen wolle. Die Bürger von Nanzig — damals die Hauptstadt von Lothringen —, Tull und Virten öffneten daraufhin tatsächlich, halb narkotisiert, halb durch die unversehens einrückende Waffenmacht erschreckt, ihre Tore. Metz, das Bistum, versuchte Widerstand, ließ sich aber vom Connetable durch Bestechungsgelder und schöne Redensarten bewegen und beschwätzen, den ‚Durchzug' zu gewähren. Einzig Straßburg blieb gegen alle Versprechungen und Drohungen, im guten Vertrauen auf die Stärke seiner Mauern, fest, ohne aber den Anschlag des Franzmanns dauernd durchkreuzen zu können, der, getreu seinen Versprechungen, überall, wo er hinkam, sofort die kaiserlichen Wappen herunterreißen ließ, alle Freiheiten und Sonderrechte der Bürger beseitigte, drückende Steuern willkürlich auferlegte und ein Regiment nach Pariser Schnitt einführte. Noch im selben Jahre suchte Karl V. Metz zurückzuerobern, mußte aber unverrichteter Sache abziehen, da aus dem Durchzug der Franzosen ein ständiger Aufenthalt, benutzt zu betriebsamer Verstärkung der Befestigungen geworden war. Der Westfälische Friede bestätigte Frankreich den dauernden Besitz der Stadt, die nun den Segen des welschen Regiments bis zur Neige eines bitteren Kelches auszukosten hatte. Unter dem schwächlichen, am Gängelband von Katharina von Medici gehaltenen Karl IX. wurde Lothringen von französischen Soldaten furchtbar heimgesucht. Im Frieden von Ryswijk (1697) erhielt es Karls V. ältester Sohn Leopold nach Schleifung der Festungen Nanzig und Bitsch zurück, im polnischen Erbfolgekrieg war es abermals das heimgesuchte Land legitimistischer Streitigkeiten; 1766, nach König Stanislaus' Tod, wurde es wiederum Frankreich, jedoch mit der Maßgabe einverleibt, daß — bis zum Frieden von Luneville — den Ständen Sitz und Stimme auf den deutschen Reichs- und Kreistagen vorbehalten blieb. Nicht besser erging es dem Elsaß. Die törichte Politik des Hauses Habsburg, das seine Ansprüche auf das Land an die spanische Linie abtrat, leistete der französischen Machtgier besten Vorschub. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde es ein Haupttummelplatz der Kriegsführung der verwilderten Soldateska, bis im Friedensschluß die österreichischen Be-

Digitized by Google

sitzungen endgültig an Frankreich kamen, freilich unter Anerkennung der alten Rechtsverhältnisse der Stände und Kapitel zum Reich, die erst durch das bekannte System der Réunionskammern unter Ludwig XIV. willkürlich zerstört wurden. Schon in der Zeit der Freiheitskriege flammte durch alles deutsche Land das Begehren nach Wiedervereinigung mit dem uralten, nur durch List und Gewalt aus dem angestammten Reich gerissenen rheinischen Grenzland auf, und gerade in London wurde damals das gute Recht auf Herstellung des alten Besitzstandes bereitwillig anerkannt, was aber nicht hinderte, daß diese ‚Wiedergutmachung' in letzter Instanz gerade am Widerstand der herrschsüchtigen englischen Toryregierung scheiterte. Das schmählich geraubte Gut aber, das dann endlich 1870/71 blankes Schwert ehrenvoll wiedergewann, das soll jetzt dem abermaligen Sieger über den ewigen raublüsternen Störenfried im Westen durch die Kniffe einer demagogischen Advokatenpolitik entrissen werden! Immer, auch in den Zeiten, da die französische Kultur als Modesache der ganzen Welt galt, war das Elsaß Bannerträger deutschen Geistes. Zu den Schrittmachern des Humanismus stellte es einen Wimpfeling, Brant, Geiler, Murner, an die Spitze der protestantischen Bewegung schickte es einen Martin Bucer, Wolfgang Capito, Mathias Zell. Bei der letzten Volkszählung gaben von 1,87 Millionen nur 204 262 die französische, 1 684 260 die deutsche Sprache als Muttersprache an. Kurz, es zeigt sich mit aller Deutlichkeit, daß die Versuche der Entente-Staatskünstler im Namen der Freiheit und unter Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker die elsaß-lothringische Frage neuerdings aufzurollen, nichts bedeuten könnten als die Wiederaufnahme einer doppelzüngigen und machiavellistischen Politik, die Europa jahrhundertelang in Unruhe und zersetzende Krisen getrieben hat und an deren Brandstellen England gemächlich die Hände seiner Selbstsucht sich wärmte.

Ist die elsaß-lothringische Streitsache ein typisches Beispiel für den freiheitlichen Geist der französischen Politik und die Rechtssicherheit, welche die Völker unter ihren Auspizien genießen, so ist das Mittelmeer und die Handelshochstraße nach Indien, der große orientalische Festungsbrückenbau Weltbritanniens, das lautredende und vielseitige Zeugnis des gleichartigen Charakters der Londoner Staatskunst. „Gibraltar ist ein Name, der wie eine Peitsche knallt, die unser Antlitz rot färbt." So hat sich einmal der Erzbischof Antolin von Tarragona geäußert, um der Stimmung aller vaterländisch denkenden Parteien Spaniens darüber Ausdruck zu geben, daß England seit zwei Jahrhunderten die Südspitze des Landes, das vorgeschobene Bollwerk, das die westliche Einfahrt zum „Kanal zwischen Atlantischem und Indischem Meer beherrscht, im Griff hat und damit das stolze kastilische Reich, in dem einst die Sonne nicht unterging, zu einem Staate zweiten Rangs erniedrigt hat, der in allen Fragen der Seegewalt, des Handels und der wirtschaftlichen Versorgung übers Meer von fremden Winken abhängig ist. Auf das Betreiben Englands und Hollands hin kam 1698 der Haager Teilungsvertrag zustande, demzufolge der bayrische Kurprinz Joseph Ferdinand das spanische Mutterland und dessen Kolonien, sein Vater Max Emanuel aber die niederländische Statthalterschaft erhielt, während Frankreich und Österreich die übrige spanische Erbschaft des kinderlosen Karl II. unter sich teilen sollten. Entgegen diesen Abmachungen, die willkürlich nach heutigen Methoden des Entente-Länderverschacherungssyndikats über fremdes Gut verfügten, nahm später Ludwig XIV. das Vermächtnis Karls für seinen Enkel Philipp von Anjou an, während Kaiser Leopold in gleicher Weise die spanischen Besitzungen für seinen Sohn Erzherzog Karl verlangte. So entstand der langwierige spanische Erbfolgekrieg, den Ludwig politisch mit dem kühnen Schachzug eröffnete, daß er den Briten und Holländern die südamerikanischen Häfen zu sperren und in England selbst den Stuart-Anwärter gegen den Oranier Wilhelm III. auf den Thron zu bringen suchte. Jetzt verstand es England geschickt, sich an die Spitze eines Bundes der Seestaaten für die Erkämpfung der ‚Meeresfreiheit' zu stellen; in deren Namen erschien 1704 unversehens eine Flotte, vereinigt mit einem holländischen Geschwader, unter Führung des Admirals Sir George Rooke erst vor Cadiz, dann vor Gibraltar, das am 4. August durch einen kühnen Handstreich der vom Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt befehligten Landungstruppen genommen wurde. Nicht weniger als fünfmal, in den Jahren 1704, 1705, 1727, 1779 und 1781/82 versuchte Spanien die Engländer aus ihrer Felsenfeste zu vertreiben, wohl wissend, was für seine nationale Ehre und Zukunft davon abhing; immer wieder erwies sich die britische Seemacht als unüberwindlich, und so mußte Spanien bis heute „den Schandfleck unserer Vergangenheit und das Wahrzeichen unserer Knechtschaft selbst in den heimischen Küstengewässern", wie Maura noch im vergangenen Jahr klagte, weitertragen. Malta ist das italienische Gibraltar. Bonaparte entriß es 1798 dem Großmeister von Hompesch durch Verrat; zwei Jahre später mußte sich die französische Besatzung an England ergeben, das alsbald im Frieden von Amiens (1802) sich ausdrücklich zur Rückerstattung an den Johanniterorden verpflichtete. Später erinnerte man sich in London dieser Verbindlichkeit natürlich ebensowenig wie so vieler ähnlicher Versprechungen. Im Gegenteil: die maltesische Verfassung wurde unterdrückt, Verwaltung und Gerichtswesen rücksichtslos verengländert, schließlich durch eine Verordnung Joe Chamberlains den Eingeborenen sogar der freie Gebrauch ihrer Sprache verboten; die Folge dieser Regierungspraxis

Digitized by Google

der Gerechtigkeit und Freiheit waren jäh aufflammende Aufstände, die blutig unterdrückt wurden. Nicht anders ging es der Bevölkerung der Jonischen Inseln unter britischem Rechtsschutz. Die schwache ‚Republik der sieben vereinigten Inseln' ward 1809 eine leichte Beute der englischen Flotte auf ihren damaligen Mittelmeer-Kreuzfahrten zum angeblichen Schutz der Handelsschiffahrt. Durch den Pariser Vertrag von 1815 wurde alsdann der britischen Krone die Schutzherrschaft eingeräumt, die schon 1817 eine aufgezwungene Verfassung in eine Gewaltherrschaft reinsten Wassers verwandelte. Kein Wunder also, daß das heißblütige Volk der sieben Inseln an dem großartigen Freiheitskampf des griechischen Mutterlands gegen die Türkei sich mit besonderer Leidenschaftlichkeit beteiligte in der Hoffnung, damit zugleich des britischen Joches ledig zu werden; aber wie benahm sich das England des Byron, der in glühenden Versen Europa zum Kampf für das Hellenentum entflammte? Die Erhebung von Jung-Jonien und der Rhizospasten auf Kephalonia wurde in grausamster Weise, durch Massenhinrichtungen, Auspeitschungen, Niederbrennen von Dörfern unterdrückt, alle national gesinnten Parlamente sofort aufgelöst, jeder Keim von Rede- und Pressefreiheit zerstört: kein türkischer Pascha hätte blindwütiger und despotischer die Knute führen können! 1861, nachdem London sein Ziel erreicht hatte, der Wittelsbacher vom griechischen Thron vertrieben und statt dessen in König Georg ein ihm genehmer Anwärter gewählt war, steckte London zwar nach dem Ratschlag William Gladstones die Pflöcke seiner Politik um und erklärte sich zur Rückerstattung der Inseln an Griechenland bereit, aber nur, nachdem es sich an anderer Stelle, wo dasselbe Spiel begann, eine reichliche Entschädigung gesichert hatte. 1878 ließ sich London durch den Vertrag vom 4. Juni, gleichsam als Handgeld für das mit der Türkei geschlossene Verteidigungsbündnis, die Verwaltung von Zypern übergeben, aus der später auf Grund der Zusatzabkommen vom 1. Juli 1878 und 4. August 1878, sowie des Order in Council vom 5. November 1914 kurzweg eine Einverleibung gemacht wurde, während tatsächlich völkerrechtlich die Insel noch heute türkischer Besitz ist. Wandert man an den Meilensteinen britischer Macht auf dem Weg nach Indien weiter, so zeigt sich überall dasselbe Bild. Das internationale Suezkanal-Abkommen vom 29. Oktober 1888 untersagt die Unterhaltung von Kriegsschiffen in der Durchfahrt ausdrücklich und bestätigt die souveränen Rechte der Hohen Pforte im Bereich der Meerengen, die heute von England zu einem britischen Schützengraben gemacht sind. 1882, nach der Niederwerfung des Aufstandes des Arabi Paschas, versprach die britische Regierung feierlich, Ägypten sofort nach Wiederherstellung der Ruhe zu räumen und in keiner Weise die Religion und die Freiheiten der Einwohner anzutasten; fünf Jahre später wurde diese Zusicherung dahin bestätigt, daß die Zurückziehung der Truppen spätestens 1890 erfolgen solle. Aden wurde von einem britischen Geschwader unter Kapitän Haines 1839, nachdem der Sultan des in Trümmern und Schutt versunkenen, einstmals blühenden arabischen Handelsplatzes durch Bestechung zu dessen Auslieferung breitgeschlagen worden, der Großherr in Konstantinopel aber die Abtretung verweigert hatte, mitten im Frieden überfallen und der Türkei entrissen. Sämtliche Verträge, die der Sultan von Kuweit selbständig mit dem Foreign Office abgeschlossen hat, sind zweifellos völkerrechtswidrig, da Mubarek halbsouveräner Untertan der Hohen Pforte war. Wie England im Kaiserreich Hind seit den ersten Tagen der Freibriefausgabe an die Ostindische Kompanie, der Niederwerfung des Sepoyaufstandes und den Bluttaten Warren Hastings die Völkerfreiheit geschützt hat, ist weltbekannt. Der gleiche Geist roher Gewalt blieb die basische Säure der orientalischen Politik Londons bis auf den heutigen Tag. Das Madrider Abkommen mit dem Scherifen von 1891 sicherte Deutschland die Rechte der meistbegünstigten Nation im Reich des Machsen; die neuere Geschichte kennt keine zynischere Vergewaltigung der Rechte Dritter, aber auch keine gleiche selbstverhöhnende Entwertung der eigenen Unterschrift zweier Großmächte, als das Verfahren Englands und Frankreichs, die mit der Vernichtung dieser Verträge durch den Ententevertrag von 1904 das Feuer der langwierigen marokkanischen Händel und des gegenwärtigen Weltkriegs anbliesen. Beim mittelasiatischen Abkommen von 1907, durch das England auf den südlichen Iran seine Faust legte, wurde der Hauptbeteiligte, nämlich das souveräne Persien, überhaupt nicht befragt; der Vertrag kann so als typisches Vorbild für die Heiligkeit der souveränen Rechte uralter, aber durch innere Wirren ohnmächtig gewordener Staatswesen nach britischer Weltanschauung gelten. Was soll vollends dazu gesagt werden, wenn der Brite jetzt Arabien und das Zweistromland vom arabischen Reich loszureißen, das Kalifat einem ihm dienstbaren käuflichen Geschöpf in die Hände spielen, Palästina nach seiner Laune zu einem jüdischen ‚Freistaat' zu machen sucht und wenn gleichwohl Ehren-Lloyd George seine Tiraden vom selbstlosen Kampf Albions für Völkerrecht noch weiter steigert?! Der Engländer Howard hat solcher Politik in seinem Buch ‚Was heißt Diplomatie?' trefflich den Wahrheitsspiegel mit den Worten vorgehalten: „Sie verachtet offen und zynisch die Moral als Richtschnur, hält für die höchste aller Künste die Kunst, erfolgreich zu lügen, lebt in einer Welt, die von engen Vorurteilen eingeengt ist und geht ganz auf in Wettbewerbskämpfen zur Erreichung von Zielen, die nicht das geringste zu tun haben mit dem Wohlbefinden oder den einfachsten Bedürfnissen der Massen."

Digitized by Google

Ein anderer aufrichtiger Vertreter der Menschengattung John Bull hat einmal auf die Eroberungspolitik Großbritanniens und dessen Verhältnis zu den unterworfenen Völkern das Motto geprägt:

There's no reason why,
There's just to pay and die!

Das ist jedenfalls ehrlicher und zutreffender als all' das heutige hohle Gerede der Staatsmänner-Demagogen an der Themse vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Gibraltar ist rein spanisch, Malta rein italienisch, Zypern halb griechisch, halb mohammedanisch, darüber hinaus beginnt das Einflußgebiet des Morgenlands; nirgendswo kann England sich hier auf Rechte völkischer oder kulturgeschichtlicher Zusammengehörigkeit berufen, überall würde die Zulassung des Plebiszits die britische Herrschaft wie Sturmwind die Spreu hinwegfegen. Wie ganz anders, rechtlich und moralisch geprüft, nimmt sich demgegenüber der deutsche Ausdehnungsdrang nach dem Osten aus! In Krakau herrschte bis 1500 die deutsche Sprache vor, Kiew hatte jahrhundertelang deutsches Stadtrecht, Riga und das ganze baltische Land zeigen das Gepräge rein deutscher Kultur, Finnland war bis zum 18. Jahrhundert das kraftvoll-selbständige Bollwerk des nordischen Protestantismus, zwei Millionen ausgewanderte deutsche Bauern haben für die wirtschaftliche Entwicklung Rußland mehr geleistet als irgendein anderer Gast der zarischen Völkerherberge. Was so die Gliedstaaten Rußlands vom moskowitischen Regiment niemals erwarten konnten und was sie doch auf dem Weg zu den höheren Lebenszielen, nach denen sie in der Scheidung von der russischen Gewaltherrschaft hinstreben, unweigerlich bedürfen, den kraftvollen Schutz und die erzieherische Stütze einer großzügig organisierten Völkergemeinschaft, innerhalb deren ihre Selbstbestimmungsfreiheit in gleichem Maß wächst, als sie politisch und kulturell sich mehr und mehr harmonisch dem Ganzen einfügen, bieten ihnen die Mittelmächte in denkbar bester Form. Alles das aber soll nach der Meinung der politischen Weltweisen an der Themse, Seine und am Potomac nichts gelten. Dort sind die materiellen Kräfte und die unfruchtbare Vernünftelei Trumpf, der immer nur die öden Formeln und die fertigen Prägungen des Persönlichen und Geistigen am Herzen liegen, die nichts von dem Gesetz eines höheren Weltplans wissen, wonach der Sinn des Lebens nicht das Sein, sondern ewiges Wachsen und Werden und die Einordnung der Massen in den Rahmen einer dem gemeinsamen Fortschritt dienenden Gruppenordnung ist. Mögen daher die Gegner weiterhin mit ihren leeren und verlogenen Schlagworten im trüben fischen und die Narren der Welt an ihrem Leitseil festzumachen suchen; Deutschland wird sich dadurch nicht von seinem geraden Siegermarsch vorwärts abwendig machen lassen, dessen Ziel das Dichterwort weist:

„Nicht dem Deutschen geziemt es zu schwanken hierhin und dorthin;
Dies ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten."

Lloyd George spricht. Zeichnung von A. M. Cay

Nach mir meldet sich (hurrjeh!) noch ein Herr zum Wort

Digitized by Google

„Die schöne Müllerin"

Ein Jahrhundert-Gedenkblatt für den Dichter von Franz Schuberts „Müllerliedern"

Von Oscar Schröter

So weit das Auge reicht, sieht es nur Grün auf der Erde, hier Bäume, dort breite Wiesenteppiche, von Rinnsalen durchfurcht, deren Ränder blaue Säume von Vergißmeinnicht einfassen.' Wilhelm von Chézy, der Sohn der Euryanthe-Dichterin, hat so den Geburtsort des Liederspieles ‚Die schöne Müllerin' gesehen. Es ist nicht ein weltabgeschiedener Poetenwinkel in einer nur von Liebesseufzern und Nachtigalltönen durchwehten Landschaft. Es ist Schöneberg bei Berlin. Vor hundert Jahren noch ‚bei Berlin', aber doch schon so nahe, daß eine kleine Gesellschaft junger Damen und Herren aus feingeistigem Berliner Kreise oft, ohne besondere Beschwerden und Fährlichkeiten, einen Ausflug dahin unternehmen konnte. Frau Johanna Hensel, die Witwe eines ehrwürdigen Landpfarrers und glückliche Mutter zweier künstlerisch reichbegabter Kinder, hat dort ihr sommerliches Altersheim aufgeschlagen. In dem schlichten Bauernhaus inmitten der ‚grünen Oasis in der meist sandigen Umgebung Berlins' ist aber ein froh und zart beschwingtes, jugendliches Leben, wenn Wilhelm Hensel, der zweiundzwanzigjährige dichtende Maler und malende Dichter, und die achtzehnjährige Schwester Luise, die schwärmerisch verzückte Sängerin frommer, mystisch umschleierter Lieder, mit ihren jungen Berliner Freunden dort zu Gast sind. In ihrem sechzehnten Lenz schwebt da Hedwig Stägemann, die Tochter des als Dichter schwungvoller Kriegs- und Vaterlandslieder hochgeschätzten Geheimen Staatsrat von Stägemann und dessen Gattin, der Bildnerin formschöner Sonette, über die Schöneberger Wiesenteppiche. Die Poesie ist ihr eingeboren und sie folgt ihr mit der ganzen Inbrunst, die von der jung aufsteigenden deutschen Romantik dieser Tage in jungen Herzen entzündet wurde. Sie ist die Königin des Jugendkreises in dem gastfreien staatsrätlichen Hause in Berlin und bei den empfindsamen Wanderungen nach dem Schöneberger „Erlenbach, wo die Blümlein stehn, die kleinen, die blauen."

Und auch ein junger König ist da. Dem zweiundzwanzigjährigen Studenten Wilhelm Müller aus Dessau ist nicht nur in diesem Freundeskreise, sondern auch schon von erwählten Rittern des Musenreiches die Krone des Dichters zuerkannt worden. Einer dieser Ritter, Gustav Schwab, hat den jungen König gesehen, als er sich vor einem mächtigen Herrscher über alle süß schwärmenden romantischen Seelen seiner Zeit, vor dem Freiherrn de la Motte Fouqué ehrfürchtig neigte. „Er stand errötend vor dem Meister, dessen Poesie auf ihn, wie auf die meisten jungen Dichter jener Zeit, einen so großen Einfluß geübt hatte. Sein Gesicht blühte in der ersten Jugend, eine fast jungfräuliche Scham färbte mit einem schnell wechselnden und vergehenden Rot die durchsichtige Haut seiner Wangen. Im Auge glänzte der Stolz des werdenden Dichters, ein voller Kranz von blonden, halbgelockten Haaren umgab seine hohe Stirne. In dieser Gestalt ist er mir später immer erschienen, wenn ich die begeisterungsvollsten seiner Gesänge, namentlich seine ‚Griechenlieder' las."

Wilhelm Müller. Stich von H. Meyer nach Franz Krüger

Nach einjährigem Studium schon hatte ihn der Befreiungssturm des Jahres 1813 aus den Hörsälen der Berliner Universität hinausgerufen in die

Digitized by Google

Schlachten von Lützen, Bautzen, Hanau und Kulm. Bis nach Brüssel zog er mit dem siegjauchzenden preußischen Befreiungsheer. Mit einem stolz und heiß glühenden Herzen für das größere Vaterland, für das noch fern am Horizont durch Dunst und Qualm der Unfreiheit und der Zerrissenheit strahlend aufsteigende einige heilige Deutsche Reich, war er zu seinen Studien zurückgekehrt. Die dichterischen Schätze der großen deutschen Vergangenheit versuchte er sich und seinen Volksgenossen in seinen ‚Blumenlesen aus den Minnesängern‘ und in einer Übersetzung der ‚Nibelungen‘ wiederzugewinnen.

In der ‚Gesellschaft für deutsche Sprache‘ und im dichterischen Bunde mit dem patriotisch gleich stark bewegten Graf Friedrich von Kalckreuth, mit Graf Georg von Blankensee, Wilhelm Hensel und Wilhelm von Studnitz fand er das rechte Echo und den harmonischen Mitklang für seinen Erweckungsruf des deutschen Geistes. Im schönheitsbegeisterten Kreise des Stägemannschen Hauses und in der Schöneberger Idylle atmete er jugendselig den keuschen Duft des deutschen Volksliedes ein, das in den zart beschwingten, naturfrohen und romantisch sentimentalen Seelen der Freunde und in der eigenen neue, feinfarbige Vergißmeinnichtblüten trieb. Ein anderer Dichter, der das Volkslied so heiß liebte und sich immer strebend um seine reine Nachbildung bemühte, Heinrich Heine, schrieb an Wilhelm Müller: „— ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämtlich sind es Volkslieder.“

Es waren an den Donnerstagabenden $6^1/_4$ bis $8^1/_4$ Uhr im Nebenzimmer des staatsrätlichen, mit feierlicher Altweisheit erfüllten Salons, oder an dem schlicht anheimelnden, mit Kaffee und Kuchen reichlich bestellten Tisch der Frau Pfarrer Hensel in Schöneberg außer den vorgestellten Dichterseelen auch noch einige andere Schönheitsschwärmer, die das Dichten und Reimen mit der von der Mode der Zeit von dem Gebildeten geforderten Lust und Geschicklichkeit betrieben. Und auch der ordnende, gründlich und streng auf Einhaltung einer geraden, kunstgesetzmäßigen Linie auch im leichten Poesiespiel sehende und gelegentlich auch etwas biedermeierlich dämpfende Geist fehlte nicht. Der Komponist Ludwig Berger hielt auf Ton und Sanglichkeit.

Geburtsort, Eltern und Gevattersleute des wohlgeratenen, lieblichen und vielgeliebten deutschen Geisteskindes ‚Die schöne Müllerin‘ sind flüchtig eingeführt und vorgestellt. Wie trat es nun in die Welt und wie eroberte es sich alle für reine Schönheit schlagenden Herzen?

„Ich lad' euch, schöne Damen, kluge Herrn
Zu einem funkelnagelneuen Spiel
Im allerfunkelnagelneusten Stil!“

So leitete Wilhelm Müller, der Schrift- und Tagebuchführer des Dichterkränzchens, das gemeinsam ausgedachte Liederspiel mit verteilten Rollen ein. Der Grundgedanke wehte als zartes Frühlingslüftchen der Romantik herüber aus alten Weisen, aus der alle zarten Seelen der Zeit sanft entzückenden Oper Paëfiellos ‚La bella Molinara‘, aus des

Hedwig von Stägemann, das Urbild der schönen Müllerin
Nach einem 1815 gemalten Bildnis von Wolf
Aus: Hedwig von Olfers, geb. von Stägemann, Ein Lebenslauf (Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin)

innigst verehrten Meisters Goethe vier ‚Gesprächen in Liedern‘, ‚Der Edelknabe und die Müllerin‘, ‚Der Junggesell und der Mühlbach‘, ‚Der Müllerin Verrat‘, ‚Der Müllerin Reue‘. Von den Sängern des Mittelalters, von Seifried Helbing, Neidhard, Heinrich von Morungen, Freidank, Heinrich von Freiberg, Albrecht von Halberstadt über Goethe und Wilhelm Müller zu Eichendorff, Justinus Kerner, Chamisso, Heine, Feuchtersleben, Annette von Droste-Hülshoff, Kopisch, Lenau, Storm, Mosen, Geibel, Baumbach, Martin Greif und anderen ist eine Blumenkette von Liedern, Sprüchen, Schwänken und Dramen gespannt, die das geheimnisvoll rauschende und pochende Mühlenleben

Digitized by Google

als Abbild und Hintergrund der Darstellung von der Liebe Lust und Leid umrahmt. Hedwig Stägemann ist ‚Rose, die schöne Müllerin'. Ernst von Wildenbruch, der sie später als Gattin des Generaldirektors der Königlichen Museen von Olfers kannte, sagt von ihr: „Es war ein Geheimnis in dieser Frau: sie wurde an jedem Tag neugeboren. Tiefgründige Weltbeobachtung, die ihre Umgebung alle Augenblicke durch Worte ursprünglicher Weisheit überraschte, und daneben eine Weltfremdheit, die ihre Umgebung ebensooft zu Ausbrüchen heitersten Lachens veranlaßte." Als Rose sang sie den ‚Morgengesang vor der Müllerin Fenster', den ihr die Waldvöglein zujubelten:

Tirili, tirili, eia,
Der Mai ist da!
Wiesenblümchen müßt nicht so stolz sein!
Blickt nicht,
Nickt nicht
Soviel in die Quellen und Bächlein hinein!

Tirili, tirili, eia,
Boten sind da!
Fliegen vor dein blank Fensterlein hin;
Grüße,
Küsse
Künden die Vöglein aus lustigem Grün.

Acht Mitglieder zählte der jugendliche Dichterkreis. So warben sieben Freier um die Liebe der schönen Müllerin. Als erster wanderte Wilhelm Müller als träumerisch liebesehnender Müllerbursch, dem leise flüsternden und lockenden Bächlein nach, zu der Mühle im Erlengrunde:

Ich hört' ein Bächlein rauschen.
— — — — — — — — —
— — das Haus, wie so traulich!
Und die Fenster, wie blank!
Und die Sonne, wie helle vom Himmel sie scheint!
Ei, Bächlein, liebes Bächlein, war es also gemeint?
— — — — — — — — —
Zur Müllerin hin!
So lautet der Sinn.
— — — — — — — — —
Was ich such', hab' ich funden,
Wie's immer mag sein.
Nach Arbeit ich frug,
Nun hab' ich genug,
Für die Hände, fürs Herze
Vollauf genug!

Die von Müller heimlich schwärmerisch verehrte und von Ludwig Berger umworbene Luise Hensel trat nun in der Rolle des Gärtnerburschen als Nebenbuhler um die Liebe der schönen Rose auf:

Und meine schönsten Blumen,
Die trag' ich zu ihr hin,
Daß sie mit Duft und Schimmer
Die Holde stets umblühn.
Ich will mit Blumen immer
Ihr liebes Haus umziehn.

Ich möchte ganz sie bergen
In Blumen süß und schön —
Warum, ihr lieben Blumen,
Will ich euch leis' gestehn:
Daß alle Junker und Jäger
Und Müller sie nicht sehn!

Der hier eingeführte Junker, durch Friedrich Förster vertreten, und die übrigen Liebhaber der Müllerin, der Fischer, Bauer usw., von dem Bruder der Hedwig Stägemann, den Brüdern Gerlach und von Ferdinand v. Bülow wechselnd in Person und dichterischem Glück dargestellt, treten mehr zurück. Ihre Liebhaberverse sind über den geselligen Kreis nicht hinausgedrungen. Wilhelm Hensel, der kecke Jäger, nimmt den Kampf um die schöne Rose mit dem schüchternen, verträumten Müllerburschen aber auf und trägt am ‚grünen Maienfeste' den Sieg über alle Rivalen davon:

Gärtnerbursche hat gepflanzet
Grüne Kräuter mannigfalt,
Müllerbursche hält umschanzet
Dich mit grünem Maienwald.
Doch am grünen Maienfeste
Bring' vom Grünen ich das Beste.

Sieh, wie an des Hauses Schwelle
Hier die schlanke Tanne lauscht,
Und vor deiner trauten Zelle
Liebesmelodien rauscht.
Blume schwelgt im Staube lebend,
Tanne singt, sich stolz erhebend.
Und der hohen Tanne, Liebchen,
Gleicht der grüne Weidgesell.

Und Rose lauscht den Waldvögelein das beglückend leicht beschwingte Liedchen ab:

Tirili, tirili, eia,
Weidmann ist nah'!
Hat uns zu dir herübergeschickt.
Rose,
Lose,
Sahn wir nicht, wie du jüngst noch ihm zugenickt?

Tirili, tirili, eia,
Müller, weg da!
Höhnst uns den Maien, willst nicht grün sein;
Harrt dein
Auch kein
Liebend Feinsliebchen am Fensterlein?

Tirili, tirili, eia,
Der Mai ist da!
Rose, wie steht dir das Grün so fein,
Rose,
Lose,
Mußt immer bei uns im Grünen sein!

In beseligender Selbsttäuschung hatte der träumerisch zagende Müllerbursch schon gejubelt:

Die geliebte Müllerin ist mein!
Mein!
Frühling, sind das alle deine Blümelein?
Sonne, hast du keinen hellern Schein?
Ach, so muß ich ganz allein,
Mit dem seligen Worte mein,
Unverstanden in der weiten Schöpfung sein?

Nun, da der ‚leichte, lose, kleine Flattersinn' der Müllerin alle Blüten seiner stillen, innigen Liebe entblättert hat, treibt es ihn hinaus in die, ach, so grüne Welt:

Ich möchte ziehn in die Welt hinaus,
Hinaus in die weite Welt,
Wenn's nur so grün, so grün nicht wär',
Da draußen in Wald und Feld.
— — — — — — — — —
O binde von der Stirn dir ab
Das grüne, grüne Band,
Ade, ade und reiche mir
Zum Abschied deine Hand!

Ungerührt von dieser Abschiedsklage jubelt die junge Schwärmerin dem grünen Wald und ihrem grünen Jäger die beste Gabe ihrer reichen und früh voll entfalteten poetischen Seele zu:

Wie's Vöglein möcht' ich ziehen,
In grüne Wälder fliehen,
Ich hab' das Grün so gern!

Digitized by Google

Will grün verhängen mein Fensterlein,
Den Boden mit grünem Kalmus streu'n,
Ich hab' das Grün so gern!

Horch, hörst den Weidmann pfeifen?
O könnt' ich mit ihm schweifen,
Ich hab' das Jagen so gern!
Hinaus mit dem rufenden Hörnerklang
Durch sonnendurchflochtenen Fichtengang;
Ich hab' das Jagen so gern!

Wie's Knösplein möcht' ich leben,
Mit Grün mich dicht umweben,
Ich hab' das Grün so gern!
Nein, blick' mich nicht so fragend an,
Sieh nicht so bleich, du Müllersmann:
Ich hab' das Grün so gern!

In Wilhelm Müllers später entstandenem Lied: „Die liebe Farbe" ist dieses ursprünglich frische Gedicht von Hedwig Stägemann mit einer bedeckteren Färbung neu erstanden. Mit dem wehmütigen Wunsch, daß man ihm die nun trockenen Blumen, die ihm die lose Müllerin im süßtäuschenden Liebesspiel einst gab, ins Grab lege, damit sie bei der Liebesauferstehung wieder neu erblühen, wendet sich der lebensmüde Bursch dem geliebten Bächlein zu und sucht und findet ‚da unten die kühle Ruh'".

Mit diesem wehmütigen Ausklang und einem sanft tröstenden „Wiegenlied des Baches" schloß der Dichter Wilhelm Müller später die eigene Nachgestaltung des ganzen geselligen Poesiespieles ab. In dem Schöneberger Dichterkränzchen ging das eifrigst ausgekostete poetische Erlebnis noch ein gut sentimentalisches Stück weiter. Die reuige Müllerin Rose sucht Verzeihung für ihren Liebesverrat an dem Müllerburschen in den Wellen des Baches. Auf dem Grabe der nun im Tode vereinigten Liebenden singt der Jäger ein schmerzerfülltes Trauerlied. Und alle Teilnehmer haben willkommene Gelegenheit alle die modischen, weich zerfließenden Klagetöne über unglückliche Liebe anzustimmen und in Versen das allen empfindsamen Seelen so süß vertraute Bild des von Vergißmeinnichtkränzen umblühten, von hängenden Zweigen überschatteten, mit Symbolen der Trauer und der Auferstehungshoffnung geschmückten Grabes zu malen. Es flossen da noch viel Tränen. Die Wonne der Wehmut wurde bis auf das letzte Tränentröpfchen ausgekostet, bis Luise Hensel als Gärtner bewegt abschließend feststellte:

Wir lächeln all' durch Tränen.

⁂ ⁂ ⁂

‚Man muß bedenken, daß die ganze Müllerromanze mehr einem gesellschaftlichen Schreibspiel in seiner Flüchtigkeit gleichkam, als einer poetischen Aufgabe, obwohl Müller und sein Komponist (Ludwig Berger) ihm größere Bedeutung gaben.' So stellte die schöne Müllerin, Frau Hedwig von Olfers, später ihren und der anderen Mitwirkenden Anteil bescheiden zurück. Die erste Anregung dem poetischen Kinde jugendlich schwärmerischer Geselligkeit einen weiteren Wirkungskreis durch Herausgabe der Lieder zu schaffen, ging von Ludwig Berger aus. Der Lehrer des vielbewunderten, in der Luft feinster geistiger und gesellschaftlicher Kultur der Meisterschaft entgegenreifenden Wunderknabens Felix Mendelssohn, hatte in Wilhelm Müller den Dichter ersehen, der seinen hohen Ansprüchen an die sprachliche Gestaltung des in Töne zu fassenden Liedes genügen konnte. Ludwig Rellstab, der gefürchtete Musikkritiker und bissige Gegner der ‚himmlischen' Henriette Sonntag und des ‚göttlichen' Ritters Spontini, beobachtete sogar, daß „Berger Müller quälte, indem er diese und jene Wendung nicht für das Ganze passend, diese Zeile unmusikalisch, jenes Wort unbequem für den Rhythmus fand. Müller hatte manches zu leiden, doch er fühlte auch, daß Berger recht hatte, und gewahrte die Ausbeute, die ihm diese unerbittliche Kritik gewährte. So ward Berger Anlaß für Müller, das Thema in so vielfältigen Variationen zu behandeln, daß späterhin ein ganzes Liederbuch daraus entstand." Fünf der so unter seiner strengen Musikerkontrolle geschaffenen Lieder Müllers: ‚Wohin', ‚Des Müllers Blumen', ‚Die böse Farbe', ‚Trockene Blumen' und ‚Des Baches Wiegenlied' vereinigte Berger dann mit je zwei Liedern der Müllerin (Hedwig Stägemann) und des Gärtnerburschen (Luise Hensel) und einem des Jägers (Wilhelm Hensel) zu seinem 1818 erschienenen Liederheft: „Gesänge aus einem gesellschaftlichen Liederspiele ‚Die schöne Müllerin' mit Begleitung des Pianoforte, op. 11" (Original in der Königlichen Bibliothek zu Berlin). Es sind einfache strophische Gebilde nach dem modischen Muster der norddeutschen Liederschule, die in Schulz, Reichardt, Zelter ihre anerkanntesten Vertreter hatte. Warmblütige, selbständig eingängliche und knappe Melodien, die nur auf eine in der Klavierbegleitung leicht angedeutete Harmonie gestützt sind. Sentimentalität und Zierlichkeit im besten und echtesten Biedermeierstil.

Wilhelm Müller war aber inzwischen hinausgetreten aus dem engeren Kreise geistig und poetisch geschmückter Geselligkeit in den weiteren Raum wissenschaftlichen und dichterischen Schaffens und Wirkens. In Fouqués ‚Frauentaschenbuch', in Gubitzens ‚Gaben der Milde zum Vorteil hilfloser Krieger' und im ‚Gesellschafter' veröffentlichte er noch die 1817 zu einem geschlossenen Zyklus von fünfzehn Liedern zusammengefaßten Varianten des Spielmotives. Das Ganze war nun zu einem ‚Monodram' des Müllers und ausschließlich aus Müllers Feder geworden. Es erschienen zu den genannten Liedern noch ‚Wanderschaft', ‚Der Neugierige', ‚Am Feierabend', ‚Mein', ‚Der Jäger', ‚Eifersucht und Stolz', ‚Erster Schmerz — letzter Scherz', ‚Die liebe Farbe', ‚Der Müller und der Bach' und das später in allen Ausgaben wieder getilgte ‚Ungereimte Lied':

Kein Liedchen mehr!
Aber Küsse, Küsse!
Und Herz an Herz,
Und schwimmende Blicke,
Und Tränen drin!
Und Tränen so selig,

Digitized by Google

Und Seufzer dazu,
Und Seufzer so süß!

Und wer sie sucht —
Und will nicht plaudern —
Am Erlenbach,
Wo die Blümlein stehn,
Die kleinen, die blauen,
Und unter der Linde
Im Mühlengarten,
Da wird er sie finden,
Da wehen sie hin
Und wehen sie her,
Im Abendwind,
Im Sternenschimmer!

Ach, wer sie hörte,
Und recht verstände,
Und wieder sänge
In Vers und Reim:
Die Lieder dort!

Dieser zarte Erinnerungssang wurde dann durch den ‚Tränenregen' ersetzt, der so anschaulich die ganze verträumte Ahnungslosigkeit des Müllerburschen malt und in dem leichtfertig abgerissenen Schluß

Sie sprach: Es kommt ein Regen, ade! — ich geh' nach Haus.

die bittere Wendung so scharf andeutet.

Ein ehrenvoller Auftrag der Berliner Akademie zu einer wissenschaftlichen Reise mit dem Baron Sack, zur Erforschung altägyptischer Kultur, führte Müller 1817 weit weg von den Blau-Blümelein der schönen Müllerin. Über Griechenland sollte die Reise gehen. Darum wurden zunächst in Wien zwei Monate lang die eifrigsten neugriechischen Sprachstudien getrieben. Im gesellschaftlichen Leben der Kaiserstadt leuchtete noch der Glanz des europäischen Kongresses nach. Der Blick des Dessauer Bürgersohnes und Studenten der königlich preußischen Universität weitete sich für große Völker- und Menschheitsfragen und Schicksale. Hier entflammte sich das Poetenherz Müllers für den Freiheitskampf des Griechenvolkes, in den er mit begeisterungsvoll glühenden Liedern eintrat. Hier begann er seine dichterische Werbearbeit für die Freiheit der Griechen, die ihm später den Titel des ‚Griechen-Müller' eintrug und die ihm das befreite Volk dann durch Stiftung des Marmors für sein Denkmal in Dessau dankte. Die Streiche des politischen Agenten Metternichs, Friedrich von Gentz, parierte der streitbare Dichter mit schwungvollen Versen:

Du nanntest uns Empörer — so nenn' uns immerfort!
Empor! Empor! so heißt es, der Griechen Losungswort.
Empor zu deinem Gotte, empor zu deinem Recht,
Empor zu deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!

Von Wien ging die Reise in das Land der deutschen Dichtersehnsucht, nach Italien. In der Sonne der Naturschönheit und des Kunstreichtums dieses Landes verflüchtete sich bei unserem Dichter der Gelehrtendrang nach Lösung der Berliner Aufgabe mehr und mehr. Er überließ sie dem allein weiterreisenden Baron Sack und blieb bis Ende 1818 in der auch in ihm die schönsten poetischen Blüten treibenden sonnigen Luft. Mit reicher Ausbeute, in seinem Buche: ‚Rom, Römer und Römerinnen' und in der Gedichtsammlung ‚Aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten' niedergelegt, kehrte er nach Dessau zurück. Unter den siebenundsiebzig Gedichten dieser Sammlung tauchte auch in neugeschmückter und bereicherter Gestalt wieder die ‚Schöne Müllerin' auf. Fünfundzwanzig Lieder sind es geworden, die nun, ganz losgelöst aus dem ursprünglichen geselligen Schaffenskreise, als Monologe des Müllerburschen, „im Winter zu lesen", auftreten. In dem neuen Prolog spricht der Dichter:

Doch wenn ihr nach des Spiels Personen fragt,
So kann ich euch, den Musen sei's geklagt,
Nur eine präsentieren recht und echt:
Das ist ein junger, blonder Müllersknecht.

Zu den fünfzehn schon veröffentlichten Liedern sind neu hinzugekommen: ‚Der Dichter als Prolog', ‚Halt', ‚Danksagung an den Bach', ‚Das Mühlenleben', ‚Ungeduld', ‚Morgengruß', ‚Pause', ‚Mit dem grünen Lautenbande', ‚Blümlein Vergißmein' und ‚Der Dichter als Epilog'. Der sonst so leicht schaffende und schnell fertige Dichter hat dieses Lieblingskind seiner Muse immer wieder neu ausgestattet und von zurückgebliebenen Formschwächen der ungeübt aus dem Stegreif dichtenden Jugend befreit. 1818 klingt ‚Mein' noch etwas kurzatmig:

Bächlein, laß dein Rauschen,
Räder, steht nur still!
Kommt heran zu lauschen,
Wer das schönste Liedchen hören will!

Still, ihr Nachtigallen,
Lerchen, Finken, still!
Laß ein eitel Schallen,
Wer das schönste Liedchen lernen will!

Sonne, gib herunter
Deinen hellsten Schein!
Frühling, strahle bunter!
Die geliebte Müllerin ist mein!

In der Neuausgabe von 1821 ist die weiter und höher geschwungene Linie gefunden, an der Schuberts biegsame, frei und jubelnd atmende Melodie aufsteigen konnte:

Bächlein, laß dein Rauschen sein!
Räder stellt eu'r Brausen ein!
All' ihr muntern Waldvögelein,
Groß und klein,
Endet eure Melodein!
Durch den Hain
Aus und ein
Schalle heut ein Reim allein:
Die geliebte Müllerin ist mein!
Mein!
Frühling, sind das alle deine Blümelein?
Sonne, hast du keinen hellern Schein?
Ach, so muß ich ganz allein,
Mit dem seligen Worte mein,
Unverstanden in der weiten Schöpfung sein?

In den friedlich umhegten Ämtern der kleinen Residenz, als Lehrer an der Dessauer Gelehrtenschule und Direktor der herzoglichen Bibliothek, als Hofrat auch hoffähig geworden, beruhigte der ‚Griechen-Müller', der schon einmal der überall revolutionären, Unrat witternden Regierung verdächtig erschien, seinen kosmopolitischen Freiheitsdrang. An den in Italien gewonnenen schwedischen Dichterfreund Daniel Amadeus Atterbom, dem Müller sein ‚Rom, Römer und Römerinnen' zueignete, schrieb er:

Digitized by Google

„... die große Fastenzeit der europäischen Welt, der Marterwoche entgegensehend und harrend auf Erlösung, verträgt kein gleichgültiges Achselzucken und keine flatterhaften Vermittelungen und Entschuldigungen. Wer in dieser Zeit nicht handeln kann, der kann doch ruhen und trauern."

An der Seite der geistig regsamen, einen feinen und behaglichen gesellschaftlichen Kreis um den Dichter schaffenden Gattin (einer Enkelin Basedows, des „einen Propheten rechts oder links im Reisewagen des Weltkindes Goethe"), erfüllte nun der Sänger des schlichten, echt deutschen, aus heller Natur- und Schönheitsfreude und warmem Gemüt hervorquellenden Liedes seine eigenste Sendung. Viele seiner Lieder sind wertvollstes Volksgut geworden. Wir singen und lieben sie — und vergessen darüber nur gar zu leicht den Geber. Die Studentenlieder: ‚Wenn wir durch die Straßen ziehn', ‚Das Essen, nicht das Trinken', die Gesellschaftslieder: ‚Ich bin nicht gern allein mit meinem Glase Wein', ‚Lustig leben, lustig sterben, heißt des Teufels Spiel verderben', von den vielen Jäger-, Soldaten- und Wanderliedern nur: ‚Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Pracht', ‚Vor meiner Liebsten Fenster, da klingen meine Sporn', ‚Im Krug zum grünen Kranze', ‚Mit der Fiedel auf dem Rücken', ‚Guten Abend, lieber Mondenschein', ‚Ich hab' ein Liebchen an dem Rhein', ‚Lindenbaum' — das sind einige von den Liedern, die nach Gustav Schwabs treffendem Wort, wie „Lusthütten, auf Felsen gebaut" sind. Stärkere und dunklere Töne schlug der Dichter in den Lieder-Zyklen ‚Johannes und Esther' und ‚Winterreise' an. In dem Liebesspiel ‚Die schöne Müllerin' der süß wehmutsvolle Sonnenuntergang eines still erträumten Glücks, das Grab im dämmerigen Erlengrunde mit dem sanften Rot der Hoffnung und des Glaubens überhaucht, daß drüben im Liebesparadies die hier verdorrten Blumen schöner und unverwelklich wieder aufblühen — in der ‚Winterreise' die schaurige, hoffnungslose, eisige Nacht — der stürmische Morgen:

Wie hat der Sturm zerrissen
Des Himmels graues Kleid!
Die Wolkenfetzen flattern
Umher in mattem Streit.
Und rote Feuerflammen
Ziehn zwischen ihnen hin:
Das nenn' ich einen Morgen,
So recht nach meinem Sinn!
Mein Herz sieht an dem Himmel
Gemalt sein eignes Bild —
Es ist nichts als der Winter,
Der Winter kalt und wild!

Frühling mit allem Duft und Sonnenschein, Winter mit aller Härte tödlicher Erstarrung und Dunkelheit im Dichterherzen empfunden, in klingenden, singenden und wuchtig zeichnenden Worten festgehalten — das sind die beiden schönsten Liederreihen unseres Dichters, dem Gustav Schwab nach seinem frühen Scheiden im Jahre 1827 nachrief:

— — — Du warst der Bote
Von eines Volkes Auferstehn,
Gesandt noch vor dem Morgenrote
Und bei der kühlen Lüfte Wehn.
Da hat dein Sang sich aufgeschwungen,
Noch eh' der Tag im Osten graut'.
Jetzt ist die Sonne durchgedrungen:
Wohl dir, du hast sie noch geschaut.

Eine Sonne ist dem Dichter nicht aufgegangen — die Sonne der musikalischen Belebung und Verklärung, die aus Franz Schuberts überreichem Herzen und Geist über seinen Liedern strahlend aufstieg. Er hat die von ihm selbst wohl sehnsüchtig gesuchten, von Schubert gefundenen Melodien seines lieben Müllerburschen, seiner schönen Müllerin nicht gehört. In seinem Tagebuch steht das Bekenntnis der musikalischen Sehnsucht und Hoffnung: „Ich kann weder spielen noch singen, und wenn ich dichte, so sing' ich doch und spiele auch. Wenn ich die Weisen von mir geben könnte, so würden meine Lieder besser gefallen als jetzt. Aber getrost, es kann sich ja eine gleichgestimmte Seele finden, die die Weise aus den Worten heraushorcht und sie mir zurückgibt." Die besten Liedersänger der näheren Umgebung des Dichters, der Dessauer Friedrich Schneider, die Berliner Bernhard Klein, Tomaschek, Ludwig Berger und Methfessel, Ludwig Spohr, Heinrich Zöllner, Reißiger und

Franz Schubert. Ausschnitt aus einem Aquarell von Wilh. August Rieder (entstanden Mai 1825)
Aus „Otto Erich Deutsch: Franz Schubert, sein Leben in Bildern" (Verlag von Georg Müller in München)

Digitized by Google

Curschmann, versuchten als gleichgestimmte Seelen die in den Gedichten schlummernden Melodien und Klänge zu wecken. Sie kamen nicht über modisch hübsch geschnittene und gezierte Tongewänder hinaus, die wie die mit Bändchen, Spitzchen und anderem Zierat kunstvoll drahtig aufgetürmten Frisuren und Hauben auf niedlichen Mädchentöpfchen bald wieder dem Wechsel der Mode zum Opfer fielen.

Die „Hinterlassenen Papiere eines reisenden Waldhornisten“ mit den darin eingeschlossenen Müllerliedern hatte sich der komponierende Privatsekretär des Grafen Louis Széchényi und k. k. Hofkapellmeister Benedikt Randhartinger in der Herrengasse zu Wien auf seinem Schreibtisch zur musikalischen Erweckung — das kühle Wort ‚Vertonung‘ kannte man noch nicht — bereitgelegt. Der stets wanderlustige Franz Schubert kommt, Freund Benedikt zu einem Spaziergang abzuholen. Er muß warten, bis der Sekretär einen Auftrag des gnädigen Herrn Grafen entgegengenommen hat. Schubert blättert in dem Gedichtbuch — da singt und klingt es aus den Blättern: ‚Das Wandern ist des Müllers Lust‘ — ‚Ich hört‘ ein Bächlein rauschen‘ — ‚Es singen wohl die Nixen tief unten ihren Reih'n‘ — ‚Durch Rauschen und Singen bricht Rädergebraus!‘ Da gab es keinen Benedikt, keinen Spaziergang mehr. Ohne den Freund zu erwarten, stürmt der Franzl mit dem kostbaren Gedichtschatz in der Tasche und mit einem von Melodien überquellenden Herzen in seine stille Klause. Der niedersinkende Abend und die Nacht sind durchleuchtet von dem Licht der glücklichsten Melodien und musikalischen Einfälle, die aus Wilhelm Müllers Versen aufsteigen. Am folgenden Morgen sieht sich Randhartinger bei Schubert nach dem vermißten Buch um. Überwacht und etwas beschämt ob seines formlosen Ausleihens und Verschwindens gesteht Schubert, daß er schon sieben Lieder aus der schönen Müllerin fertig habe. Sie werden gleich probiert. Benedikt ist entzückt und sagt: „Ich werde das Buch nicht mehr berühren; behalte es, denn nach Schubert hat Benedikt kein Recht, zu komponieren.“ Eine schwere Erkrankung Schuberts hielt dann die Fertigstellung des ganzen Zyklus etwas auf. Aber auch in den Leidenstagen im Allgemeinen Krankenhause arbeitete der Tondichter eifrig und beglückt an der geliebten Liederreihe weiter. Von den fünfundzwanzig Liedern hat Schubert zwanzig zu lyrischer Vollendung nach des Dichters Sehnsucht erhoben. Ausgeblieben sind, als nicht wesentlich bedeutungsvoll für den Fortgang der Handlung, ‚Das Mühlenleben‘, ‚Erster Schmerz — letzter Scherz‘, ‚Blümlein Vergißmein‘ und Prolog und Epilog. Die Versuche Julius Stockhausens und Ludwig Wüllners, die ausgelassenen Gedichte als Rezitationen in die Müllerlieder Schuberts einzuflechten, müssen als überflüssig und störend bezeichnet werden. Zwischen Mai und November des Jahres 1823 hat Schubert den Zyklus vollendet.

Am 17. Februar 1824 war in der amtlichen Wiener Zeitung zu lesen:

Bei Sauer und Leidesdorf
Kärtnerstraße Nr. 94, I, ist neu erschienen:
„Die schöne Müllerin.“
Ein Zyklus von Liedern, gedichtet von W. Müller.
Für eine Singstimme in Musik gesetzt mit Klavier-Begleitung
von Franz Schubert.
25stes Werk, erstes Heft. 2 fl. W. W.

Unserer Meinung getreu, daß jedes gelungene Werk die empfehlendste Lobrede in sich selbst trägt, enthalten wir uns bei diesen Liedern am liebsten aller emphatischen Anpreisung, und bemerken bloß, daß es dem rühmlich bekannten Tonsetzer in diesen Liedern in vorzüglich hohem Grade gelungen ist, die Neuheit seiner Melodien mit jener Faßlichkeit zu verbinden, wodurch ein musikalisches Kunstwerk sowohl den Kunstkenner, als auch den gebildeten Musikfreund gleich einnehmend anspricht.

Das zweite Heft dieser Lieferung erscheint in 8 Tagen. In Kurzem folgen diese Lieder mit Guitarre-Begleitung.

Das ist eine von den seltenen Verleger-Anzeigen, die nicht zu viel versprechen. Von der weltumspannenden Wirkung und Bedeutung dieser Liederhefte hatten freilich Sauer und Leidesdorf in einer uns heute geradezu rührend anmutenden Bescheidenheit offenbar keine Ahnung. Sie hatten aber recht in ihrer getreuen Meinung: dieses gelungene Werk trug und trägt die empfehlendste Lobrede in sich selbst.

Auch für Schuberts Werk suchte die geschäftige Phantasie der Verehrer einen poetischeren Geburtsort als die Junggesellenklause im Wiener Mietshause und das Allgemeine Krankenhaus ausfindig zu machen. Man fand die stille Höldrichs-Mühle in der Hinterbrühl bei Mödling, in der Schubert wohl des öfteren eingekehrt war, als den passenden Schauplatz. Die romantische Herzensgeschichte von einer erträumten Höldrichs-Müllerin und dem ihr mit den Müllerliedern schwärmerisch huldigenden Tondichter war bald zusammengedichtet. Sie war Wasser auf die Mühle eines gewiegten Machers rührender Theaterstücke und wurde und wird noch heute von vielen geglaubt.

Das Schöneberger Idyll bei Berlin und die Höldrichs-Mühle in der Hinterbrühl bei Mödling, nahe Wien, Wahrheit und Dichtung, sind von dem lichten, warmen Glanz umflossen, der aus der innigsten Herzens- und Geistesvereinigung der beiden persönlich so weit entfernten Verkünder von Schönheit und echter deutscher Gemütstiefe, Wilhelm Müller und Franz Schubert, in der ‚Schönen Müllerin‘ strahlt. Was da vor hundert Jahren fein und lieblich in jugendlich begeisterungsvollem Kreise angestimmt wurde, heute singt und klingt es überall, wo reine, schlichte Herzenskunst ein Heim und eine Pflegestätte gefunden hat, in allen Sprachen der Kulturwelt:

Die geliebte Müllerin ist mein!
— — — — — — — — — — — —
Ich schnitt es gern in alle Rinden ein:
— — — — — — — — — — — —
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!

Digitized by Google

Deutsche Seele

Ein Buch von Heimat, Wanderschaft und Liebe

Von Johannes Höffner

Schluß

Karl Asmus richtete sich auf und nahm seine Hand: „Friedel, Bruder, wenn ich kann, will ich dir wohl helfen."

„Ja, Karl, du kannscht." Und der Friedel schüttete alles heraus aus seiner Brust, wie ein Bettler aus seinem Sack, Gutes und Böses, und klagte ihm seine Liebe und sein Leid um das Annchen, daß alles gut gewesen wäre, bis auf den Tag, da sie Karl gesehen hätte, und es würde alles wieder gut werden, wollte er nur seine Augen von dem Annchen lassen und wandern. Ihm gehöre das Annchen zu und keinem sonst, und es möchte ein Unglück geben, das zum Himmel schrie, denn wenn er sie nicht haben dürfte, ein anderer nimmermehr. Damit warf er den Kopf in die Federn und schluchzte, als wollte er zerbrechen.

Karl Asmus strich ihm über das Haar. „Friedel, sei still. Ich will dir das Annchen nicht nehmen. Ist das Annchen mir gut, ich weiß es nicht und sehe es nicht und habe nichts dazu getan. Von heute in drei Tagen will ich wandern, und ihr Herz wird wieder zu dir fallen wie vordem."

Da legte ihm der Friedel die Arme um den Hals und küßte ihn, ging hin, legte sich und träumte selige Dinge, ob auch Schmerz und Angst noch in seinen Adern zitterten. Karl Asmus aber tat die Augen nicht mehr zu. Kann wohl einer schlafen der in ein armes Herz gesehen hat wie Gott?

Am Morgen nach dem Frühstück ging Karl Asmus zum Meister hinein. Der saß an seinem Pult in der Sonne über einem alten Meßbuch und riß auf dem Brett eine Verschnörkelung nach, ein Gerank von Passionsblumen um ein geflammtes Herz; der Klosterbruder, der das in seiner Zelle gezeichnet und ausgemalt hatte, mochte wohl sein eigen Herz auf das Pergament geworfen und um Liebe groß Leid getragen haben und hatte ins Himmlische gewendet, was ihm auf Erden nicht werden konnte. Aber der Meister sah das nur an von außen, weil es hübsch war; und solange er lebte, hatte ihm Liebe keine Schmerzen gebracht.

Das Annchen trug Teller und Tassen ab und hörte durch die Tür, wie Karl Asmus aufsagte und fortwollte. Sie konnte das Brett mit dem Geschirr kaum halten, kam mit Not in die Küche, fiel auf den Stuhl und weinte bitterlich. Die Mutter ging vorüber und sah hinein, und ob ihr das herzbrechende Schluchzen in die Seele schnitt, tat sie doch, als merke sie nichts und meinte, es sei besser, der Schmerz blute aus, dann würde die Wunde um so eher heil. Ihr selbst war ein Stein vom Herzen, daß der Karl weiterzog und mitnehmen würde, was er gebracht hatte. Das Ringlein freilich, das blieb und lag ihr in der Herzgrube und brannte. Aber es konnte nicht ewig brennen, und wenn Sünde in ihren Gedanken war, die fiel nun auch wohl ab, und es würde nichts bleiben, als ein süßes Blümlein in einem Buch, das war dürr und tot, hatte Farbe und Form wie in seinen schönen Tagen, aber anrühren durfte man es nicht, sonst zerbrach es unter den Händen.

Der Heiner hatte am Abend zuvor mit seiner Josepha mancherlei erlebt. Sie hatte ihm mit einem Scheit über den Schädel geschlagen, weil er den Wein auf die Diele geschüttet hatte und den Krug durch die Fensterscheiben geworfen. In der Frühe, als ihm der Kopf wieder klar geworden war, fluchte er über das Weibstück, das keiner Liebe wert sei und sich mit einem andern trösten möge, denn noch einmal so, und es wäre aus. Und wie er in der Werkstatt von Karl Asmus hörte, was er mit dem Meister verhandelt hätte, schlug er sich auf den Schurz, daß es klatschte: „Düfel, byß ab! 's isch recht, Kärli, i wott glei mit dir furt und den Weg unter d' Füeß nehme, und wenn's Zyt isch, pack i au mei Sach. Z' Basel isch es Schlösseli. Wo wotsch du hi? Der Rhei auffi? No, by der Chrüzweg han si scho etli wieder z'sämme g'funne." Der Friedel schlug derweil auf den Meißel, daß die Funken stoben, und vor seinen Augen tanzten lauter goldene Käferlein.

Das Annchen sah keiner den ganzen Tag. Die Meisterin ging so behutsam und sacht durch das Haus, als wäre ein Kranker darin, trug ihr das Essen in die Kammer und schmeichelte und bat, aber das Annchen schüttelte den Kopf, schluckte an seinem Schmerz und rührte nichts an.

So war es auch den andern Tag.

Als die Sonne untergegangen war so rot wie Blut und der Tag kühl geworden, nahm

Digitized by Google

Karl Asmus Abschied. Und ob er schon einem braven Herzen zum Glück verhelfen wollte, war ihm doch, als täte er Sünde und träfe ein anderes zu Tod. Der Friedel legte ihm noch einmal die Arme um den Hals wie in der Sonntagnacht und sah aus wie ein Kind am Heiligen Christ. Der Heiner schenkte ihm einen Benediktuspfennig für das Glück in der Fremde und hob den Finger auf. „Kärli, me soll us keine g'spaltene Glas trinke; im Spalt hocket ä Hex und me chönnt se liecht ytrinke, daß me verhöxet würd'," und dachte daran, daß er darum bei der Josepha das Glas zerschmissen hatte. Die Meisterin gab ihm von ihrem besten Wein mit auf den Weg und ein Stück Speck dazu, als wolle er nach Rom. Danach ging er den Pfad hinab, den Albert Bolduan gezogen war, und es geschah, daß er an der gleichen Biegung stillstand und rückwärts schaute und den Hut schwenkte, nur nicht mit Singen; oben waren alle auf dem Söller und sahen ihm nach, allein nicht das Annchen. Das stand hoch am Hang bei der Steinbank am Pförtlein, ihre Augen waren groß und leer wie eines Nachtvogels bei Tage, und als das letzte Zipfelchen von Karl Asmus dahin war, fiel sie in die Knie, hatte den Kopf auf dem kalten Stein und rang die Hände und wollte tot sein. —

Der Friedel kam, leise, daß kein Kiesel knirschte, meinte seine Zeit und Stunde wäre da, beugte sich über sie, rührte ihr Haar an und rief sie bei Namen. Da sprang sie auf, schrie und stieß ihn voller Entsetzen und Angst fort, riß das Pförtchen auf und lief dahin, wo das Wasser blinkte, fiel und raffte sich und stürzte weiter, hörte den Friedel nicht rufen, nicht den Heiner und nicht die Mutter, nur das Rauschen war in ihren Ohren, das Rauschen vom Rhein.

Der Heiner jagte dahin, über Gräben und Hecken, und achtete nicht Blumen noch Weinstöcke, denn hier mußte einer mit dem Tod um die Wette laufen, und hinter ihm her die Meisterin, der die Füße vor Schwere und Grauen nicht vom Boden wollten, denn sie sah ihr Kind schon mit den Wellen treiben und die Bootsleute mit den Haken nach ihm greifen. Aber der Heiner machte seine Beine lang wie Hasenbeine, holte das Annchen noch im letzten Augenblick auf der Buhne ein, und packte sie um den zitternden Leib wie ein Schraubstock. „Anneli, 's Wasser isch tief, umsüsch isch der Tod, meinsch aber dä chost 's Läbe." Sie war wie ein welkes Blümchen und litt alles und weinte auf seinen Rock und fiel der Mutter in den Arm. Die führte sie und sagte kein Wort, und ihr Herz bebte, als wäre sie selbst dem Tode nahe gewesen, brachte sie den Hang hinauf und weiter zur Not Gottes und lag mit ihr vor dem Gnadenbild, bis es dunkel ward, und die ewige Lampe über dem Altar war wie ein glühendes Herz. Auf dem Rückweg schlug die Mutter vor ihr ihre Seele auseinander und verbarg nichts von dem Schmerz und der Pein der letzten Tage, erzählte ihr, wie Albert Bolduan gegangen wäre und wie sie ihn liebgehabt hätte bis auf diesen Tag, und was sie gelitten habe um seinetwillen: ein Mensch müßte trinken, was ihm eingeschenkt würde, es sei bitter oder süß, und es komme keiner zum Frieden als mit Blut und Tränen. Indem geschah es, da ward in ihr eine große Klarheit, aller Zauber und alle Wirrung fiel von ihr ab, und es ward so, daß sie ihre Liebe liegen sah in einem gläsernen Sarg wie Albert Bolduan; sie nahm das Ringlein aus ihrem Busen und steckte es dem Annchen an den Finger, und es paßte, als wäre es für sie gemacht; dann schloß sie das Kind in die Arme und küßte ihm die Tränen aus den Augen und strich ihm das Haar zurecht und tröstete: es wären viele Wege, darauf die Seelen gehen müßten, mit Scheiden und Meiden und Wiedersehen, auch könnte wohl ein Tag kommen, da wanderte wieder daher, der heut davongegangen wäre; wo eins ein andres lieb hätte bis an den Tod, da zöge es das Herz aus der Fremde zurück, freilich, so es bestimmt wäre. Und wie man es in Geschichten liest, geschah es wirklich, daß ein Stern vom Himmel fiel hinunter in den tiefen Rhein, denn die Zeit war da, daß der Himmel ein Feuerspiel machte. Dem Annchen aber war es ein gutes Zeichen und steckte in ihrem bekümmerten Herzen ein Flämmchen Hoffnung an.

Ein Baum war am Wege, eine Linde, ein mächtiger Stamm, an viele hundert Jahre alt. Dahinter stand der Friedel, seine Augen glühten und sein Leib flog, das Messer in seiner Hand blinkte im Dunkel und zitterte; er stand und wartete und war seiner nicht mächtig und wollte tun, was die fürchterliche Macht ihm eingab; wenn das Annchen nicht ihm gehören sollte, einem andern nimmermehr. Aber da die beiden vorübergingen und er hörte, was die Meisterin so mild und liebreich und voll Erbarmen zu dem Annchen sprach, lief es über ihn wie Schneewasser, er hörte eine Stimme in seinem Herzen wie den Hall einer Posaune, und da sie vorüber waren, stieß er das Messer in den Baum und ging in die Nacht. Als er am andern Tag nicht da war und auch am dritten nicht, machte der Heiner sich auf, ihn zu suchen im Felde und im Wald,

Digitized by Google

fragte am Rhein nach ihm und in den Dörfern ringsum, keiner hatte ihn gesehen. Danach bat auch der Heiner um seinen Abschied, er hätte das Heimweh und keine Ruhe mehr in der Fremde, aber die Meisterin merkte wohl, daß ihm nicht mehr wohl war in ihrem Häuschen und daß ihn der Friedel nicht losließ. Das war freilich wahr; aber doch mehr als das trieb ihn die Josepha fort, denn er hatte einen andern bei ihr gefunden und war ihrer satt geworden.

Indessen marschierte Karl Asmus den Rhein hinauf in den Sommer, dachte bald an das Annchen, bald an das Zeislein, an sein junges Leben und an die Sonne, an die Jungfrau Wiese und Meister Bolduan, an dies und das, und war froh, daß er die Welt Gottes wieder vor sich hatte.

Der Rhein lief an ihm vorbei mit Rauschen und Schäumen, als wollte er ihn locken, wieder mit ihm zu Tal zu ziehen, wo das weiße Häuschen auf dem Hange stand, die Rosen blühten und die Meisterin und das Annchen durch den Garten gingen. Doch Karl Asmus winkte ihm mit der Hand: „Ich will erst einmal sehen, wo du herkommst," und war mit seinen Gedanken bei dem Friedel, wie er sich nun das Annchen gewinnen würde, und gönnte ihm Glück und Liebe von Herzen.

Hinter Meidingen, im Badischen, auf einem Obstweg, über den die Apfelbäume ihre Zweige hängen ließen von Früchten so schwer, daß sie die Last kaum tragen mochten, hob er die Augen auf und sah vor sich einen Wandersmann, ein dürftiges Kerlchen, der hatte die Fiedel auf dem Rücken und kroch daher wie eine Schnecke. Karl Asmus dachte: ‚So sieh doch, das Männlein von Köln, da gibt's wieder ein Spiel,' holte die Flöte aus dem Ranzen und blies ein Stück, seit langer Zeit das erste, das Lied von Straßburg, der wunderschönen Stadt, denn darauf ging es los. Aber wie er näher kam, war es das Männlein nicht, war ein Bummler und Landstreicher, die Geige war eine verbeulte Kasserolle und der Stiel stand wie ein Geigenhals über den verschlissenen Hut fort. Der Vagabund lief auf der deutschen Sohle, hatte die bloßen Füße voll Blut und Blasen, hinkte jämmerlich und rief hinter Karl Asmus her: „Das läßt sich hören. Halt, Bruder Musikant, wir wollen mitsammen tippeln. Bei der Musik wird einem das Herz wieder lädig." Aber Karl Asmus marschierte dahin, als wäre er ein Soldat und hätte ein ganzes Regiment hinter sich, dem er aufspielen müßte. Als der Abendwind vom Schwarzwald her strich, von den Bergen, die so dunkel und blau waren wie eine Wetterwolke, stand er an der Brücke bei Freistatt; da ging es ins Elsaß. Ein Stück kam er wohl noch hinein, ehe die Sonne unterging. Und weil er dem Heiner versprochen hatte, wo er von dem geraden Weg auf Basel abwiche, wollte er ihm ein Zeichen an den Weiser machen, damit er ihn zu finden wüßte, wenn er in ein paar Tagen vielleicht dieselbe Straße zöge, so schrieb er an dem Weiser, bei der Brücke zur Rechten vor dem Schlagbaum, Tag und Stunde seiner Wanderschaft auf Straßburg für jeden Fall, kam noch ein gutes Stück in das neue Land und fand eine Herberge zur Nacht mitten im Wald, darin war er aufgehoben, wie ein Eichhörnchen im Nest.

Ja, wenn einer jung war und gesunde Füße hatte und ein fröhliches Herz und ein paar Groschen in der Tasche, der kam wohl fort auf dieser Welt, konnte einkehren, wo er wollte und sich auftragen lassen, wonach das Herz ihm stand, war am Morgen wie ein Fisch im Wasser und sah die Welt an, als gehörte sie ihm allein. Aber so ein armer Kerl, der sein Leben um die Ohren geschlagen hatte, keine Kraft und keinen Saft mehr in den Knochen, den jagte man von der Tür wie einen räudigen Hund, daß er sich die Ehre aus dem Leibe betteln mußte, mochte sich die Füße blutig stoßen und am Wege liegen bleiben, wie er fiel. Karl Asmus war längst über den Rhein und die Sonne unter, als der Vagabund seitab ein Feuerchen machte und die Kasserolle beisetzte, ein Stück Speck hineintat, den er gebettelt, und das rupfete Huhn, dem er am Morgen den Hals umgedreht hatte, als es im Staube paddelte. Freilich, alle Tage war das nicht so, auf zehn Fastnächte kam kaum ein Fest, und es mußte einer sich mäßig halten, sonst übernahm er sich. Aber das Huhn war jung und feist und zerging zwischen den Zahnstümpfen wie Butter, da hatte die Weisheit gut reden, und er hörte nicht auf, bis das letzte Knöchelchen abgeleckt war. Danach kroch er in ein Gebüsch, wuselte sich in Gras und dürres Laub wie ein Tier, und der Tau kühlte ihm die Wunden auf der Sohle. Am Morgen, im Nebel, kroch er hervor, klaubte sich die Halme aus dem Haar, saß am Wegrand und wickelte seine Füße. Indem kam der Heiner gezogen, stieß den Stock auf, daß es spritzte, und sang in den Frühdunst:

Über d'Aare bin i g'fahre
Mit Schiff und Rueder,
Zue mym Schätzeli gohn i nümme,
Es isches Lueder.

Wie er den Vagabund im Grase sah, stand er still, breitbeinig wie ein Viehhändler,

Digitized by Google

sah ihm zu, fragte, wie lang er auf dieser Straße walze und ob er einen Gesellen habe daherkommen sehn, der soundso ausschaute, und beschrieb ihm Karl Asmus. Der Vagabund gab Bescheid, der Heiner warf ihm einen Batzen zu, pfiff durch die Zähne und schwang den Stock. „Hü Bütz, der Baum uf. So hätt i's Vögeli g'fange." Doch so leicht, wie er sich das dachte, war es nicht. Er fand wohl am Wegweiser vor dem Schlagbaum an der Brücke über den Rhein, wo er ins Elsaß ging, Karl Asmus' Schrift, aber als er durch das Judentor in Straßburg einzog, marschierte Karl Asmus schon wieder durch das Kegeltor hinaus, hatte genug von der Stadt gesehen und wollte aus den Mauern ins Land, wo die starke Luft von den Bergen strich. So hielt sich der Heiner, als er in der Schlosserherberge am Fischmarkt vernahm, daß Karl Asmus vor einem Stündchen davon wäre, nicht lange auf, nur daß er ein Schöpplein Roten trank für den Staub und ein Habermus aß für den Hunger; aber als er durchs „kleine Frankreich" kam, sah im güldenen Bären die Kellnerin aus dem Fenster, wie die liebe Sonne am Johannistag, und kicherte, als hätte sie Gegelisuppe gegessen. ‚O Himmel, schick' Pasteten und mir der größt' Bitz,' so stieg er die Stufen hoch, denn es mußte einer das Holz schleifen, wo es sich traf. Die Einkehr im goldenen Bären war wohlgetan, denn ob es auch einen Batzen kostete und die Heller dabei sprangen wie Flöhe von einem toten Marder, bekam er für Herz und Magen soviel, als hätte er zehn Rappen auf den Tisch geworfen und mehr. Freilich die schöne Zeit war arg vertan, und den Karl, ja den holte er heut kaum noch ein, es wäre denn, daß Glück und Gelegenheit ihm über den Weg liefen. Und das kam eher als er dachte, denn Gott verläßt keinen braven Schwyzer. Vor dem Tor, da er an dem Wirtshaus zum Salmen vorbei war, daraus zwar auch ein Gesichtlein lachte wie Milch und Blut, mit dem er von Herzen gern ein wenig schöngetan hätte, wäre der Tag noch jung gewesen, überholte ihn ein Metzger mit einem Kälbchen, kam wie gerufen und nahm ihn auf den Wagen.

„'s isch besser g'mein g'fahre, as hoffärtig g'laufe, gel, Chälbli, was meinsch?" Damit rückte er sich zurecht hinter dem Pferdeschwanz, so gut es hinter dem dicken Metzger ging, machte eine halbe Drehung nach hinten, daß er einen Halt für den Arm bekäme, und begann mit dem Kalb zu reden und schön zu tun, als wäre es das Meitschi aus dem Bären, und der Wein im Blut ließ die Verliebtheit sobald nicht zur Ruhe kommen. Er strich dem roten Tier über die Blesse und kraute es an der Gurgel und Wampe, ließ es an den Fingern saugen und klagte um sein junges Leben. „O Chälbli, du g'hörst der Kuckuck nümme schreie, und daß Gotterbarm, 's werde mehr Chalber in d' School g'füert als Chüeh. Aber bis nümme traurig, wenn du g'metzt bisch, bisch du g'himmlet. 's gitt an Himmel au füer d' Chalber." Und das Kälbchen glotzte ihn an und blökte, als verstände es, aber es hatte nur Durst und verlangte nach der Mutter und ihrer süßen Milch. Doch das war nun vorbei und es mußte dulden, was ihm bestimmt war.

Der Schecke griff aus, das lose Eisen am rechten Hinterfuß klapperte, der Wagen rollte, und der Weg lief unter ihnen fort. Die Schlachtbank kam immer näher und der Kreuzweg bei Goldscheuer auch; da mußte der Heiner vom Wagen und vom Kälbchen, denn der Metzger wollte zur Linken nach Offenburg; der Heiner schwenkte den Hut und rief ihm nach: „B'hüet Gott, Chälbli, bing keis schwarzes Schnüerli umme Hut wege dem; 's hätt all's sy Zyt, wenn eine by sym Stöckli isch, so muß er goh wienen angeren au." Aber das Kälbchen hörte ihn nicht mehr, fuhr in die schöne Gotteswelt wie ein großer Herr, der sich einen Wagen genommen hat, und in den Rachen des Todes.

* * *

Die Sonne brannte schon tüchtig ins Tal, und dem Heiner rann bald der Schweiß über das Gesicht; das Marschieren wurde ihm sauer, und er verwünschte den Wein im Bären, der hintennach kam und ihn schlapp machte. Er schaute straßauf, straßab, aber kein Wäglein war zu sehen und zu hören, und bis an den blauen Tannenwald, der vor ihm aufwuchs, war es noch weit. Unten auf dem Rhein liefen die Flöße zu Tal, und die Knechte standen in der kühlen Wasserluft und hatten nichts zu tun, als die Ruder ein wenig zu lenken und die Bremshölzer zu handhaben, kamen oben aus dem Schwarzwald die Elz herunter gefahren; sie schrien vor unbändiger Luft, daß sie für eine Weile aus der Enge und von den Meilern kamen und ein Stück Welt sehen wollten und kosten, was darauf wuchs, Liebe und Wein. Der Heiner bekam einen Neid auf sie, wischte sich die Stirn und warf den Ranzen auf die andere Schulter, ächzte und seufzte, daß nichts kam, was ihn mitnehme. Indem hub über den Bergen ein Sausen und Brausen an, als wäre die Hölle los, ein Luftschiff bohrte sich durch die Luft wie ein Drache und Untier, und über Bäume und Felder und Raine lief sein schwarzer Schatten wie

Digitized by Google

Mädchen in der Laube

Gemälde von Prof. Josef Damberger

Digitized by Google

Digitized by Google

eine Maus. Da stieß der Heiner den Stock in den Boden, daß die Steine spritzten, und drohte hinauf: „O schönes Haus, du wüeschtes Tier," und fluchte, daß wieder etwas dahergefahren kam, das ihn nicht mitnehmen konnte, und es wäre wohl ein Fressen gewesen, durch die Luft zu kutschieren und den Leutlein in den Schornstein zu spucken. So nahm er unwirsch und mümpfelmögig wie ein altes Weib den Weg wieder unter die Füße und tröstete sich mit der Geduld, die Sauerkraut überwindet wie Speck die Rüben und kam allmählich wieder in Gang und Lustigkeit, zumal der Wald mit seinem Schatten immer näher winkte.

Darin saß Karl Asmus unter einer Tanne am Wege, hatte die Füße in Gras und Blumen, blaue Glocken webten über seinen staubigen Stiefeln hin und her, die Augen aber waren am blauen Himmel, der über ihm stand zwischen dem dunklen Gebäum, und sahen immer noch das Luftschiff dahinfahren, ob es schon über alle Berge war. Aber seine Gedanken waren noch schneller, waren schon hundert Meilen weit im Raum und viele hundert Stunden rückwärts in der Zeit, und hatten ihn mitgenommen und auf den Hügel getragen, auf dem die Mühle stand und ihre Flügel gehen ließ im Seewind; er lag in ihrem Schatten, die Güssel um ihn herum, und sah über die See, wie ihre Wellen gingen, blau und grün, gläsern und schwarz, und über das Dorf und das Kirchlein. In der Luft aber stand der Habicht und sah noch weiter als einer hinauf könnte, der keine Flügel hatte, zwischen Himmel und Erde? Woher das Schiff war geflogen gekommen, da mußte er hin, das war ein Zeichen auf seiner Wanderschaft, und er wollte nicht rasten, er führe denn dahin unter den Wolken und über den Wolken und in die blaue Tiefe, die nicht Anfang hatte noch Ende. Indem fiel ein Schatten über ihn, und der Heiner war heran und schlug ihn auf die Schulter: „Daß di doch der dusig Düfels Dieb dur das dräckig Dorf Däredinge dure dräge dät. Laufs du auch wiene Wasserstelzli, entrunne bischt du mir emol nit. Etli Täg bin ich dir uff d'r Spur gsi, d' Strümpfli si verrisse, und d' Sohle si g'plätze, aber das isch numme de Müse pfiffe, wenn me nur 's Huen g'fange hett. Als, grüß Gott, Kärli. Da hesch min Hang".

Alsbald wanderten die beiden in Schritt und Tritt durch den Wald; das Eisen der Stöcke klirrte, der Wind rauschte leise und stetig durch die himmelhohen Tannen wie ein Wasser von ferne, und des Heiners Mund ging wie ein Mühlrad.

„Schätz wohl, Kärli, jetze wei mer uff Basel. Aber nit z' gäch. I bin leidli müed vom Trampe und vom Muschgiteller in Straßburg. Ja, wo mit der Zeppelin kutschiere chönnt. Hesch em gsi? Der chund us Friedrichsafe von der große Lach, wo mer Bodensee heischt."

Da fragte Karl Asmus nach dem Friedel und dem Annchen und der Meisterin. Der Heiner stieß den Stock in die Luft, als wollte er einen Apfel aufspießen, wenn er vom Baum fällt, und rollte die Augen.

„Was der Friedel isch, dem hat's g'schällt. Das isch e Sach gsi. Du bischt vom Donner g'schlage, wo ich dir verzähl'." Damit hub er an und erzählte umständlich und breit, mit Bild und Sprichwort, was sich zugetragen hatte, wie das Annchen um ein kleines im Rhein umgekommen wäre und der Friedel davongelaufen ins Holz, und niemand hätte ihn gefunden. „Der arme Düfel isch us der Welt g'reist, wer cha säge, wo er lyt und versorret. Ja, ja, wer sich der Liebi nimmet a, wird gar vielmal betroge."

Karl Asmus seufzte; er wünschte, er wäre nimmer in das Haus am Hang gekommen.

„Ach, Heiner, das kann einem das Herz abbrechen; es ist mir leid um ihn, wie um einen Bruder."

Aber der Heiner redete ihm zu und tröstete ihn, es ginge alles in der Welt seinen Gang, das Korn müßte gemahlen werden, sollte es Mehl geben, und wenn es dem Kälbchen bestimmt wäre und seine Zeit gekommen, dann hülfe ihm alles nichts, ob es auch tausendmal dem Metzger entronnen wäre, einmal müßte es doch dran glauben und ans Messer. Die Liebe ließe sich freilich nicht zwingen, und sie fiele aufs Land, wie der Wind sie triebe. Er machte ein pfiffiges Gesicht.

„Weischt, Kärli, wer 's isch, wo by dem Meiteli, dem Anneli, im Büechli steht? Brauchst nit weit z'rate! Dübeli ruhet uf em hohen Dach und lueget, ob sys G'späßli chund. 's Blüemli bluit rot und weiß, wer tuet's breche? Bi Gott, Brueder, i han Profetibeere g'gesse, und im Maie by der schöne Zyt, wenn d' Hochzyt isch, so schreibt 's Kärli es Briefeli, roserot pitschiert, und wenn i tusig Meile reise mueß, wenn's Briefeli chumt, i bleib nit aus. Min besch Heiligetagchleid legg i a, da weimes Esse ha und wei eis lebe!"

Indem warf er die Hand in den Wald, nahm den Hochzeitsschmaus vorweg und sang, daß der Widerhall aus den dunklen Gründen kam:

Und als sie käm i Schlaraffenland,
Vom lingge Hus zur rechte Hand,

Digitized by Google

Da ginge de Chüeh uff Stelze.
Die Geiß die leit es Stiefeli a;
Das düchte si au gar seltsam.
Das Spyri, Gyri, Margyneli.

Und wo der Floh das Ding het g'seh,
So dächt si: Narr, was wett isch meh?
Kei Cheller Wy geit drüber!
U chauft es Hus i Schlaraffenland
Und blybt je länger je lieber.
Das Spyri, Gyri, Margyneli.

Ja, der Heiner war ein lustiger Gesell zum Wandern, machte den Weg kurz und die Füße leicht. Aber Karl Asmus hatte noch andere Gesellschaft als ihn; zur Rechten ging ihm das Zeislein und zur Linken das Annchen, die eine hatte er lieb mit dem Herzen und mit dem Blut, es war immer noch das Feuer da und war nicht verglommen, und wenn ein Wind daherkam, schlugen die Flammen auf und brannten; die andere hatte er nicht minder lieb, aber mit der Seele allein, wie die milde Sonne auf das Röslein scheint, daß es blühen und duften soll. Das Zeislein mochte einer nehmen wie einen Raub, aber das Anneli, vor dem stand einer wie vor einem klaren Wässerlein, hätte wohl trinken mögen und den Durst kühlen, und zitterte doch, es könnte ein Stein oder Stäublein den Spiegel verwirren und die Klarheit trüben. Der Heiner tat, als merke er nicht, wo Karl Asmus mit seinen Gedanken sei, und freute sich im stillen, daß er ihn auf die richtige Fährte gesetzt hatte und alles schon von selbst seinen Gang gehen würde. Freilich es würde Weile haben, und es wäre noch manche Sohle durchzulaufen, und es müßte einer noch in mancher Kirche einkehren, wo man mit Gläsern zusammenläutete. Der Durst, der war doch das ärgste in der Welt, der war noch schlimmer als die Liebe, und die Gurgel war ungebärdiger als das Herz. Wo ein Wirtshaus am Wege stand, da kam er nicht vorbei, und wenn Karl Asmus ihm wehren wollte, sprang er schon hinein und lachte: „Der Frösch wagt's au, wenn er is Wasser springt. Mitgeloffe, mitg'loffe." Aber Karl Asmus sorgte dafür, daß er es nicht zu toll machte und um alles Geld kam.

Am vierten Tage, als die Nacht einfiel, wanderten sie in Basel ein, durch Gassen und Gäßchen, kreuz und quer, bis sie in die Herberge kamen, im Nadelberg, nicht weit vom Totentanz. Karl Asmus hieß den Wirt ein Essen auftragen und Wein, das war zum Abschied, und er wollte dem Heiner noch etwas Gutes tun, ehe ihre Wege auseinander gingen. Der Heiner bat zwar, sie möchten beieinander bleiben; es gäbe auch in Solothurn Arbeit und Verdienst, und wo es ihm nicht gefiele, könnte er davon und das Jahr wäre an keine Stunde gebunden; aber es war alles Reden umsonst, Karl Asmus blieb dabei, er wolle weiter den Rhein hinauf und nach Friedrichshafen, müßte sehn, wo die Luftschiffe gebaut würden, und wollte auf der Werft Arbeit nehmen. Das ging dem Heiner wohl zu Herzen, denn Karl Asmus war ihm ein lieber Geselle geworden und das schwere Blut tat dem leichten gut, aber bei Speise und Trank schlug sein Übermut gar schnell wieder vorne und hinten aus, ließ kein Tröpfchen im Glase und kein Bröselein auf dem Teller.

Am frühen Morgen vor Sankt Peter, als das Glöckchen im Turm den Sömmertag einläutete, sagten sie einander Lebewohl. Karl Asmus ging der Sonne entgegen zur alten Brücke, der Heiner westwärts auf das Spelentor zu, aber ehe er um die Kirche bog, wandte er sich noch einmal um und rief: „Vergeß nit aufs Briefeli, i chumm, so wahr e Sunn am Himmel schynt und wott de Brut in der Chilch füere."

⁂ ⁂ ⁂

Wer die Zeppelinwerft so im Vorübergehen ansah, hätte wohl meinen können gleich manchem Fremden, es sei ein Industriewerk wie viele andre in der Welt, ein Moloch und Ungeheuer, sperre den glühenden Rachen auf nach lebendigem Fleisch und fresse die Menschen wie das Feuer die Kohlen, aus Blut Gold zu machen. Da drehten sich die Räder mit Donnern und Tosen tagaus, tagein, aus den Essen stieg nächtlich die flammende Lohe in die Finsternis und züngelte nach dem himmlischen Licht, das stet und still und friedevoll dem Irdischen zu Häupten leuchtete. Dort oben Ewigkeit, hier unten Unrast, dort oben Kräfte zum Leben, hier unten Verzehren und Tod. Aber das war falsch geraten. Denn auf der Werft ging es nicht um die Macht des Kapitals, um Aktien und Dividenden, hier ging es um Ehre und Leben für das teure deutsche Land, um Selbsterhaltung und um Sorge für die Zukunft. Wer den Kopf in den Sand steckte, sah freilich nichts von dem, was ringsum vorfiel. Aber wer eine Witterung hatte für Gefahr, der wußte seit langem, wie Deutschlands Feinde lauerten in Ost und West und ausspähten, wo die Stelle wäre, an der man es zu Tode treffen könnte wie Hagen den Siegfried. Da mußte die Rüstung geschmiedet werden, solange es Zeit war, wer es daran fehlen ließ, der tat Sünde, die nimmer vergeben werden konnte, und war schuld, wenn der heimtückische Speer dem Vaterland in das arglose Herz fuhr. Da mußte jeder geben, was er hatte, das Beste an Leben und Kraft und

Digitized by Google

durfte nicht murren noch klagen, das ziemte keinem, der an so Großem mitschaffen durfte und opfern auf dem heiligsten Stein, den es in Deutschland gab, wie Zeppelin selbst getan hatte, der Gut und Leben daran gesetzt und nicht Spott und nicht Hohn geachtet, war den Weg zwischen Dornen und auf Steinen zu Ende gegangen und hatte alle Bitterkeit getrunken, wie sie jedem zufällt, der der Menschheit einen großen Gedanken schenken will. Es war nicht Ruhmsucht oder Ehrgeiz oder Eigensinn, daß er seine alten Tage so großer Unruhe und Angst preisgab, sondern weil er dem Vaterland eine Waffe mehr schaffen wollte für die Zeit der Not — die sah er kommen. Und alle, die in den Werkstätten an der Arbeit waren, wußten, worum es ging, daß sie nicht arbeiteten, einen oder viele reich zu machen, sondern das Vaterland stark; Schwaben und Bayern, Schwarzwälder und Schweizer und die sonst der Weg daher geführt hatte, zufällig, oder weil das Luftschiff ihre Sehnsucht war, wie bei Karl Asmus.

Ob auch das Tagwerk schwer war wie einem Ochsen das Pflügen im Lehm, so hatten sie sich allesamt der Arbeit verschrieben mit Haut und Haar, und war ein großes Ding, daß man nicht für die Erde schaffte und für den Staub, sondern für die reine Luft, die unter dem Himmel stand. Und wenn einer sich etwas wünschte auf dieser Welt, dann war es, einmal nur hoch oben im Blauen dahinfahren zu können, die Erde tief unter sich und über sich die Ewigkeit ohne Anfang und Ende. Da seufzte Karl Asmus wohl manchmal in sich hinein, denn wie sollte er wohl dazu kommen? Unter den Hunderten einer? Die blanken Stahlsplitter fielen um ihn wie Reif, die Welle in der Drehbank blinkte wie Wasser, das Schwungrad sauste im gleichen Rhythmus wie die andern, rechts und links hinter ihm und vor ihm, und es war eine lebendige Kraft, die sie alle trieb, die in das Getriebe rann von fernher, und der Mensch hatte nichts zu tun, als sie zu leiten, hierhin und dorthin, so oder so; und ob sie so gewaltig war, daß sie, wenn sie losgelassen ward, das ganze Werk hätte in Grund und Boden stampfen und brennen und mahlen können, ließ sie sich führen und regeln mit einem Fingerdruck und tat auf Haaresbreite, was ihr geheißen ward, wie ein Löwe, den ein Kind am Seil hat. Das war Arbeit, die konnte wohl das Herz erfreuen. Es war nicht so, daß die Maschine wider die Ordnung Gottes war, wie daheim der Vater meinte, eher gab sie dem Menschen Freiheit und Würde, und daß er im Schweiß seines Angesichts sein Brot aß, das blieb bestehen. Fabrikarbeiter, das war kein minderer Stand, der hatte seine Ehre und sein Ansehen wie jeder andere, und es war mehr Streben und Fähigkeit bei denen, die an den Maschinen standen, als bei denen, die allein von ihrer Hand lebten. Wo blieb da Meister Bolduans Werkstatt? Da hatte einer an der Drehbank gestanden wie am Spielzeug. Freilich Freude war auch dabei gewesen, denn das Herz wird zufrieden über jeder Arbeit, aber Lust am Schaffen, die wie Feuer durch das Blut ging, daß es sang wie die Räder ringsum, das kam erst hier über einen, wo man für das Große alles gab. Und nirgends anders durfte die Werft gebaut sein, als hier an dem Bodensee, wo die großen Gedanken zu Hause waren; das war, als hätte sie der Herrgott selbst da hingesetzt, vor die leuchtenden Firnen, die ihre Gipfel durch die Wolken stießen, daß sie die ewige Klarheit darüber sähen, und zeigten Weg und Ziel, wohin Geist und Arbeit sollte.

— — — — — — — — — — —

Alle Arbeit, an die ein Mensch sich hingibt ohne Vorbehalt, macht einsam. Mögen Hundert und Tausend an einem Werk gemeinsam schaffen, so findet sich kaum einer zum andern, und wenn der Feierabend kommt, geht jeder seinen eigenen Weg und sucht seine eigene Ruhe und Erholung und lebt seinen Plänen und Gedanken.

Unten am See, am zweigetürmten Schloß vorbei, zur rechten Hand, hatte Karl Asmus sich eingemietet, bei einem Fischer in einem Häuschen mit einem Dach so rot wie ein Mohn, mitten im Grünen, und ein Nußbaum stand vor seinem Fenster nicht anders denn auf dem Hofe bei Meister Bolduan. Jeden Abend nach dem Essen fuhr der Fischer hinaus, Netze zu stellen und Reusen zu legen, die Frau saß auf dem Stein vor der Tür, hatte die Kinder neben sich, das Büseli zur Rechten und den David zur Linken, flickte Netze oder strickte an neuen, erzählte oder sang, je nachdem; das Wasser plätscherte leise unter den Büschen, eine Möwe schrie oder ein Taucher, weiße Dampfer glitten her und hin wie Geisterschiffe, und die Firnen drüben leuchteten wie Gold, wie Silber oder wie Rosen, je nachdem gerade die Luft war und der Wind ging, und wenn der Mond schien, standen sie da, als wären sie aus Diamant.

Und so ward Karl Asmus in der Fremde wieder ein Stück Heimat geschenkt, und wenn er müde nach Hause kam, unter dem Nußbaum am sauberen Tisch das Abendbrot gegessen hatte, hörte er zu, wie die Mutter mit dem Buben und Mädchen ihr liebreiches Wesen hatte, und wurde wieder wie ein

Digitized by Google

Kind und hockte vor dem Weberhäuschen im Dorf am Strand, und die Märlein und Geschichten zogen alle daher und fehlte keines, alle, die er lieb hatte wie seiner Mutter Herz, bis die Fischerfrau aufstand und die Kleinen an die Hand nahm und ins Stübchen trippeln ließ, sie wusch und auszog und in die bunten Bettchen steckte, und durch das offene Fenster das Schlummerlied in den Abend und in die Zweige flog.

Es stoht es Engeli a der Wang,
Es het es Glöggli i der Hang'
Und wenn das Glöggli chlinget
Fahren alli Engeli z' Himmel.

Dann war es Zeit, den Tag zu beschließen, und Karl Asmus ging, löste den Kahn und ruderte auf den abendstillen See, ließ Leib und Seele von dem tiefen, sanften Wasser wiegen, das nahm ihn wie einer Mutter Arm das Kind.

— — — — — — — — — — —

Ringsum durch blaue Dämmerung diesseits und jenseits blinkten Lichter und Leuchtfeuer, von Konstanz, von Romanshorn, Rorschach und Friedrichshafen und Lindau und was sich sonst in den Frieden dieser Gestade gebettet hatte; nordwärts stiegen mählich die Hügel auf, hoben Matten und Gärten und Wälder, Häuschen und Dörflein und trugen sie auf ihren Schultern, daß sie besser das weite Wasser sehen könnten und wüßten, wie es ausschaute in diesem Paradies, am anderen Ufer und weiterhin, wo die Berge, ihre Brüder, standen und in die Sonne sahen, die ihnen schon längst untergegangen war. Die standen und leuchteten noch und flammten ob allem Dunkel im Tal und leuchteten wohl die ganze Sommernacht, und zwischen Abendschein und Frührot war nur eine Spanne wie ein Hahnenschrei, daß die Dämmerung um ihre Gipfel webte; kaum daß der letzte Rosenhauch im Westen dahin war, zündete der Osten schon aufs neue Schnee und Himmel an.

Und aus dem tiefen Wasser, da stieg so manches Träumen der Nacht, stieg bald das Zeislein und bald das Annchen, und das Männlein von Köln mit seinem Geigenspiel, und der Heiner und der Friedel, und es kam gegangen auf den Wellen aus Heimat und Fremde, Liebe und Wehmut und Seligkeit allerart. Des Tages, da mußte einer ein Mann sein, denken wie ein Mann und arbeiten wie ein Mann, ein Herz haben wie ein Mann und Augen wie ein Mann, aber wenn einer allein war am stillen Abend auf dem weiten Wasser, da konnte man sein Herz in süße Träume schicken und wieder werden wie ein Kind, und keiner sah, wohin das Schifflein trieb, wie der Herrgott im Himmel von den heiligen Bergen oben, und der hatte wohl seine Freude daran, daß ein Menschenkind aus dem Tal wollte.

Und so holte Karl Asmus die Flöte aus der Tasche über der Brust und ließ seine Seele zu einem süßen Eiland gleiten, das kannte sie allein und sagte keinem davon, nicht einmal Karl Asmus selbst. Denn so scheu ist eines Menschen Seele, daß sie sich selbst vor dem verbirgt, in dem sie wohnt.

— — — — — — — — — — —

Ein Fünkchen tanzte vor seinen Augen, das war wie Blut so rot, und sickerte durch die saphirblaue Dämmerung, das kam aus dem Häuschen, das nahe dem Fischerhaus stand, weiß mit grünem Gebälk und blauen Fensterläden, und sich in dem zitternden Wasser durch Gebüsch und Blumen spiegelte. Der Schein kam von einer ewigen Lampe, die vor dem hölzernen Herrgott in der Ecke über dem Tisch ihr Öl verzehrte. Dort wohnte das Käthchen mit ihrer Mutter, die war eine Witwe. Der Mann lag auf dem Gottesacker von Niederzell, und auf seinem Kreuz stand: „Ertrunken im See". Nun hatte sie nichts als eine Tochter, die war krank und blaß, daß Gott erbarm. Die Sonne schien ihr durch die Haut wie durch Alabaster, und nicht ein Tröpflein Blut war in Händen und Wangen, und die Augen standen in dem Gesichtlein groß und dunkel wie die ewige Nacht. Des Feiertags sah Karl Asmus sie am Fenster sitzen, am Giebel im grünen Gerank, und neben ihr auswärts hing der Käfig mit dem Kreuzvogel, dem brannte die Brust, als hätte das Herzlein in die Federn geblutet, und das Verslein, das er sang, hatte nicht Sinn noch Melodie, aber es war so aus tiefer Seele und voll Schwermut, es war zum Weinen, und man mochte wohl glauben, das Tierlein nähme Leid und Krankheit auf sich. Aber dem Käthchen half es nichts, auch das Kräutlein nicht, das die Mutter hinter den hölzernen Herrgott gesteckt hatte, und hatte doch gesucht mit Seufzen und Beten und es weihen lassen am heiligen Ort. Und nun steckte es da, und der Schein der ewigen Lampe färbte es rot, aber des Käthchens Wangen blieben blaß. Und Doktor Cadonau in Konstanz war auch mit seiner Kunst am Ende.

Das war ein gescheiter Mann und noch über den Doktor Phrastes und ein gesuchter Arzt rings um den Bodensee von Rudolfzell bis nach Bregenz und wo sonst ein Kranker war, aber daß ein Mensch an gebrochenem Herzen sterben könnte, davon wollte er nichts wissen. Und wenn er nach des Tages Last und Hitze mit dem hochwürdigen Herrn Alois Ritter in der Katze beim

Digitized by Google

Spezial saß und der hochwürdige Herr, der als junger Kurat eine Liebesgeschichte erlebt hatte, die ihn um ein Haar das Amt gekostet hätte, sich über das graue Haar strich und kurz vor Mitternacht den letzten Schluck im Glas herumschwenkte und aus wehmütiger Erinnerung heraus seinem alten Herzen zusetzte und die alte Frage anschnitt, zwinkerte er ihn durch die goldene Brille lustig an: „Die Seele, das ist unsere Sache nicht, der Mensch stirbt bei uns an der Krankheit und nicht an der Liebe."

Aber ob einer tausendmal klüger wäre wie Doktor Cadonau und ein Doktor Allwissend, und schüttelte den Kopf und rief die Weisheit aus allen Büchern, und ließe nicht ab: Aller Tod käme aus dem Leib, es bleibt doch wahr, es kann ein Mensch wohl an gebrochenem Herzen sterben, und kein Arzt kann die Seele aufhalten, die aus dieser falschen Welt will in ein anderes Land.

Da blickte das blutrote Lichtlein über das Wasser, und ob es nur ein schwaches Flämmchen war, sah man es selbst am andern Ufer unter den hohen Bäumen, aber den es dort suchte, der allein sah es nicht, hatte sich an die schwarze Bärbeli, die Wachsschmelzertochter, gehängt und wußte von keinem anderen Licht mehr als von den Sternen in ihrem Gesicht. Das Käthchen lag in ihrem Bett, vergrämt und bleich, und die Mutter saß neben ihr und hielt ihre Hand und seufzte in sich hinein, daß es nicht besser werden wollte. Es hatte auch keiner ein Recht zu fragen, was an ihrem Herzen und Blut zehrte, keine Mutter und kein Priester, denn es war auch nicht ein Quentlein Sünde daran und hätte wohl einer Heiligen wert sein mögen, einem Treue zu halten, der alle Treue hatte mit Füßen getreten, und vor dem Himmelsthron auf den Knien zu liegen, daß Gott ihm gnädig sei, obschon er sich dem Laster verkauft hatte mit Haut und Haar. Und immer war noch ein Sternlein weit hinten im Dunkeln: wenn einer so gerufen würde von einer armen, verlassenen Seele, sollte die bittere Reue ihn nicht eines Tages zurückbringen, heute, morgen, übermorgen, wenn es Gott und den Englein gefiel?

So lag das Käthchen und streckte den schlanken Leib, als wäre sie ans Kreuz geschlagen, hatte die Augen an dem roten Flämmchen beim hölzernen Herrgott und horchte in die Stille des kleinen Zimmers, denn dies war die Stunde, da kamen süße Weisen vom See, und mochte es nur ein Mensch mit einer Flöte sein, so war es doch nicht anders, als schwebte die Musik aus den hohen Hallen über alle Welt und als wären die Engel selbst am Werk, flögen daher und richteten auf und netzten mit Tau, was welk und matt war, Pflanzen und Herzen. Und wie nun wirklich auf dem Wasser wieder das Spiel anhob, wandte sie den Kopf zum offenen Fenster und ließ die Seele auf der milden Abendluft wandern und um die lichten Firnen schweben, wo die Reinheit wohnte im kristallenen Heiligtum und wo die Stufen gingen hinaus über diese arme Zeit. Ein Schein lag ihr auf Stirn und Wangen, kam er von den leuchtenden Höhen, kam er von weiter her?

* * *

Wer sagt, daß ein Mensch frei ist? Das meint einer wohl, weil er wandern und rasten kann, wie er will, tun und lassen, was er mag, planen und ausführen, Leben und Zukunft zwingen, aber er wird doch in allem regiert: da sind Augen, die ihn leiten, und Hände, die ihn halten, und jeder hat seine besondere Sendung und Bestimmung, bald so, bald so, aber die weiß er nicht, denn wenn er sie wüßte, so wäre der Segen dahin, und was am Wege liegt und lauert, ließe ihn nicht vorbei.

Da war Karl Asmus an den Bodensee gewandert gekommen, ein neues Stück Welt zu erfahren und ein neues Stück Arbeit, meinte, er wolle mitschaffen an einem großen Werk der neuen deutschen Zeit, und war doch gesandt, ein Menschenkind in seinem Leide zu trösten und ein armes Herz zu stillen, das sich zu Tode bluten wollte an Untreue und Falschheit. — Und wie er des Abends mit seinem Nachen auf dem See lag, dann kam es, daß er Weisen spielte, die waren, er wußte nicht woher, hatte sie nimmer vorher gekannt oder gehört, kamen aus der Seele oder der Luft oder dem Wasser und waren voll Süßigkeit und Sehnsucht, daß ihm das Herz bebte, und das Holz brannte an seinem Munde wie damals, da das Zeislein ihre Lippen daran gelabt hatte. Seelen haben ihr eigenes Reich und finden einander, ehe sie sich kennen. —

Wo waren die Tage hin? Es war, als wären sie nimmer gewesen. Das Mariengarn flog daher, hing an den lichten Zweigen und flatterte in die klare Herbstluft, als wolle es halten und greifen, was doch nicht zu greifen und zu halten war; des Nachts war unter dem dunklen Himmel ein Schwirren und Rauschen und Stimmen, heiser und hell, nah, als wäre es dicht vor dem Fenster und so fern, als käme der Ton aus einer anderen Welt, manchmal, als weinte ein Kind, und dann wieder, wie ein Falke schreit, der aus den Wolken stößt. Da zog durch die Luft alles nach Süden, was im

Digitized by Google

Norden nicht leben konnte. Und manch Herz, das einsam wachte, hätte wohl mitfliegen mögen an einen fernen Strand.

Die welschen Nüsse sprangen vom Baum und aus ihrer grünen Schale, wollten ihren eigenen Weg laufen und mußten doch fein liegen bleiben, damit der Adam und das Büseli sie in ihre Schürzen und Körbchen sammeln könnten, und es wurde ein ansehnliches Häuflein bei dem Fußeisen vor der Tür. Die Mutter tat sie in Beutel und hing sie in den Rauch auf den Heiligen Christ, einige steckte sie auch den Kindern ins Mäulchen zum Lohn, aber nicht zuviel, denn sie machten Husten und Heiserkeit. Freilich, der Adam war ein Schelm und klopfte manch eine mit einem Stein auf der Schwelle heimlich auf, dem Büseli aber schlug das kleine Gewissen, und sie wollte nichts nehmen, was die Mutter nicht gab, doch mit der Zeit sperrte sie das Mäulchen wie ein Bachstelzlein im Nest, wenn es den Flügelschlag der Eltern hört, und es war auch hier schon das alte Lied wie im Paradiese.

Das Käthchen saß am Fenster und sah ihnen zu, und was hier Spiel war, das bekam für sie ein anderes Gesicht, ward ihr zum Gleichnis und machte, daß ihr die Tränen in die Augen kamen. Nun war es wieder soweit und Jahr und Sommer dahin, und der Baum gab seine Früchte, aber nicht jeder, es welkten und dorrten viele vor der Zeit, durften nicht blühen und nicht tragen, und keine Kinderfüßchen liefen darunter her, die sammelten, was er zuwarf. Den anderen Sommer, hilf Gott, da war eines wohl in einem anderen Land, da waren auch Bäume, die wurden nicht welk, und da waren auch Vögel, die zogen nimmer fort, und da waren süße Lieder im ewigen Maien, die hörten nicht auf Tag und Nacht. Der Adam und das Büseli warfen hin und wieder einen scheuen Blick dahin, wo das Käthchen saß, und fürchteten sich, weil es so bleich war und so dunkle Augen hatte, und die Mutter sagte: „Die Traurigkeit zehrt armes Kätheli gar auf", und strich dabei dem Büseli über das blonde Haar, daß ihm im Leben dergleichen nicht widerfahren möchte.

Die langen Schatten kamen immer früher über den See, die Abende wurden kühl, da mußte man schon den Nachen am Pflock lassen, und es war nicht mehr geraten, den Tag mit Flötenspiel auf dem Wasser zu beschließen. Des Tages freilich lag noch die Sonne auf den Wellen und den Auen und Weingärten ringsum, Lieder wiegten sich und Wohllaut den Strand entlang, der frische Most kochte in den Gläsern und erfreute das Herz; wer jung war und das Leben noch vor sich hatte, trank ihn mit Brausen, und wer alt war und dem Ziele nah, mit Bedacht und Verstand; es war ein gutes Jahr gewesen, und die Sonne hatte es an Feuer nicht fehlen lassen und den Saft in den Trauben zum Sieden gebracht, daß er dick und süß geworden war wie Honig. Und war einer ein Kenner geworden durch die vielen Jahre, wie Doktor Cadonau, der wog den jungen Wein auf der Zunge wie ein Apotheker die Arznei auf seinem Wunderwerk, schnalzte und warf die Augen aus dem niedrigen Wirtshausfenster in den herbstgoldenen Abendhimmel, rechnete nach, wieviel Wind, Regen und Sonne hier zusammengearbeitet hatten, und lobte das Werk. „Das wird ein Weinchen, das sich trinken läßt; davon muß man sich hinlegen, soviel der Keller fassen mag." Und es war nicht verwunderlich, es konnte einer von Menschen wohl viel verstehen, der vom Wein soviel verstand. Für die Gesunden war der Herbst ein starker Lebenstrunk, ehe der Winter kam, und Karl Asmus nahm sich auch sein Teil davon und ließ sich des Feiertags wohl sein, bald hier, bald dort, diesseits und jenseits, und sein Herz ward fröhlich über allem, daß die Welt Gottes Werk sei. Den Kranken aber tat die Zeit nicht gut, das Käthchen mußte hinter geschlossenen Fenstern liegen, daß die schwere Luft sich ihr nicht auf die Brust lege und den Odem nähme, und sie sollte gleicherweise auch die Fenster ihrer Seele gegen die Welt schließen, wie der hochwürdige Herr Alois Ritter sagte, denn der Doktor Cadonau hatte ihm einen Wink gegeben, daß das Käthchen nicht mehr viele Tage und Nächte habe. Eine Zeitlang hatte sie allerdings noch die Wasserlieder und Abendlieder im feinen Ohr, und war die Stunde da, in der sonst Karl Asmus hinausgefahren war, meinte sie die Flöte süß und fern zu hören, und schlief manches Mal noch selig darüber ein. Mit der Zeit aber war nichts mehr in ihrem Gehör als Schwirren, Rauschen und Sausen, und ihr Blut sang im Fieber wie vordem und machte ihrer Seele Angst in Halbschlaf und Traum, und die Untreue, die im Hirschen von Rorschach das schwarze Bärbeli auf den Knien schaukelte, kam wie ein Nachtmahr daher und legte sich auf ihre flache Brust und machte sie sticken. Ach, wie war das schwer, was ein verlassenes Mägdlein tragen mußte! Die trug nichts Geringeres denn der liebe Heiland selbst, wenn man auf ihre Schwachheit sah. Und das Käthchen klagte nicht und verschloß das bittere Leid im Herzen wie der Priester das Allerheiligste im Schrein; wenn der Tag da war, holte er es aus der

Digitized by Google

tiefen Dunkelheit und hob die Monstranz vor allem Volk, daß es auf die Knie fiel und das Wunder aus der Verborgenheit preise und anbete, und wenn das Wunder voll war, hub die Hostie an zu beben und zu bluten, zum Zeichen, was das heiligste Herz an Schmerz und Wunden für die Menschen getragen hätte. Und so hatte das Käthchen ein schneidendes Schwert im Herzen, und das Leben sickerte hinaus Tropfen um Tropfen und hielt nicht an, ob auch die Mutter ein silbernes Herzlein dem Gnadenbilde von Sankt Marien Herberg um den schlanken Hals hing.

Bald lagen die grauen, dicken Nebel über dem Wasser den ganzen Tag, der kalte Mann ging das Ufer entlang, und keiner wußte mehr, wo die liebe Sonne stand. Karl Asmus war von den Drehern zu den Motorbauern gekommen und mußte die Auszeichnung bezahlen mit schwerer Arbeit. Wenn er nach Hause kam und gegessen hatte, warf er sich bald ins Bett und schlief wie tot, bis in dem dunklen Morgen die Frühglocke ging und wieder zur Arbeit rief. Briefe kamen. Von Jungfrau Wiese, das Alter käme über sie wie der Winter über die Erde, und ihre Augen würden dunkel wie die Tage, und sie wäre nicht mehr weit vom kürzesten Tag. Auf Karl Asmus wollte sie noch warten, zu sehen, was aus ihm geworden wäre, aber er solle sich nicht eilen, und da er so nahe wäre, müßte er noch über die Berge in das Land Italien. Wer das nicht gesehen hätte, hätte nichts gesehen. Und der Vater schrieb: ihr Leben wäre so einsam und das Weberwerk wolle nicht mehr so recht von der Hand gehen; wenn einer wisse, daß er keinen Erben am Stuhl habe, würden die Hände matt. Er hätte wohl gewünscht, um seinetwillen, daß der Sohn an seine Stelle getreten wäre, wie Robert Wockenfuß jetzt den väterlichen Krug betriebe, der hätte dem betrüglichen Wasser Valet gesagt und stände hinter der Tonbank und handelte und schenkte; aber ein Vater dürfe dem Sohn nicht im Wege stehen und jeder müsse seines Glückes Schmied sein. Er danke nur Gott, daß er ihm ein wackeres Kind beschert habe und nicht so einen Windhund wie Klaus Drafehn, der sich in der Welt herumtreibe und Schande über Vater und Mutter brächte. Der Küster ginge daher als ein Steinträger, es wäre seines Bleibens nicht mehr im Dorf vor lauter Scham, und auf Ostern käme ein neuer. Es hätte sich auch sonst mancherlei verändert im Dorf, und er ginge mit dem Gedanken, sich aufs Altenteil zu setzen und das Häuschen zu verkaufen. Tischler Düskow hätte ein Auge darauf und wolle es für seinen Schwiegersohn, einen Böttcher, denn das Marleneken würde bald heiraten, es sei zwar noch reichlich jung, aber die Gelegenheit wäre da und das Sprichwort wahr. Darüber wurde Karl Asmus das Herz schwer; die Fremde lag auf ihm, es war eine herbe Zeit, und je näher das Christfest kam, um so mehr sehnte er sich mit Träumen und Seufzen; die Flöte wollte den rechten Ton nicht mehr geben und die Seele nicht allein sein, und ob ihm die Glieder auch weh taten, so saß er doch des Abends bei den Fischerleuten, wie sie mit dem Adam und dem Büseli glücklich waren. Unter der Ofenbank schleckte das Kätzlein die Milch, und im Hölhafen bruzzelten die Bratäpfel, der Fischer schnitzte Schwimmer oder formte Senkblei oder was sonst an den Netzen not war, die Frau flickte Wams und Röckchen, und wenn die Kinder zu Bett waren und still wie zwei Lämmchen den warmen Odem aus den offenen Mäulchen gehen ließen, holte sie Bändchen und buntes Zeug und nähte die Kleidchen für die Puppe und den Tattermann; die Puppe bekam ein schwarzes Mieder mit Goldverzierung, als wäre sie aus Appenzell, und der Tattermann eine spitze Mütze, halb rot und halb gelb, mit zierlichen Schellen, die läuteten, als käme das Christkind im Schlitten aus fernem Land. Und der Fischer sagte dann wohl in die Stille und in das Knistern der Bänder und der Lampe, was ihm durchs Herz ging: „D' Hütte ist euse Heimetschiin," oder sonst ein Wort, das auf dasselbe hinauskam.

⁂ ⁂ ⁂

Es ist überall das gleiche im lieben deutschen Land, wohin einer auch kommt; im Winter, zur heiligen Zeit, wenn die Stürme gehen und der Schnee treibt und die Finsternis über der Erde liegt wie ein Sack, schlägt alles Leben nach innen, in die Heimlichkeit und Dunkelheit, wie draußen in den Bäumen, die wohl erstorben scheinen, und sind doch mit allen Wurzeln und Fasern ein Werk des Lebens; die Seele sammelt allen Wohlgeruch und alle Kraft und alle Schönheit, sich aufzuschließen und ein Blättlein um das andere zu entfalten, braucht nicht Sommer noch Sonnenschein dazu, braucht nur die stille und heilige Nacht und den Himmelsschein vom Lichterbaum, drinnen liegt all ihr Glück und Gedeihen beschlossen und versiegelt. Und darum: möchte ihr alles genommen werden, was Menschen ihr nehmen können, von hier aus wüchse ihr alles wieder neu zu und machte sie reicher und seliger denn zuvor,

Es war nur ein kleines Bäumlein, das

Digitized by Google

die Fischersleute ausgeziert hatten mit Lilien und Rauschgold und ein wenig Zuckerwerk, aber die Lichter gaben solchen hellen Schein in der niedrigen Stube, als wäre aller Glanz aus der Höhe darein gefallen, und der Schein in den Augen war schier noch stärker und seliger, und es war zu sehen, daß es zum Glück anderer Dinge bedarf, als Geld und Gut. Die Fischersleute standen, die Kinder an der Hand, der Mann das Büseli und die Mutter den Adam, und sangen ein Lied, das war viel hundert Jahre alt und doch so jung, als hätte es in dieser Stunde ein Engel zur Harfe erfunden, und die Welt fiel unter den Füßen fort und Stüblein und Christbaum schwebten im weiten Himmel, bis die Kinder Puppe und Tattermann und Nüsse und Äpfel spähten und mit Ungeduld und Jauchzen die Erde wieder heraufholten. Als sie sich müde gespielt hatten und satt waren von den geringen Süßigkeiten und die Äuglein rieben, nahm die Mutter sie auf den Schoß. Und wiegte sie sacht hin und her mit Liedern vom Kindlein, vom Ochslein und Eselein und Hirten, daß ihnen die Lider vollends zufielen und sie ihnen die Kleider von den laschen Gliedern ziehen konnte, ohne daß sie erwachten.

— — — — — — — — — — — — — —

Da tat Karl Asmus, der neben dem Fischer auf der Ofenbank saß, einen tiefen Seufzer, daß die süße Stunde vorbei und die Kerzen niedergebrannt waren, wünschte den Wirtsleuten eine gute Nacht und ging in seine Stube, und es war eine Unruhe in ihm und ein Horchen, er wußte nicht worauf. Und indem er am Fenster saß und in den Himmel und die brennenden Sterne sah, wie sie flimmerten in vielen Farben, meinte er eine Stimme zu hören, die ihn rief, und einen Klang so tief und stark, als wäre einer in Not und Angst. War es das Heimweh, das ihm die Brust schwer machte? Rief ihn das Zeislein, oder das Annchen, oder die Mutter? Er war gewiß, daß eine Seele nach ihm suchte. Denn es gibt ein Reich, das außerhalb der Welt liegt, darin die Seelen sich begegnen wie die Menschen auf Erden unter der Sonne, nach einander begehren und nicht stille sein können, bis der andere sie hört. Und indem Karl Asmus dem nachdachte und sich unterredete mit allen, die durch sein Herz gegangen waren, da klopfte es, und eine Frau trat in das Dunkel, und als er die Kerze angezündet hatte, erkannte er: es war die Witwe aus dem Häuschen nebenan. Ihre Wangen brannten, und ihre Augen schienen feucht, stand und konnte das Wort nicht finden, und brachte mit Mühe heraus: Karl Asmus wüßte wohl, ihre Tochter, das Kätheli, läge krank auf den Tod und warte wohl auf das Scheiden, und eine karge Frist wäre ihr noch vergönnt und sie hätte nur einen Wunsch, sie möchte noch einmal das Flötenspiel hören wie des Sommerabends auf dem See, möchte dabei selig sein und bäte ihn, er möchte kommen. Da wußte er: das war die Stimme, die ihn gerufen hatte, nahm die Flöte und ging mit der Frau; und wie er ins Zimmer kam, erschrak er, sah das Kätlichen im Bette liegen, als wäre sie schon nicht mehr auf dieser armen Welt, und über ihrem hellen Haar lag wohl ein Schein, wie auf den heiligen Bildern in den Kirchen; das rosenrote Fieber stand auf den Wangen, und die Augen waren wie Kerzen am Christbaum, wenn eine Tür sich auftut und ein Wind hineinfährt. Sie schlug die Lider vor die dunklen Sterne zum Gruß und schob ihm auf der Decke die wächserne Hand hin, die war, als hätte sie gar kein Blut mehr und doch so heiß wie eine Flamme. Er setzte sich in den Winkel unter den hölzernen Herrgott und die ewige Lampe neben den Tisch, darauf ein Tannenreis im Wasser stand, und spielte leise und sanft aus Himmelsferne die heiligen Lieder, die durch alle Welt gingen in dieser Nacht, und nicht durch die Welt allein, und in den ängstlichen Augen hörte das Flackern auf, und die Hände streckten sich ruhig auf der Decke, und allmählich neigte das Mädchen den Kopf zur Seite, abgewandt dem Licht, und schlief ein. Da die Mutter das sah, schlich sie in den Winkel und wischte die Tränen aus den Augen, und als Karl Asmus ging, bat sie, er möchte wiederkommen, um Gottes willen, es möchte mit dem Käthchen noch einmal besser werden. Und so kam er den andern Abend wieder und den dritten und vierten und fort und fort.

Es war kein leichtes Stück, wenn man am Tage den Leib müde gearbeitet hatte, und am Abend mußte die Seele heran und geben, was sie hatte; es schnitt das Herz durch und durch, daß so ein junges Blut der bleichen Krankheit in den unbarmherzigen Armen lag und dahinwelkte wie ein Pflänzchen, dem nichts mehr helfen will, nicht Wasser, noch Sonnenschein, noch Schatten; ein Blatt nach dem andern verdorrt und zuletzt das Blatt im Herzen; der sanfte Wind kommt und streicht ihr über die dürren Zweiglein, sucht Leben und findet keines mehr, und der sanfte Regen fällt und will es tränken, aber kein Wurzlein und kein Hälmchen trinkt mehr von ihm. Was war es um Leben und Sterben? Wer das

Digitized by Google

Herrensitz an einem See in Oberbayern. Gemälde von Prof. Richard Kaiser. (Aus Brakls Kunsthaus in München.)

Digitized by Google

Digitized by Google

wüßte, dem fiele die Menschheit zu wie einem Heiland.

Lieder? Konnte einer von einem Lied Kraft gewinnen und Blut? Da wurde viel erzählt in den Büchern, daß Lieder große Macht hätten und eine Seele zurückbringen könnten aus der Finsternis in Leben und Sonne. Ein König war gewesen, dem hatte die Nachtigall den Tod vom Bett gesungen, und von einem wußte man, der hatte mit seinen Weisen die Geliebte aus dem Reich der Schatten geholt. Und Karl Asmus blies die Flöte wie ein Wunderholz, ob das Leben stehen bliebe und sich umsehen und das Antlitz wenden wolle, und es war, als müßte er mit der Krankheit ringen, daß sie von dem armen Käthchen ließe. Da schien es, als ließe das Fieber nach, an dem dürren Leib zu zehren und als sammelte das Lebenslicht noch einmal Öl. Doktor Cadonau schüttelte einmal über das andere den Kopf, denn er hätte für das Käthchen keinen Pfifferling mehr gegeben und gemeint, sie käme nimmermehr hinüber ins neue Jahr, und nun war sie schon über Mariä Lichtmeß fort und ging dem Frühling entgegen, wer weiß, was das noch werden wollte. Der März und April, das waren zwei böse Monate, aber kam sie in den Sommer hinein, da konnte einer wohl hoffen. Die Mutter sah das Kind schon unter dem Nußbaum sitzen, wo sie so gern saß und auf den See sah und die Firnen, und wußte nicht, was sie Karl Asmus antun sollte, denn es war klar, sein Spielen war ihr zum Heil geworden. Aber das Käthchen wußte besser, wie es stand, als alle, und war klüger als Doktor Cadonau, war mit ihren Augen weiter fort von Tag zu Tag, und ihre Gedanken gingen mit dem Tod und sahen ihm ins Gesicht, daß er nicht von Knochen und Bein wäre, sondern ein Jüngling in Schönheit und Kraft, stand ihr zu Füßen am Bett und schaute aus bald wie der Joggeli drüben über dem See und bald wie Karl Asmus und wandelte sein Gesicht des Tages so oft wie der Himmel die Farbe. Wohl half ihr das süße Spiel des Abends, aber nicht dem Leib, sondern ihrer Seele, und löste sanft und sacht ein Fädchen nach dem andern, stillte ihre Schmerzen und ihre Krankheit und ging vor ihr her den Weg, der über die Firnen führte. Ihre Seele hielt kein Lied mehr auf, das war nur das Geleit zur letzten Tür.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Frühling kam; die ersten Blumen standen auf dem Anger am See, der Föhn stieß immer öfter um das Haus und klopfte an den Fenstern. Da sagte das Käthchen eines Abends, als die Mutter hinausgegangen war, ein Wässerlein in der Küche zu hitzen, zu Karl Asmus, wie er mit Spielen einmal innehielt: „Nun hat das Flämmchen bald all sein Öl getrunken, das Döchtlein fällt und verglimmt, und ein Wölkchen Rauch fliegt in die Luft, darinnen die Seele ist. Einmal im Garten säße ich noch gern zur Abendzeit, unter dem Nußbaum, und das Flühvögelein riefe über das Wasser, und der Stern käme aus den Bergen, dann wollte ich gern davon. Da müßte einer drei Kreuzlein in den Stamm schneiden, aber nicht zu tief, daß er nicht blutet und sein Leben verrinnt, dann hätte die Seele ein geweihtes Örtlein, da sie Rast machen könnte noch einmal auf dieser schönen Welt, ehe sie davonflöge auf Nimmerwiederkehr."

88 88 88

Am anderen Tage schnitt Karl Asmus die drei Kreuze in die Rinde über der Bank, behutsam und sanft, daß kein Tröpflein hervorquoll, und sah die Bank an und den Himmel, da war wohl ein schönes Plätzchen für eine Seele, und es schütterte ihn durch und durch, was es mit der Seele wäre, daß sie gehen und sitzen könnte, wo sie möchte, wenn der Leib zerbrochen war. Ob auch aus dem Baum kein Tröpflein Blut fiel, aus seinem Herzen rannen wohl Tropfen um Tropfen, so leid war es ihm um das kranke Kind, und er sah selbst aus, als wäre er krank. Denn auf dem Werk war zu schaffen wie nie bisher, da das neue Luftschiff bereit sollte sein für den ersten hellen Frühlingstag. Das Drachenschiff fuhr den See auf und ab und ließ die schlanken Kästen hoch hinauf, höher als der Säntis drüben, wann es geraten wäre, die Fahrt zu machen. Karl Asmus konnte es nicht erwarten, und das Herz schlug ihm, daß ihm der Atem wegblieb, wenn er daran dachte, daß er bei dem Ingenieur in der Kammer stehen sollte, neben dem Motor und dahinfahren über Berg und Tal, als wäre die Erde vorbei und abgetan. Aber der Wind wollte keinen Bestand annehmen, stieß bald aus dem Norden und bald aus dem Süden, in den Bergen sah man es brodeln und kochen, und die Wolken flatterten hierhin und dorthin. Das ging eine Woche und zwei, dann stand das Himmelblau über der Welt wie Glas, der Rauch stieg aus den Schornsteinen, gerade wie ein Mastbaum, bis er zerging, man wußte nicht wohin, und die Drachen waren, als wären sie an den Himmel geheftet. Da war es soweit, und der große Morgen stand vor der Tür.

Als Karl Asmus den Abend zuvor zu dem Käthchen ging, kam ihm die Mutter

Digitized by Google

im Flur entgegen und konnte sich vor Weinen nicht lassen, denn es ginge mit dem Kind zu Ende; der hochwürdige Herr Alois Ritter wäre gekommen und hätte ihr die Füße gesalbt für den letzten Weg und die Zehrung gegeben, die der armen Seele not sei. Ach, da lag das Käthchen, als wäre schon gar kein Odem mehr in ihm, hatte die Lider zugeschlagen, als hätte sie das Pförtlein zu dieser Welt schon abgeschlossen, aber da die Mutter bat, ging er auf Zehen zu seinem Platz und spielte, doch so leise, wie das Rotkehlchen vor seinem Kammerfenster gesungen hatte in der Stadt am Meer zur Abendzeit, und holte sich die Weisen aus dem Himmel, denn daher mußten sie genommen werden, für einen, der dahin wollte. Die Uhr tickte so hart, der Kreuzschnabel am Fenster klagte, und die Mutter ging hinaus, sie konnte es nicht mit ansehen. Indem schlug das Käthchen die Augen auf und der Blick wurde so klar und hell wie das Licht einer Kerze, ehe sie verlischt, und ihre Stimme war so rein wie eines Bergwassers und rief Karl Asmus. Und da er an ihr Bett trat, hob sie die Arme, er solle sich beugen, umschlang seinen Hals und küßte ihn auf den Mund. Danach lag sie wie vordem, und Karl Asmus legte die Hand über die Augen und ging hinaus. Auf dem Flur war ihm, als flüsterte eine Stimme ein Wort vom Scheiden, aber es war nur ein Lüftlein durch das Fensterchen über der Tür.

— — — — — — — — — — —

In der Nacht hatte er einen schweren Traum, er sollte eine Last heben und konnte nicht, und die Angst lag um sein Herz wie ein Ring von Eisen, es könnte Morgen werden und seine Arbeit wäre nicht vollbracht. Da riß die Weckeruhr mit Sirren ihn aus dem ängstlichen Schlaf; er tat einen Seufzer so tief wie der Bodensee, daß er wach ward und das Schwere ihm von der Brust rollte und ein neuer Tag ihn rief. Was er ersehnt hatte durch viele Wochen, das stand vor ihm so hell und nah wie das Licht auf dem Tisch, denn es war noch finstere Nacht; die Werft fragte nicht, wann es hell würde, und teilte die Stunden nicht nach der Sonne, und es gab kein anderes Gestirn an ihrem Himmel als die Pflicht und die Arbeit. Die frische, kalte Luft zwängte sich durch das offene Fenster, füllte das Stübchen von der Decke zum Fußboden mit Kraft, die Sterne spielten am Himmel wie Fünkchen in der Kohle, und der Frost klirrte wie ein Glas aus Saargemünd. Als er durch die Tür in die Dunkelheit kam, in der gestrickten Wolljacke bis an den Hals verwahrt, die Mütze über Stirn und Genick gezogen, denn die Kälte kitzelte Nasen und Ohren, sah er aus des Käthchens Fenster den matten Schein zittern, und ein Schatten stand vor den Scheiben, war das die Mutter oder war das der Tod? Ein Schauer schüttelte seinen Leib, war das der Frost oder war das eine kalte Hand, die ihn so anrührte? Sein Herz war zerrissen, und der Traum aus der Nacht war wieder um ihn; seiner Freude hatte einer die Flügel zerschlagen, daß er unter Hunderten einer sein sollte, der über die Erde stieg und dahinfuhr wie ein Vogel, und brauchte nicht zu sterben, um alles unter sich zu lassen und von oben zu sehen, wie alles sich löste und entwirrte. So warf er mit den Augen einen letzten Gruß dahin, wo der Schein war, und schritt aus mit Kraft.

In der großen Halle war ein Laufen und Rennen und Hämmern und ein Fieber unter den Leuten, das Luftschiff flimmerte in dem Glanz der Bogenlampen, als wäre es ein Kristall, und wartete, der Himmel sollte sein Licht anzünden, darin sollte es noch tausendmal heller funkeln und im Blau stehen so weiß und blendend, als wäre es selber Sonne und Licht. Ein Signal. Es ward still ringsum, als sollte sich ein Wunder begeben, alle hielten den Atem an und hätten auch wohl das Herz festgehalten, wenn sie das vermocht hätten. Indem teilte sich das haushohe Tor und wich zurück, der Tag brach hinein mit seinem Geleucht, die Bogenlampen wurden so blaß wie Wasser, und das Schiff glitt in den jungen Morgen, noch an Tauen gehalten und gezogen, geradeswegs auf die Firnen zu, und war fast strahlender denn der junge Sonnenglanz. Karl Asmus stand neben dem Ingenieur an der Maschine und hatte die Hände ineinandergekrampft, und wie das Zittern durch das Schiff ging es durch seinen Leib; der Motor donnerte und schrie, als wollte er alles in Stücke reißen und durfte doch nicht, sondern mußte, wie der Mensch wollte; die Flügel zur Rechten und zur Linken wirbelten und brausten und sangen wie ein Orkan oder wie eine Orgel; es war ein Lied zwischen Himmel und Erde so gewaltig, als kämen die himmlischen Heerscharen daher und der Jüngste Tag wäre da. Durch das Sprachrohr kamen die Kommandos von einem, den keiner sah, und regierten das fliegende Schiff nicht anders als die Stimme des unsichtbaren Gottes das brausende Meer. Karl Asmus sah durch das Fenster, wie die Erde fiel, tief und tiefer und dalag wie eine Schüssel mit tausend Herrlichkeiten; der Bodensee wurde so klein wie eine Lache und die Dörfer und Städte ringsum wie die Häus-

Digitized by Google

chen, die ihm das Christkind vor Jahren auf den Tisch gebaut hatte, nur die Berge wuchsen und wurden immer leuchtender und gewaltiger; es ging mit ihnen wie mit der Ewigkeit, je mehr einer davon umfaßt, um so unermeßlicher steht sie da. Der Rhein lag im Land wie auf dem Fußboden ein silbernes Fädchen, das aus einem Körbchen fiel und geduldig wartet, bis eine Hand danach langt, es in die Stickerei zu wirken zum letzten Glanz und Schmuck. Mit den Menschen, die in der Tiefe an die Arbeit gingen, war es auch so, sie kamen alle an die Reihe und wurden in das Muster gewebt dem Herrgott zu Ehren. Es kam schon ihre Zeit. Und wie das Schiff wendete, fiel sein Auge hinunter auf ein winziges Häuslein hart am See neben dem Nußbaum, der schon Augen gewann und ausschaute wie ein Besen so dürr, darin lag das Käthchen, aber sie würde sich auch bald heben und weiter als das Schiff und alles Leid und allen Staub und allen Lärm unter sich lassen. Über ihm war der ewigweite Himmel, ein Mensch flog ihn nicht aus, aber eine Seele, die konnte es, die kam hinauf zu den Sternen, die da standen und warteten; sie waren da, ob keiner sie sah, aber die dunkle Nacht tat den Schleier davon, und es war vielleicht so, daß man das Schönste und Herrlichste immer nur sah, wenn die Finsternis hereinbrach. Im Süden, hinter dem blinkenden Eis, hinter dem Meer, das erfroren war, als es zum Himmel schäumte, lag das Land Italien wie ein Paradies mit ewigem Frühling und Gesang vom Morgen bis zur Nacht, und im Norden lag das Meer und die Heimat; freilich das Auge reichte nicht dahin, aber das Herz sah weiter, und wenn es sein mußte, sah es bis ans Ende der Welt. Das Licht wogte um das Schiff wie Wellen und nahm alles fort, was die Brust an die Erde band und schwer machte, daß einer auf die Knie fallen möge über all der Herrlichkeit. Aber er mußte das Herz festhalten, und der Kopf mußte klar sein, denn die Erde und ihre Pflichten waren noch nicht abgetan. Es ging nach Schwaben hinein, der Bodensee stand am Horizont, als blinkte eine Scherbe von Glas, die Alpen lagen im Halbkreis wie ein Tollstrich. Felder und Auen und grüne Wälder, Bäche, Flüsse, Städte und Dörfer zogen dahin, als rollte eine bemalte Leinwand ab. Bei Ulm kamen zwei Flieger und flogen dem Schiff vorauf wie Tauben vor dem Wagen der Morgenröte; aber ihr Wunder war nicht so groß wie das, mit dem er unter dem Himmel stand.

Die Sonne neigte sich dem Untergang, als das Schiff in die Halle fuhr und die Erde wieder nahm, was ihr gehörte und nicht von ihr los konnte. In dieser Stunde sah das Käthchen im Geist einen Nachen über den Bodensee kommen, ein warmer Wind blies das weiße Segel, und ein wunderbarer Duft war auf seinen Flügeln, einer stand darin und leuchtete wie der Mond; und da das Schifflein anlegte, war sie gesund und blühte wie ein Röslein, und ihre Füße waren leicht wie eine Feder, wie sie von ihrem Lager stieg in den Nachen hinein; sie fuhr dahin in ein Licht, das war golden und rot, Lieder waren in der Luft, wie sie noch keine gehört und darin eine Stimme, sie verstand nicht, was sie sprach, aber ihr Herz ward darüber so weit wie der Himmel. Es weinte jemand an ihrem Bett, aber über all dem Singen hörte sie nichts davon und lächelte wie eine Braut, wenn der Bräutigam kommt und die Hochzeit sein soll.

— — — — — — — — — — —

Die Mutter stand auf von ihrem Gebet und Knien, schlich zum Fenster und tat es weit auf, nahm den Kreuzvogel aus dem Käfig und ließ ihn in den Abend fliegen; er schwirrte dahin über den See an das Ufer drüben, saß auf einem Baum und danach auf einem Dach bei der Wachsschmelzerei und sang so traurig, daß die Kinder im Spielen innehielten, aber der es hätte hören sollen, hörte es nicht.

Als Karl Asmus nach Hause kam und die Erde noch unter seinen Füßen war wie wogendes Wasser, sah er unter dem Nußbaum eine Taube sitzen, die war weiß wie Schnee und hatte Augen, so dunkel wie die Nacht, die ging vor seinen Füßen her, als wollte sie gegriffen und gestreichelt sein, aber als er sich beugte, breitete sie die Flügel und stieg in den Himmel.

Es war an einem Sonntag, da man das Käthchen zu Grabe trug, am Nachmittag um die dritte Stunde; die Sonne schien vom hohen Himmel so warm, als wollte sie durch den weißen Sarg hindurch und dem bleichen Leib noch einmal recht wohltun und auch den Blumen, die um das Käthchen starben, noch einmal ihren Schein gönnen, den Veilchen, die so blau waren wie eine Sommernacht, und den Narzissen, die waren wie Schnee im Maien. Die Vögel jubilierten ringsum und es war wohl ein schönes Schlafengehen im Lenz, der ein Abbild ist der ewigen Seligkeit. Die Jungfrauen hinter dem Sarg hatten Myrtenkränze auf dem Haar, dem blonden und dem braunen, und junge Gesellen trugen geweihte Kerzen in den Händen, als ob dem Käthchen noch irdisches Licht von nöten wäre. Die Kinder zogen vor-

Digitized by Google

auf, ihr Gesang lief dem Friedhof zu und rückwärts über Sarg und Blumen dahin, woher das Käthchen gekommen war, und ob sie Lieder sangen vom Sterben und Vergehen, war es doch als sängen sie von lauter Leben und Sonnenschein, so hell und unschuldig waren ihre Stimmen. Und wie es im Leben des Käthchens gewesen war, an der Spitze ging das Kreuz und stand über den halben Himmel, das Kreuz, das einer tragen mußte hier unten und daran er sich doch halten konnte, bis alles vorüber war. Der hochwürdige Herr Alois Ritter hatte seinen Blick daran geheftet, legte sich das Gleichnis vom Kreuz und vom Tode aus, hatte das heilige Buch dicht am Herzen, und die warme Frühlingsluft fing sich in dem weißen Chorhemd wie ein Schmetterling im Netz. Im Zuge mitten war Karl Asmus, mit seinen Gedanken auch beim Tode, und er rechtete mit ihm, daß er solches getan hätte und ein Blümlein gebrochen vor der Zeit, und der Tod tippte ihn auf den Ärmel und hob den Finger: Wie kann das anders sein? Es muß einer die Blumen brechen, wenn sie blühen. — Und ganz hinten wankte einer, als wären ihm die Knie gebrochen, das war der Joggeli, hatte die Augen im Staube und wagte nicht aufzusehen. Als der Herr Alois Ritter am Grabe sprach von einem Herzen, das hier gebrochen wäre, und von der Liebe, um die eine arme Seele sich verzehrt hätte, von der Strafe des Himmels, die auf jeden warte, der sich an einem unschuldigen Menschenkind versündige, da weinten sie alle, aber dem Joggeli kam keine Träne, dem ging es durch und durch wie ein feuriges Eisen, er schaute aus wie ein Gerichteter, der den letzten Gang tun muß, und eine Stimme schrie ihm zu, er wäre ein Mörder an heiligem Blut, und die Reue schüttelte ihn wie Espenlaub, daß er sich an einem nahen Kreuz halten mußte, er wäre sonst hingeschlagen, so lang er war. Aber für die, auf die die feuchten Erdschollen niederfielen, war es zu spät. Wie sie die Erde aufhoben, die drei Hände ins Grab zu werfen, meinte er nicht anders, als sie wollten ihn steinigen, und hätten alle ihre Augen auf ihn allein gerichtet, aber es war nur ein einziges Auge, das in sein Herz sich bohrte, und das war nicht eines Menschen. Ja, das war das Bitterste und wie die Hölle selbst, am Grabe stehen und nicht mehr gutmachen können, und es war doch nicht das Schlimmste, wenn sich einer nur zurechtfand. Der Joggeli hörte und sah nichts mehr, der Gottesacker ward leer, und alle waren fort, aber er stand, als wären seine Füße an den Boden genagelt durch und durch, warf sich ins feuchte Gras und lag, bis die Sterne kamen. Die Wachsschmelzertochter drüben über dem See wartete auf ihn die halbe Nacht, aber es war umsonst: er war auch am Morgen nicht da und kam nicht den ganzen Tag und auch den zweiten nicht; am dritten zur Vesper war er wieder da, sah aus wie ein Tier, besudelt von oben bis unten, hatte den Hut verloren, und das Haar hing ihm naß und wirr um die finstre Stirn. Da spie sie ihn an und schlug die Tür vor ihm zu, und er mußte davon wie ein Verfluchter, stieg in die Berge und lief, wohin die Angst ihn trieb, haarscharf dahin an Schlucht und Abgrund; ein Geißbub fand ihn, dem Verschmachten nah, und brachte ihn zu Menschen, die sich seiner annahmen; die Barmherzigkeit hat ihm wieder zurechtgeholfen, wie dem Schlossergesellen Martin Hagedorn, der auf zwei künstlichen Beinen wieder bei Meister Bolduan am Schraubstock stand, Jungfrau Wiese hatte nicht nachgelassen, bis er an seinen alten Platz gekommen war.

— — — — — — — — —

Drei Wochen nach des Käthchens Tode, als der Flieder blühte und der Nußbaum schon Schatten warf, schnürte Karl Asmus sein Ränzlein, denn über dem Herzeleid der Witwe war ihm das Heimweh angekommen; er wollte ein Ende machen seiner Wanderschaft, aber zuvor mußte er noch das Land Italien sehen, so stand es in seinem Herzen: Venedig, die Perle im Meer, und wenn es möglich wäre, auch Rom, die ewige Stadt. Freilich die Zeit war knapp, und es wollte geschafft sein; auf Schusters Rappen konnte einer das nicht machen. Die Wege waren nicht danach in dieser Zeit. Aber Jungfrau Wieses Geld steckte noch eingenäht im Rock, und es fehlte daran nur ein Geringes; dazu hatte er auf der Werft manchen Batzen verdient, das kam ihm jetzt zugut, daß er damit hausgehalten hatte und es nicht an den Mann gebracht oder an das Weib, wie so mancher, der hinwarf mit vollen Händen, was er mit Schmerz und Schweiß hatte erarbeitet. Da konnte er hingehen, zählte die Heller und die Batzen vor dem Schalter auf und forderte wie ein großer Herr, und brauchte nur einzusteigen, dann schnaufte das Rößlein los mit Stampfen und Dampfen und biß in den eisernen Zaum, daß die Funken stoben rechts und links, und zog ihn hinauf und hinab durch Berge und Winter und Sonnenschein; er konnte am Fenster sitzen und sah alles vorübergleiten, was an Herrlichkeiten aufgebaut war, zur Rechten und zur Linken, bis er am Ziel war und die Türen aufge-

Digitized by Google

rissen wurden, er solle aussteigen in den goldenen Tag und in das schimmernde Land. Am Morgen in der Frühe ging er und nahm Abschied von dem Käthchen, legte Himmelschlüsselchen auf ihren Hügel, das Beste wohl, das ein Schlossergesell suchen und finden konnte zum Lebewohl, ob dem Käthchen auch die Tür droben schon aufgetan war und sie das Blümlein nicht mehr brauchte, das himmlische Brautkämmerchen aufzuschließen. Das war nun wieder ein Abschied, aber nicht der letzte, denn es ist im Leben so, daß wir von einem zum andern wandern.

Ein paar Stunden danach war er schon tief in den Bergen und mitten im Winter und Schnee, daß die Augen brannten vor soviel Glanz und Flimmern; der Zug wand sich wie eine Schlange in Biegungen und Kehren, hart vorbei an himmeltiefen Abgründen, daß einem der Schwindel kam, und hörte nicht auf den Weg hinauf zu suchen, als wollte er über die Gipfel und Gletscher fort. Und wollte einer müde werden über dem ewig gleichen Bild, ging es in einen Tunnel mit Brausen und Fauchen und Donnern, und wenn das Licht wieder hereinbrach, lag eine andere Welt da mit einem anderen Gesicht, das war freundlicher oder finsterer, je nachdem, und es gab soviel zu sehen und zu betrachten, zu sinnen und zu erinnern, daß die Zeit noch schneller lief als der Dampfwagen.

In Innsbruck stieg er um. Nun war der Abend da, und es konnte sich einer geruhig in die Ecke lehnen und seine Gedanken vor sich spielen lassen wie Kinder mit den Wellen am Meer, denn über die Herrlichkeit und Pracht draußen legte sich die Dunkelheit und nahm alles hinweg, auch das Grauen vor den Tiefen, daran man entlang schoß. Aber der Himmel hing seine große Laterne hinaus und malte mit Hellblau und Dunkelblau, mit Funkeln und Glitzern die Berge und Täler, und die Firnen standen im Himmel so leicht, als wären sie aus Glas geblasen, je wie der Weg sich bog und wendete, rannen Licht und Schatten durch die gewaltige Welt, daß es schien, als wäre alles in Bewegung, und die Berge wanderten daher und wollten nicht bleiben, wohin sie gesetzt waren, wollten ans Meer, den Wellen zu wehren und ihre Kraft zu beweisen, oder südwärts in die Sonne, daß der ewige Winter von ihnen wiche und sie sich in Grün und Fruchtbarkeit kleiden könnten, wie Weingärten und Lorbeerhaine. Davon durfte sich einer nichts entgehen lassen, denn das sah man nur einmal im Leben so, das erstemal, beim zweiten war schon ein Stück Zauber dahin, und beim dritten und vierten, wer wendete dann noch den Kopf danach? Denn von allem, was undankbar ist, ist der Mensch das undankbarste. So hauchte Karl Asmus immer wieder gegen die Scheiben, darauf die Eisblumen rankten und prunkten und sich vor die große Herrlichkeit stellten, als gäbe es nichts Schöneres als sie und wären ewig, gleich den Bergen hinter ihnen. Aber ein dürftiger Hauch nahm sie schon hinweg. Da lag die Winternacht und himmlische Schönheit, wie einer sie nicht einmal im Traum zu sehen bekam. Jenseits des Brenners wurde der Mond blaß und der Himmel wie Perlmutter, und als die Sonne aufging, tat Karl Asmus die Hände ineinander und rief laut, daß der Handelsmann ihm gegenüber den Pelz von den Knien warf, aus dem Schlaf sprang und meinte, der Schaffner hätte die Station gerufen und er wäre am Ziel und sollte zum Zoll.

Da lag ein Tal wie ein Teppich so bunt; darinnen blühten Aprikosen, Kirschen und Äpfel, so weit das Auge reichte, Hang auf Hang ab, das Blattwerk in den Weingärten war wie Katzenaugen im Dunkeln; Bäume standen da im dichten Laub schon, so grün wie der Bodensee am Morgen, leuchteten, als brennten sie, und ein Bergfluß schoß dahin mit Springen und Schäumen, war weiß wie Milch und sprang wie ein Kälbchen, das nach langer Winterszeit im Stall zum erstenmal hinaus in den Frühling kommt, überholte den Zug und lief ihm voraus, hinunter, hinab zu melden, daß er oben aus den Bergen käme und die Leute sich aufstellten, und Hüte und Tücher schwenkten für den Fall, daß jemand darin säße, den sie lieb hätten und von fern schon grüßen müßten. Das war die Etsch, wie der Kaufmann sagte, und hier war die Pforte zum Paradies, das war Italien geheißen. Konnte einer dabei an Irdisches denken? Aber wenn einer jung ist, muß er dem Magen sein Recht geben. Und Karl Asmus griff in die Tasche und holte hervor, was noch vom Bodensee war, aber seine Seele aß schon vom Brot und den Früchten des gelobten Landes.

Die Sonne schien immer wärmer, das Land prangte reich und reicher, der Himmel war so blau wie das Wasser, das daheim die Mutter mit dem Leinensäckchen blaute, die Wäsche hinein zu tun und ihr einen Schein vom Himmelslicht zu geben, und blendete, als wäre eben erst ein Maler mit dem Pinsel darüber gefahren, und machte das Herz voll und ruhig und satt. Freilich die Häuser waren verwahrlost und zerfallen, die Sonne konnte hindurch durch Ziegel und Dach, und die laue Luft

Digitized by Google

in die scheibenlosen Fenster. Die Kinder liefen im Hemd über die Straße und spielten im Schmutz, der ganze Hausrat lag am Zaun zum Lüften und Trocknen, die Mädchen gingen umher wie die Zigeunerinnen daheim, hatten Augen wie Kohlen und die Mieder zerrissen, und die Luft strich mit ihrem heißen Atem um die bloßen Brüste. Die Sonne machte das Blut kochend wie den Saft in den Trauben, und jeder Atemzug war, als tränke man einen Feuerwein. Was war das für ein Land, das machte die Alten jung und die Jungen wie einen Brand! Die Gärten vor den Häusern lagen voll Staub und Schutt, aber Blumen blühten darin, wie einer sie noch nie gesehen. Und so war alles. Wer brauchte hier des Leibes und des Irdischen zu warten, es wuchs und sproßte und blühte und trug Frucht, Mensch und Pflanze und Tier.

Auf einer Station kam ein Mann daher und trug einen Korb mit Orangen vor dem Bauch, die waren wie die Sonne vor dem Untergehen; er riß den Mund auf und schrie, als sollte der Himmel einfallen. Und Karl Asmus dachte an Jungfrau Wieses Papagei und winkte ihm mit der Hand und rief: „Presto, presto!“ Der Mann trabte wie ein Maulesel, den ein Treiber durch das dicke Fell gestochen hat, aber es war zu spät, die Pfeife trillerte und der Zug schob davon. Ein paar Orangen sprangen aus dem Korb, wollten hinterher, aber es ging ihnen wie dicken, kurzatmigen Weibern, sie mußten wackelnd stehen bleiben.

Es kann keiner weiter laufen, als die Leine ihm zugemessen ist, und wenn einer nach Venedig will und nach Rom, so kommt er nimmer hin, wenn er nicht soll, und wenn anderswo etwas ist, das auf ihn wartet und in sein Leben will.

Der Fluß war schon längst kein Kälbchen mehr, sondern ein breitgehörnter weißer Stier mit einem Rücken wie ein Brett, schnaubte und donnerte, denn die Menschen hatten ihm das Joch vor die Stirn gelegt, er mußte ihre Schiffe ziehen und wollte doch nicht, hätte ausbrechen mögen in die Ebene zur Rechten oder zur Linken, in die Vignen, die Ölgärten und Reisfelder, fressen, soviel er konnte, und was er lassen mußte, mit den Hufen niedertreten und zerstampfen aus lauter Futterneid. Am Mittag stieg an den Ufern der Etsch aus dem weißen und veilchenfarbenen Flimmern des weitgebreiteten Landes eine Stadt mit hochbogigen Brücken und Türmen und grauen Kastellen, die auf den Hügeln standen, als hätte Dietrich von Bern hier immer noch seine Ritter aufgestellt zu Trutz und Wacht, daß sie sähen, von wannen ein Feind käme. In der Ferne über Mauern und Pinien und Zypressen standen die Alpen, weiß und klar wie eine Spiegelung, und ein Italiener, den bastgeflochtenen Kalabreser auf dem Kopf, mit Augen, die blitzten wie ein Brigantendolch, nickte Karl Asmus zu und deutete mit ausladender Handbewegung auf das Bild draußen: La bella Verona. Da wurde Karl Asmus das Herz weit über dieser Stadt, darinnen Romeo und Julia in heimlicher und verbotener Liebe Seligkeit gefunden hatten und Tod, wie das in Jungfrau Wieses Buch erzählt und abgebildet stand; es gab einen Ruck an der Leine, und als der Zug hielt, war ihm Venedig und alles aus dem Sinn. Er kletterte mit seinem Köfferchen und seinem Ranzen hinaus in das Geschrei und Gedränge, das ihn aufnahm und dahintrug, wie die Etsch ein Blatt. Ein Junge, hell und pfiffig, braun gebrannt wie eine Kastanie und so blank, als wäre sie eben aus der Schale gesprungen, hatte Füße wie ein Reh und die Augen in allen vier Winden, riß ihm den Koffer aus der Hand, wußte, ohne zu fragen, daß Karl Asmus ein Deutscher wäre, und brachte ihn durch Straßen und Gassen, über Brücken und Plätze in das deutsche Wirtshaus an einem Markt, der voll war von Tischen und Buden und Duft von Orangen, Zitronen und Ananas, und was es sonst an Früchten in diesem gesegneten Strich gab. Dazwischen standen Bildwerke und Gestalten aus altersgrauem Gestein und sahen dem Treiben zu, als wären sie lebendig.

Das Wirtshaus war zwar nicht sauber, aber die Sprache der Heimat war darin, da konnte einer den Schmutz mit in den Kauf nehmen.

Nicht lange, da machte er sich auf in die Straßen, denn aller Schönheit mußte man ins Gesicht sehen je eher, je besser. Aber die Sonne brannte wie daheim in den Hundstagen, da war ein Zeug not, leicht und luftig, und so ging er in einen Kleiderladen, zu erstehen, was er brauchte, und es war wohl so, wie ihm einer auf der Reise gesagt hatte, daß bis nach Venedig hin und weiter die deutsche Sprache so gut wäre wie das deutsche Geld; das Geschäft kam bald zustande und besser als mit dem Apfelsinenhändler.

Danach, als er sich umgezogen hatte, begann er von neuem, und manch einer zog vor ihm den Hut zum Gruß oder zum Betteln, weil er einen neuen und guten Rock anhatte.

Da gab es viel zu sehen, und es hätte einer

Digitized by Google

tausend Augen haben mögen, um mit allem zurechtzukommen; es ging durch viele Zeiten, Jahrhunderte und Jahrtausende; die standen am Wege, trauerten und redeten, Bauwerke und Bäume, und Männer in Holz und in Stein. Und wie das so ist an manchem fremden Ort, da steht man still und grübelt und sinnt, als wäre man schon einmal hier gewesen, irgendwann, vor Jahrhunderten oder länger, und hätte etwas erfahren, das machte die Seele schwer, vor Freude oder vor Trauer, wer wollte das sagen.

Er kam in eine Kirche, darin waren Bilder, so schön, als hätte kein Mensch sie gemalt, und eines war da, darauf nahmen Henkersknechte einem Ritter die Rüstung vom Leib, daß sie ihn zur Marter und zum Tode brächten, und aus den Wolken blickten die Heiligen und die Engel. Unter ihnen war eine Jungfrau, als Karl Asmus die ansah, erschrak er bis ins Innerste, denn es war, als sähe er dem Zeislein ins Gesicht, wie an dem Abend, da er sie zum erstenmal ersehen hatte im Abendsonnenschein auf dem Umgang und gemeint, die Englein müßten ihr über die Schulter fliegen und musizieren. Aber es war das Zeislein auch wieder nicht. Das Bild hatte Augen, die waren aus dem Himmel und waren wiederum auch aus der Welt, waren so sanft, als müßten alle Sünden darüber sterben, und waren so glühend, als müßte alle Sünde darüber zum Himmel brennen. —

Wer das gemalt hatte, was mochte der in seinem Herzen getragen haben? Der hatte wohl gemalt der Jungfrau und allen Heiligen zu Ehren, und war doch mit seinem Herzen woanders zu Hause gewesen als im Himmel und hätte nun und nimmermehr sein Leben gelassen um des Glaubens willen, wie der Ritter Sankt Georg, der dem Kriegsknecht überantwortet war, und wäre nimmermehr satt geworden an der Liebe, die nichts von Fleisch und Blut wissen mochte. Es war schon so, daß keiner danach fragen durfte, was der Künstler in seinem Leibe trug, denn Mensch und Künstler ist zweierlei, und es wird keiner hin- und hergerissen zwischen Himmel und Erde, als wer der Kunst dient. Ja, es möchte einer gar ein Teufel sein, so könnte er doch Gott loben, nur daß an einer Stelle doch der Pferdefuß herausschaut und der Kuhschweif, da kein Künstlertalar so weit und vollkommen ist, daß er alles deckte.

Das war ein Blick, daraus eine Seele ein Feuer sich trinken konnte, daß sie versengte und verzehrte und in Höllenpein brachte, ob es schon den Hochaltar zierte und der Erhebung und Andacht dienen sollte. Karl Asmus war wie trunken, als er davonging durch die abendkühlen Gassen und sah, wohin er auch blickte, die Augen, die fromm waren und sündig zu gleicher Zeit, und wurde sie nicht los, sie gingen mit ihm, als er aus dem Wachen in den Traum kam und seine Glieder auf einem harten, kühlen Lager streckte.

Auf dem Markt in der Osteria neben dem Brunnen flatterte Lachen und Scherzen und Gläserklang, und dann hub eine Mandoline an und eine Männerstimme sang dazu:

O wie so trügerisch
Sind Weiberherzen,
Bringen uns Leiden,
Bringen uns Schmerzen,

sang wohl weich und schwermütig, aber es merkte einer doch, es war alles Spiel und Tand; Falschheit und Treulosigkeit war in Welschland nichts, und wer daran schwerer trug als nötig war, der war ein Narr und hatte deutsches Blut in sich von den Goten her oder den Langobarden.

Donna è mobile — das wiegte so süß und sanft und hatte doch schon so manchem Herzen den Tod gebracht, und Karl Asmus hörte es aus einer endlosen Ferne und träumte, was dazu gehörte. Er stand vor dem Bild in der Kirche, und die Jungfrau, an die er sich verloren hatte, stieg aus den Wolken hernieder, als wolle sie ihn küssen, aber sie nahm einem Henker das Schwert aus der Hand und stieß es ihm in die Brust. Indem hörte er eine Stimme aus der Höhe: „Zieh das Schwert hinaus und wirf es von dir!“ Und wie er das Schwert aus der Brust zog und sein rotes Blut über das weiße Gewand der Jungfrau sprang und es färbte wie Purpur, wandelte sie ihr Angesicht, ward das Zeislein, schrie laut und lief davon. Da sank er um und lag am Boden und glaubte, es wäre aus. Aber aus dem Dunkel kam eine Gestalt, die ging in einem Schleier, und ihr Antlitz war nicht zu erkennen, die verband ihn und machte ihn heil. Und die Engel in den Wolken sangen ein Lied, das fing süß und selig an und ward doch zu einem Schreien und Kreischen; das war draußen auf dem Markt, denn es war Morgen, und die Männer schrien Zitronen und Apfelsinen aus, die den Gaumen letzten und das Blut kühlten, und hatten doch soviel Feuer und Sonne getrunken, daß sie hätten glühend sein müssen. So kam Karl Asmus aus schweren Träumen, und ihm wurde bang, als sollte ihm in dieser Stadt Schlimmes widerfahren; und ob etwas ihm zusetzte, er solle sich auf und davon machen und fliehen, solange noch Zeit wäre, so lag es doch in seinen Gliedern wie Ketten und ließ ihn nicht fort. Sein erster

Digitized by Google

Gang war wieder über die Brücke zu dem Bild; er stand und wandte kein Auge davon, verzehrte sich und ward voll Pein, daß die Gestalt in den Wolken nicht Leben gewinnen konnte und meinte doch, sie bewege die schwarzen Augensterne und die gewölbten Lider, war benommen und wirr, als wäre er ein anderer geworden und stände in einer anderen Welt. Fleisch und Blut lieben, da war immer eine Hoffnung, aber ein Bild, da konnte einer verzweifeln und vergehen. Und wie er einen Augenblick die Wimpern senkte, stand neben dem Altar in der Dämmerung herausgetreten das Geigerlein von Köln, hob den Finger und sprach wie damals, da es mit ihm durch die Abendflur ging: „Bürschlein, was weißt du schon von Leid und Schmerz? Das kommt erst, das kommt erst. Dazu muß einer älter sein. Und wenn es kommt — Bürschlein, Bürschlein, du weißt nicht wie das tut.“ Aber wie er zitternd weiter trat und hinter den Altar guckte, war da nichts als ein Opferstock aus Holz geschnitzt mit Engelsköpfen auf Taubenflügeln. Es war nicht gut, noch länger hier zu sein. Doch wenn er gemeint hatte, es würde im hellen Sonnenschein und im Treiben auf den Straßen und an der schäumenden Etsch, die ihren kühlen Atem über die Ufer quellen ließ, ihm leichter und besser zu werden, so war er betrogen und mußte weiter leiden an Sehnsucht und Feuer und Schmerz, wandte sich hierhin und dorthin, voll Unruhe und Suchen, als wäre irgendwo in dieser Stadt etwas, das er finden müßte. So kam der Abend heran und der Schatten, und über den blauen Himmel liefen Lichter und Streifen und leuchteten bald grün, bald blau, bald rot, und wie er die Augen wieder zur Erde lenkte, sah er vor sich ein hohes Tor und durch das Gitter in einen Garten, der war wie ein Gottesacker oder wie Eden, er wußte es nicht, auch nicht, ob jemand sprach, er solle eintreten. Er stieß das Tor auf und kam auf einen Weg, daran standen die Zypressen im Abendrot wie Türme, und Stufen führten hoch und höher, bis er schwindelnd über dem weißen Wasser stand, und die Stadt zu seinen Füßen lag mit Zinnen und Spitzen, als wäre sie aus Gold. Das war die Erde nicht mehr, das war ein Zauber und ein Bann. Und wie seine Seele in der Schönheit ertrank, stieg neben ihm ein Lachen auf, so hell, als wenn der Vogel im Maien schlägt, und auch so lockend und betörend, und wie er sich wandte, schrak er zurück und glaubte, sein Herz müßte zerspringen — da stand ein Mädchen unter einem Orangenbaum, die Früchte funkelten über ihrem Haupt, und ihre Augen waren wie auf dem Bild in der Kirche, und ihre Gestalt, als hätte ein Meister sie in Marmor gebildet. Seine Augen waren angstvoll und weit, als sähe er etwas, das aus der andern Welt wäre, und das Mädchen sagte mit Spott, in seiner Sprache, und es wunderte ihn nicht: „Kommt zu Euch, Signore. Bin ich ein Tier? Oder ein Geist? Aber so sind Deutsche, sie erschrecken vor allem, was Kleider trägt, als wären sie Heilige.“ Sie legte die Lider zur Hälfte über die schwarzen Sterne, die darum nicht weniger brannten, sah ihn hochfahrend an und ging davon, zur Rechten zwischen den Pinien hindurch. Als sie einen Steinwurf weit fort war, wandte sie sich noch einmal, und ihr Blick war jetzt wie eine Harpune, die dem Fisch ins Fleisch fährt und ihn nicht losläßt. Ob Karl Asmus wollte oder nicht, er mußte sehen, wo sie blieb. Was goldene Stadt, was stiller Abend, was Frieden unter dem Himmel? Es gab nur eins, das konnte ein Herz selig machen oder unselig für alle Zeiten, und ein Feuer suchte nicht Wasser, das suchte ein anderes, daß die Flamme lodere wie nur eine Flamme lodern mag. Indem war sie durch eine dichte Taxushecke verschwunden, und da Karl Asmus ihr nach durch die Lücke trat, kam er auf ein niedriges, steingehauenes Tor in einer Mauer, über der Rundung oben war ein Frauenhaupt gebildet mit einer Schlangenkrone, war so grausig, daß das Blut erstarren mochte, und so schön, daß das Herz hätte weinen mögen. Die nägelbeschlagene Pforte saß nicht im Schloß, er drückte dagegen und kam in einen Raum, der hatte kein Fenster, das Licht fiel von oben durch bemalte Scheiben auf den Estrich, der war mit bunten Steinen zu kunstvollen Bildern ausgelegt, ein Steinchen neben dem andern, und glühte in tausend Farben wie Eis, dadurch die Sonne scheint. In der Mitte aus einem Becken von Marmelstein, verziert mit Blumen und Früchten und Laubgewind, sprang ein Brunnen; ein Liebesgott ließ eine goldene Kugel im Strahl auf seiner Hand spielen, sie sprang und stieg und fiel und rollte nicht davon, und das Wasser ließ sie nicht los. Drei Türen waren in dem Raum, außer der, durch die er gekommen war, je eine zur Rechten und zur Linken und eine ihm gegenüber in der Mitte. Er meinte, er höre eines Vogels Lied, aber es war nur das Lüftchen, das durch den Türspalt ihm zur Linken strich, dem tappte er nach, sah alsbald in einen Garten, der war rings von einer Mauer umzogen wie ein Kerker, dunkler Buchsbaum war zu Gestalten geschnitten, Männern und Frauen, die Wege entlang, die kreisten um einen Orangenbaum, der von

Digitized by Google

Geſchwiſter. Bronzebildwerk von Prof. Peter Pöppelmann

Digitized by Google

Digitized by Google

Früchten glühte über und über, und auf dem unteren Zweig saß ein Pfau, seine Schleppe rührte fast auf den Boden und sein Gefieder war wie Gold und Meerwasser, und vor ihm stand, ihm abgewendet, das Mädchen und fütterte das Tier von ihren Lippen; ihr Kleid war rot wie Blut mit schwarzen Schatten, wie die Kleider der Heiligen auf den Bildern in den Kirchen. Er wollte schon den Schritt über die Schwelle tun und gehen, wohin die Flammen in seinem Herzen züngelten, da schlug die Pforte mit Krachen zu, das war, als sollte er für immer aus dem Leben sein, und gab ihm die Besinnung wieder, daß er ging, woher er gekommen war, ohne daß die Gestalt im Garten es gewahr ward.

— — — — — — — — — — —

Er kam in die Herberge, als hätte er in einer Osteria zu viel Terlaner getrunken, seine Wangen glühten; und die Augen brannten, seine Seele taumelte und sein Leib bebte im Fieber. Wer legte ihm Kühles auf? Wer strich ihm über die Stirn, daß sein Denken wieder ging wie vordem? Wer löste ihn aus Zauber und Bann? Ach, wenn er in der Heimat wäre, am kühlen Meer und hörte die Abendglocke gehen und die Herden heimkommen! Er setzte sich an den dürftig gescheuerten Tisch, an die Eltern zu schreiben, vielleicht, daß es dann besser würde. Aber es war umsonst. Die Worte standen auf dem Papier, als kennten sie ihn nicht, und wer den Brief las, der mußte sehen, er war krank auf den Tod. Auf dem Markt schwirrte wieder Mandoline und Gesang. Er blieb am Fenster, bis alles still war und Mitternacht lange vorüber, aber in seiner Brust mochte sich nichts legen, und wie es Morgen ward, meinte er, die Welt wäre ein Schiff, wandelte beim ersten Läuten durch die Straßen zum Bilde jenseits des Stroms, das war noch mehr ins Leben gekommen denn gestern, ließ ab auf den Ritter zu blicken und sah auf keinen als ihn, alle Gnade war aus den Augen fort, es war nur Feuer darin und Sünde. Aber ob es nur Sünde blickte, es war doch Glück und Seligkeit. Danach wandte er sich zum Amphitheater, stieg empor zur obersten Reihe, saß in der glühenden Sonne und sah die Ringe laufen aus der Enge in die Weite bis an den Himmel, sie gingen alle im Kreise, ob hoch oder niedrig, und konnten nicht anders wie seine Gedanken, saß da oben wie in einer öden Welt und war ganz allein darin, die Sonne wollte nicht fallen und der Abend nicht kommen. Das war ein Tag wie Marter und Pein. Endlich neigte sich das himmlische Feuer, vom weißen Wasser der Etsch zu trinken, und Karl Asmus trat in den kühlen Garten, ob er das Bild fände, das Fleisch geworden war. Aber wie er auch spähte, kein Schritt, kein Lachen, kein Hauch. Eine alte Frau harkte einen Weg. Wo das Fräulein sei? Aber wer nie in Deutschland Geld verdient hatte und taub war dazu, wie sollte der Deutsch verstehen? Sie sah ihn an wie ein Kalb, das abgestochen werden soll, und riß den Boden weiter mit den eisernen Zinken auf, es war ihr um kein Hälmchen leid, das Schmerzen litt und die Erde und sein Leben lassen mußte und verdorren in der erbarmungslosen Sonnenglut.

Karl Asmus bebte zwar und fühlte, wie das Unheil über seinem Herzen stand, gleich einem Raubvogel über dem mattgewordenen Wild, aber er mußte zur Pforte hinter der Taxuswand und unter dem Schlangenhaupt hindurch, und wenn er sterben sollte. Und es war wie den Abend zuvor, die Pforte war nur angelehnt und ließ ihn ein.

Er wandte sich zur Linken in den umhegten Garten, aber da war nur der Pfau, der stand auf dem Rasen und schlug ein Rad von Gold und Edelstein. Danach ging er und wurde gestoßen von einem unsichtbaren Arm, und sein Herz fiel so tief wie in einen See ein Stein, er drückte die Tür auf zur Rechten und sah das Mädchen im marmelsteinernen Bade, den Leib so weiß wie eine Lilie in der Mondnacht; es war wie ein Traum, der ihn äffte; er möchte nehmen, wonach sein Begehren brannte, und würde doch ins Leere greifen; sah ein Lächeln auf ihren Lippen, wie er noch keines gesehn, und sah in ihre Augen wie in einen Abgrund. Indem schrie der Pfau wie ein Nachttier, daß die Wände ringsum gellten, und sein Schrei zerriß noch einmal alle Gewalt, die um ihn war, daß Karl Asmus die Tür zuschlug und davonlief wie an dem Abend, da er so des Zeisleins Leib gesehen hatte, lief durch den Garten und blickte sich nicht um, bis er auf der Straße und unter Menschen war, die lachten und schrien und sich nicht darum kümmerten, daß die Stille vom Himmel kam und Ruhe sich in die Gassen legen wollte und in die Herzen. Aber wenn ihr das Lager nicht bereitet ist? Wenn es ihr geht wie der Taube, die wohl im Geäst und Laub sich niederlassen möchte, aber ein Tier ist um die Wege und sein Atem und Tappen im Dunkeln? Dann muß sie die Schwingen heben und davon im Dunkel, vielleicht daß ein andrer Ort ihr beschieden ist, da sie sitzen mag. Bis die fremden Sterne aufgingen, trieb es Karl Asmus durch die Stadt, an Bastionen vorbei, die da standen als könnte keine Macht Himmels und der Erden ihnen etwas anhaben, an

Digitized by Google

den Kirchen vorüber, darinnen der Friede wohnte und darinnen doch zu dieser Stunde die Finsternis auch ihr Wesen hatte, unter den steinernen Gestalten fort, die auch einmal durch alles gegangen waren, was Menschen bestimmt ist, und nun so kalt geworden waren, daß ihnen keine Hitze mehr etwas tat, an den Ufern der Etsch entlang, die ihre Fluten rauschen ließ und schäumen, wie sie mochten. Aber nirgends fand einer, was ihm not war; da setzte er sich in eine Osteria und ließ sich Wein auftragen wie Blut und Feuer und trank, daß er vergäße und stillte, was ihn zerriß. Aber sein Blut ging je länger je schlimmer, und zu ihm setzten sich allerlei Gestalten, daß sie lustig mit ihm wären, denn wo ein Deutscher trank, sprang das Geld auch für andere. Als der Morgen kam, ging er hinaus aus den Straßen an den Fluß, warf die Kleider ab und wollte den Leib in den Wellen kühlen, aber Leib und Herz haben nichts miteinander zu schaffen, wenn die Leidenschaft um einen Menschen ringt; das Wasser nahm wohl die Hitze aus den Adern, aber aus dem Herzen nicht. Er mußte wieder zu dem Bild, sonst wäre er vergangen; was da gemalt war, war es vom Himmel oder von der Hölle, er wollte es sehen und trinken und verzehren, ob es Tod brachte oder Leben. In einer Kapelle, fern wie in einem Gewölbe, sang eine Frauenstimme das Ave Maria, so klagend und voll Reue, als hätte die Seele eine Schuld auf sich geladen, die nimmer gesühnt werden könnte, und die da sang, meinte, sie wäre allein in dem weiten Gotteshaus und in der Frühe, und gab in den Tönen alles preis, was in ihr war. Aber Karl Asmus war wie taub, hatte die brennenden Augen an dem Antlitz in der Höhe, sah den Mund lächeln voll Gunst und Verführung und Sünde, und er nahm den Becher Gift und trank ihn aus Zug um Zug wie in der Nacht den Wein, und ließ in solcher Brunst und Glut reifen, was er hätte ausreißen sollen mit Stumpf und Stiel. —

Der dritte Abend war da. Dreifach ist der Rhythmus alles Geschehens und Schicksals. Wieder stand er auf der Höhe des Gartens und sah die Stadt, aber sie war nicht wie in Gold und Glanz getaucht, wie das erstemal, es war eine Glut darüber, als brennte sie an allen vier Enden. Indem hörte er wieder ein Lachen voller Spott und Hochmut, und doch voll bebenden Verlangens. Das Mädchen stand da, und ihre Augen waren, als hätten sie tausend Arme, stand und sagte leichthin und von oben: „Einmal steht das Pförtlein noch offen und danach nimmermehr.“ Er wandte sich jäh herum, und das Feuer brach aus seinem Herzen, wollte nach ihr greifen, da war sie davon, den Berg hinab. Und wie er durch die Pforte kam, fiel blaues flimmerndes Licht wie Phosphorschein aus der dritten Tür ihm gegenüber; da wußte er, was seiner warte, ging mit festem Schritt und ohne Zaudern, von Angesicht zu sehen, wonach seine Adern schrien, und zu nehmen, wovon er selig werden sollte oder unselig.

Es ist eine Stunde, so furchtbar und schreckensvoll, wenn vor einer unschuldigen Seele die Sünde steht, die Arme auftut und sie an sich reißt und in den Staub zieht, was zum Himmel und in die Höhe wollte. Wer ein Mensch war, der mußte alles leiden und durch alles hindurch, es blieb ihm nichts erspart.

— — — — — — — — — — — — —

Wie hoch stand die Zeit? Waren Tage, waren Wochen, waren Monate vergangen seit jener ersten Nacht? Karl Asmus wußte es nicht, er nahm Tag und Liebe und fragte nicht nach heut und morgen.

Freilich wenn eine Stunde kam, als wollte der Brand in seinem Herzen sinken und fallen, schlug die Besinnung an die Wände seines Herzens wie ein Ritter mit klirrendem Schwert, daß er die Stirn senkte und seine Augen voll Leids wurden. Das Mädchen aber strich ihm mit betörender Hand über Haar und Wangen, und in ihrem Blick war Angst und Kälte und Glut. „Wenn es dir leid ist, die Pforte steht offen, und der Weg ist frei. Wer liebt, darf nicht Reue kennen so wenig wie Furcht. Liebe ist Seligkeit, und wenn sie Sünde ist, der Priester mag sie vergeben, so oft man will.“ Aber sein Gewissen schrie je länger je mehr. Und es war immer noch eine Hand über ihm, die ihn an der Leine hielt, sonst wäre sein Herz wohl gar zu Asche verbrannt und sein junges Blut vergiftet.

Eines Tages, zwei Stunden vor Nacht, ward ihm in der Herberge ein Brief gebracht, und der Vater schrieb: die Mutter läge an einem Fieber auf den Tod, er müßte kommen, so schnell er könnte. Er warf sich auf das Bett und lag, als wäre kein Odem in ihm, und der Schmerz wühlte in seinen Gliedern wie tausend Messer, daß er hier die Tage verbracht hätte, indes das treueste Herz um ihn bangte und ihn aus der Ferne rief aus dem tiefen Wald, darin er sich verirrt hatte. Als er aufstand, lag draußen die Dämmerung, in seinem Herzen aber wurde es licht. Am andern Morgen erst ging ein Zug. So blieb ihm noch die Nacht. Nun tat er noch einmal den Gang in den

Digitized by Google

Garten hinauf und dann nimmermehr, er wollte noch einmal vor dem Mädchen stehen, aber nicht in Liebe, wollte ein Schwert nehmen und zerschneiden, was ihn gebunden hatte an Unseligkeit und Schuld. Und wie er vor ihr stand, frei und hoch, wie wenn eine Rüstung um ihm läge, blinkendes Eisen, daran alles Feuer und alles Gift zerging, und ihr sagte: nun wäre aus und vorbei, was ihn geschändet hatte und elend gemacht zum Tode, reckte sie sich vor ihm auf und wuchs, und ihr Antlitz war wie das Schlangenhaupt über der Pforte von Stein, und ihre Stimme ein zweischneidiges Messer: „Glaubst du, daß eine Seele mir etwas gilt? Eine deutsche Seele? Was weißt du von Weiberherzen? Was weißt du, was in mir wohnt? Was aus einem Weibe werden kann? Wozu es fähig ist, wenn es geschändet wird? Was in einem Leibe wohnt, der verlassen ward und sich winden muß in Verzweiflung und Scham? Was weißt du davon? — Wenn meine Liebe Haß war? Wenn sie umarmte, um zu ersticken? Wenn sie töten wollte, weil sie von Lebendigem leben muß? Wenn sie an vielen rächen will, was ihr von einem getan ward? Du bist der erste nicht und wirst der letzte nicht sein. Und wenn ich nicht will, so kommst du nimmer von mir."

Indem griff sie zur Seite, und ein Stahl blitzte in ihrer Hand, sie schrie und stürzte sich auf Karl Asmus, aber ihre Füße blieben in ihrem Gewand hängen. Sie schlug zu Boden und der Stahl bohrte sich in das eigene Fleisch. Karl Asmus aber ging hinaus in die Dunkelheit.

— — — — — — — — — — — — — —

Er stand auf der Brücke über der Etsch. Die Wasser zischten und schäumten. Wen es fortriß, wiegte es in Schlummer und Vergessenheit und wusch von ihm Schande und Schmutz. Geschändet, verworfen, zerschlagen, die Flügel zerbrochen, ausgesaugt und wissend geworden an der Sünde, dahingetrieben in Taumel und Wahn. Heimat, ach Heimat — so nimm dein armes Kind ans Herz.

Drei Tage danach kam Karl Asmus vor das Dorf an der See. Die Sonne neigte sich den grünen Wellen zu. Er machte an dem Weiser halt und klopfte den Staub von den Schuhen. Wer nahm ihm den Staub von seiner Seele? Indem huben die Glocken an im Turm, schwer und bang, und schlugen mit Dröhnen an Karl Asmus' Herz. Und da er an die ersten Häuser kam, stand August Rottschalk, der Afrikander, da, den fragte er: „Wen bringt man zu Grabe?"

Der aber sah ihn groß an.

„Das weiß du nicht, und es geht dich doch am meisten an?"

Da lief er, als gälte es Leben und Seligkeit, und drängte sich durch die Menschen an das offene Grab und weinte laut, und es ward ringsum so stille, als flöge ein Engel vom Himmel daher.

Da tat die Jahrzeit an ihm den letzten Schlag, und er wurde ein Mann. Er hatte wiedergefunden, was er verloren hatte, war hindurch durch das Feuer und wußte, wie es um den Menschen bestellt war, freilich noch nicht alles. Dazu war ein Leben zu lang.

— — — — — — — — —

Wer kann den Schmerz aussagen, wenn einer aus Wanderschaft und Fremde, aus Sonne und Staub in die Heimat kommt, sie ans Herz zu drücken und ihr sich zu geben, als wäre er wieder ein Kind, und sie liegt ihm im Grabe, lacht nicht mehr, und spricht nicht mehr und blickt nicht mehr, und alle Liebe ist dahin, als wäre sie nie gewesen, und ob das Herz bittet und klagt und ruft, es kommt nicht Stimme noch Antwort. Tausendmal mochte man vom Vaterhause reden, daß es Halt und Heimat wäre; die Mutter machte doch alles. Wenn sie dahin war, fiel alles auseinander, wie ein Leib, aus dem der Geist gewichen war. Die Welt zog jeden, aber wer keine Heimat mehr hatte, war ohne Zuflucht, wo er die Wunden heilen lassen konnte, die das Leben ihm schlug.

Der Weber verkaufte nicht lange danach das Häuschen mit dem fliegenden Schiff auf dem Dach an Tischler Düskow, daß der Zimmermann mit dem Marleneken darein zöge, wenn zum Herbst die Hochzeit wäre, und zog aufs Altenteil zum Kossäten Pegelow, ein Ende weiter hinab an den Bach, denn in die Stadt wollte er nicht und sein Leben anders beschließen, denn da er sein Brot gegessen und sein Weib in die Erde gebettet hatte.

Karl Asmus ging in die Hauptstadt, ließ sich von der Sehnsucht treiben, die in ihm war seit Knabenzeit, baute sein Reich in der Luft, zwischen Himmel und Erde und ward Flieger. Wenn er über Welt und Wolken schwebte, dachte er wohl an Pastor Neumann und die Bienenlaube, wie er von Dädalus und Ikarus gesprochen hatte, denen vor vielen tausend Jahren die Schwingen zerbrochen waren, weil sie der Sonne zu nahe kamen. Heut war eine andere Zeit. Heut war die Höhe den Menschen nicht mehr versagt, dem Leib nicht und nicht dem Geist. Und je höher er stieg, in das unendliche Blau und den blendenden Glast, um so gewaltiger schwoll ihm Herz und Mut und seine Seele jauchzte, daß ihr solches beschie-

Digitized by Google

den war. Oben wuchs der Mut und oben war die Freiheit, das war eines Mannes wert, über Abgrund und Tiefe zu schweben und Herr zu sein über alle Gefahr. Das war eine Schule für Großes, und das war auf dem Wege.

Die Welt atmete schwer und tief, sie schlief nicht und wachte nicht, sie lag und wartete, was daher käme. Und eines Tages traten zwei Männer an Deutschlands Tür, ein Mann von Eisen und ein Mann von Elfenbein, klopften und riefen, daß das Vaterland dröhnte bis in den letzten Winkel, denn es war soweit, daß die Feinde und Neider das Wild umstellt hatten, und meinten, ihm den Todesstoß geben zu können, wie Hagen dem Siegfried, da er arglos aus der klaren Quelle trank, die alsbald rot wurde von seinem Blut. Wenn auch Deutschland hürnern war wie er, Verrat und Hinterlist wollten wohl die Stelle zwischen den Schultern treffen, die Herzstelle, wo es verwundbar war, in seiner Ehrlichkeit und seinem guten Willen.

Großes zog herauf und Furchtbares. Was die deutsche Seele gearbeitet hatte in vielen Jahren, was deutscher Geist ersonnen und deutsche Kraft geschaffen hatte, es würde alles am Boden liegen, zerstampft, verwüstet wie ein Feld, darüber ein Wetter gegangen war mit Hagel und Wolkenbruch.

Wer hielt das Wetter auf? Wer fiel dem Wahnwitz der Menschheit in den Arm? Würde es vorübergehen, würde es losbrechen?

Die Erde zitterte und dröhnte schon dem Entsetzlichen entgegen. Aber in der Luft war noch Stille und Klarheit. Heute noch. Und morgen?

Karl Asmus ließ sein Flugzeug aus der Halle führen, nahm Öl und Vorrat für eine weite Reise, falls sie not sein sollte, stieg alsbald in den Frühdunst und sah die Sonne aufgehen, als noch die tiefen Schatten in den Straßen lagen und die Leute unruhig und in bösen Träumen dem Tag entgegenschliefen; manche aber, die wußten, daß jetzt nicht Schlafenszeit wäre, hatten gearbeitet und gerechnet und geschrieben und geplant die ganze Nacht, und das Licht aus ihren Stuben brannte ein Loch in den kommenden Tag.

Wohin? Ein paarmal reiste Karl Asmus mit Donner über das Häusermeer, dann schwenkte er nordwärts bis an die brandende See und flog den Strand entlang dem Dorf am Meere zu. Einmal wollte er es noch sehen, wer weiß, er sah es nimmermehr.

Das Land wachte auf, die Menschen gingen an die Arbeit und regten sich auf den Feldern, darauf die Ernte stand und eingebracht sein wollte; die Sensen fuhren ins Korn, und es fiel in Schwaden, und hinter den Wäldern am Horizont stand wohl ein anderer und wog das Eisen und schärfte es, falls seine Stunde käme. —

Eine Windmühle lief daher, als die Sonne über die Höhe fort war, so gab es nur eine auf der Welt, und ein Kirchturm, den kannte er aus Tausenden. Da hub er an zu wenden und zu kreisen und stand über dem Dorf am Meer wie der Habicht vor vielen Jahren, und unter ihm lag das Weberhäuschen und auf dem Giebel fuhr das Schiff. Da wohnte nun das Marleneken, mochte ihr das Dach gesegnet sein.

Auf dem Meer lag ein Segel, schief über den Wellen, wie eine Möwe, die den Flügel netzt; das war Hans Kamps auf dem Fang, und auf der Kimmung in der grünen Ferne, wo die Wellen mit Schaumkronen liefen, stand es grau wie Wolken, Schiff an Schiff, das war die deutsche Flotte, und Schuß um Schuß dröhnte durch das Donnern des Propellers, und die weißen Wolken wälzten sich aus den Rohren über das Wasser wie Ungeheuer. Und es war als wären die vergangenen Tage wiedergekommen.

Da steuerte er hinaus, bis er über den Schiffen dahinschoß im salzigen Wind, so tief er konnte. Da mochte der Feind kommen, daran zerschellte seine Wut. Freilich noch war es Spiel ... Aber was war das? Mitten im Toben der Geschütze ging auf dem Flagschiff eine Flagge nieder und eine andere hoch und darin stand ein Kreuz wie ein Adler mit gebreiteten Schwingen und schwarz wie der Tod. Das Herz schlug ihm bis in den Hals. Die Stunde des Schicksals war da. Das war der Krieg! Das galt auch ihm. Er wandte sich südwärts ins Land. Der Platz, auf dem er stehen sollte, auf der Wacht gegen den Feind, war am Rhein. Er ließ den Motor donnern, wie er ihn noch nie hatte donnern lassen. Als die Nacht herniedersank, war er über den Essen im Wuppertal. Die Feuer flammten zu ihm hinauf. Die Erde unter ihm war wie ein glühender Ofen. Dort tat man den Schlag auf Schlag an Deutschlands Wehr. Städte, Dörfer, Felder flogen dahin. Scheinwerfer zuckten am Horizont. In der Ferne blinkte der Strom auf, ein Zeppelin stand darüber, und die roten Laternen am Bug signalisierten Blut. Zur Linken im Süden, da wohnte das Annchen. Das Annchen ... Da war Heimat, Zuflucht, Frieden und Seligkeit. Sein Herz wurde schwer, und seine Seele atmete Süßigkeit. Aber einen Augenblick nur. Wer durfte auf Liebe hören, wenn das Vaterland rief?

Ende

Digitized by Google

Regatta in Travemünde. Gemälde von Prof. Ulrich Hübner

Digitized by Google

Digitized by Google

TYNDARIS

Lyrische Trilogie nach Horaz von Max Kalbeck

Nach einer „Tyndaris-Trilogie“ wird der Freund des Horaz sich bei dem antiken römischen Dichter vergebens umsehen. Wohl folgen einander im ersten Buche seiner Oden zwei Gedichte, die den Namen Tyndaris als Anrede oder im Titel führen (Nr. 16 und 17). Die große sapphische Ode aber, welche, jenen beiden kleineren alkäischen zugesellt, bei uns in der Mitte der Trilogie erscheint, findet sich entfernt davon im dritten Buche als Nr. 27 und trägt die Aufschrift „An Galatea“. Von den Auslegern gesucht, von den Übersetzern gefürchtet, führte das im großen Publikum so gut wie unbekannt gebliebene Gedicht ein durchaus problematisches Dasein, und weder Gelehrte noch Laien konnten sich bisher über Sinn und Bedeutung der zierlichen Verse auch nur klar werden, geschweige denn einigen. Anfang und Ende widersprachen einander, und das Ganze schien mehr einer müßigen mythologischen Spielerei zu dienen, als der Offenbarung eines inneren Erlebnisses das befreiende Wort zu reden. Daß Horaz auch außerhalb seiner Satiren und Episteln noch scherzen könnte, und zwar so ernsthaft scherzen, wie es dem Wesen eines phantasievollen, mit echtem Humor begabten Künstlers entspricht, wurde von Pedanten, welche jeder klassischen Ode den feierlichen Stempel ihrer eigenen Langeweile aufdrücken möchten, gar nicht in Erwägung gezogen.

Ihr auf einem tieferen Gefühl beruhender, von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit bis zur rücksichtslosen, ausgelassenen Verwegenheit gesteigerter Humor ist nicht das einzige Bindemittel zwischen der Galatea- und den Tyndaris-Oden. Auch die (erdichteten) gräzisierenden Frauennamen nebst den Schicksalen, die sich an sie knüpfen, sprechen für ihre nahe Verwandtschaft und weisen auf die Wahrscheinlichkeit persönlicher Identität der in ihnen besungenen Schönen hin. Die zweite Ode an Tyndaris mit der Einladung, den sabinischen Sommersitz des Horaz zu besuchen, greift auf ein bestimmtes unliebsames Vorkommnis zurück, das verhängnisvoll für die neue schöne Helena hätte werden und einen trojanischen Krieg im kleinen hätte erregen können. Aus derselben Ode erfahren wir, wes Landes- und Geisteskind diese Adoptiv- oder Attributiv-Tochter des Tyndareus gewesen ist. Tyndaris, eine gebürtige Griechin, stammte entweder aus Hellas selbst oder, noch wahrscheinlicher, aus einer der griechischen Ansiedlungen Süditaliens: Schon unter Cäsar erfreuten sich Graeci und Graeculi, Griechen und Griechlein, mit und ohne verächtliche Nebenbedeutung, zu Rom außerordentlicher Beliebtheit und galten insbesondere in allen, die Kunst wie das Kunstgewerbe betreffenden Dingen für tonangebende Kenner und Meister des Geschmacks. Horaz selbst, der Schüler der Griechen, der sich rühmen durfte, das äolische Lied zuerst der römischen Zither angepaßt zu haben, trug nicht wenig zur Bestärkung der allgemeinen Vorliebe bei.

Als Tyndaris mit ihrer in den verschiedensten Künsten und Praktiken erfahrenen jungen Mutter nach Rom kam, um dort ihr Glück zu machen, stand Horaz im besten Mannesalter, und auch seine Poesie hatte sich zur vollen Blüte entfaltet. Der Ruf der beiden schönen Griechinnen verbreitete sich schnell von einem der vielen kleinen Winkeltempel Thaliens aus, die, in dem ältesten, schmutzigsten und volkreichsten Bezirk der Stadt gelegen, ein gemischtes Publikum mit einem ebenso bunt gemischten Programm unterhielten. Sobald Tyndaris dort mimte, sang und tanzte, wich die goldene Jugend Roms nicht vom Platze, und die sorgfältig bewahrte Dezenz ihrer Vorträge, die sich vorteilhaft von den sonst üblichen Gemeinheiten des antiken Brettls unterschied, steigerte nur die Sehnsucht nach dem Besitze der weißen, vom Gesindel schwarzer Raben umkrächzten Unschuldstaube. Horaz gelang es, ihre Gunst und ihr Vertrauen zu gewinnen, und die Mutter begönnerte ein Verhältnis, das der Tochter den kostbaren Lehrer ersparte und die schlechtere Hälfte ihrer Anbeter ihr selbst zuwandte. So rückte die geniale Schülerin allmählich zur Muse ihres Meisters vor, und mit der Liebe zu ihr erwachte seine vielleicht nicht ganz unbegründete Eifersucht. Er glaubte Beweise ihrer Untreue zu haben, tobte seinen Zorn in einem Schmähgedicht aus, das an Deutlichkeit keiner seiner berüchtigten Epoden etwas nachgegeben haben mag, und mied das ihm verleidete Singspielhaus. Doch seine Liebe besiegte bald wieder den Unmut, und er sendete der zürnenden Freundin die erste Ode an Tyndaris, mit welcher er die schönere Tochter der schönen Mutter sofort besänftigte (Od. I 16):

Filia pulchrior

Der schönen Mutter schönere Tochter du,
Verdiente Straf' erteile den Jamben zu,
Magst du zum Tode sie der Flammen
Oder zum Tode der Flut verdammen.

Solch ein Getös' erregt Dindymene kaum
Den Priestern, noch Apollon im Tempelraum,
Die Klappern hört man so nicht lärmen,
Wenn Korybanten um Bacchus schwärmen.

Ein Zornesausbruch, welcher das Schwert nicht scheut,
Dem Einhalt kein zertrümmernder Sturm gebeut,
Nicht achten würd' er Jovis Blitze,
Stürzte der Donnerer selbst vom Sitze.

Es heißt, Prometheus, dem es gebrach an Lehm
Beim Schöpfungsakte, habe was ihm genehm
Zur Hand, uns in den Teig geschoben,
Daß wir wie rasende Löwen toben.

Digitized by Google

Thyestes fiel durch Zorn von des Bruders Hand;
Mit ihm sank Atreus' Haus, das so mächtig stand,
Wo hoch einst prangten Türm' und Mauern,
Weiden nun Hirten und pflügen Bauern.

Auch mich ergriff wild eifernden Jähzorns Wut,
Vergib es meinem jugendlich heißen Blut,
Vergib des Herzens schnellem Pochen,
Was ich in Versen an dir verbrochen!

Gern Sühne böt' ich, sagtest du mir nicht Nein,
Für Bittres tauscht' ich Süßeres gern dir ein,
Dich preisen sollten neue Lieder,
Wärst du die liebende Freundin wieder.

Die doppelte und dreifache Schmeichelei hatte Mutter und Tochter versöhnt; dem Namen Tyndaris, von einem Horaz gesungen, konnte keine von beiden widerstehen: Mutter Leda und Tochter Helena lagen einander weinend in den Armen, und das frühere Verhältnis war wieder hergestellt. Aber ihm drohten neue, ernstere Gefahren. Der Dichter hatte mit seiner Anspielung auf das Adriatische Meer, in welches Tyndaris die Schmähjamben versenken sollte, das Schicksal versucht. Apulien, die vermutliche Heimat der Geliebten, lag an der Adria, und Horaz scherzte, sie möge mit dem Strafgericht warten, bis sie wieder in ihr gemeinsames Vaterland käme. Nun aber trieb sie jener eingangs erwähnte unvorhergesehene Zwischenfall früher, als ihr lieb war, von Rom fort. Zwei ihrer zudringlichsten und gefährlichsten Anbeter: ein händelsüchtiger, in Rom bei seinen Leuten angesehener Offizier und ein von einer Leibgarde von Schmarotzern umgebener reicher Schwelger, waren nach der sinnlich und seelisch ergreifenden Szene der um Akis trauernden Galatea, welche Horaz seiner Freundin einstudiert, im Theater hart zusammengeraten, und der Zuschauerraum hatte sich in ein blutiges Schlachtfeld verwandelt. Das Ärgste aber war, daß ein dritter lüsterner Amateur den von ihm angezettelten Wirrwar für sich zu benutzen wußte, indem er auf die Bühne hinaufsprang, der entsetzten Nymphe den durchsichtigen verräterischen roten Schleier von dem milchweißen Leibe und den Wasserrosenkranz aus den aufgelösten Haaren riß. Der unerhörte Auftritt wurde Tagesgespräch, und Tyndaris-Galatea betrachtete es als einen Wink der Götter, als ihr im Einverständnis mit ihrer Mutter ein vierter, noch mächtigerer Anbeter vorschlug, auf seinem bequemen Dreiruderer eine Vergnügungsfahrt über Apulien nach Athen zu machen, das längst ein unerreichtes Ziel ihrer Sehnsucht gewesen war. Zum Glück fragte sie, ehe sie einwilligte, einen providus auspex, den kundigsten und vorsorglichsten aller Wahrsager und Zeichendeuter: ihren Horaz, um Rat, und er war klug genug, die ernste Sache von der humoristischen Seite zu nehmen, wobei er, scheinbar völlig unparteiisch, den gekränkten, empfindlichen Liebhaber hinter dem erfahrenen, redlichen Freund zurücktreten ließ.

Der ‚Providus auspex' erkläre sich selbst (Od. III 27):

Providus auspex

Nur ein Frevler zittert vor Unglückszeichen,
Sieht entsetzt die trächtige Hündin schleichen
Oder was, mit saugender Frucht gesegnet,
Sonst ihm begegnet.

Deiner Unschuld werde davor nicht bange,
Schießt auch pfeilschnell über den Weg die Schlange,
Scheut das Roß auch — solcherlei Wahngefahren
Will ich dir sparen.

Vogelflug, glaub' mir, nach Gefallen wenden
Und von Ost willkommene Botschaft senden
Kann dein Augur auch, dir in jeder Weise
Fördern die Reise.

Wo dir's gut scheint, magst du dich hinbegeben,
Unser eingedenk, Galatea, leben,
Nicht von links her schreckt dich des Spechts, der Krähe
Drohende Nähe.

Aber siehst du dort den Orion sinken?
Mit dem Gurt schon eilt er die Flut zu trinken,
Den Südostwind hör' ich bereits mit Grausen
Jäh dich umbrausen.

Seinen Anprall gönn' ich den rauhen Leibern
Unsres Todfeinds, sterb' er mit Kindern, Weibern,
Sturmesatem schleudr' an die Felsenriffe
All ihre Schiffe!

Laß zur Warnung dir und zum Trost auch sagen,
Wie sich mit Europen es zugetragen,
Da dem Stier sie, den sie mit Lust erschaute,
Arglos vertraute.

Rasch entführt den Schwestern vom Wiesenstrande,
Wo den Kranz sie flochten, gestürzt in Schande,
Durch der Meernacht wimmelnde Wasserwogen
Ward sie gezogen.

Kaum halbtot in Kreta zu Land geschwommen,
„Vater," schrie sie, „wo bin ich hingekommen?
Was geschah mir? Daß doch mich Argbetörte
Reue zerstörte!

Lockt' aus elfenbeinerner Traumespforte
Mich ein Trugbild her zu dem fremden Orte?
Wär' ich doch im Tale bei meinen lieben
Blumen geblieben!

Und kein Ausweg! Nirgend ein Retter grüßt mich,
Nicht einmal die Schmach mit dem Tode büßt' ich!
Mehr denn einen wollt' ich für mein Verschulden
Schweigend erdulden!

Käm' der Stier jetzt, gäb' ich das Spiel verloren,
Mit dem Dolch hier würd' ich sein Herz durchbohren
Und die Hörner dann dem geliebten frechen
Scheusal zerbrechen.

Ohne Scham entfloh ich der Eltern Wohnung,
Ohne Scham noch hoff' ich vom Tode Schonung —
Löwen, auf! Ihr sollt mir die schlanken, weißen
Glieder zerreißen!

Eh' ich einsam hier mich in Gram verzehre
Und zur Erd' als dürres Gerippe kehre,
Soll mein Schneeleib wütenden Tigerkrallen
Blutig verfallen!"

Und sie hört im Geist den Vater fluchen:
„Helf' ich dir, Verworfne, den Gürtel suchen?
Nütz' ihn nur, Europa, den Knorr'n am Aste
Schwebend belaste!

Doch gefällt ein Sturz ins Geklipp dir besser,
Laß vom Sturm dich wehen zum Strandgewässer —

Digitized by Google

Falls dein Tagwerk nicht du mit Wollespinnen
Denkst zu beginnen!

Werde Dienstmagd, fürstlicher Sproß! Vermiete
Dich als Kebsweib!“ — Aber der Aphrodite
Heil'ge Macht mit Eros erschien — sein Köcher
Zeigte nur Löcher!

Trugvoll sprach sie: „Kehrte der ungetreue,
Stolze Prachtstier einmal zurück voll Reue,
Wie viel klüger wär' es, sein Horn zu putzen,
Als es zu stutzen.

Zeus, des Niederlegten Erwählte, trage,
Was ihr Zeus beschieden! Dem Groll entsage,
Deinen Namen wird er dem Erdteil schenken,
Dir zum Gedenken.“

Galatea — Europa, die den Fährlichkeiten zu Lande und zu Wasser glücklich entgangen ist, weil sie sich weder den Stürmen der Frühlings-Tages- und Nachtgleiche aussetzte, noch von dem verdächtigen Meerstier einer Jupiterjacht nach Kreta tragen ließ, hat, wie aus der zweiten und letzten Tyndaris-Ode hervorgeht, ihrem Augur Gehör gegeben. Zur rechten Zeit besann er sich seines ihm vor kurzem von Maecenas geschenkten Landgutes im Sabinergebirge. Wenn sein Besitz auch klein und bescheiden ist, seiner Tyndaris eröffnet er ein sicheres Asyl, und der Wohlstand von Herden und Äckern sorgt für den erforderlichen Lebensunterhalt. Der schattige Eichenhain des Lucretilis und die Felsen von Ustica haben so viel Anmut, daß sie den Waldgott Pan von Griechenland herüberlocken. Auch hier ist Arkadien — der lesbische Wein, den Sappho trank, wird auch hier kredenzt, und die frisch bezogene siebensaitige Leier wartet auch hier auf das elfenbeinerne Plektron der Muse. Sie soll ihm von der ehrbaren Hausfrau des Odysseus und, nicht zu vergessen! von der bezaubernden Circe singen, die den Menschen zum Gott erhebt oder zum Vieh erniedrigt — beides vermag sie, wie er schelmisch zwischen den Zeilen seiner liebenswürdigen Einladung sagt, auch, und weder die Listen noch Gewalten der Nebenbuhler werden den Frieden des stillen Tales stören (Od. I 17):

In reducta valle

Oft tauscht der Faun Arkadiens Aufenthalt
Mit meines Landguts schattigem Eichenwald,
Der Hirtengott verscheucht gelinde
Sengende Gluten und Regenwinde.

Zutraulich siehst du muntere Zicklein nahn,
Die Beeren ringsum naschen und Thymian,
Samt ihren Müttern, wenn am Hange
Träge sich sonnt die gefleckte Schlange.

Fern hält mein Geisbub gierige Wolfsbrut auch,
Wachsam erschallt sanft tönender Flöten Hauch,
Und ihre friedensvollen Lieder
Hallen am glänzenden Felsen wider.

Nicht mehr besorgst du, daß dir ein Weiberheld
Voll Eifersucht arglistige Fallen stellt,
Um Ehrenkranz und -kleid mit Händen
Roher Gewalt und Lust zu schänden.

Im Schutz der Gottheit stehn wir, o Tyndaris,
Dich, meine Muse, schirmt sie mit mir gewiß,
Ihr reiches Füllhorn wird uns geben,
Was wir bedürfen zum lieben Leben.

Vom heißen Hundsstern spürst du bei mir nicht viel,
Schon harrt, gestimmt, mein griechisches Saitenspiel:
Penelope vor allen Dingen,
Aber auch Circe mir sollst du singen!

Ich lausche dankbar, gieße der Sappho Wein,
Wohl abgekühlt, ins schillernde Glas dir ein,
Die Bacchusknecht' und Venuskrieger
Mögen sich raufen: Ich bin der Sieger!

Das Nachwort der Trilogie hat der Dichter mehr sich selbst als der Geliebten gesungen. Wird auch kein Erdteil nach ihr genannt werden, so wird doch in der geistigen Welt sein und seiner Tyndaris Name nicht verhallen. Aber nicht sich, sondern der Muse gibt er die Ehre (Exegi monumentum . . . Od. III 30):

Aere perennius

Dauerhafter als Erz schuf ich ein Denkmal mir,
Keinem Marmorgebild weicht es an Glanz und Zier,
Ragt, den Wettern entrückt, höher ins Atherblau
Als ägyptischer Kunst Tempel- und Gräberbau.

Ganz nicht werd' ich vergehn. Nimmer dem Tod geweiht,
Wächst mein edleres Teil bis in die fernste Zeit;
Wenn zum heiligen Berg Priester und Jungfrau zieht,
Und das schweigende Paar lauscht dem Jahrhundertlied.

Dann wohl rühmt man mir nach, daß zu Venusia
Im Apulischen Land, wo ich das Licht einst sah,
Mich aus niederem Volk Arbeit und Fleiß erhob,
Und von Munde zu Munde schwingt sich des Dichters Lob.

Wie nach griechischem Maß töne der Leier Klang,
Lehrtest, Muse, du mich, dem es zuerst gelang.
Dir sei Ruhm, dir allein, reichst du den Lorbeer dar,
Schlingst, Melpomene, mir lächelnd den Kranz ins Haar!

Digitized by Google

Frank Wedekind

Ein Rückblick auf den Mann und Dichter

Von Wilhelm Rath

Ein Nachruf auf einen Schaffenden wird irgendwie immer ein Urteil in sich schließen. Gilt es also stets in solchem Fall, Für und Wider womöglich noch gewissenhafter als gegenüber den Lebenden abzuwägen, so wird die Aufgabe noch erschwert, wenn es sich um den widerspruchvollsten Dichter der Zeit handelt. Und wenn der Epilogsprecher den nun Verstummten als Menschen, als nicht sehr friedfertigen, gekannt hat, ohne doch freien Einblick in sein vielfach verschleiertes Innere zu erlangen ...

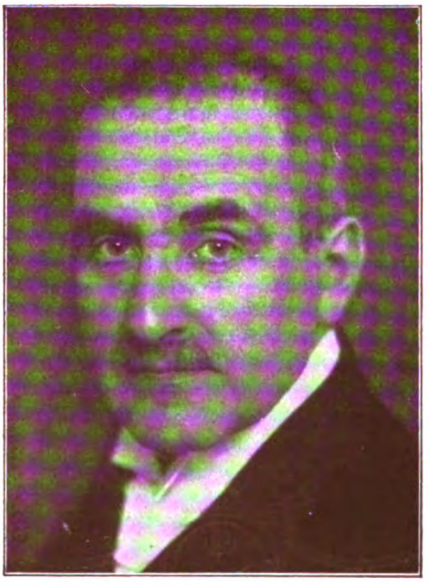
Nach schwerem Aufstieg hat sich Frank Wedekind, zumal in seinem letzten Jahrzehnt, den großen Erfolg erzwungen. Und nach seinem Tod hatte er — die Erfahrung ist nicht neu in deutschen Landen — eine ausnehmend ‚gute Presse'. Könnte er auf einen halben Tag wieder auferstehen und Zeitungen lesen, er würde ganz gewiß, trotz seinem starken Selbstgefühl, mit seinem unfaßbar vieldeutigen Lächeln darüber quittieren, wieviel hemmungloses Lob sich nunmehr über ihn ergoß und wie sein Charakterbild nachträglich zumeist von rein rosenrotem Licht überflutet wurde. Faßt man die Urteile unparteiisch zusammen, so ergibt sich im übrigen unbedingt, daß Wedekinds bald packende, bald aufreizende, doch immer seltsam fesselnde Persönlichkeit unvergleichlich stärker auf die Mitwelt wirkte und nachwirkt, als seine Werke. So wird es hier, wie nur irgendwo bei einem Dichterphänomen, das Gegebene sein, vom Menschen auszugehen, der ja den Künstler auf Schritt und Tritt in sich trug oder vielmehr nichts war als der Außenminister seines suchend-schaffenden Geistesreiches.

⁂ ⁂ ⁂

An sehr verschiedenen Orten und in unterschiedlichen Gestalten ist Frank Wedekind mir begegnet. Genau weiß ich noch, wo es zum erstenmal geschah. Und der Gegensatz zum letzten Zusammentreffen — es war im Vorjahr — drängt sich einem heute ganz eigen auf.

Zuerst sah ich ihn vor mehr als zwanzig Jahren in dem alten verräucherten Weinkeller von Mickley & Thormann an der Leipziger Straße zu Berlin. Es tagte dort (um nicht zu sagen: nächtete) ein Freitagstisch. Des Kreises Mittelpunkt bildeten die dichterisch-seherisch-kritischen Brüder Heinrich und Julius Hart. Schriftsteller wie Ernst von Wolzogen, Otto Erich Hartleben, Max Dreyer, der Architekt Hans Schliepmann und ein paar Maler, Bildhauer, Musiker, Soziologen gehörten mehr oder minder eng dazu. Als Student mit literarischen Anfängen ward ich freundlich aufgenommen.

In diese zwanglose Vereinigung platzte eines Abends, aus Paris oder sonstwoher aus der weiten Welt kommend, der dreißigjährige Frank Wedekind: eine düstere Erscheinung unbestimmbaren Alters, von reinstem Bohêmegepräge, im flatternden Geniehavelock, mit dreifachem, ungehemmtem Bartwuchs am Kinn, auf der Oberlippe und am Wangenrand, einen schwarzgeränderten Kneifer vor den dunklen, scharfen, unsteten Augen. Er sprach wenig, hielt sich vielmehr bewußt zurück und machte trotzdem oder eben dadurch Eindruck. Man hatte die Empfindung: Einer, der beobachtet und sich fühlt, sich selbst noch sucht, aber noch vieles zu sagen hat, der abseits steht und stehen will, dem aber die Gegenregung der Zeitgenossen nicht gleichgültig ist. Vermutlich hätte der Jüngste im Kreise den Eindruck damals nicht so wiedergeben können; die ungewollte psychologische Aufnahme von damals hat er aber unverändert bewahrt. Sie enthielt im Kern schon den ganzen Wedekind. Ein Zeugnis für die eindringliche Wirkung seiner Persönlichkeit.



Frank Wedekind. Aufnahme aus dem Jahr 1918 (Atelier Becker & Maaß in Berlin)

Übrigens kannte man zu jener Zeit auch in Literatenkreisen noch kaum etwas von Wedekinds Arbeiten. Seinen ‚Erdgeist', mindestens das fünfte seiner Dramen, hat er in denselben Jahren, um 1895, im Atelier Max Liebermanns dem Vorstand der ‚Freien Bühne' vorgelesen. Es hatte einen uner-

Digitized by Google

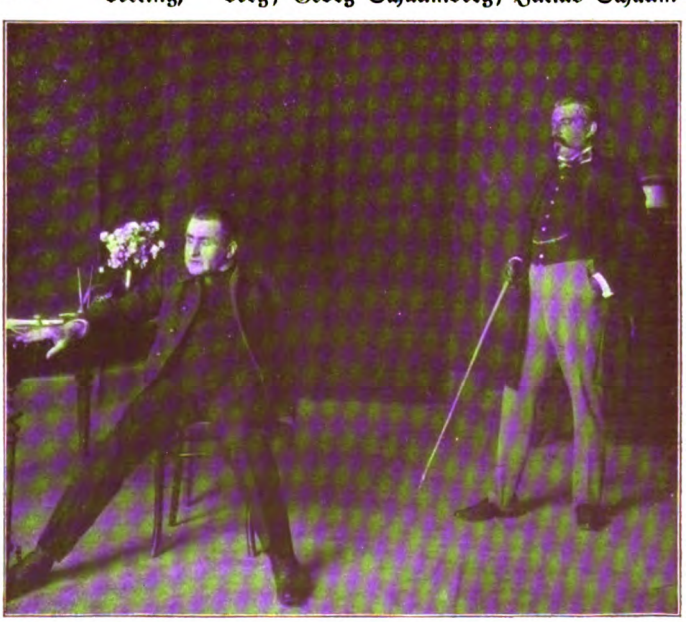
Frau Grete Schröder-Matrey als Wendla Bergmann in „Frühlingserwachen". Aufführung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters in Berlin (Phot. Becker & Maaß)

wünschten Heiterkeits-Erfolg und wurde für unaufführbar erklärt. Erst beinah ein Jahrzehnt danach wagte Reinhardt auf seiner brettl-entwachsenen ‚Schall und Rauch'-Bühne die Darstellung, die zu einem bahnbrechenden Sensationserfolg führte. Im ganzen hatte man damals, Mitte der neunziger Jahre, von Frank Wedekind die Meinung: ein ewiger Bohémien und Sonderling, wobei man ihn je nach Temperament oder Einblick hier für einen schnurrigen Artisten, dort für einen poetischen Ahasver halten mochte.

Die letzte Begegnung mit ihm geschah, wie schon erwähnt, im vorigen Jahr. In der Berliner Wilhelmstraße kam ein gepflegter Herr reiferen Alters, bartlos, mit Brille, korrekt dunkel angezogen, durchaus Geheimratstyp, auf mich zu; erst als er dicht bei mir war, erkannte ich in ihm den Dichter-Außenseiter Wedekind. Man sprach vom veränderten Wesen Berlins. Doch bald lenkte er, durch liebenswürdig eindringliches Fragen nach meinen Arbeiten, das Gespräch auf die kritische Tätigkeit. Kurz zuvor hatte ich sein ‚Bismarck'-Schauspiel in einem Berliner Blatt besprochen und trotz der erfreulichen Stoffwahl es als Kunstwerk achtungvoll ablehnen müssen. Sichtlich wollte er in seiner sokratisch-jesuitisch geschulten Fragemanier die Rede darauf bringen. Mir hatte es leid genug getan, daß ich das ehrlich gewollte, aber anscheinend flüchtig gearbeitete, in der Wedekindsphäre wurzellose Werk nicht liebevoller zu begrüßen vermochte. Es gelang, von einer Erörterung abzulenken, die in keiner Weise Ersprießliches ergeben konnte. Der kleine Vorgang hinterließ nur eine gewisse Verwunderung darüber, daß dem erfolgreich gewordenen Mann soviel an einer einzelnen Kritik lag, die der Schreiber selber zu jenem Zeitpunkt schon wieder vergessen hatte. Natürlich bedeutete dies nachhaltige Interesse Wedekinds nichts anderes, als eine der vielen Äußerungen seines unablässigen Bemühens um allgemeine Geltung. Eines angewöhnten Bemühens, das sich aus seinem langen tapferen Ankämpfen gegen Gleichgültigkeit und Verkennung erklären läßt. So sprach er denn auch, als wir bei dieser letzten Unterhaltung auf den Dornenweg des Dramatikers kamen, herbe Worte über die Bühnenleiter und meinte aus seiner Erfahrung heraus: „Die ersten Aufführungen muß sich jeder erschleichen und ertrotzen!"

⁂ ⁂ ⁂

Im Münchner Winter 1899/1900 machte ich erst die eigentliche Bekanntschaft Wedekinds. Das war in der ‚Unterströmung', einer harmlosen Vereinigung von Schriftstellern (Max Halbe, Hanns von Gumppenberg, Georg Schaumberg, Julius Schaum-



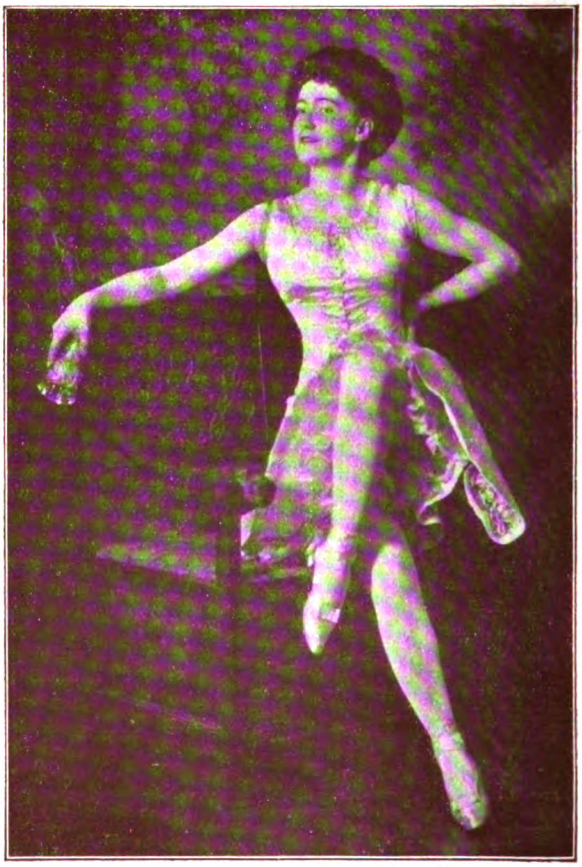
Frank Wedekind als Karl Hetmann in „Hidalla". Aufführung im Kleinen Theater zu Berlin (Phot. Zander & Labisch)

Digitized by Google

Frau Tilly Wedekind als Page in „So ist das Leben“ (Phot. Hofatelier Franz Grainer in München)

In dieser Übergangszeit galt Wedekind, der immer unberechenbar erschien, als besonders unverträglich. Seine Lehr- und Wanderjahre, in denen er unter anderm als Reklameleiter für Maggi und als Geschäftsführer eines Zirkus tätig gewesen war, seine Notjahre in Paris, von denen man sich seltsame Einzelheiten erzählte, seine Zusammenstöße mit der Zensur wegen seiner politisch gemeinten und im Grund so politikfremden Satiren: all das hatte ihm in der Münchner Bohême und drumherum eine Art Nimbus geschaffen, hatte aber in ihm selbst eine stete Kampfbereitschaft und Gereiztheit wachgehalten. Dazu kam nun ein wachsendes Selbstgefühl angesichts seines zunehmenden Einflusses auf seine Umwelt. Beides zusammen wäre an sich Grundes genug für seine Überempfindlichkeit und für ein eigentümliches Händelsuchen gewesen, die ihn der Reihe nach mit nicht wenigen seiner Münchner Bekannten, mit Dichtern, Kritikern, Verlegern, Redakteuren (siehe sein nachher entstandenes Schlüsseldrama gegen den ‚Simpel‘, betitelt ‚Oaha‘) vorübergehend oder dauernd verfeindeten. Aber die Ursache saß bei ihm

berg, Korfiz Holm, Karl Rößler), Tonkünstlern (Bernhard Stavenhagen, Hans Richard Weinhöppel, der spätere Hannes Ruch der ‚Elf Scharfrichter‘) und Malern. Frank Wedekind galt nun schon als ein kommender Mann. München mit seiner Empfänglichkeit für jede künstlerische Sonderart war der rechte Boden für das Verständnis eines so eigenwilligen Talentes und Temperamentes. In der künstlerisch-geistigen Jugend gewann er Anhänger und eine kleine Gefolgschaft glühender Verehrer, diese allerdings wohl mehr unter den Malern und Musikern mit literarischen Interessen. Seine Dramatik war noch nicht ans heiß ersehnte Licht der Öffentlichkeit gelangt, sondern nur in wenigen Sonderaufführungen innerhalb geschlossener Vereine, wenn ich mich recht entsinne, gespielt worden. Seine beginnende bedingte Berühmtheit gründete sich zunächst mehr auf seine ‚Simplizissimus‘-Beiträge und sein Sammelbändchen ‚Fürstin Russalka‘, das u. a. schon einen Teil der erotischen Gedichte und Bänkelsänge enthielt, die nachher, nämlich nach der Erfindung des Über- und des Künstler-Brettls, als Brettl-Lieder sehr bekannt wurden.



Frau Tilly Wedekind als Lulu im „Erdgeist“ (Phot. Hofatelier Franz Grainer in München)

Digitized by Google

Frau Tilly Wedekind in „Franziska“
(Phot. Becker & Maaß in Berlin)

doch noch tiefer. Sie saß im Kern seines Wesens und Schaffens, der sich trotz allen dialektischen Künsten der Jüngsten nicht anders erfassen läßt, denn als ein Geist des Widerspruchs, nicht etwa bloß nach außen, sondern namentlich im eigenen Innern.

Seine persönlichen Fehden waren, im Ursprung oder in ihrem Verlauf, meist merkwürdig verwickelter Natur. Selbst in denen, die einfach aus geschäftlichen oder beruflichen Reibungen entsprangen (Verleger- und Kritikerhaß), trat etwas Demonstratives, Überstürzendes, Verkniffen-Befriedigtes hinzu. Andere Male fing er den Streit einer sittlichen oder künstlerischen Tendenz zuliebe an, mischte aber unbewußt soviel logische Verschrobenheit und Erbosung hinein, daß er sich offenbar ins Unrecht setzte. So hat der vornehm ruhige Thomas Mann in diesen Tagen erzählt, wie Wedekind einen Streit mit ihm „umständlich vorbereitet“ und herbeigeführt habe, weil es ihm nicht gefiel, daß Mann dem Zensurbeirat der Münchner Polizeidirektion angehörte. Mich überraschte er in einer Nachsitzung der ‚Unterströmung‘ mit einem bei den Haaren herbeigezogenen Krach schroffster Art. Lange danach erfuhr ich, daß er mich damals nur deshalb mit seinem Haß beehrt hatte, weil er mich, ach! in doppeltem Irrtum, für reich und geizig gehalten und mir's deshalb verargt hatte, daß ich zufällig einmal einem gemeinsamen Bekannten (der mittlerweile durch seine Werke ein Vermögen verdient hat), einen Pump abschlagen mußte. Als Anno 1901 das Münchner Künstler-Brettl der ‚Elf Scharfrichter‘ in Gang und anfangs in erstaunlichen Flor kam, führte Wedekind bald mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit die Versöhnung herbei.

Man kann sicherlich annehmen, daß er damit ein inzwischen eingesehenes Unrecht gutmachen wollte. Aber ein praktischer Grund sprach ohne Zweifel auch nicht unerheblich mit. Frank Wedekind hatte mit vollem Recht erkannt, daß er, der eigenartigste Dichter und Sänger von Bänkelliedern, in der ‚Scharfrichterei‘ den besten Rahmen für seine Kleinkunst vor sich

Der Bändiger und die Schlange: Frau Gertrud Eysoldt und Frank Wedekind im Prolog zum „Erdgeist“
(Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin)

Digitized by Google

sah. Er hatte sich auch dem Kreis der ‚Elf' bereits genähert und in meinem politischen Puppenspiel an der Führung der Marionetten teilgenommen. So stand seinem Eintritt in die Gemeinschaft nichts mehr im Weg, als die Entzweiung mit einem der Scharfrichter. Nach unserer Versöhnung wurde er tatsächlich ein eifriger Mitwirkender der ‚Exekutionen' in der Türkenstraße, zum großen Vorteil der Scharfrichter-Bühne und des gesamten Überbrettl-Experiments. Als durch mein Ausscheiden ein Platz in der geschlossenen Zahl der ‚Elf' frei ward, trat er an meiner Statt in alle Rechte und Pflichten eines ‚Scharfrichters' ein.

Über die verflossene, in Berlin verkitschte, durch Varieté-Leute vollends umgebrachte Überbrettlmode und im besonderen über die erotischen oder satirischen Gewagtheiten Wedekinds mag man denken wie man will: die künstlerische Bedeutung und geistige Höhe des Bänkelsängers Frank Wedekind ist nicht anzuzweifeln. Es war eine persönlich begrenzte, aber auch persönlich reizvolle, echte und gekonnte, in ihrer Art notwendige Kunst, die da ein dichterischer Freischärler mit restloser Preisgabe seiner selbst in unnachahmlich knappe, bitter-witzige Wortform gegossen und auf ausgesucht anspruchslose, aber packend volkstümliche Melodien an vielen Orten vorgetragen hat, mit einer einzigartigen Mischung von diabolischem Feuer und tatsächlich naiver Bekenntnisfreudigkeit. Innerhalb seines Lebenswerkes haben die Dramen, rein künstlerisch betrachtet, einen schweren Stand gegenüber der Treffsicherheit und eigenwüchsigen Durchgestaltung seiner ‚leichten' Lieder.

Den Menschen Wedekind konnte ich dann noch in München und gelegentlich in Berlin unter mancherlei Umständen des näheren kennen lernen; allein man kam ihm nicht näher als am ersten Tag. Es ist wohl zu bezweifeln, ob er, wenigstens unter seinen Berufsgenossen, jemals einen Freund fand oder finden wollte, dem er sich vollkommen erschloß. Außer einigen Stimmen, die jetzt nach seinem Hinscheiden laut wurden, bestätigt das auch ein bezeichnendes Wort Hanns von Gumppenbergs, der einer von seinen ältesten und zeitweilig nächsten Münchner Bekannten gewesen ist. Es war nach einem Abend in der bekannten Ecke der ‚Torggelstube' am Platzl. Wedekind hatte zuerst wieder einmal in dem größeren Raum, wo die Philister hausten, allein gesessen und gedichtet, war dann noch in die Künstlerecke gekommen und hatte den steinernen Gast gespielt. Wenn er in solcher Stimmung kam, redete er nicht oder nur Unliebsames und antwortete nicht — die verkörperte Bedrohung der allgemeinen Gemütlichkeit. Derselbe Wedekind, der so oft an anderen Abenden auf Wunsch oder auch ganz aus freien Stücken zur ‚Klampfn' griff und Liedlein sang. Als ich mit Gumppenberg die ‚Torggelstube' verließ, war der, sonst ein milder Mitmensch und duldsamer Gesellschafter wie die meisten von uns, ganz empört und explodierte förmlich in die Worte: „Nun soll er sich doch endlich einmal decouvrieren!" Auch er hatte offenbar den Eindruck, daß Wedekind, mindestens halbbewußt, immer darauf hielt, als ein unberechenbarer und letzten Endes unnahbarer Eigenbrödler zu gelten. Nicht als ob er schlechtweg Komödie gespielt hätte, um mehr Originalität darzustellen, als er innerlichst besaß. Es war vielmehr auch hier wieder ein überaus widerspruchsvolles Gemisch gegensätzlicher Motive und Charakterzüge wirksam: Selbstbewußtsein und Selbstbezweiflung, das Mißtrauen gegen die gesamte Außenwelt und die Schüchternheit eines überempfindsamen Innern, berechnender Instinkt und angeborener Zwang. So ist es auch mehr als einmal geschehen, daß er in ein bestimmtes Gasthaus nachkam,

Tilly und Frank Wedekind im „Erdgeist"
(Phot. Hofatelier Franz Grainer in München)

Digitized by Google

Maria Orska und Friedrich Zelnik im „Erdgeist". Theater an der Königgrätzerstraße in Berlin (Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft)

weil er unterwegs gehört hatte, der oder jener sei dort — daß er aber beim Eintreten um keinen Preis davon etwas sagte, sondern lieber den Überraschten spielte. Es trieb ihn oft aus der Einsamkeit fort, und doch wollte er seine Einsamkeit überallhin mitnehmen oder zum wenigsten das natürliche Verlangen nach Menschen nicht eingestehen.

Solchen menschlich-allzumenschlichen Zügen, die zu einem treuen Charakterbild unbedingt gehören, stehen bei Frank Wedekind auch bedeutende Vorzüge gegenüber. Er war ein rastlos tätiger Geist, ein ganz durchgeistigter Mensch, war von einer oft geradezu fanatischen Ehrlichkeit in der Vertretung dessen, was er glaubte und wollte. Er mied das Gewöhnliche nicht nur äußerlich durch eine bemerkenswerte Neigung zur Korrektheit, zur Feierlichkeit im Ausdruck, sondern auch durch wirkliches Streben nach hoher Lebens- und Pflichtenauffassung. **Wo er Unrecht sah oder zu sehen meinte, bekämpfte er es rücksichtslos. Er konnte außerordentlich** ritterlich sein; hierin (wie anderseits in seiner Erotik) erinnerte dieser Moderne nicht selten an den gesellschaftlichen Typus des 18. Jahrhunderts. Es prägte sich da unzweifelhaft die eine Hälfte seiner ererbten Eigenheit aus, die Abstammung von der patrizischen norddeutschen Vatersfamilie. (Der Vater selbst war allerdings schon ein Mann von außergewöhnlichen Ideen; die kämpferische Unrast und der so geschaffene Zwiespalt in Frank wie auch in seinem Bruder Donald scheinen jedoch aus dem osteuropäischen Blut der Mutter zu stammen.) Daß zutiefst in Frank Wedekind eine echte Kindlichkeit, eine feine Güte lebendig war, ist durchaus nicht bloß eine Nachrufsphrase seiner allerjüngstdeutschen Lobredner.

Mit seinem dramatischen Lebenswerk — und das bezeugt nur die Echtheit seiner Gesamterscheinung — steht es nicht anders. Die gegenwärtigen verzückten Hymnen seiner unbedingten Anhänger auf ihn als den alles überragenden Dichter der Zeit, die Prophezeiungen eines unsterblichen Fortlebens seiner Werke bieten unerlaubt viel haltloses Gerede. Von den modernsten dramatischen Dichtern, Experimentlern und Amateuren ist es immerhin ja recht löblich, daß sie sich auf ihre Art zur Dankbarkeit gegen den Mann bekennen, in dessen Spuren sie kühnlich draufloswandern — ohne freilich, soweit man bis heute sieht, das innere Muß und die persönliche Wucht des Vorbildes zu erreichen. Die kurzfristige posthume Nachhilfe durch

Maria Orska und Ludwig Hartau im „Erdgeist". Theater an der Königgrätzerstraße in Berlin (Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft)

Digitized by Google

Schönfärberei und kritiklose Anpreisung hat der Charakterkopf Frank Wedekind gar nicht nötig. Wenn man die Begrenztheit seines Schaffens erkennt und zeigt, so hindert das keineswegs anzuerkennen, daß im einzelnen recht vieles von dem zutrifft, was ihm jetzt übers Grab hinaus nachgerühmt wird.

Seine Dramen sind in ihrer Anlage, im ‚Wurf', in der Technik — abgesehen von der Verwandtschaft mit Strindbergs Geist und Stil — von zwingender Eigenkraft, untermischt freilich mit Sonderlingsschwäche. Sie gehen der Konvention weit aus dem Weg und haben dadurch in ungewöhnlichem Maße anregend gewirkt. Die Kraft dazu empfingen sie aus der schrankenlosen Hingabe des ringenden, verzweifelt mit sich selbst, mit sittlichen Problemen, mit der Umwelt ringenden Dichter-Ichs. (Denn wo eine solche, mit Goethe zu sprechen, „zudringliche" Kraft nicht fühlbar wird, bleibt das bloße Verachten der Konvention ein ganz unfruchtbares Revoluzzertum.) Das Pubertäts-Drama ‚Frühlings Erwachen', die (ohne Strindberg doch wohl nicht denkbare) Tragikomödie vom weiblich-teuflischen ‚Erdgeist' und ihre Fortführung durch die ‚Büchse der Pandora', der geniale Abenteurerfilm ‚Marquis von Keith', das leidenschaftlich klagende und anklagende Ichdrama vom ‚Zwergriesen' (oder ‚Hidalla'), das naiv faustische Königs- und Bettlerschauspiel ‚So ist das Leben', der in der Erinnerung monologisch wirkende ‚Simson', all die Werke haben eine überrumpelnd-imponierende Subjektivität im Leibe. Ob ihnen ein sehr langes Weiterleben bestimmt ist, erscheint einigermaßen zweifelhaft.

Wedekind hatte unbedingt recht, daß er sich mit allen Kräften dafür einsetzte, sie auf die Bühne und zu möglichst vielen Aufführungen zu bringen, nicht zuletzt durch seine persönliche Mitwirkung als Darsteller, der in Ermangelung großer Schauspielergaben seine persönliche Inbrunst mitspielen ließ. (Als Selbsthilfe gegen die Trägheit der Bühnenleiter nachahmenswert!) Da dieses treibende, fesselnde Element nun durch seinen allzu frühen Tod verschwunden ist, wird ein Rückschlag schwerlich ausbleiben, wenn auch zunächst die nachträgliche Begeisterung, wie bei uns üblich, einsetzen und für einige Zeit einen gewissen Ausgleich bewirken mag. Im übrigen aber sind diese Werke mit all ihrem Geist, Feuer und Feuerwerk ja nicht für die ‚Ewigkeit' und nicht einmal für die Allgemeinheit, für die Nation geschaffen worden. Es ist immer wieder problematische Ichdichtung. Darin liegt ihr Reiz, ihr Zeitwert, aber auch ihre Vergänglichkeit. Sie sind weit mehr lyrischer als dramatischer Natur; und einzig die rein lyrischste Lyrik, die rein dramatischste Dramatik hat Aussicht auf Dauer.

Die Lebenskreise der echtesten Wedekind-Dramen sind zumeist so abseits des typisch-bedeutsamen Gemeinschaftlebens gewählt, so willkürlich gesehen, so karikaturistisch gezeichnet, so ganz auf die Dialektik des Verfassers gestellt, daß ein Abbild wirklichen Lebens kaum entstehen konnte. Wirklich, eindringlich-wirklich ist darin wieder und wieder nur: ein Abbild des Dichters. An blutvollen Charakteren von innerer Notwendigkeit im Sein, im Handeln, im Widerstreit fehlt es fast überall. Das Groteske, nicht frei von krankhafter Monomanie, gibt diesen absonderlichen Lebensgemälden oder vielmehr -skizzen Farbe und Reiz. Es sind klassische Beispiele ausgesprochener Ichkunst, charakteristischer Zeitschöpfungen, weit entfernt von aller klassizistischen Schablone, aber auch von jeder Art klassisch-objektiver Kunstgestaltung, die Anspruch auf geschlechterlange Fortdauer erhebt.

Frank Wedekind, nehmt alles nur in allem, war der menschgewordene, kunstgewordene Widerspruch in sich selbst: Patrizier und Zigeuner, fein und brutal, schüchtern und tollkühn, kindlich und diabolisch, naiver Selbstentblößer und pathetischer Ideenverfechter, tragischer Pierrot und bei unmoralischem Gehaben immer im Grund ein fanatischer Moralist. Fortleben muß seine Anreger-Persönlichkeit: als packend-aufreizende einmalige Erscheinung, als ein ganzer Kerl, der sich selbst schließlich souverän auslebte, im Zeitbild aber eine unschließbare Lücke hinterläßt.

Frank Wedekind an seinem 52. Geburtstage (24. Juli 1916) mit seinen Töchterchen Pamela und Kadidja

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Lyrik: Carl Busse, Deutsche Kriegslieder — Heinrich Lersch, Deutschland — Karl Bröger, Soldaten der Erde — Anton Wildgans, Mittag — Karl Franz Ginzkey, Befreite Stunde — Emil Hadina, Nächte und Sterne — Karl Schneider, Weltenbrand — Felix Neumann, Die Jugend von Langemarck, Tannenberg — Armin T. Wegner, Das Antlitz der Städte — Karl Otten, Thronerhebung des Herzens

Kann man ein lyrisches Gedicht ‚kritisieren'? O gewiß — ebensogut wie man einen Schmetterling fangen, auf eine Stecknadel spießen und zur wissenschaftlichen Artbestimmung in einen Kasten nageln kann, wobei es denn gleichgültig ist, ob der Goldstaub von den Flügeln gestreift und das schöne Bild ihres Schwebens über Blumenkelchen zum Spott gemacht wird.

Kann man ein lyrisches Gedicht beschreiben? O gewiß — ebensogut wie man den Duft einer Rose zeichnen oder den Wipfelsang einer Märzdrossel in Tinte fassen kann.

Lyrischen Gedichten soll man begegnen wie jungen Mädchen — nicht alle sind ja schön, so tut man gut, bei denen zu verweilen, die einem gefallen, das Antigone-Wort im Herzen: „Mitzulieben bin ich da", und die Augen trinken zu lassen, „was die Wimper hält".

Nun ist der Geschmack nicht nur Mädchen, sondern auch Versen gegenüber verschieden, drum heißt es: selber urteilen. Mehr als in jedem anderen Fall wird der Verwalter des Büchertisches bei der Lyrik sich genötigt sehen, Kostproben zu geben, so nur wird er dem Schmetterling wie dem Duft der Rose gerecht werden, so nur auch den vielen Pseudolyrikern nachweisen können, daß ihre Verse höchstens hinten gereimt sind.

Aber nicht stetig im tiefsten Grund verankert ist der Unterschied des Geschmacks, er wechselt auch mit den Zeiten. Wer möchte heute noch als Dichter die Parole des Prinzen von Homburg in sein Notizbuch schreiben und Fanfare blasen lassen? Seht euch nur um, horcht nur auf: hinter den verwüsteten Schlachtfeldern Europas, in den unzähligen Häusern, wo Sorge und Trauer ungebetene Gäste sind, und auch in den wenigen, die davon verschont blieben, blicken die Menschenaugen heute anders als vor drei Jahren. Ein neues Lied der Menschheit will in allen Völkern bald erwachen. Ein leises, feines Klingen geht durch die ganze Welt, wie von Maiglöckchen im heimlichen Waldgrund: nun soll ein großes Blühen beginnen, soweit Menschen wohnen. Der Wahnsinn und das Verbrechen dieses Völkerschlachtens dürfen nie, nie wiederkehren. Und mit den verfeinerten Organen des Genesenden blickt der Dichter, das Herz gepreßt voll stiller Lebensfreude, aber auch voll starker Lebensgewißheit in die Sonne. Noch darf er nicht viel sprechen, es würde ihn zu sehr angreifen... Aber ein jubelndes Stammeln drängt aus seinen blassen Lippen hervor: Klingt da draußen nicht der Frühling?... Horch!

Daß der zu neuem Leben erwachende Dichter noch nicht viel sprechen darf, merkt man am Büchertisch. Selten war die lyrische Auslese so dürftig wie diesmal und daran ist sicherlich nicht allein der Mangel an gewalkten Lumpen schuld. Die durchweg schmalen Bändchen aber, die vorliegen, sind höchstens in folgender Auswahl der Erwähnung wert. Alle indessen, ob gut oder schlecht, sehen auf den Krieg nur noch mit Entsetzen und mit Grauen, die meisten schweigen geflissentlich ganz davon. Um uns diesen Unterschied zwischen einst und jetzt recht greifbar vor Augen zu führen, kommt in der fremden Gesellschaft gerade rechtzeitig eine Liedersammlung aus den ersten Jahren des Kriegs in neuer Auflage daher: Deutsche Kriegslieder 1914/16. Herausgegeben von Dr. Carl Busse (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing). Es ist mir eine Freude, gerade Carl Busse, der an dieser Stelle so oft zum Leser gesprochen hat, zuerst das Wort geben zu können. Sein erlesener Geschmack, sein sicheres Urteil zeigen sich auch in der Auswahl und Gruppierung dieser Liedersammlung, sie ist unstreitig die beste, die wir haben, ein Zeitdokument von ebenso großem künstlerischem wie kulturgeschichtlichem Wert, durchaus charakteristisch für die Stimmung des deutschen Volkes bei Kriegsausbruch. Man liest und staunt. So etwas Seltsames wie diesen Liederfrühling damals gibt es nicht wieder und hat es nie gegeben. Ein Riesenchor von Stimmen brauste mit einem Male zum Himmel empor; gerade dem einfachen Mann wurde die Zunge pfingstlich gelöst, von der Arbeit standen die Dichter auf, aus den endlosen Reihen grauer Marschkolonnen traten sie hervor. Wer wußte bis dahin von dem Kesselschmied Lersch, von den Arbeitern Bröger, Barthel, Winkler, Wöhrle, Petzold?

So ist es eigentlich eine ganz folgerichtige Erscheinung, daß die stärkste Überraschung in der Kriegspoesie von dieser Seite her kommen mußte, sie heißt — Heinrich Lersch. Dieser Kesselschmied aus dem katho-

Digitized by Google

lischen Rheinland ist der eigentliche deutsche Tyrtäos dieses Weltkrieges, aus der singenden Kraft unserer Volksseele emporgestiegen als Künder ihrer tiefsten und innerlichen Empfindungen. Und er ist nicht, wie so viele, still geworden, seitdem die große Begeisterung der ersten Monate verflog, in ihm tobt und hämmert die gewaltige Erregung fort, und er kann sie nur beschwören durch die klingenden Rhythmen seines in immer neuen Versreihen anstürmenden Aufgebots von Liedern.

Der ganze Lersch steht wieder vor uns in seinem neuesten Gedichtbuch: „Deutschland! Lieder und Gesänge von Volk und Vaterland" (Jena 1918, Eugen Diederichs). Sein ausgebreitetes Weltgefühl, seine gleichmäßige Vertrautheit mit Gedanken an Erde und Himmel, sein wahrer Dichterblick, der in die kleinste Wirklichkeit eindringt und doch ins Höchste, Fernste sich hinaushebt, bewahren ihn vor politischer Verschränkung, aber gerade diese Eigenschaften sind so verzweifelt deutsch, so unbestürmbar deutsch, daß sie wiederum den Titel durchaus rechtfertigen; er stellt sich darin als der volkhafte Sänger dar, der er ist und den der Krieg geboren hat.

Andere Lyriker sind Geigen- oder Flötenspieler, mancher paukt das Klavier zu spektakulösem Balladentrumm, und neuerdings bevorzugen einige den Dudelsack — der kleine Lersch aber hat sich sein eigenes Instrument geschmiedet: er steht mit silbernem Hammer neben seinem Kessel und weiß dem großen selbstgehämmerten Kupfermantel alles Klingen und Tönen, alles Krachen, Schreien und Donnern des Weltkrieges zu entlocken — aber auch alle Glockenklänge, die zu himmlischen Höhen schwingen und mit eherner Stimme über die Lande wehen. Es ist der Meister Kesselschmied, der so gerne singt... In seinen Kriegsschilderungen fühlt man wie alles Zuständliche gehämmert, alles Bildliche handfest und standfest wird, jeder Ausdruck ist wie ein Nagel eingeschlagen und mit dem Ganzen vernietet. Und jeder Hammerschlag klingt wie Glockenton:

Herrgott, hier klingt dein größtes Gebet!
Jeder Hammer, der fällt — jede Achse, die sich dreht,
Jeder Bohrer der surrt — jede Säge, die sirrt, —
Jeder Riemen, der knurrt — jeder Kran, der schwirrt,
Die eilenden Füße, die treten es mit —
Die hämmernden Hände, die beten es mit —

Den Schweiß von der Stirne hörst du es fragen,
Die bückenden Rücken hörst du es sagen:
„Herr, dürfen wir deine Kraft,
Die in unsren Seelen, Fäusten schafft,
Über die ganze Erde tragen?"

Die Einheitlichkeit und seelische Geschlossenheit dieses stillen Poeten ist erstaunlich in einer Zeit, die mit widerstreitenden Ideen und Anschauungen, mit Fragezeichen, Geistes- und Glaubensfehden geradezu belastet ist. Welch eine sittliche Kraft und Sicherheit gehört dazu, sich als einfacher Arbeiter eine Weltauffassung zurechtzuzimmern, die nicht nur jedem Belichtungswechsel einer fortgeschrittenen Bildung, die auch den fürchterlichsten und beispiellosesten Erlebnissen geruhig standhält und sich als echt bewährt. Aus den angeführten Versproben erhellt schon, daß sich bei Lersch die Liebe zur Arbeit und zum deutschen Wesen mit seinem Gottglauben völlig in eins verschmolzen hat; untrennbar davon ist auch seine kameradschaftliche Treue, seine Liebe zu den Menschen, die noch bei keinem Dichter einen so ungekünstelten und tiefgehenden Ausdruck gefunden hat. Diese Liebe hält jeder Prüfung stand. Als ich im Jahre 1916 Lersch für seine Dichtungen den Kleistpreis verleihen konnte, schrieb er mir in einem Dankesbrief: „Ich weiß noch gar nicht wie schön das ist. Da werden meine Kameraden sich freuen. Und tausend Mark — das ist jetzt herrlich. Ich bin nämlich daran, mir eine neue Werkstatt zu bauen, daß ich ehrlich arbeiten kann, wenn ich ganz entlassen bin vom Militär." Man sieht: fällt ihm unerwartet ein Glück in den Schoß, denkt er sofort an seine Kameraden und an seine Arbeit. Von diesem „guten Kameraden" kann man wirklich sagen: „einen bessern find'st du nit."

Wenn er auf Urlaub fährt, bereut er es fast, daß er warm und trocken in Sicherheit sitzt, wenn er an seine Kameraden draußen im Unterstand denkt („Fahrt nach Hause"). „Kamerad, was du nicht hast — das will ich auch nicht haben!" singt er in dem Gedicht „Der Schwur". Sein Gewissen ist hierin so unendlich zart, daß er schon eine Stunde glücklichen Träumens als Verrat an seinen Freunden empfindet:

Eine singende Geige hob meine Seele eine Stunde
von der Welt und den Brüdern fort
Eine Stunde Vergessen, nun schreit das Gewissen:
„Brudermord, Brudermord!"

Wie schwer dieser feine und zarte Mensch unter den Greueln des Krieges leidet! Aus Kampf und Mord, aus Fluten von Leid, Neid und Haß schreit es in ihm empor:

O Reinheit, wie bist du erstickt und verdorrt!...
Und alle haben wir einst uns dem Hohen und Reinen
geweiht!
O Reinheit, zu dir ruf' ich inmitten von Mord und
Krieg empor,
Mit blutigen Händen will ich zu dir beten:
Reinheit! Reinheit! Laß dich in mir nicht zertreten!

Dabei weiß er das Schaurigste zu sagen. Seine Schlachtbilder sind von einer aufwühlenden Anschaulichkeit, ohne dürren Naturalismus, immer in dichterischer Erfassung; mit bedeutender Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks. Öfter kehrt eine andere Stimmung bei ihm ein, die ihren rührenden Ausdruck etwa in der „Totenwacht" findet, wo er in der Nacht ganz allein neben einem gefallenen Kameraden kniet, dem er das Grab graben will:

Wie liegst du da, mein Kamerad? Ich bin allein
mit dir,
Und Vater, Mutter, Weib und Kind, das alles bin
ich dir.
Ich fasse deine kalte Hand, wie es dein Vater tut —
Ich drücke deine Augen zu, wisch' von der Stirn das
Blut —
Das ist der Mutter Liebesdienst. Verzeiht mir, liebe
Frau,
Ich hab' dabei an Euch gedacht, sah ich der Augen
Blau.

Digitized by Google

Die Tanzkünſtlerin Rita Sacchetto und ihre Mitſpielerin Schleifer
Künſtleriſche Aufnahme von A. Binder

Digitized by Google

Digitized by Google

Nun knie ich zur Seite dir. Dein Weib ich, treu und rein,
Und küsse dir den kalten Mund — das soll ihr Abschied sein.
Nun, toter Kamerad, leb' wohl; drei Kugeln über dich!
Grüß' Gott von uns. Und morgen nacht — vielleicht holst du dann mich.

Aus diesen Proben ist auch zu erkennen, in welcher Richtung sich die Versform bei Lersch entwickelt hat. Dieser Sprechgesang mit breit hinflutenden Sätzen, diese Rhythmen mit dem langen Auslauf der Zeilen entfernen sich vom reinen Liedklang beinahe bis zum Rezitativ der Oper; wie lange Wogen wälzen sie sich heran, und es ist Lersch vielleicht gar nicht bewußt, daß er darin den Spuren Whitmanns und Verhaerens folgt.

Zu Beginn des Krieges, als die ersten „eisernen Lerchen" deutscher Lyrik aufflogen, wurde neben dem Namen Heinrich Lersch am häufigsten der eines anderen Arbeiters genannt: Karl Bröger; sein schönes Gedicht „Deutschland", das so voll und rein die Zeitstimmung in den untersten Schichten unseres Volks aussprach, berechtigte diese Wertung auch. Inzwischen ist Bröger erheblich hinter Lersch zurückgeblieben, der schmale Band seiner ersten Kriegsgedichte „Kamerad, als wir marschiert" ließ die Grenzen seiner Begabung deutlich erkennen, vieles war noch unreif, in anderem fehlte der Blick für Größenmaße, nirgends war die Kraft und Innerlichkeit eines Lersch erreicht. Jetzt marschieren seine „Soldaten der Erde" auf (Jena 1918, Eugen Diederichs). Sie zeugen von erfreulicher Sammlung und Selbstkritik. Rhythmus und Sprache sind reicher geworden. Ein paarmal, in „Erdenfahrt" und „Totentanz", schwingt Bröger sich zu wahrhaft dichterischen Gesichten auf. Andere Gedichte: „Märchen im Unterstand", „Allerseelenwind", „Trauermantel" und „Kinderhaar" erfreuen durch geschliffene Form und echten Stimmungsgehalt. Eigentliche Schlachtbilder sind selten, wenn auch alles mit den Augen des Soldaten gesehen ist. Von Begeisterung ist nicht mehr viel zu spüren — wen verwundert das? — eine gelassene Resignation waltet vor:

Vorn pufft und faucht ganz nahe das Gefecht,
Uns gleich, denn uns ist alles recht.

Nur gleich zu Anfang klagt er einmal auf: „Wir Soldaten müssen ganz der schirmenden Liebe entraten". Aber er verzagt deshalb nicht, er kämpft tapfer um den „Sinn des Lebens" und ruft am Schluß „Klagt nicht — schafft!" Aus zwei gelegentlichen Zitaten erfährt man, daß der vom Krieg zum Poeten ernannte Arbeiter sich inzwischen mit Goethe und Nietzsche beschäftigt hat, auch seine Verse lassen erkennen, daß er „sich selbst vollenden will", wie Hebbel sagt, der in diesem Punkt ein leuchtendes Vorbild für alle aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen Dichter ist.

Freilich auch für andere. Es soll Anton Wildgans nicht kränken, wenn ich bekenne, daß sein neues Gedichtbuch „Mittag" (Leipzig, L. Staackmann) eine durch Mark und Bein gehende Enttäuschung für mich war. In seinem Drama „Armut" ist er ein unvergleichlich besserer Lyriker als in diesen Gedichten. Was er wirklich kann, zeigt er nur in dem Prolog „Zueignung an die geliebte Landschaft" und in dem Epilog „Herbstliche Einkehr"; namentlich der Prolog ist wohl das klang- und gehaltvollste Gedicht, das der junge Wiener Poet bisher veröffentlicht hat, einzelne Verse rufen direkt ihr Vorbild Goethe herbei. Hie und da blinkt auch in den folgenden Dichtungen noch einmal ein Goldkörnchen auf, so im „Blick von oben". Im großen und ganzen aber hat man beim Lesen des Buchs, nach dem schönen Auftakt die Empfindung, als ob man von einem grünen Berg mit herrlicher Aussicht langsam aber unrettbar in einen Kohlenschacht hinabglitte. Da steht man plötzlich im Dunkel vor Versen wie:

Und ganz zuletzt, wenn erst verbraust der Geist
Des Widerspruchs, merkt man ja doch zumeist,
Wie neu das Alte und wie alt das Neue.

Welch ein Tiefsinn! und wie poetisch die Form! Noch besser heißt es in dem Gedicht mit dem verheißungsvollen Titel „Besinnung":

Es kann der Geist im Fertigen von Schuhen
Tiefres Genügen finden und Bewenden
Als in des Denkens höchsten Gegenständen.

Wirklich? ja warum bleibt er dann nicht bei seinem Leisten? Übrigens fehlt es Wildgans auch nicht an Anschaulichkeit:

Aus holpriger Höfe Pflasterritz
Schoß lieben Unkrauts Aberwitz.

Man braucht nur statt des Wortes „Höfe" das Wort „Verse" zu setzen und man hat das mildausgedrückte Urteil über dies Gedichtbuch. Nur für Männer und auch nur für solche mit starken Nerven ist das Bekenntnis „In memoriam", wohl das Schmutzigste, was je in einem öffentlich verkauften Buch das Verskleid getragen hat. Allerdings hebt sich der Dichter nachher mit Grimm und Abscheu aus diesem Sumpf.

Dazu hat ein anderer Wiener, Karl Franz Ginzkey, keine Veranlassung, er ist auch in seinem neuen Gedichtbuch „Befreite Stunde" (Leipzig, L. Staackmann) strebend bemüht, seine leichten und weichen Träumereien in anständiger Form zu überreichen. Man würde Ginzkey unrecht tun, wenn man ihn einen Nachempfinder schälte, seine Empfindungen quellen sicher aus seiner eigenen Brust, aber sehr stark sind sie nicht. Man muß ihn gern haben, denn er verstellt sich nicht, er langt nicht nach Kränzen, die ihm über Reichhöhe hängen, „ein wenig Wohllaut und Gesang" genügt ihm, sein Sinnen und Fühlen angemessen auszudrücken. Da gibt es Gedichte: „Vor einem alten Baum", „Die Flöte", „Lied an Tirol", „Lob der Stille", „Ölbaum am Gardasee", „Lied an manche Dinge", „Ehelieder", „Wiesensonntag" und dergleichen. Beruhigungsmittel sind sie, das ist gewiß. Nicht einen Augenblick

Digitized by Google

braucht man zu befürchten, durch einen aufregenden Gedanken oder durch ein stürmisches Gefühl beunruhigt zu werden. Freundlich nickt man mit dem Kopf, wenn Ginzkey dichtet:

Wer feiert wohl die größten Feste
Zu dieser, wie zu jeder Zeit?
Ach, niemand regt sich so aufs beste
Wie du, Frau Unzulänglichkeit.

Stärker und heller sprudelt die Hippokrene bei Emil Hadina — bei Gott, ich glaube er ist auch ein Wiener; richtig: der Literaturkalender bestätigt es — in seiner neuen Gedichtsammlung mit dem etwas summarischen Titel „Nächte und Sterne" (ebenda). In seinem Gedicht „Das Leid geht um" hat er die Zeitstimmung mit sicherem Griff getroffen. Daß er ein Dichter ist, der singen kann, mag sein „Mädchen" bezeugen:

Viele kleine blasse Mädchen gehn im Land,
Die ihrer Schwestern heiße Kränze zahlen.
Sie tragen ihre Jugend in der Hand
Wie dunkle Gluten in verschloßnen Schalen.

Sie blicken neidlos in den bunten Schwarm
Und hören fremde, süße Worte sagen —
Und weinen scheu in ihren nackten Arm,
Wenn linde Nächte nach dem Frühling fragen.

Und manche freilich leben einen Tag,
Da lassen sie die hellen Brände steigen,
Und opfern, was in langer Sehnsucht lag —
Und werden wieder still und klug und schweigen

Und gehen wieder darbend Jahr um Jahr,
Wie heiße Quellen, die im Sand verrinnen —
Und sehn doch aus der nie geküßten Schar
Wie stillgekrönte kleine Königinnen ...

Weil Hadina wirklich ein Talent ist, sollte er aber auch sorglicher die Feile brauchen. Seine Reimnöte wirken manchmal beängstigend. So wenn er singt:

Da fühlte ich um meiner Schläfe Stufen
Das alte Weh — — den Rosendornenkranz,
Den diese Stunden wieder in mir schufen.

Also um einen Reim auf „schufen" zu haben, macht er frischfröhlich aus seinen Schläfen eine Treppe, richtet sie mit Stufen ein. Mitunter taucht Zeitungsprosa mitten im Gedicht auf, so:

Denn alles Gerede von höheren Zwecken
Soll nur seine Blöße bedecken.

Wer so wohlhabend als Poet ist wie Hadina, sollte seine Blößen mit Purpurkleidern bedecken... Eilig hinweg gehen wir über Karl Schneiders „Weltenbrand", (Bonn, Albert Ahn), ein Bändchen richtiger Kriegsgedichte. Gutgemeinte Dutzendlyrik, die sich wirklich noch bemüht, die gewaltigen Fanfaren von 1914 vier Jahre später auf der Kindertrompete nachzututen. Neue Wege sucht wenigstens Felix Neumann zu beschreiten in seinen beiden Dichtungen „Die Jugend von Langemarck" und „Tannenberg" (Berlin, Furche-Verlag). Hier ist der Versuch gemacht, große Geschehnisse des Krieges in epischer Form zu erfassen. Als solcher ist namentlich „Tannenberg" beachtenswert, wohlverstanden — als Versuch, dem es nicht an Größe des Schauens, aber noch an dichterischer Kraft und Fülle gebricht. Ein reicherer Nachfolger wird hoffentlich einmal das große Epos dieser denkwürdigen Schlacht schaffen.

Weitab von diesen Sängern, auf entlegene Wege führt uns Armin T. Wegner in seinem „Antlitz der Städte" (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Kein Hauch der aufgeregten Zeit ist hier zu spüren, wohl aber das Rasseln der Großstadt, deren Leben und Treiben der junge schlesische Dichter sich diesmal zum wohlüberlegten Arbeitspensum ausgesucht hat. Er beschreibt ihre Eitelkeit, Genußsucht und Aufgeblähtheit, nebenbei auch ihre gewaltige Arbeit, ihren unermüdlichen Ameisenfleiß. Mit der Gründlichkeit eines Registrators geht dieser seltsame Lyriker ans Werk; er schildert die Tanzsäle und die Friedhöfe, die Warenhäuser und die Kirchen, die Schlachthallen, Irrenhäuser, Fabriken, Krankenhäuser, Vergnügungsstätten, Plätze und Straßen. Fünf Jahre hat er, so steht auf dem Titelblatt, daran gearbeitet und man muß ihm zugestehen: er ist gründlich gewesen. Eine starke Schilderungsgabe ist ihm eigen, z. B. im ‚Warenhaus', aber auf die Dauer ermüdet das einseitige Sehen, dies stete Streben scheußliche Bilder und Fratzen zu enthüllen und vor der Sonne die Augen zu schließen. Was der begabte Dichter sagen will, hat kürzer und einprägsamer Nietzsches „Narr" zum Zarathustra im „Vorübergehen" geäußert.

Immerhin tut die Kraft und Sicherheit, mit der Wegner seine Aufgabe anpackt, wohl in einer Zeit, wo die Berufenen der Jugend vielfach in einem wirren Durcheinander ihre Ein- und Ausdrücke von sich geben und das Ganze dann mit irgendeinem — ismus zu adeln suchen. Karl Otten hat es unternommen, in der „Thronerhebung des Herzens" (Berlin, Verlag der Aktion) das auszusprechen, was sicherlich viele und nicht die Schlechtesten heute empfinden: er will dem Herzen wieder zu seinem Recht verhelfen.

Man spürt hier wie bei so vielen der Jüngsten ein erfreulich starkes Wollen, aber damit ist es doch nun einmal nicht getan. Am starken Wollen fehlt es — um ein naheliegendes Beispiel aufzugreifen — den Strategen der Entente auch nicht. Die Greuel der Zeit schildert Otten mit den neuen Mitteln der ‚Ausdruckskunst' u. a. so:

Gelb Paragraphenblitze schneiden Horizonte,
Kommandodonner der Kanonen Wolken rollt,
Preisstürze torpedieren Sonnenscheiben,
Der Redner mit dem Säbel hat es nicht gewollt.

Wir kennen diese Töne. Schon Ende der achtziger Jahre dichteten die Allerjüngsten ähnlich verworren. Aber daß aus diesem Most, der sich so wild gebärdet, einmal ein reiner, klarer Wein werde, daß er „sich selbst vollende", dazu möchte ich diesen Herren das oben hingestellte Beispiel der Lersch, Bröger und — Hebbel dringend empfehlen.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Tierplastiken von Anton Puchegger — Buchkunst im Kirchen-Gesangbuch — Neuzeitliche Einbände von Otto Dorfner in Weimar — Zu unsern Bildern

Anton Puchegger in seiner Werkstatt

Im Rahmen der Tierbilder-Ausstellung, die das Berliner ‚Künstlerhaus' im Februar dieses Jahres veranstaltete, wurde das Andenken des Tierbildners Anton Puchegger, der im September 1917 im besten Mannesalter einer tückischen Krankheit erlegen ist, durch eine Sonderausstellung seiner Werke geehrt, die von dem bedeutenden Können und der kräftigen Eigenart des Frühvollendeten Zeugnis ablegte, was beides ihm unter den zahlreichen Künstlern der Gegenwart, die sich der Wiedergabe der Tiere befleißigen, eine hervorragende Stelle sichert. Puchegger ist, wie seine junge Gattin, Frau Leopoldine P. geb. Patleich, mitteilt, aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen und am 7. September 1879 zu Haßbach in Niederösterreich geboren. Ein Jungenstreich, den er als achtjähriger Knabe verübte, wurde von entscheidender Bedeutung für seine Künstlerlaufbahn. Durch eine treffende Karikatur des Bürgermeisters und des Bäckermeisters von Haßbach, die er in die Hofplanke seines Vaters schnitzte, fühlten sich die ehrsamen Dorfgewaltigen so bitter gekränkt, daß sie zum Herrn Lehrer liefen und die Bestrafung des kleinen Übeltäters forderten. Der Lehrer wußte dann die Aufmerksamkeit des Grafen Wurmbrand, Schloßherrn auf Steyersberg unweit Haßbach, auf das Talent des Knaben zu lenken. Graf Wurmbrand schickte ihn mit vierzehn Jahren nach Bozen auf die Holzschnitzfachschule, von wo er nach vierjähriger Lehrzeit an die Wiener Kunstakademie übersiedelte. Dort erlangte er später ein Stipendium, das ihm ermöglichte, seine Ausbildung in der Holzbildhauerkunst in Paris zu vollenden. Nach Wien zurückgekehrt, wurde er vom Grafen Tinti für die Leitung der Ausgrabungen und Restaurationsarbeiten auf Schloß Schallaburg gewonnen, die ihn zwei weitere Jahre völlig in Anspruch nahmen. Mit sechsundzwanzig Jahren schon wurde ihm eine Professorenstelle an der Znaimer Kunstschule angeboten, die er jedoch ausschlug, um als freischaffender Künstler seinen Weg zu wagen. Er nahm jetzt Aufenthalt in Berlin, wo der Zoologische Garten ihm erwünschte Gelegenheit zum eingehenden Studium der Tiere bot, denen seine Vorliebe sich immer entschiedener zuwandte. Prof. Dr. Ludwig Heck, der Direktor des Zoologischen Gartens, hat kürzlich im ‚Weltspiegel' (Jahrg. 1918 Nr. 5) eine warmherzige Schilderung seiner dortigen Tätigkeit gegeben und seine besten in Holz geschnittenen Tierfiguren nach Modellen des Berliner Zoo

Elefantengruppe. Bildwerk von Anton Puchegger

Digitized by Google

Sibirischer Tiger. Bildwerk von Anton Puchegger

aufgeführt. Daß der Künstler sich auch in Materialien von entgegengesetzter Wirkung liebevoll einzufühlen vermochte, beweisen die mannigfachen Tiermodelle, die er in den Jahren 1909 bis 1912 — ebenfalls nach Modellen aus dem Berliner Zoo — für die Berliner Königliche Porzellan-Manufaktur geschaffen hat und von denen unsere Abbildungen einige besonders glückliche Beispiele, darunter die prächtige Zebragruppe, zeigen.

G. L.

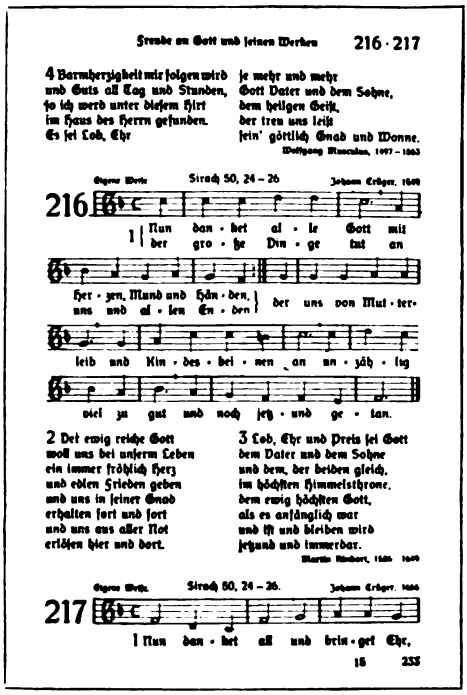
Affe. Bildwerk von Ant. Puchegger

Die neuzeitliche Buchkunst hat auch am Kirchenbuch vieles wieder gutzumachen. Daß sie dazu die redliche Absicht hat und sich endlich darauf besonnen zu haben scheint, daß Einfachheit im kirchlichen Gesangbuche nicht Häßlichkeit zu bedeuten, nicht der künstlerischen Mitarbeit zu entbehren braucht, dafür zeugen einige in den letzten Jahren gedruckte Gesangbücher. Zu unseren ersten Meistern auf dem Gebiete der neuen deutschen Schriftkunst gehört bekanntlich der Münchner Prof. Otto Hupp. In der Schmuckausgabe des von der Straßburger Pastoralkonferenz herausgegebenen evangelischen Gesangbuch für Elsaß-Lothringen, zu dem er die Titelblätter, Initialen und Zierstücke entworfen hat, knüpft Hupp an die frühen Arten des Holzschnitts an, ohne dabei unselbständig zu werden. Die Köpfe der Liederdichter u. a., die oft geschickt in die Initialen gestellt sind, klingen namentlich in ihrem roten Hintergrund nur leicht an mittelalterliche Primitivität an, haben aber in der Zeichnung nichts Epigonenhaftes. In diesem Gesangbuche hat durchweg ein feiner typographischer Geschmack gewaltet. Die kleinen Seitenüberschriften in Rotdruck, die kernige Type, die Eigenart des Notendrucks, wirken bei allem Bestreben nach Schlichtheit äußerst erfrischend. Die 1914 erschienene einfache Ausgabe zeigt nur spärlichen künstlerischen Schmuck, der von Karl Spindler in St. Leonhardt ausgeführt wurde. Das Bemerkenswerte ist hier die schöne Klarheit dereinzelnen Seiten, deren für das Auge wohltuende Gliederung. Dem Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen hat Prof. D. Rudolf Schäfer den Buchschmuck gegeben. Die beiden hier abgebildeten Zeichnungen wollen erzählen, nicht symbolisieren. Dem Gläubigen, der sich

Katze. Bildwerk von Ant. Puchegger

Zebragruppe. Bildwerk von Anton Puchegger

Digitized by Google


Freude an Gott und seinem Werken 216·217

4 Barmherzigkeit mir folgen wird
und Guts all Tag und Stunden,
so ich werd unter diesem Hirt
im Haus des Herrn gefunden.
Es sei Lob, Ehr
je mehr und mehr
Gott Vater und dem Sohne,
dem heiligen Geist,
der treu uns leist
sein' göttlich Gnad und Wonne.
Wolfgang Musculus, 1497–1563

Eigene Weise. Sirach 50, 24–26. Johann Crüger, 1649

216

1 Nun dan·ket all·le Gott mit
der gro·ße Din·ge tut an
her·zen, Mund und Hän·den,
uns und all·len En·den
der uns von Mut·ter·
leib und Kin·des·bei·nen an un·zäh·lig
viel zu gut und noch jetzt und ge·lan.

2 Der ewig reiche Gott
woll uns bei unserm Leben
ein immer fröhlich Herz
und edlen Frieden geben
und uns in seiner Gnad
erhalten fort und fort
und uns aus aller Not
erlösen hier und dort.

3 Lob, Ehr und Preis sei Gott
dem Vater und dem Sohne
und dem, der beiden gleich,
im höchsten Himmelsthrone,
dem ewig höchsten Gott,
als es anfänglich war
und ist und bleiben wird
jetzund und immerdar.
Martin Rinckart, 1586–1649

Eigene Weise. Sirach 50, 24–26. Johann Crüger, 1649

217

1 Nun dan·ket all und brin·get Ehr,

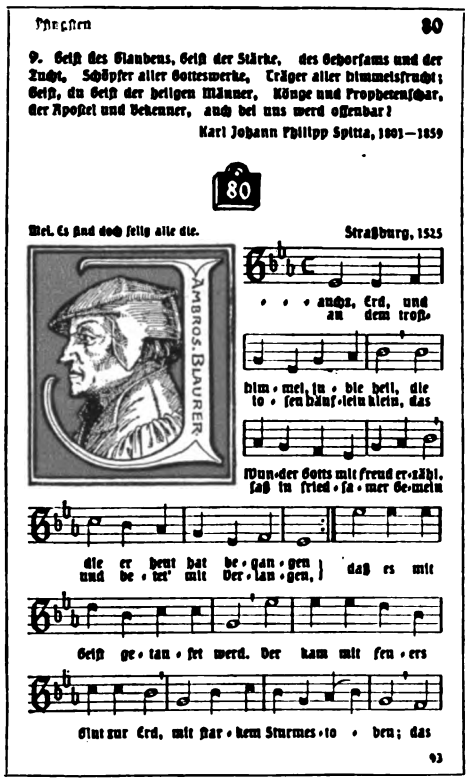
15 253

Probeseite (verkleinert) aus der einfachen Ausgabe des Neuen Evangelischen Gesangbuches für Elsaß-Lothringen. Ausgestattet von Karl Spindler in St. Leonhardt, Druck der Straßburger Neuesten Nachrichten A.-G. Vertrieb bei J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel, Straßburg i. E.

in liebevoller Betrachtung in diese Bilder versenkt, erschließen sie die ganze Welt seines religiösen Gefühls. Er hört die Psalmen König Davids rauschen, die Leidenszeit des Heilands zieht an ihm vorüber, Luthers mannhafte Worte klingen an sein Ohr, und in der Dorfkirche sieht er die Gemeinde sitzen, dem Wort des Herrn lauschend. In die Reihe der mit künstlerischem Feingefühl ausgestatteten Gesangbücher gehört auch das ‚Gesangbuch für die Evangelisch-Reformierte Kirche der deutschen Schweiz', zu dem R. Münger, Bern, den Buchschmuck geschaffen hat. In zahlreichen Bildern tritt uns hier das von frommem Sinn erfüllte Leben der deutschen Schweizer entgegen, und die göttliche Erhabenheit der Schweizer Landschaft bildet einen stimmungsvollen Hintergrund.

Wie den Druck des evangelischen Gesangbuches so hat man auch dessen Einband lange Zeit arg vernachlässigt, nicht bedenkend, daß die Hülle des Buches mit dem Inhalt einen würdigen Einklang bilden müsse. Die vom Leipziger Verlage B. G. Teubner herausgegebenen Gesangbucheinbände sind daher als ein Zeichen zu begrüßen, daß sich auch hier der geschmackkünstlerische Sinn unserer Zeit Bahn zu brechen beginnt. Es ist bedauerlich zu sagen, aber es muß einmal gesagt werden, daß wir die häßlichsten Einbanddecken bisher mit am kirchlichen Gesangbuch erdulden mußten. Die von bekannten Künstlern geschaffenen Teubnerschen Einbände haben den Vorzug der Schlichtheit, die aber doch, wie bei dem Schäferschen Entwurf, ein wenig auf die Spitze getrieben ist. Trefflich gelungen ist die Einordnung des Kreuzes in das Deckelornament bei dem Entwurfe von Prof. Naumann.

Auch die handwerkliche Buchkunst findet am Kirchenbuche ein dankbares Feld. Otto Dorfner in Weimar, einer unserer besten Kunstbuchbinder, hat eine besondere Vorliebe für die ornamentale Belebung des Kreuzes. Die beiden hier abgebildeten Einbände geben ein gutes Beispiel, welches künstlerische Verständnis er bei dieser an sich nicht leichten Aufgabe betätigt. Besonders eigenartig ist es, wie er bei dem Einbande zu den ‚Vier Evangelien' das Kreuz aus den Wiederholungen ein und desselben Stempels zusammensetzt, und wie er dann das Kreuz selbst in die aus der gleichen Stempelreihe bestehende Umrahmung auflöst, es damit zu einem unlöslichen Bestandteil der gesamten Verzierung machend. Daß lebhaftere Farben der Würdigkeit des Einbandes keinen


Psalmen 80

9. Geist des Glaubens, Geist der Stärke, des Gehorsams und der Zucht, Schöpfer aller Gotteswerke, Träger aller himmelsfrucht; Geist, du Geist der heilgen Männer, Könige und Prophetenschar, der Apostel und Bekenner, auch bei uns werd offenbar!

Karl Johann Philipp Spitta, 1801–1859

80

Mel. Es sind doch selig alle die. Straßburg, 1525

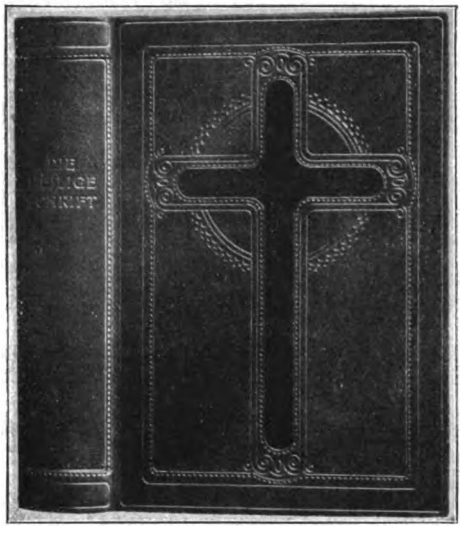
AMBROS. BAURER

1 O Gott, Erd, und
an dem trost·
2 him·mel, lu·die heil, die
lo·sen häuf·lein klein, das
3 Wun·der Gotts mit freud er·zählt,
saß in fried·sa·mer Ge·mein
4 die er heut hat be·gan·gen
und be·tet mit Ver·lan·gen, daß es mit
5 Geist ge·tan·fet werd. Der kam mit feu·ers
6 Glut zur Erd, mit star·kem Sturmes·to·ben; das

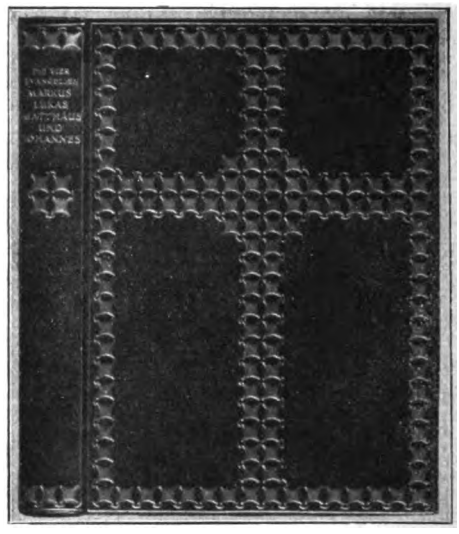
93

Probeseite (verkleinert) aus der Schmuck-Ausgabe des Neuen Evangelischen Gesangbuches für Elsaß-Lothringen. Ausgestattet von Prof. Otto Hupp in Schleißheim. Druck von Ph. v. Zabern in Mainz. Vertrieb bei J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg i. E.

Digitized by Google

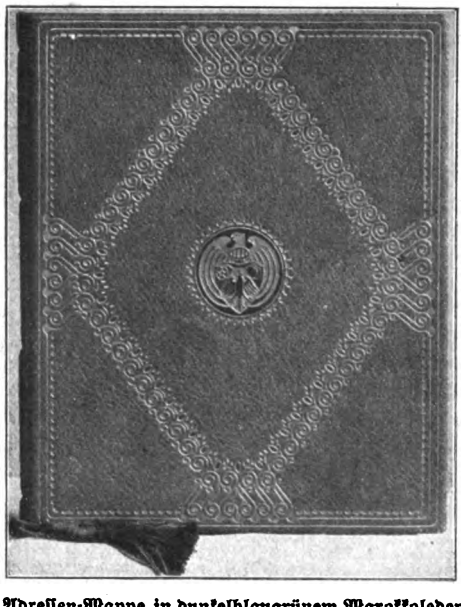


Bibeleinband in dunkelblauem Marokkoleder mit weinroter Lederauflage des Kreuzes. Vorsatz: Batikstoff. Entworfen und ausgef. von O. Dorfner, Weimar



Die vier Evangelien. Einband in schwarzem Ziegenleder. Entworfen und ausgeführt vom Kunstbuchbinder O. Dorfner in Weimar

Kaiser erfaßt und wiedergegeben (n. S. 80). Zum Schluß zeigen wir neben der rührend liebevoll gesehenen Bronze Prof. Pöppelmanns (n. S. 88) nach unsrer Gewohnheit eine künstlerische Lichtbildaufnahme: die unverwüstliche Schlankheit der Rita Sacchetto mit einer sie bestens ins Licht setzenden Partnerin (n. S. 104). J. H.



Adressen-Mappe in dunkelblaugrünem Marokkoleder mit weinroten Lederauflagen und weinrotem Seidenvorsatz. Entworf. und ausgef. von O. Dorfner, Weimar

Einband in weinrotem Oasenziegenleder Entworfen und ausgeführt vom Kunstbuchbinder O. Dorfner in Weimar

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Friese, Wien I, Bräunerstr. 8. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bildnis
Gemälde von Julo Fehr

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
32. Jahrg. / Juni 1918 / 10. Heft

Das Pünktlein auf der Welle

Roman von Ottomar Enking

Fortsetzung

Es hatten drei Gesellen ein fein Kollegium

Herr Seminardirektor Lizenziat Stümpemann kam zu seinem Bruder, dem Senator, und sprach: „Wie ich dir schon sagen ließ, habe ich, nicht ganz ohne Anregung meiner lieben Cäcilie, auch unsern Bruder Pasche zu dieser Stunde hierher gebeten, weil ich dir etwas für unsere ganze Familie und dich insbesondere Wichtiges unterbreiten möchte."

„Was soll's denn sein?" fragte Osewald.

„Um Wiederholungen zu vermeiden," entgegnete der Direktor, „schlage ich vor, daß wir mit der Erörterung der Angelegenheit bis nach Paschens Ankunft warten. Es hat schon Fünf geschlagen; er wird sicherlich gleich kommen."

So geschah es. Der Herr über Malz und Hopfen erschien und ließ seine Fülligkeit pustend im Ledersessel nieder.

Alsbald brachte Fräulein Katinka zu seiner Labung einige Flaschen des Stümpemannschen Starkbiers, das nach einem Rezept aus dem Jahre 1273 gebraut wurde und jedermann wunderbare Kraft verlieh. Pasche hielt erst die einzelnen Flaschen prüfend gegen das Licht. Das war zwar eigentlich ein Unsinn, denn die Stümpemannsche Brauerei hatte in der langen, langen Zeit ihres Bestehens noch keinen einzigen trüben Trunk geliefert.

Pasche schenkte sich ein und nahm einen gehörigen Schluck. Dann versorgte er sich mit einer Zigarre, und als er so für sein leibliches Wohl alles Wesentliche getan hatte, setzte er sich gemütlich zurecht und meinte: „So! Nun kann die feierliche Versammlung losgehen. Was sollen wir also hier?"

Der Seminardirektor räusperte sich und hub an: „Lieber Osewald, es ist meiner lieben Cäcilie in der letzten Zeit mehrmals aufgefallen —"

„Du! behalt', was du sagen willst," fiel ihm Pasche ins Wort. „Ehe ich es vergesse: Ihr wißt doch, nächsten Sonnabend ist Mutters Todestag. Da müssen wir an unser Grab denken."

Die beiden andern nickten.

Dann fing der Seminardirektor wieder an: „Ja, also: aufgefallen, daß dein Sohn, lieber Osewald, mit andern Kindern in ziemlich lauter Weise auf dem Markte spielte."

„Das find' ich ganz vernünftig von dem Bengel," meinte Osewald. „Soll sich man ordentlich austoben."

„Gewiß," sagte der Direktor. „Nur, das wirst du nicht leugnen: die kindliche sogenannte Vernunft bedarf doch sehr der Korrektur durch die bessere Einsicht Erwachsener."

„Na, Katinka paßt sonst gut auf ihn auf."

„Gewiß," gab der Seminardirektor verbindlich zu, „nur wirst du anerkennen, daß auch die beste Haushälterin nicht eine weibliche Kraft ersetzen kann, die völlig mit dem Hause verschmolzen ist."

„Aha!" meinte Pasche Stümpemann und pfiff die ersten fünf Töne des schönen Liedes: „Gestern abend war Vetter Michel da. Da hinaus! Nachtigall, ich hör' dir laufen — aus das Bächlein willst du saufen!"

„Allerdings, liebe Brüder," setzte der Direktor seine Rede fort, „meine liebe Cäcilie hat mich darauf hingewiesen, und

 Nachdruck verboten. Copyright 1918 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

ich stimme vollkommen mit ihr darin überein —".

„Sonst würde es dir auch schlecht gehen," warf Pasche dazwischen.

Der Seminardirektor schluckte und blieb bei dem Faden, woran er nun einmal spann: „Mit ihr überein, daß es zum Wohle des kleinen Karstens und sicher auch zu deinem eigenen Wohle, mein lieber Osewald, richtig und wünschenswert ist, wenn du aus dem betrübten Stande des Witwers ausscheidest und daran denkst, zu einer zweiten Ehe zu verschreiten."

„Da hat sich deine liebe Cäcilie mal ganz was Verständiges ausgedacht," bemerkte Pasche. „Ich bin ihr sonst lange nicht grün, weil sie in ihrem Verein immer gegen das Bier angeht. Die verrückten Frauenzimmer da sollten sich man mal einen Gehörigen antuten, dann würden sie nicht solchen Unsinn reden. Aber da hat sie recht: Osewald muß wieder heiraten. Ein junger Mann von vierzig Jahren, der bloß so als Junggeselle dahinlebt, ist zu nichts gut. Die Welt braucht Stümpemänner. Seht mich an. Ich habe meine Pflicht getan. Meine Korporalschaft ist vollzählig. Und Osewald hat erst einen an das Licht des Tages gebracht. Na, und du, mein guter Görks ..."

„Ja, es ist meiner lieben Cäcilie und mir ja leider bisher versagt gewesen, uns des Kindersegens zu erfreuen," versetzte der Seminardirektor kleinlaut, „aber mit Gottes Hilfe ..."

„Ganz richtig," ermunterte ihn Pasche. „Nur nicht den Mut verlieren. Immer von frischem den Hobel ansetzen. Einmal muß es ja werden."

Der Senator stand auf, ging zum Wandschrank und goß einen Kognak herunter.

„Kinnings," sagte er unbehaglich, „das Thema ... ihr habt es ja schon früher angeschlagen."

„Lieber Osewald, es wird immer dringender," betonte der Direktor.

„Heiraten! Heiraten!" rief der Senator. „Leicht gesagt! Aber wen?"

„Ja," erwiderte der Direktor, „da möchten nun meine liebe Cäcilie und ich, um uns nicht irgendwelche Verantwortung aufzuladen, keineswegs einen bestimmten Vorschlag machen. Indessen unter den Töchtern dieser Stadt sollte doch wohl, denken wir, eine sein, die würdig wäre, in dieses Haus geführt zu werden. Und daß du, lieber Osewald, wo du auch anklopfest, mit Freuden willkommen geheißen wirst, das versteht sich von selbst."

„Natürlich," bestätigte Pasche. „Ist noch nicht dagewesen, daß sich ein Stümpemann einen Korb geholt hat. Wäre ja auch noch besser. Na, und ich will euch mal was sagen: ich bin nun nicht so'n Bangbüx wie du und deine liebe Cäcilie, mein guter Görks, und ich lade mir ganz gern mal eine Verantwortung auf. Und wenn Osewald wirklich nicht weiß, wen er hier nehmen soll, denn sag' ich, kuck dir doch mal Gaddi Mackeprang an. Die hat nun allmählich die Jahre, daß sie unter die Haube muß, und auf die Art bleibst du in der Familie."

„Garderut?" fragte der Senator sinnend.

„Ich halte den Vorschlag unseres lieben Pasche für sehr beachtlich," meinte der Seminardirektor, „und glaube auch, daß meine liebe Cäcilie diese Wahl, wenn du sie träfest, gutheißen würde."

„Sonst würdest du den Vorschlag ja auch schleunigst nicht mehr für beachtlich halten," bemerkte Pasche.

Der Seminardirektor ließ diese kleinen Bosheiten an sich abträufeln.

„Indessen, lieber Osewald," fuhr er fort, „ich wiederhole, daß ich nach keiner besonderen Richtung hin einen Einfluß auf dich ausüben will. Mir kommt es nur darauf an, dich im Prinzip deiner neuen Vermählung geneigt zu stimmen."

Der Senator hatte sich wieder an den Tisch gesetzt und stützte das Kinn in die Hand. Dann sagte er: „Mein Gott, ja, ein bißchen öde ist dies Leben. Aber wenn man die erste Frau lieb gehabt hat, so entschließt man sich schwer zu einer zweiten."

„Na, wenn man die Schwester kriegen kann," meinte Pasche, der inzwischen seine drei Flaschen Starkbier geleert hatte, „noch dazu, wenn sich die Schwestern so ähnlich sehen, wie Gaddi und Thronde, denn kann es einem am Ende nicht so sauer fallen, wieder ins Ehebett zu steigen. Ich rat' es dir: geh einfach zu Mutter Mackeprang und mach' die Sache fest. Dann brauchst du nicht lange herumzusuchen und weißt, daß du gut untergebracht bist. Soviel ist gewiß, unverheiratet kannst du dein Leben lang nicht bleiben. Das paßt sich nicht für'n Krukeluhner Senator. Also je eher desto besser." Er erhob sich. „Dann sind wir klar mit der Versammlung, wie?"

„Ich hätte nichts weiter hinzuzufügen," erwiderte der Direktor.

„Na, denn also adjüsing," sagte Pasche. „Und, Görks, du kannst deine liebe Cäcilie vielmals grüßen, ich würde ihren verdrehten Frauenzimmern nächstens mal ein Faß spendieren. Dann sollen ihnen wohl die Augen übergehen."

Er bewegte sich schwerfällig hinaus.

Der Direktor nahm etwas umständlich

Digitized by Google

von Osewald Abschied, und dann war der Senator allein.

Was die Brüder von ihm wollten — ja, er wollte es ja auch selber. So ehrlich er am Andenken Throndes hing — Witwer bleiben konnte er auf die Dauer nicht. Und Garderut Mackeprang? Throndes Ebenbild? War er wirklich erst durch Pasche darauf gebracht worden, sein Augenmerk auf seine Schwägerin zu richten?

Fast schien es ihm in dieser Stunde, als habe es ihm selber schon angenehm vorgeschwebt: in der Familie zu bleiben.

Wenn ich komm', wenn ich komm', wenn ich wieder, wieder komm'

Garderut Mackeprang kehrte nach Krukeluhn zurück und schwärmte von Dresden. Was hatte sie alles eingeheimst! Ach, ihre Seele strömte ja von Entzücken über.

Mit Ellina und ihrem Manne hatte sie sich gut verstanden, und die beiden hatten alles getan, um ihr jeden Tag reich an Eindrücken und Genüssen zu gestalten.

Wenn sie jetzt in der Zeitung die Ankündigungen las: Theater, Opern, Vortrag, Sammlungen ... o, so wußte sie genau, wie das war, wenn man dahin ging. Die Namen jener Räume und Säle, worin die künstlerischen Veranstaltungen stattfanden, waren ihr keine toten Buchstaben mehr. Nein, sie kannte ja die Gebäude, sie hatte selbst darin geweilt ... klopfenden Herzens, glühend vor Erwartung und innigst dankbar für alles, was ihr zuteil ward.

Und die Künstler und Künstlerinnen, die in der Zeitung genannt wurden — die waren ihr keine Fremden mehr. Nicht nur auf der Bühne, nicht nur auf dem Podium, nein, auch so ganz natürlich auf der Straße oder im Kaffeehaus hatte sie diese Berühmtheiten gesehen.

Ihr war zumute, als sei sie im Himmel unter lauter Sternen gewandelt und fühle jetzt, wo sie zur Erde zurückkam, noch immer den unbeschreiblichen Glanz in ihren Augen.

Es war eine wundervolle Zeit gewesen — so frei, so gelöst, so ohne alle Kleinlichkeit, ohne Klatsch, Neid, ohne Krukeluhner Topfguckerei. Sie hatte es schlechthin vollkommen herrlich gehabt und zehrte im Anblick der vielen Bilder, die sie sich mitbrachte, von den köstlichsten Erinnerungen. So hatte ihr Dasein denn ja wohl Inhalt genug.

Aber das war das Schlimme: Nur immer so dies stille Denken an die Dresdener Wochen — es genügte ihr doch nicht. Sie brauchte ein Herz, in das sie ihre Erinnerungsfreuden hineingoß, das da verstand, wie glücklich sie sein mußte, weil ihr die große Welt verschlossen worden war, das womöglich selber diesen Freudenzustand durchgemacht hatte oder wenigstens rückhaltlos anerkannte, welch eine unendliche Bereicherung es war, wenn einem einmal das Tor zum Lande alles Großen und Weihevollen geöffnet wurde.

Und dies Herz — ja, wo fand sie es?

Ihre Mutter besaß es nicht. Die konnte sogar gehässig davon reden, daß man in der Großstadt nur verdorben würde und daß all das Gehen ins Theater und zu Konzerten sich gar nicht für ein junges Mädchen schickte.

Ihr Bruder war ein guter Junge, hatte auch einige Jahre draußen verbracht, um das Druck- und Zeitungsgeschäft gründlich zu erlernen, aber er hatte eben seine ganze Zeit für seinen Beruf verwendet und nach allem, was Kunst hieß, besaß dieser fleißige, nüchterne Mann kein Bedürfnis.

Garderuts Freundinnen — ach, vor denen hatte sie noch nie soviel Furcht gehabt wie jetzt. Denn sie wurde als eine vom Schicksal Bevorzugte nun erst recht allgemein beneidet. Der Hut, das Jäckchen, die sie sich in Dresden angeschafft hatte, erfuhren die hämischste Kritik. Man fand, sie sei eine ganz andere geworden. Sie bildete sich ja wohl was ein, bloß weil sie mal ein bißchen auf Reisen gewesen war. Sie hatte so freie Manieren gekriegt — die Art, wie sie jetzt mit Herren sprach — oha, nein!

Ja, da war nicht auf Güte und nicht auf Verständnis zu hoffen, und niemand befand sich unter allen, die sie von Jugend auf kannte, vor dem sie ihre Schätze ausbreiten durfte. Das drückte sie. Die engen Straßen waren ihr noch nie so schrecklich winklig vorgekommen wie jetzt. Ihr war, als liefe sie immer in nur Sackgassen herum. Sie konnte verzweifelt zu den Häusern hinaufschauen: kam denn da von oben zwischen den Giebeln gar keine Luft hier herunter?

Schwer atmete das junge Mädchen, und ihre Einsamkeit war groß und schmerzlich. Ach, wäre sie nur gar nicht erst draußen gewesen. Dann hätte sie es hier jetzt noch eher ausgehalten. Und ihre Sehnsucht, wieder und für immer von Rahne wegzukommen, war nun heftiger als je, denn nun waren es ja keine unklaren und ungewissen Bilder ihrer Phantasie mehr, nein, nun gab es ja etwas Bestimmtes, worum sich das Sehnen ranken konnte, und all das Glück, das Garderut getrunken hatte, setzte sich zuletzt in heiße Wehmutstränen um.

Doch kein Menschenherz ist so verlassen, daß ihm nicht irgendwo die Möglichkeit gegeben wird sich auszuschütten.

Wilkens, der Redakteur, ja, der war es, der begriff wohl Garderuts Freuden und

Digitized by Google

auch ihr Leid. Ihm entfaltete sich freilich, je länger er in Krukeluhn lebte, desto mehr jener eigenartige Reiz der kleinen Stadt, der so auf das Gemüt wirkt, daß man die engen Mauern mit ihren engen Menschen zugleich liebt und haßt. Aber er war ja selber kundig in allem, was Garderut ausgekostet hatte, ihm stand nichts höher als die Kunst, weswegen er sich ja auch zum Schmerze seines Vaters mit der strengen Wissenschaft nicht hatte einigen können, und die nach allem Bedeutenden dürstende, unruhige Mädchenseele, die einen solchen Gegensatz zu der sonst auf Rahne herrschenden Sattheit und Ruhe bildete, war ihm fesselnd.

Er forschte in ihr, er ließ sich ihr Vertrauen gefallen, erwiderte es und wurde Garderuts Mackeprangs Freund. Sie konnten durch den Gang zwischen der Wohnung und dem Arbeitszimmer des Redakteurs so leicht zueinander kommen! In jener Nische tauschten sie sich aus. Dorthin brachte er ihr Bücher, die sie heimlich mit auf ihre Stube nahm, dort mußte er ihr erzählen von dem, was er über die Kunst und auch über die Künstler wußte. Dort entrollte sie ihm noch einmal die Bilder, die in Dresden an ihr vorübergegangen waren, und dadurch, daß sie ihm alles beschreiben durfte, dünkte es sie, wurde das Erlebte erst ihr fester Besitz. Sogar das Tagebuch, das sie geführt hatte, gab sie ihm zu lesen.

Garderut Mackeprang war nicht mehr so ganz jung, aber es zeigte sich an ihr, wie lange die kleine Stadt den Geist im Umreifen hält. Was ein in der großen Stadt aufgewachsenes Mädchen von achtzehn, neunzehn Jahren spielend beherrscht, daran tastete sie, die Vierundzwanzigjährige, oft hilflos herum. Freilich besaß sie die Gabe, sich nun rasch anzueignen, was ihr solange vorenthalten war, und für den Redakteur war es etwas Feines und Liebes, diesem sehnsüchtigen Geschöpf, das auch äußerlich jünger aussah, als es war, soviel Wissen zu schenken, als er nur irgend konnte.

Es gab in der Nische kurze Lehrstunden im Flüstertone: Garderut hatte nun die Hand gefunden, die den Schlüssel zu dem Dome besaß, der die Bildnisse der großen Geister umschloß, sie lauschte dem jungen Menschen mit einem geradezu seligen Ausdruck in ihrem immer etwas blassen und schmalen Antlitz, und ihre Augen sprachen zu ihm: Gib mir Kunde von dem Lande, wo mein Sehnen ewig weilt.

Kein Feuer, keine Kohle
kann brennen so heiß...

Aber wie das denn nicht anders ist und auch nicht anders werden wird: wenn zwei junge Menschenkinder auch erst ihre volle Genüge daran finden, miteinander in Ehrfurcht zu Goethe, Kleist und Hebbel aufzublicken und immer von den erhabensten Gegenständen und den tiefsten Dingen zu reden, allmählich senken sich doch ihre Blicke und ruhen dann immer länger ineinander, und in das rein geistige Wünschen, das sie zusammengeführt hat, mischt sich, anfangs ein klein wenig und immer mehr und brausender, die Sehnsucht vom einen zum andern, und die erscheint ihnen dann noch viel höher und heiliger als das erste Wünschen, das ein Band zwischen ihnen wob.

Es konnte nicht ausbleiben: der Redakteur mußte eine Neigung zu dem Wesen fassen, das sich in schon zärtlichem Scherz seine Schülerin nannte, und für Garderut verquickte sich der Lehrer, dem sie soviel Schönes verdankte, mit dem Menschen, dessen ganze bescheidene und doch kernige Art ihr von Tag zu Tag lieber wurde.

Die zarten Fäden, die doch zwei Leben so unauflöslich verknüpfen, spannen sich dicht und dichter zwischen den beiden Herzen. Aus der Freundschaft wurde wirkliche Vertrautheit, aus der Vertrautheit eine Vertraulichkeit, und es kam für sie die Stunde, die soviel Holdseliges in sich birgt, wie keine andere in einem noch so gesegneten Liebesleben — die Stunde, wo er fühlte, daß es jetzt seine Pflicht war, den Arm um das Mädchen zu legen, die Stunde, wo er diesem dringenden Gebot gehorchte, zagend und doch mit dem Empfinden, das sich nun alles erfüllte, was er je an Innigkeit geträumt hatte. Leise zog er Garderut zu sich heran, beugte sich zu ihr nieder und sprach die ewig alten, die ewig jungen Liebesworte.

Sie schloß die Augen und lehnte sich an seine Brust: „Ich bin dir längst gut, Reinhold."

Da weitete sich die enge Nische plötzlich mit Macht, da wurde die schlichte Holzbank, auf die sie, einander im ersten Kusse umschlingend, niedersanken, zu einem prächtigen Sitze aus Marmor und Gold, da wandelten sich die schlichten Blattgewächse, die man dort aufgestellt hatte, in einen Garten von lauter Blumenpracht, da wurde aus der kleinen Biene, die sich hierher verirrt hatte, eine ganze große Schar buntfiedriger, hell jauchzender Vögel, da galt den beiden der gebrochene Sonnenstrahl, der noch eben um die Ecke durch das Fenster dringen konnte, als eine Überfülle gleißenden Himmelslichtes.

Nur den Augenblick, nur die berauschende Gegenwart gab es für sie. Und wahrhaftig, sie wären ja auch keine Liebenden gewesen, wenn sie daran gedacht hätten, wie alles

Digitized by Google

gekommen war und wie das alles noch einmal werden sollte.

Wo blieb der alte Onkel Jakob mit seinem verzichtenden Spruche vom Pünktlein auf der Welle?

Garderuts Herz jauchzte: sie hielt das ganze Glück in eigenster, greifbarer Gestalt umarmt, das Glück ihrer heimlichen ersten Liebe.

Wie einst im Mai...?

Osewald Stümpemann dachte nach: Ob ihn seine erste Frau wohl eigentlich geliebt hatte? Soviel stand fest — ganz leicht war es ihm nicht geworden, Throndes Jawort zu erhalten.

Frau Mackeprang hatte tüchtig nachhelfen müssen. Dafür war er ihr dankbar.

Aber als sich Thronde dann ihm zu eigen gegeben hatte — ja, da war sie doch wohl auch innerlich sein Weib geworden.

Etwas Kühles, Herbes, oft Scheues und Abweisendes hatte sie ja zumeist an sich, nur bisweilen konnte sie sich der Zärtlichkeit weihen, dann war sie sogar leidenschaftlich. Wie blühte sie dann in ihrer Schönheit. So war sie ihm immer neu geblieben, hatte ihm immer wieder Rätsel aufgegeben und ihn dadurch immer aufs neue entzückt. Denn wirklich: seine Liebe gehörte ihr ganz. Schon von Jugend an war es sie gewesen, zu der es ihn hinzog, und sie hatte es in der Zeit ihrer Ehe gut bei ihm gehabt. Er drängte sie nicht, daß sie ihm mehr von ihrem Wesen offenbarte, als es sie selber trieb. Nur allmählich wollte er diese feine und starke Persönlichkeit vollständig gewinnen. Er glaubte ja sicher daran, daß er dazu lange, lange Zeit haben würde.

Aber dann, schon nach sieben Jahren ihres Zusammenlebens, fiel sie in wenig Tagen einer heimtückischen Krankheit zum Opfer, und alles, was der Senator von ihr hatte, das war die Erinnerung an eine Frau, die ihm noch viel, viel mehr hätte sein können und sollen, als das grausame Schicksal es bestimmte.

Thronde! Sie war ihm doch ein Geheimnis geblieben, das der Tod unlösbar machte. An ihrem Kinde konnte er es nicht erforschen, denn der kleine Karsten besaß mehr Eigenschaften von ihm als von seiner Mutter. Was für ein Mensch Thronde also im letzten Grunde gewesen war, und inwieweit sie sich mit ihrem Manne verschmolzen gefühlt hatte, darüber lag ein ewiger Schleier gebreitet.

Sie hatte sich ihm eingefügt und war doch ganz im eigenen verharrt, und so sehr ihm das in Krukeluhn durchaus geltende Wort: Mannshand haben! als unumstößliches und unantastbares Naturgesetz galt: er hatte seiner Frau doch eine ritterliche Achtung entgegengebracht, für die sie ihm, mußte er jetzt oft manchmal denken, am Ende noch dankbarer gewesen war als für seine Liebe.

Wie er seine Ehe betrachtete: sie war ganz gewiß nicht einen einzigen Tag unglücklich gewesen, aber sie hatte auch nicht ein einziges Mal jenen Gipfel der gemeinsamen Vollzufriedenheit erreicht, auf dem zwei Menschen lächelnd zueinander sprechen: „Nun wissen wir, daß wir einander alles geworden sind. Wenn wir auch heute sterben müßten, so dürften wir ruhig hingehen in dem Bewußtsein, es blieb uns nichts an Glück vorbehalten!“

Mit echter und rechter Trauer gedachte der Senator der Verstorbenen!

Zugleich aber mit dem nagenden Sehnsuchtsgefühl: er hätte noch weit mehr von ihr haben können.

Und nun drängten ihn seine Brüder zur neuen Heirat? Ja, sie hatten recht — ein Mann in seiner Stellung ohne Frau, das war nichts. Fräulein Katinka besorgte das Haus und behütete den Knaben, wie er es an sich nicht besser wünschen konnte, aber es fehlte in seinen Räumen doch an allen Ecken und Enden das eine Große: das frauliche Walten, das solch ein Heim in Schimmer taucht und jedem kleinsten Dinge Leben einhaucht.

Man beanspruchte auch, daß er seine Türen gastfrei öffnete, und er selber hatte Freude an Geselligkeit, aber ohne die Dame des Hauses kam kein richtiges Behagen auf. Die Wohnung eines Witwers hat immer etwas von Gastzimmern an sich — der Wirt kann noch so freundlich und gefällig sein, man weiß doch, daß man eben nur bedient wird, und kommt nie zu dem angenehmen Gemütlichkeitsgefühl, für ein paar Stunden wirklich ganz wie zu Hause sein zu dürfen. Diesen Zauber des völligen Einheimelns übt nur die Gattin des Gastgebers aus.

Osewalds Blut floß auch noch viel zu jung durch die Adern, als daß es nicht nach dem Spiel der Minne begehrt hätte, und das konnte ihm nur in den Armen seines angetrauten Weibes geschenkt werden; eine andere Möglichkeit, um dieses Daseins lieblichste Ergötzung zu finden, gab es für einen würdigen Krukeluhner Senator keineswegs.

Nun ja denn! Er und seine Brüder, auf deren Ansichten er bei seinem kräftig entwickelten Stümpemannschen Familiensinn großes Gewicht legte, stimmten ja ganz überein. Es war nichts dagegen einzuwenden, daß er seinem Jungen eine zweite Mutter

Digitized by Google

gab. Nur: wen? Und da wies ihn ja nun Pasche in eine Richtung, die seine Blicke auch von allein allerdings schon verfolgt hatten, zu Garderut, Throndes jüngsten Schwester, hin. Zehn Jahre waren die beiden auseinander, und ihn, den Senator, der nur sechs Jahre älter gewesen war als seine erste Frau, trennte also von dem jungen Mädchen eine beträchtliche Anzahl von Jahren, aber dieser Unterschied war immerhin noch nicht so gefährlich.

Die Krukeluhner Mädchen waren es sozusagen gewohnt, von reifen Männern geheiratet zu werden, denn die ausgewanderten Jünglinge holten sich selten eine aus ihrer Vaterstadt.

Garderut war jetzt ungefähr in demselben Alter, worin Thronde gestanden hatte, als sie sich verlobte, so würde, schien es dem Senator, dies ganze neue Leben, auf das er sich nun in Gedanken nach und nach vorbereitete, gewissermaßen eine Wiederholung des vorigen sein.

Garderuts Ähnlichkeit mit ihrer Schwester war ja geradezu erstaunlich. Wenn der Senator Throndes Brautbild anschaute: dasselbe lockige Haupt, dieselben hellen und doch fragenden Augen, dieselbe schmale, zierliche Nase, derselbe feingeschnittene Mund, dieselbe anmutige Gestalt, wie Garderut sie besaß!

So glich doch auch höchstwahrscheinlich Garderuts innerer Mensch dem der Verewigten. Dem Senator klopfte das Herz und ihm wurde beinahe beklommen zumute. Was schwebte ihm da für ein mystisches Geschehnis vor? Throndes Auferstehung in Garderut, ihre Wiederkehr in sein Haus in der Erscheinung ihrer Schwester, die Gelegenheit, alle jene Rätsel aufzuklären, womit Karstens Mutter ihm entglitten war. Und was ihm Thronde damals an Liebe noch nicht gegönnt hatte — in ihrer neuen Verkörperung konnte er es sich gewiß erringen. Die Entzückungen aber, die ihm Throndes Jugend und ihre bisweilen ausbrechende Leidenschaftlichkeit gewährt hatte, die konnten ihm, wenn er Garderut heimführte, noch einmal zuteil werden, und wieviel tiefer wollte er sie jetzt genießen.

Thronde — Garderut.

Oswald erschrak bisweilen darüber, in welchem Maße sich ihm die beiden Gestalten nun in einer Person zeigten.

Und seine Liebe?

Ja, die war ja nicht mit Thronde gestorben, sondern hatte während seines Witwertums ungeschwächt weitergelebt, also war es auch, schien ihm, eine Kleinigkeit, sie auf Garderut zu übertragen.

Das Weib, nach dem ihn verlangte, war für sein Empfinden dasselbe geblieben wie damals, als er es zuerst an die Brust schloß, und wenn auch an ihm selber seitdem zehn Jahre verrauscht waren, was tat das? Ein neuer Mai konnte und sollte ihm ersprießen, und er würde unzweifelhaft frisch und gesund genug sein, um sich in voller Jugendlichkeit daran zu erquicken.

Senator Stümpemann brauchte sich die Sache gar nicht solange zu überlegen.

Verstand und Herz sangen vor ihm das gleiche Lied, und er beschloß daher, zum andern Male auf die Freite zu gehen.

Um Garderut Mackeprang?

Ach nein, wenn man es ganz richtig nehmen will: um Thronde.

Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen —?

Man kann den guten, dicken Bierbrauer Pasche Stümpemann nicht mit Faustens Verführer in Reih und Glied stellen, und wer sich unterfinge, Frau Cäcilie, die Vorsitzende des Krukeluhner Frauenvereins, auch nur im entferntesten mit der Gestalt zu vergleichen, die in der Hexenküche so ein merkwürdiges Einmaleins aufsagt, der würde sich schöne Unannehmlichkeiten zuziehen. Aber das ist gewiß, einen Verjüngungstrunk hatten die beiden dem Senator, der schon anfing, ein bißchen behagliches Witwerfett anzusetzen, in die Adern gegossen — Pasche, weil er der festen Überzeugung war, daß ganz Rahne und am liebsten die ganze Welt mit Stümpemännern angefüllt werden müsse, Frau Cäcilie, weil für sie der Witmann auf einer Stufe stand mit dem Junggesellen. Und Junggesellen, das wußte man zur Genüge, kamen doch, auch wenn sie noch so solide Grundsätze hatten, bisweilen auf Abwege. Schon dies Verbringen der Abende im Krukeluhner Klub, wo unzweifelhaft durchaus nicht immer Geschichten von tadelloser Sittlichkeit erzählt wurden, hatte etwas Bedenkliches.

„Wo frohe Frauenhände walten,
Nur da kann sich der rechte Geist entfalten,"

lautete der Spruch, den die Frau Seminardirektor letzte Weihnacht auf Stramin gestickt und ihrem Eheliebsten unter Glas und Rahmen verliehen hatte. In solche Hände wünschte sie auch ihres Mannes Bruder.

Nun, der ging ja, wie man deutlich sah, den ihm vorgezeichneten Weg. Er war regsam, munter und steuerte ohne Zaudern auf seine kleine Schwägerin Garderut los. Die Überzeugung, die ihm von seinem Werte innewohnte, verhütete es, daß er überhaupt nur daran dachte, geschweige denn eine Furcht davor hatte, er könne abgewiesen werden.

Digitized by Google

Pasche hatte ja keinen Grund, die Sache geheimzuhalten, er sagte zu Frau Mackeprang: „Na, weißt du, Gesine, unsern Osewald, der kann dich als Schwiegermutter nun ja bald doppelt sehen."

Woraufhin denn Mutter Mackeprang sich erst vor Lachen ausschüttete, um dann nach gewohnter Weise in Rührung zu verfallen. Kale wurde gleichfalls in Osewalds Pläne eingeweiht und fand, daß seine Lieblingsschwester Gaddi in des Senators Hause bestens am Platze sein würde.

So war alles fein im Gange, und Frau Mackeprang wartete nur darauf, daß ihr Osewald seinen feierlichen Besuch ansagen sollte, damit sie ihn dann im höchsten Staat empfangen und ihn zum zweiten Male als Schwiegersohn willkommen heißen konnte. Denn ohne solche Feierlichkeit gab es in Krukeluhn selbst unter Leuten, die schon miteinander verwandt waren, keine Verlobung.

Der Senator ließ sich aber noch ein bißchen Zeit und sprach auch nicht selbst von seinen Absichten, sondern tat sie nur durch sein Verhalten kund. Es sollte ihm eine Freude sein, sich erst einmal in Garderuts Herzen recht festzusetzen.

Daher bekam das junge Mädchen, das dem Senator schon immer wohl gesonnen war, nun mancherlei kleine Aufmerksamkeiten von ihm zu spüren. Blumen, die Osewald ihr sandte, wechselten mit anderen hübschen Gaben von seiner Hand ab. Garderut nahm das alles die erste Zeit harmlos entgegen, denn sie wußte, ihr Schwager hatte immer viel für sie übrig gehabt und es nie unterlassen, sich ihr freundlich zu bezeigen.

Allmählich aber begannen ihre Mutter und die übrigen Familienmitglieder Anspielungen fallen zu lassen, die Garderuts Aufmerksamkeit und das hieß denn zugleich: ihr Erschrecken wachriefen. Jene Spenden waren nicht nur der Ausdruck einer verwandtschaftlichen Zuneigung, wie sie bis dahin dachte, sondern sie waren in einem ganz anderen, sehr ernsten Sinne gemeint?

Da sah Garderut plötzlich, welch eine furchtbare Gefahr ihrer heimlichen Liebe zu Reinhold Wilkens drohte, da kam der Gedanke: was soll aus uns beiden werden? jählings in ihr empor, und sie wußte nicht aus noch ein.

Immer mehr offenbarte ihr Osewald, was er mit ihr vorhatte. Kein Zusammensein in der Familie oder in anderen Häusern, wobei sie nicht seine Dame war, keine Blicke ringsherum, kein Geflüster und Getuschel ihrer Freundinnen, wodurch ihr nicht gesagt worden wäre, sie sollte die beneidenswerte Nachfolgerin ihrer Schwester werden.

Noch bezwang sie sich vor Reinhold und verriet ihm nichts von dem Gewitter, das über sie beide heraufzog. Noch ließ sie sich, wenn sie bei ihm in der Nische war, geschlossenen Auges von seinen heißen Worten, von seinen heißen Küssen einlullen, schon aber hatte sie ein böses Gewissen. Mußte sie ihm nicht alles mitteilen? Mußte sie es dann nicht ihm überlassen, so zu handeln, daß Donner und Blitz, die bald herniederfahren würden, ihnen nichts anhaben konnten? Daß sie wahr machten, was sie sich geschworen hatten: miteinander verbunden zu bleiben?

Aber sie brachte es nicht übers Herz, offen mit ihm zu reden, denn es konnte kommen, wie es wollte — dem bunten Schmetterling ihrer Liebe war dann doch für alle Zeit der Staub von den Flügeln gestreift.

Wenn erst die Welt erfuhr, wie es um sie stand, so war sie allen bösen Zungen ausgeliefert, und die würden nicht verfehlen, ihr das Leben sauer zu machen, denn eine Krukeluhner Patriziertochter und ein hergelaufener Redakteur? So was war nach dem in diesen Mauern geltenden Sittengesetzbuche ebenso unerlaubt wie unmöglich!

Vor allem fürchtete Garderut die Mutter. Die hatte damals, als Thronde sich erst gegen die Verlobung mit Osewald sträubte — ihr guter Vater lebte schon nicht mehr —, ungeheuer kurzen Prozeß gemacht und einfach befohlen: „Heute abend steht die Verlobung in der Zeitung. Kale, setz' das mal ein bißchen auf. Und dann laß einen schönen Rosenkranz herumdrucken."

Die Mutter würde sich auch, davon war Garderut überzeugt, nicht einen Augenblick besinnen, diesen Befehl zu wiederholen. Wo gab es eine Macht, die dieser Frau gewachsen war?

Die Tränen rannen dem jungen Mädchen in der Einsamkeit auf ihrem Stübchen reichlich über die Wangen, und ihr Anschmiegen an Reinhold gewann etwas sehr Scheues. Ihr war, als täte sie unrecht, daß sie noch mit ihm zusammentraf, sie schalt sich, weil sie es so weit zwischen ihnen beiden hatte kommen lassen, sie begriff kaum, daß sie gar nicht an die Zukunft gedacht hatte. So kam sie nur noch selten in die Nische und konnte es dann doch nicht ertragen, wenn er ihr Kälte vorwarf und traurig zu ihr hinblickte: „Ist es schon zu Ende? Hast du mich schon nicht mehr lieb?"

Zitternd warf sie die Arme um seinen Nacken und küßte ihn beinahe wild. Das war eine Antwort, an deren Aufrichtigkeit er nicht zweifeln konnte, um so weniger aber

Digitized by Google

verstand er es, warum sie immer häufiger das Zusammenkommen mit ihm vermied.

Und dann brach die schwerste Stunde an, die Garderut bisher in ihrem Leben durchgemacht hatte.

Es war auf dem Fastnachtsball der Honoratioren in Freunds Hotel.

Trotz der Vermummung, die man trug, kannte einer den andern ja ganz genau.

Garderut Mackeprang trug ein blaues Kleid mit Bauschen und Puffen und hatte ihre Locken unter einer Haube verborgen.

Dem Herrn Senator Stümpemann sah der flotte Schnurrbart unter der schwarzseidenen Halbmaske hervor. Er war stattlich anzuschauen. Ein kurzes Mäntelchen von starrer Seide hing ihm über die Schultern. Den Degen wußte er durch Druck auf den Griff flott nach hinten zu schwingen. Die grauen Strumpfhosen saßen ihm gut, die Mütze mit der wallenden Feder trug er keck auf dem Haupte.

Er war aufgeräumt, machte von mancherlei Maskenfreiheit der holden Weiblichkeit gegenüber viel Gebrauch, hatte es aber besonders auf seine Schwägerin abgesehen, die freilich am liebsten den ganzen Abend mit dem in eine Gelehrtenschaube gehüllten Redakteur in irgendeiner Saalecke verbracht haben würde. Das ging nun nicht an. Sie konnte mit ihrem Geliebten nur hin und wieder ein paar flüchtige Worte wechseln.

Der Senator nahm sie zu Gesine Mackeprangs größter Genugtuung sehr in Beschlag — sich ihm zu entziehen war unmöglich, und als die Geister des Weines ihm dann immer mehr die Hemmungen lösten, da schien es ihm plötzlich, es sei noch nicht das Schlechteste, in so fröhlicher Stimmung seinen Antrag vorzubringen.

Hatte er doch auch bei Thronde die entschiedene Annäherung getan, als sie auf einem Feste zusammen waren.

Also spielte er den kühnen Ritter, schwenkte das Barett und verbeugte sich, indem er Garderut gleichzeitig den Arm hinhielt: „Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen?"

Dann führte er sie hin, wo sie ein Glas Champagner erhielt, lustwandelte mit ihr, scherzte so fröhlich, daß sie nach und nach etwas davon angesteckt wurde, so traurig sie immer war, wenn die schwarze Schaube vor ihren Augen auftauchte. Zuletzt wußte der Senator sie mit der Schlauheit des Freiersmannes, fast ohne daß sie dessen gewahr wurde, in ein Nebengemach zu leiten, wo gerade niemand war und wohin die Tanzmusik nur gedämpft drang.

Dort an einem abseits und vom Licht entfernt stehenden Tische ließ er sich mit ihr nieder. Sie bekam Angst, aber ein Entrinnen gab es nicht.

Er nahm die Maske ab und schaute sie so recht lieb und gut an, daß sie ihm unmöglich böse sein konnte. Dann, nach ein paar gleichgültigen Worten, kam er rasch und unbedenklich mit seiner Werbung: „Kleine Garderut, du hast es ja gewiß schon selbst lange gefühlt: ich möchte dir mehr sein als nur dein Schwager. Willst du Throndes Platz bei mir einnehmen? Ja? Willst du das, kleine Garderut?"

„Ach, Oswald, gefühlt? Ja. Aber jetzt kommt das doch so auf einmal, und hier ... ich kann es noch nicht sagen ... bitte, bitte, laß mir noch Zeit."

„Selbstverständlich, kleine Garderut! Sieh, heute ist Montag, nicht wahr? Du sollst die ganze Woche zum Überlegen haben. Ich will erst nächsten Sonntag meinen feierlichen Besuch bei euch machen. Ist's so recht?"

Garderut atmete auf: „Ja, danke."

„Aber zum Zeichen, daß ich hoffen darf," und er sah sie mit siegesgewissem Lächeln an, „gibst du mir jetzt schon einen andern Kuß, als ihn mir meine kleine Schwägerin sonst manchmal gegeben hat."

Garderut lehnte sich weit in ihrem Stuhl zurück: „Bitte, nicht, Oswald! Hier, wo jeden Augenblick jemand kommen kann ..."

Er schaute nach der Tür und sagte dann höflich: „Du hast recht. Verzeih. Nur: sag' es mir dann wenigstens, kleine Garderut, daß meine Frage dir nicht unangenehm ist, wenn sie dich auch trotz allem ein bißchen überrascht hat. Bist du mir gut, mein Kind?"

Sein Ton hatte etwas Väterliches. Sie antwortete mit gedrückter Stimme: „Ja, warum das nicht? Du hast mir ja nie etwas Böses getan. Laß mich jetzt, Oswald!"

Er gab ihrem Flehen nach: „Gewiß. Ich will nicht weiter in dich dringen. Ich verstehe dich schon, mein Mädchen. Komm! Es ist dir lieber, wir gehen unter Menschen, nicht wahr?"

„Ja."

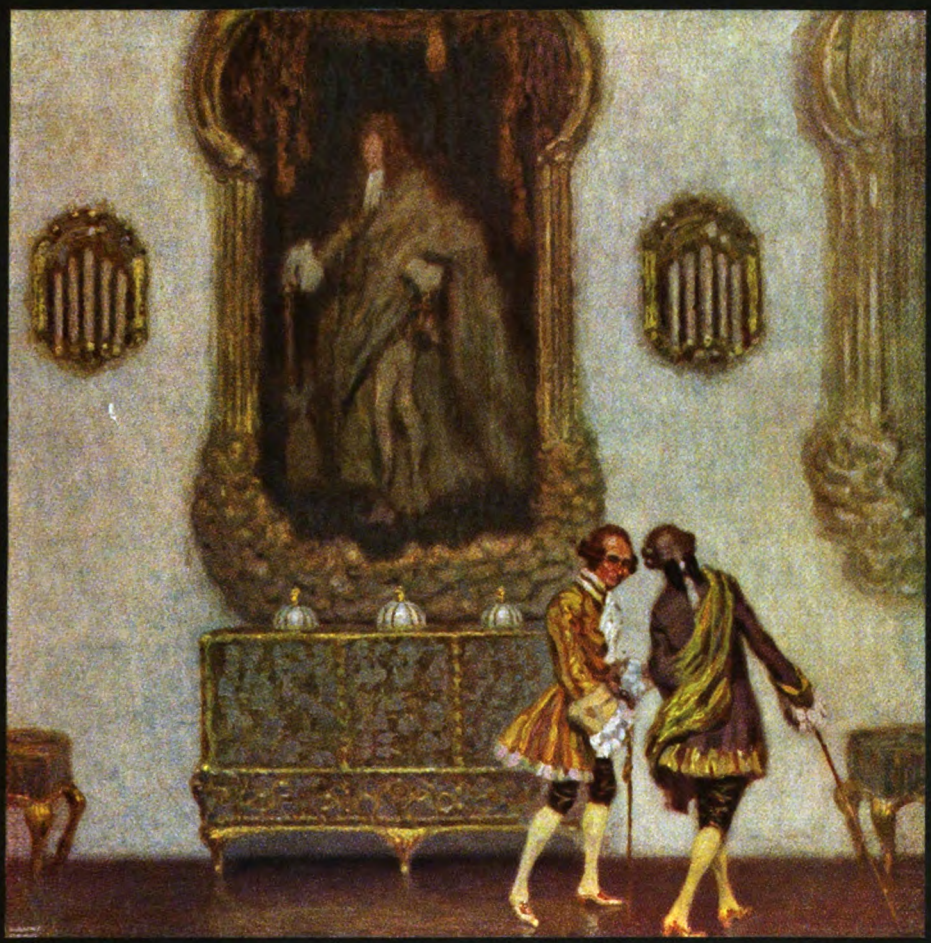
„Los denn! Wir wollen tanzen!"

Sie tanzten. Garderut betäubte sich im Herumwirbeln, aber soviel ihr auch durch das schnelle Bewegen vor den Blicken schwand, die schwarze Schaube erkannte sie jedesmal ganz deutlich, wenn sie vorüberkam, und ihr schien, als gingen von der dunklen Tracht schwarze Fittiche aus, die sich um alle die strahlenden Lampen legten. — Garderut Mackeprang tanzte wie durch lauter Nacht hindurch.

Hilf, Onkel Jakob!

Die Zweige in Jakob Eenbooms Obstgarten trugen wieder weißen Schmuck, aber

Digitized by Google



Die Kavaliere der Marquise

Gemälde von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Digitized by Google

diesmal war es kein Blütenschnee, der sie belastete, sondern der Glanz setzte sich aus den tausenden und aber tausenden Flockenkristallen zusammen, die vom Himmel herabgeschwebt waren. Auf dem Hofe fegte Rahmkirch einen breiten Weg vom Tor zur Haustür. Als er seine Arbeit halb beendet hatte, machte er erst einmal halt und blieb, auf seinen Besen gestützt, nachdenklich stehen.

Jakob Eenboom kam aus der Scheune.

„Nun? Rahmkirch? Soviel zu überlegen?"

„Ja, Herr, mir fällt das so ein: Damals, als ich hierher kam, da war es auch meine erste Arbeit, daß ich den Hof fegte. Weiß der Herr noch? Ich war so der richtige Bettelstromer, der alles andere wollte, bloß keine Arbeit. Aber der Herr kriegte mich heran: Erst fegen, dann essen. Und als ich die erste Nacht hier geschlafen hatte, da hatte der Herr am andern Morgen wieder was für mich zu tun, und so bin ich denn überhaupt hier geblieben und ein Mensch geworden, der nicht mehr vor dem Gendarm auszureißen braucht. Ich muß oft denken: Ich bin unserm Herrn sein Findelkind."

Jakob Eenboom lachte still vor sich hin und ging ins Haus. Rahmkirch, das Findelkind, aber schaffte mit mächtigen, halbkreisrunden Strichen weiter Bahn durch den Schnee.

Kule und Wix, die sich ja so unendlich gern nützlich machten, halfen ihm nach Kräften dabei, indem sie mit den Hinterpfoten auf der Erde herumkratzten, was sie nur konnten. Das hatte nun freilich für die herzustellende Gangbahn nicht viel zu bedeuten, aber es wurde doch der schöne Erfolg erzielt, daß die Hausfenster voll Sand flogen. Kule und Wix waren mit ihrer Tätigkeit sehr zufrieden, aber gibt es wohl noch Dankbarkeit und Anerkennung auf der Welt? Nein! Rahmkirch versetzte ihnen ein paar mit dem Besen, sie schauten einander wehmütig an und verzogen sich in eine besenfreie Gegend des Hofes.

Da lag ein alter Sack, woran sie nun nach Herzenslust herumzerrten. Das durften sie sich gestatten, denn der Sack war ihr ureigenstes Eigentum. Sie hatten ihn nämlich vorigen Herbst einem Jungen abgejagt, der über die Mauer gestiegen war, um Onkel Eenbooms Bäume etwas von ihrer Äpfel- und Birnenlast zu erleichtern. Wenn der an Glannbeck dachte, so rieb er sich noch in schmerzlicher Erinnerung an die beiden treuen Wächter seine Waden.

Das Hoftor tat sich auf. Garderut Maceprang erschien. Kule und Wix erfüllten ihre Pflicht als lebhafter Begrüßungsausschuß, aber sie fanden mit ihren drolligen Sätzen heute wenig Anklang bei dem jungen Mädchen.

Rahmkirch wies aufs Haus: „Der Herr ist da drinnen."

„Nun, mein klein Deern? Siehst ja'n bißchen blassing aus. Was ist denn mit dir?"

„Steh mir bei, Onkel Jakob!"

Garderut hatte sich gesetzt, die Arme auf den Tisch gelegt und das Haupt darauf gestützt. Sie weinte, daß ihr ganzer Körper zitterte.

Onkel Eenbom stand einige Schritte weit von ihr. Er fragte sie jetzt nicht, denn er wußte wohl: die wehlösende Wirkung der Tränen darf nicht unterbrochen werden.

Erst als Garderut ruhiger geworden war und die Stirn wieder hob, da trat er näher und legte ihr die Hand auf die Schulter: „Laß dir Zeit, kleine Gaddi. Ich erfahre schon alles, und wenn ich kann — du weißt ja, ich helfe nicht mehr als gern."

Sie schaute mit trostlosem Blick zu ihm empor: „Onkel Jakob, ich soll Osewalds Frau werden."

„Hm, hm," sagte der Alte, „ist es so weit? Ich habe schon so was läuten hören."

„Ja, Onkel Jakob. Sonntag will er kommen und seinen Antrag machen, und Montag abend soll es im Blatt stehen. Osewalds Frau."

„Nun, und? Magst du ihn denn gar nicht leiden?"

„Das will ich nicht sagen. Er ist lieb und nett, und Thronde hat auch nie über ihn geklagt. Aber lieben, Onkel Jakob, lieben — nein, das kann ich ihn nicht!"

„Dann sag' ihm das doch. Er wird so vernünftig und gerecht sein, dich nicht zu quälen."

„Was nützte mir das? Mutter will es ja nun einmal, daß ich ihn nehme."

„So, so. Ja, dann wirst du dich allerdings schwer wehren können. Ich kenne meine Schwester Gesine."

„Ohne Liebe heiraten, Onkel Jakob, das darf man doch nicht, wie?"

„Eigentlich nicht, mein Kind. Es tut ja freilich so manche ohne die richtige, glühende Liebe und wird doch noch eine ganz glückliche Frau."

„Ja, wer die richtige, glühende Liebe gar nicht kennt. Aber ich, Onkel Jakob!"

„Da steckt es also?"

Garderut nickte.

„Aber dann hast du doch erst recht allen Grund, es Osewald zu sagen und auch deiner Mutter," meinte Onkel Jakob. „Dann muß es ja doch jeder halbwegs Verständige einsehen, daß du nicht Frau Senator Stümpe-

Digitized by Google

mann werden kannst. Wer hat dir denn dein liebes Herz geraubt, mein Deern?"

Sie zauderte erst. Dann antwortete sie stockend: „Das ist es ja. Mutter würde es nie zugeben."

„Nun, wer ist es denn?"

„Unser Redakteur."

„O," sagte Onkel Jakob schier erschrocken, „ja, das ist allerdings eine schlimme Geschichte. Eine vom Krukeluhner Uradel und dann so ein junger Mensch, der weiter nichts ist und wohl auch nicht viel hat — Kind, ich versteh' es schon, daß du deiner Mutter das nicht zu offenbaren wagst. Oder weiß sie es?"

„Bis jetzt noch nicht. Aber sie muß es doch wissen. Ich kann doch Reinhold nicht so einfach verlassen. Ich muß tun, was in meinen Kräften steht. Ja," fuhr sie dann fort und ließ die Arme schlaff herabsinken, „was steht denn aber in meinen Kräften? Ich sehe nichts, Onkel Jakob."

Sie blickte ihn so flehend an, daß dem alten Mann die Tränen in die Augen traten.

„Wenn du mir helfen könntest, Onkel Jakob. Ich habe Reinhold so lieb, und er mich!" Es kam etwas Wildes über sie. „Ich geh' ins Wasser, wenn sie mich zwingen!"

Da entgegnete Onkel Jakob sehr ernst: „Nein, mein Kind, das tust du nicht. Denn dann könnte ich nicht mehr so freundlich an dich denken wie jetzt. — Soll ich mit deiner Mutter sprechen?"

„Wenn du das möchtest, ich wäre dir so dankbar! Ich selber habe nicht den Mut dazu."

„Wenn nun aber der junge Mann sich ein Herz faßte und deiner Mutter alles sagte?"

„Reinhold weiß noch nicht, wie es steht. Ich weiche ihm aus, wo ich nur kann. Ich weiß ja gar nicht, was ich anfangen soll. Wenn er zu Mutter käme, das würde schrecklich. Das kannst du dir doch denken, Onkel Jakob."

„Ja, Kind. Das kann ich freilich. Sie muß wenigstens erst vorbereitet werden."

„Ja, bitte, bitte: hilf, Onkel Jakob!"

Mutterhand, kannst du so hart sein?

„Meine gute Gesine," fing Onkel Jakob an, nachdem er in dem geschnitzten Eichenstuhl neben Frau Mackeprangs Nähtisch Platz genommen hatte, „ich höre, du hast Verlobungspläne mit Gaddi?"

„Ja, denk mal an, Jakob. Trinkst du noch eine Tasse Kaffee? Versuch' mal diese Kringel. Die sind vom Bäcker Tystrow. Ich kann den alten Kerl sonst nicht ausstehen, aber was er backt, das ist butterig und kroß. — Ja, denk' mal: Oswald will sie heiraten. Sie soll ihm Thronde ersetzen. Rührend find' ich das!"

„Und Gaddi?"

„Was denn?"

„Ja, ich meine: wie stellst du dir vor, daß Gaddi zu der Sache gestimmt ist?"

„O, was soll die denn anders? Die kann sich doch man einfach freuen."

„Wenn du dich nun aber täuschtest und Garderut gar nicht so froh zu der Verlobung wäre?"

„Dann sollte sie sich was schämen! Frau Senator Stümpemann zu werden — nenn' mir mal eine, die da nicht mit beiden Händen zugriff."

„Ja, gewiß. Es ist ja auch eine Ehre."

„Will ich meinen! Nein, da mach' dir keine Sorgen. Mit Gaddi ist alles in Ordnung. Ihm Thronde ersetzen, Jakob! Ist das nicht wirklich, daß man darüber weinen könnte, so schön wie er das gesagt hat? Ach Gott." Sie holte ihr Taschentuch hervor und tupfte sich die Augen.

„Alles ganz gut, liebe Schwester," damit gab sich Onkel Jakob einen Ruck und schob die Tasse ziemlich weit von sich auf den Tisch. „Ich bin nun aber darüber unterrichtet, daß du tatsächlich mit deiner Meinung nicht das Rechte triffst. Unsere kleine Gaddi möchte lieber was anderes werden als gerade Frau Senator Stümpemann."

Gesine schaute ihn groß an: „Nanu? Das ist ja das erste, was ich höre. Sie hat eine Liebe?"

Onkel Jakob zögerte ein paar Sekunden, dann antwortete er bestimmt: „Ja, das hat sie."

„Hinter meinem Rücken? Na, da soll denn doch aber auch ... Die will ich mir doch mal ..."

Sie wollte aufstehen. Jakob Eenboom aber hob die Hand: „Ich bitte dich, Gesine, bleib sitzen. Laß dir erst alles erzählen und vor allem: sei nicht hart gegen Gaddi. Ihr Gemüt ist wund genug."

„Eine heimliche Liebe? O Gott ja, das sind so diese neue Zeiten! Das kommt davon, daß sie in Dresden gewesen ist!"

„Nun, heimliche Lieben haben wir früher auch gehabt, meine gute Gesine, als noch kein Mensch daran dachte, daß er von Krukeluhn jemals nach Dresden reisen könnte. Soviel ich weiß, hättest du dich auch lieber mit deinem Apotheker trauen lassen als mit Pawel Mackeprang."

Ärgerlich schüttelte Gesine den Kopf, daß die Haube wackelte: „Ach, laß doch diese alten Geschichten. Das war ganz was anderes."

„Ja, was wir selber getan haben, das ist dann immer ganz was anderes."

Digitized by Google

„Und ich hab' den Apotheker doch nicht genommen, ich bin unsern Eltern gehorsam gewesen. So gehört sich das, und so soll es bei meinen Töchtern auch sein. Verlaß dich drauf."

„Du willst also gar keine Rücksicht darauf nehmen, daß Gaddis Herz anderswo ist als bei Osewald?"

„Mal sehen. Wenn es ein ordentlicher Mensch ist —"

„Ich glaube nicht, daß unsere Gaddi jemand lieben haben könnte, der es nicht verdiente."

„Weißt du denn, mit wem sie es hält? Es ist ja freilich eine Schande, daß ich als Mutter so fragen muß. Ich als Mutter ahnungslos bei solchen Geschichten! Das hat man davon, wenn man immer so gut ist zu seinen Kindern. Man kann sich abmühen und sorgen und ihnen alles so machen, wie sie es nur haben wollen. Undank ist nun einmal der Welt Lohn."

Sie schnob vernehmlich ins Tuch. Dann wurde sie heftig: „Nun sag' es doch endlich! Wie heißt er denn?"

„Wilkens."

„Wilkens? Was für'n Wilkens?"

„Reinhold Wilkens. Euer Redakteur."

Gesine Mackeprang richtete sich steil empor und saß da wie eine Säule von Stein. Ihr Mund blieb vor Schreck offen stehen, ihre Augen sahen ganz starr auf ihren Bruder hin. Es dauerte lange, bis sie die Sprache wiederfand: „Jakob, was du mir da sagst — du bist ja wohl nicht recht bei Trost!"

„Na, lieber Himmel, Gesine," Onkel Jakobs Ton war sehr unwillig, „nun faß dich nur ein bißchen. So was Fürchterliches ist das denn doch nicht. Herr Wilkens ist ein Mensch, gebildeter als wir alle, und er hat auf mich, wenn ich ihn mal gesehen habe, den allerbesten Eindruck gemacht. Höflich und bescheiden. Und seine Familie, worauf du ja immer soviel gibst, ist doch lange nicht die schlechteste. Er sagte mir mal, sein Vater spielt in einer großen Musikkapelle mit, und seine Mutter ist, wie ich gehört habe, sogar eine berühmte Klavierspielerin."

Es lag die ganze Krukeluhner Patrizierverachtung gegen alles, was mit der Kunst zu tun hat, in der Art, wie Gesine Mackeprang, indem sie halb die Augen schloß, den Kopf schief zurückbog und die Mundwinkel herabzog, das eine Wort wiederholte: „Klavierspielerin!"

„Ja, gute Gesine, es gibt auch Frauen, die ihr Brot selbst verdienen. Sogar mit der Kunst."

Da hatte Onkel Jakob in seinem Zorn über den Krukeluhner Hochmut einen Fehler begangen. Sehr scharf fragte ihn seine Schwester: „Arbeite ich vielleicht nicht? Meinst du, daß ich was Besseres tun könnte, als für unser Haus zu sorgen?"

Jakob beschwichtigte sie schnell: „Nein, Gesine. Du füllst deinen Platz aufs beste aus. Nur finde ich, du solltest nicht auf andere herabblicken, weil sie sich ihr Leben nicht so einrichten, wie wir es hier nun einmal gewohnt sind."

„Was gehen mich die Leute da draußen überhaupt an? Gar nichts. Und das mit Gaddi und mit diesem Wilkens —" sie sann nach und plötzlich ging ihr ein Licht auf: „Ach so! Darum hat sie sich immer die ausländischen Zeitungen aus der Redaktion geholt! So betrügt man seine Mutter! Das ist bitter für mich arme Frau!"

„Liebe Schwester, viel weiß ich alter Junggeselle nicht von der Liebe, aber das ist mir doch klar, ohne kleine Listen geht es nicht dabei ab, wenn zwei sich gut sind. Die schließen die ganze übrige Welt von sich aus. Das solltest du also deinem Kinde nicht übelnehmen. Es fragt sich nur, wie du dich im ganzen zu Gaddis Neigung stellst."

Frau Mackeprang machte ein mürrisches Gesicht und ihre Augen gewannen einen kalten, bösen Schein: „Mich stellen? Das fragst du noch? Osewald und dann der Redakteur? Lies nur Montag abend die Zeitung, dann wirst du schon sehen, wie ich mich stelle."

„Sei milde zu unserer kleinen Gaddi, Gesine. Hör' auf mich! Überleg' es dir, ob du dein Kind nicht unglücklich machst und ob du nicht doch lieber nachgeben willst wenn die beiden jungen Menschen dich um deinen Segen bitten."

„Segen? Ja, die sollen einen schönen Segen von mir kriegen!"

„Es steckt viel Unbarmherzigkeit in dir, liebe Schwester."

„Ach was. Du wirst ja alt, Jakob. Komm doch zur Vernunft. Sag' doch selber: wie kann ich denn Osewald wohl wegschicken, wenn er seinen Antrag um Gaddi macht? Ich mache mich ja lächerlich, wenn ich ihm dann sagen wollte: Ja, lieber Osewald, du mußt vielmals entschuldigen, aber meine Tochter will lieber unsern Redakteur heiraten.'" Sie lachte schrill auf. „Nein! Was 'ne Idee! Unsern Redakteur!"—

Man kann nicht behaupten, daß Onkel Jakob mit hoffnungsfreudiger Seele zur Stadt gepilgert war, aber je länger das Gespräch sich hinzog, desto mehr erkannte er, daß er mit seinen Worten eher eine dicke

Digitized by Google

Wand von Mauersteinen hätte bewegen können, als das Herz seiner Schwester. Nie würde sie ihre Einwilligung dazu geben, daß Garderut ihrer Liebe folgte, nie würde sie es dulden, daß Garderut sich weigerte, Oswald die verstorbene Thronde zu ersetzen. Das wiederholte sie immer, und dabei blieb es.

„Montag steht es im Blatt."

Alles was ihr Bruder von ihr schließlich erreichte, war ein halbes Versprechen: sie wollte es Garderut nicht gar zu unsanft büßen lassen, daß sie solche Heimlichkeit getrieben hatte.

Betrübt wanderte Onkel Jakob zum Glannbecker Tor hinaus.

In Mackeprangs Hause nahm die Sache den Lauf nach Gesines unbeugsamem Willen. Sie erschien in der Redaktion, wo Herr Wilkens gerade einen schönen Aufsatz über den Ausgleich der sozialen Gegensätze schrieb.

„Sagen Sie mal, Herr Wilkens," begann sie, „glauben Sie eigentlich, daß mein Sohn die fünfhundert Taler Gehalt, die er Ihnen bezahlt, nur so wegwerfen kann?"

„Das versteh' ich nicht, Frau Mackeprang."

„Haben Sie hier nichts anderes zu tun, als jungen Mädchen Grabben in den Kopf zu setzen?"

„Sie meinen . . .?"

„Unterstehen Sie sich noch ein einziges Mal, meine Tochter anzureden, dann kriegen Sie es mit mir zu tun! Das ist ja unerhört mit euch beiden! Aber ich will euch! Mal hatten wir einen Redakteur, der hat meine Köchin geheiratet. Da hab' ich nichts dagegen gehabt. Aber meine Tochter, Herr Wilkens, das merken Sie sich: die ist nicht für'n Angestellten zu haben!"

Sie knallte die Tür hinter sich zu. Nach zwei Minuten war sie in der Stube, wo Garderut voller Ängsten saß. Was würde wohl Onkel Jakobs Fürsprache nützen? Ein einziger Blick auf die eintretende Mutter belehrte sie: nichts hatte er für seine kleine Gaddi tun können. Frau Mackeprang sagte: „Ich will ganz gut zu dir sein, siehst du! Wir machen alle mal unsere Fehler. Aber das sag' ich dir in allem Ernst: von dieser Stunde an ist es mit dir und dem da hinten aus. Sonst kannst du was erleben, mein Deern. Glaube man nicht, daß ich mir auf der Nase herumspielen lasse. Und nimm dich in acht, daß Oswald irgend was erfährt. Es macht immer einen schlechten Eindruck, wenn sich ein junges Mädchen mit jemand abgegeben hat, der nicht zu ihr paßt."

„Mutter, ich bitte dich so viele, viele Male —"

„Zu reden ist da weiter nichts. Sei froh, daß du so davon kommst. Damit basta!"

So war die Scheidewand zwischen den beiden Herzen aufgerichtet, aber bei aller Angst, die Garderut vor ihrer Mutter hatte: ein einziges Mal mußte sie die Schranke noch übersteigen, Reinhold mußte doch wissen, wie alles gekommen war.

Als er einmal über den Hof in das kleine Maschinenhaus hineinging, winkte sie ihm von ihrem Fenster aus zu. Mit tödlichem Bangen schlich sie sich dann in die Nische, wo sie so glückselige Augenblicke erlebt hatte. Reinhold kam.

„Ich soll mich verloben, Reinhold."

„Wehre dich! Bleibe bei mir, Garderut! Oder komm mit mir! Ich bringe dich zu meiner Mutter. Die versteht alles."

Garderut schüttelte das Haupt: „So etwas kann ich nicht, Reinhold."

Er mochte noch so sehr in sie dringen, sie solle wider alle Fährnisse, die ihrer Liebe drohten, standhalten — er mochte ihr die Zukunft, fern von Krukeluhn, noch so köstlich ausmalen: das Krukeluhner Mädchen konnte wohl eine wahre und tiefe Neigung empfinden, aber zum eigentlichen Kämpfen dafür oder gar zu einer raschen Entscheidung besaß es nicht Stärke genug.

„Ich wag' es nicht, Reinhold!"

„Dann hast du mich auch niemals wirklich lieb gehabt."

Schwer sank Garderut unter diesem Vorwurf zusammen: „Doch, Reinhold, und vergessen werde ich dich nie, aber gegen Mutter und die andern alle — ich kann unmöglich gegen sie angehen."

„Leb' wohl!" —

Kale war inzwischen von seiner Mutter darüber unterrichtet worden, wie schlecht sich sein Redakteur benommen hatte. Garderut etwas in den Kopf zu setzen — unglaublich! Kale tat es leid, daß die Mutter so gar nichts von der Liebe seiner jüngsten Schwester wissen wollte. Ihm wäre es durchaus nicht welterschütternd vorgekommen, wenn Garderut den Redakteur heiratete. Er selber hatte es durchgesetzt, daß er ein einfaches Mädchen heimführte. Er hatte sich auch, obgleich er der Gebieter des Geschäftes war, außerhalb seines Vaterhauses eine gemütliche, kleine Wohnung genommen, um seiner Mutter möglichst wenig zu begegnen. Ja, aber er war auch immerhin ein Mann, und die Söhne genossen selbst in Krukeluhn wenigstens einige Freiheit des Handelns und Wählens. Doch über die Töchter herrschte das uneingeschränkte Elternrecht, und im Mackeprangschen Hause war sogar immer das Mutterrecht maßgebend gewesen, denn

Digitized by Google

Pawel Mackeprang, Gesines Mann, hatte zu den feinen Naturen gehört, die sich leicht unterdrücken lassen.

Kale wußte Bescheid — wenn Mutter nicht wollte, kriegte Garderut ihre Liebe nie. Den Mackeprangschen Töchtern ging es nicht anders als den weiblichen Sprößlingen, die aus fürstlichen Wiegen stammen. Sie heirateten nicht, sondern sie wurden verheiratet.

Das hatte Thronde erfahren, das hatte auch Ellina in gewisser Weise durchgemacht. Der Postinspektor, den sie kennen lernte, als sie bei einer Freundin in Schwerin zu Besuch weilte, war begütert und von Adel. Da hatte es denn für Gesine Mackeprang keinen Zweifel gegeben, daß Ellina seinem Antrag gehorchen mußte. Zum Glück brauchte diese dabei ihr eigenes Herz nicht zu etwas ihm Unlieben zu zwingen. Aber Garderut?

‚Arme kleine Deern', dachte der gute Kale. ‚Helfen kann dir keiner.'

Reinhold Wilkens kam zu seinem Brotherrn: „Wenn es sein kann, Herr Mackeprang — ich möchte um meine Entlassung bitten, sobald als möglich."

„Das ist ja schade, Herr Wilkens. Sie haben unser Blatt so nett in Schwung gebracht. Und daß Sie soviel aus der Rahner Geschichte abdrucken, das gefällt hier sehr. Und für den Roman haben Sie eine feine Nase. Die Frauen sind jeden Abend wie toll danach. Und nun wollen Sie uns verlassen?"

„Ich bitte, Herr Mackeprang. Sie können sich wohl denken, warum. Ich halte es in Krukeluhn nicht mehr aus. Ich möchte am liebsten morgen fort."

„Geht es Ihnen denn so nahe mit meiner Schwester?"

Wilkens antwortete nicht, Er beugte nur den Kopf tief herab. Kale gab ihm die Hand: „Denn hilft das ja nichts, Herr Wilkens. Da müssen wir Lehrer Grünberg bitten, ob er einspringen und die Redaktion so lange führen will, bis ich einen Nachfolger für Sie habe. Aber wo wollen Sie hin?"

„Ich finde schon einen Platz."

„Na, denn will ich Ihnen wenigstens ein Vierteljahrsgehalt auszahlen, damit Sie nicht in Verlegenheit kommen."

„Danke, Herr Mackeprang."

Herr Grünberg, ein alter Lehrer außer Diensten, der immer auf den Redaktionssessel stieg, wenn der richtige Leiter des Rahner Hausfreundes krank oder auf Urlaub war, kam, und Reinhold Wilkens packte sein Köfferchen und verließ Krukeluhn, ohne Garderut noch einmal gesprochen oder auch nur gesehen zu haben.

Der Herr Senator Dr. Stümpemann machte seine feierliche Aufwartung bei Frau Gesine Mackeprang und bekam, von dieser sehr eifrig, von Garderut sehr zaghaft, das erwünschte Jawort, und Montag abend stand, wie Frau Mackeprang es vorauszesagt hatte, die Verlobungsanzeige im Blatt.

Eine schöne Rosenranke war herumgedruckt.

Alte Briefe, welke Blätter —
Wie so grün und lebensfrisch!

Die Brautzeit sollte nicht lange dauern. Warum auch? Von Throndes Aussteuer war ja noch das meiste da und für Garderut sehr gut brauchbar.

Garderut war eine blasse, aber auch eine gefügige Braut, und da Osewald sich nie unzart gegen sie benahm, so war ihr das Dasein denn auch nicht unerträglich. Es wußte ja niemand, wie vertraut sie mit Reinhold gewesen war. Auch die Mutter konnte es sich nicht vorstellen, daß es zwischen den beiden zu Zärtlichkeiten gekommen war. So weit warf sich ihre Tochter doch wohl nicht weg, wenn sie denn auch eine törichte Schwärmerei für den blonden Jüngling gehabt hatte.

Zu Osewald, dem natürlich der jähe Abschied des Redakteurs aufgefallen war, sickerte zwar etwas von dem durch, was sich ereignet hatte, aber da der verständige und zum Guten redende Kale ihn aufklärte, so vernahm er kein Wort, was ihn hätte beunruhigen können. Er nahm Kenntnis von der Sache, wie von einem belanglosen Aktenstück, das man durchsieht und in den Schrank legt. Erledigt für ewige Zeiten.

Auch Garderut gegenüber erwähnte er nichts. Es ging tatsächlich nicht an, daß er, der Senator Stümpemann, sich auch nur dem geringsten Verdacht einer eifersüchtigen Regung auf einen Redakteur aussetzte.

Der Mensch war ja nun weg, das genügte, und wenn der kleine Lockenkopf da ein bißchen zu warm gefühlt hatte, so war das gar nicht übel, denn es zeugte von Temperament. Und darauf freute sich Herr Senator Stümpemann.

Der Brautstand war sehr ehrbar, beinahe kühl zu nennen. Dann und wann ein Kuß, damit gab sich Osewald schon zufrieden.

Garderut hatte erst davor zurückgeschaudert, wenn sich seine Lippen ihrem Munde näherten, aber nach und nach gewöhnte sie sich daran und verweigerte ihm seine Bräutigamsrechte nicht.

Sie verbrachte ihre Zeit still und arbeitsam, und ihre Mutter lobte sie: „Hab' ich mir gleich gedacht, meine Gaddi, du schlägst nicht aus der Art, wenn du auch mal eine kleine Dummheit machst. Du dankst es mir

Digitized by Google

jetzt schon, das merk' ich wohl, daß ich da nicht erst was aufkommen ließ, was dich ins Unglück gebracht hätte. So fahr' nur fort. Dann hab' ich meine Freude an dir."

Von Reinhold hörte Garderut nichts. Er zürnte ihr natürlich und verachtete sie, weil sie nicht alles hatte stehen und liegen lassen, um mit ihm in die weite Welt zu fliehen. Das mußte sie eben tragen. Es kam wohl noch einmal die Zeit, wo er wieder gut von ihr dachte.

So fand sie sich, da Oswalds ganze Art und Weise wirklich nichts Abstoßendes, sondern noch eher etwas Anziehendes für sie hatte, allmählich in ihr Schicksal, und es stieg jetzt zum ersten Male eine Ahnung in ihr auf, daß Onkel Jakob doch vielleicht recht hatte mit seinen Versen:

„Laßt uns bescheiden stehen,
Aufs goldne Pünktlein sehen —
Das sei der Freud' genug."

Garderut saß vor dem Mahagonisekretär, einem alten Familienerbstück, das ihr als Schreibtisch diente. Thronde hatte den Sekretär zur Aussteuer mitbekommen, und als sie dann so krank lag und fühlte, daß sie bald ins düstere Reich hinuntermußte, da hatte sie mit großer Bestimmtheit verlangt, dies Stück solle wieder ins Elternhaus zurückgebracht werden, und zwar solle es niemand anders gehören als ihrer Lieblingsschwester.

In der Mitte seines inneren Baues zeigte der Sekretär eine Tür. Dazu führte von der Schreibplatte aus eine kleine Treppe aus hellem Holz hinauf, die an jeder Seite eine Säule trug. Am Fuße der einen Säule hatte sich ein Tintenfleck eingenistet. Unwillkürlich rieb Garderut mit dem Finger darüber hin, als könne sie ihn dadurch beseitigen.

Dann stutzte sie: die Säule saß nicht fest, Garderut schob sie leicht beiseite und nun wurde ein Loch frei, in dessen Mitte etwas Eisernes blinkte. Garderut drückte darauf, da sprang die Treppe ein wenig vor.

So hatte das junge Mädchen durch Zufall eines jener Fächer entdeckt, die man früher so gern in den Hausrat hineingeheimniste.

Sie zog nun die kleine Schublade ganz heraus. Da lag ein Bündel Briefe darin, mit einem blauen Bande umwunden, und das Bild eines Mannes ruhte zuoberst.

Garderut löste das Band. Briefe an Thronde? Ja. Etliche davon, die schon etwas vergilbt aussahen, hatten auf ihren Umschlägen die Aufschrift: Fräulein Thronde Mackeprang. Bei den andern lautete sie: Frau Senator Dr. Stümpemann.

Garderut konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie holte diesen und jenen Brief aus seiner Umhüllung hervor.

Da erfuhr sie denn, daß sie noch ganz etwas anderes entdeckt hatte, als nur ein Geheimfach in einem alten Sekretär. Sie ward kundig der geheimen Liebe, womit im Herzen Throndes einst Oswald gefolgt war.

Es waren Briefe voller Glut, voller Schwüre ewiger Leidenschaft, voll des innigsten Flehens: Komm zu mir! Brich mit allem, was du Familie nennst! Vertraue mir! Höre auf die Stimme deines Gewissens, das dir verbietet, einen ungeliebten Mann zu nehmen, einem ungeliebten Manne zur Seite zu bleiben!

Mit dem Namen Ernst waren diese Briefe unterzeichnet. Sonst war nicht zu bestimmen, wie der Absender hieß. Sein Bild wies Züge auf, die Garderut völlig unbekannt waren.

Und Thronde hatte diese Briefe nicht unbeantwortet gelassen, weder als unverlobtes Mädchen, noch als Braut, noch als Frau.

Der Schreiber nahm ja auf ihre Worte Bezug. Er dankte ihr, weil sie ihm ihre innerliche Treue versichert, er bemitleidete sie, weil sie ihm ihr trauriges Leben geschildert hatte. Er kam immer wieder damit, daß er ihre Einwendungen, sie könne sich ihr Schicksal nicht selber schaffen, zu erschüttern suchte. Selbst als sie ihm geschrieben haben mußte, sie sei doch jetzt Mutter, sie dürfe doch ihr Kind nicht verlassen, da wollte er das entkräftigen: Wenn du mich wahrhaft liebst, so hält dich selbst das Kind nicht zurück. Komm, Thronde!

Durch alle feurigen Briefe las sich Garderut hindurch. Der letzte war noch kurz vor Throndes Tode geschrieben worden.

Einmal hatten sich die beiden jedenfalls während Throndes Ehe irgendwo getroffen. Denn auf dem einen Blatt stand: Diese Erinnerung, Thronde, an unsere heilige Stunde. Wie sie mich je und je durchrieselt. Habe Dank, Dank! —

So etwas war denkbar? So ging es in der Welt zu? Das hatte Thronde erlebt? Das hatte sie erleben können? Und mit solcher Liebe im Herzen war sie Frau Senator Stümpemann gewesen?

Das Blut hämmerte Garderut in den Schläfen. Sie mußte Luft haben. Weit öffnete sie das Fenster. Dann hatte sie gleich Angst, es könne jemand kommen und die Briefe sehen. Rasch raffte sie das Bündel zusammen, tat das Band wieder darum, und nun?

Verbrennen? Das widerstrebte ihr, als hätte sie kein Recht dazu, und ihr schien auch, die Flammen müßten Thronde noch im Grabe wehe tun.

Digitized by Google

Onkel Jakob sollte Rat wissen.

Garderut eilte nach Glannbeck hinaus: „Nun weiß ich, Onkel Jakob, weshalb mir Thronde den Sekretär vermacht hat und in den letzten Tagen so oft davon sprach, daß ich ihn immer benutzen müsse."

„So? Weshalb denn, klein Deern?"

„Diese Briefe habe ich darin gefunden."

„Briefe?"

„Ja. Die niemand anders lesen durfte, und die Thronde doch, weil sie so krank lag, nicht mehr vernichten konnte."

„Was steht denn drin?" Jakob Eenboom streckte die Hand nach dem Bündel aus. Garderut antwortete: „Daß Thronde ganz jemand anders liebte als Osewald."

Der Alte zog die Hand zurück: „Dann darf sie auch kein anderer anrühren als du, mein Kind, dir hat Thronde sie vermacht."

„Aber ich mag sie nicht mehr behalten. Es ist doch besser, sie verschwinden, damit sie niemals Unheil anrichten können."

Jakob Eenboom besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Komm."

Er ging mit ihr unter die Obstbäume, nahe dem Wasser. Da hob er zunächst mit dem Spaten ein viereckiges Stück Rasen aus, dann grub er ein tiefes Loch: „Leg' sie hier hinein, mein Kind, da stört sie keiner auf."

Garderut tat, wie ihr geheißen war, und schaute lange hinab. Da lagen die Briefe, mit einem blauen Bande umwunden, und das Bild zu oberst darauf. Und Garderut pflückte ein paar Blumen und streute sie in die Gruft.

„So, kleine Gaddi," sagte Onkel Jakob, ließ die Erde auf die Briefe fallen und fügte dann sorglich das Rasenstück wieder ein. Kein Mensch sah, daß dort etwas eingegraben war. „So. Nun laß sie sacht vermodern." —

Als Garderut heimkehrte, gab ihr Kale unten im Hausflur einen Brief: „Hier ist was für dich angekommen, gut, daß es Mutter nicht in die Hände fiel. Ich kenne die Schrift. Nimm dich ja in acht, Gaddi. Es hilft ja nun doch nichts. Laß dir nichts von ihm schreiben, hörst du?"

„Ich kann nichts dafür, Kale."

„Glaub' ich wohl, aber er sollte es nicht tun."

Ja, ein Brief von Reinhold Wilkens.

Garderut öffnete ihn auf ihrer Stube. Nein, Reinhold zürnte ihr nicht, er verachtete sie auch nicht. Er wollte sie sogar begreifen. Sie mußte ihrer Umgebung gehorchen. Das gehörte mit zum Krukeluhner Leben, zur Krukeluhner Stimmung, die er künstlerisch verstand. Aber mochten sie auch getrennt sein, seine Liebe konnte und wollte er deshalb nicht ersticken, und er wußte ja: sie hatte nicht gelogen. Ihre Liebe war ebenso unvergänglich wie die seine.

Es war dies die Stunde, worin das Mädchen Garderut seelisch zum erfahrenen Weibe ward.

Mit einem rätselvollen Lächeln legte sie Reinholds Brief an die Stelle, wo die Ergüsse geruht hatten, an denen sich Thronde sicherlich immer wieder erlabt hatte, wenn die Wirklichkeit ihr gar zu nüchtern, trüb und leer war.

Auf Straßen und in Gassen

Noch ein paarmal schrieb Reinhold an Garderut, die den alten freundlichen Briefträger leicht zu bestimmen wußte, daß er alles, was für sie ankam, auch nur in ihre eigenen Hände legte. Eine Weile empfand sie bloß, wie schön es war, die von Sehnsucht und Liebe überquellenden Worte einzuschlürfen, bald aber erwachte das Bewußtsein in ihr, daß sie unrecht täte, indem sie diese Briefe annahm, und vor allem fühlte sie: solch ein Doppelleben als Senator Stümpemanns Braut und als die Angebetete des wilden Herzens da draußen mußte ihre Seele auf die Dauer zerreißen.

So setzte sie sich hin und antwortete Reinhold: Wenn Sie mir wirklich gut sind, dann schreiben Sie mir nicht mehr. — Er gehorchte ihr. Damit hatte Garderut ihr Gewissen beruhigt, wurde fröhlicher und mutiger und bereitete sich mit Ernst darauf vor, Osewalds Frau und des kleinen Karsten Mutter zu werden.

Ja, und dann wurde wieder eine große Hochzeit in Freunds Hotel gefeiert, und Gesine Mackeprang war wieder so gerührt: „Nein, sieht unsere kleine Gaddi nun nicht ganz so aus wie damals Thronde? Ja, die wird unserm lieben Osewald wirklich alles ersetzen, was er verloren hat."

Darüber waren sich denn auch alle Gäste mit Gesine Mackeprang einig, und sie waren womöglich noch vergnügter als auf Ellinas Hochzeit, denn Garderut zog doch nicht in die kalte, nackte Fremde hinaus, sondern kam hier in ihr warmes Nest.

Und sie feierten das junge Paar, mischten sich ein Glas Champagner mit Rotwein und einem Schuß Kognak — das tat dem Herzen von Grund aus wohl, und dann klingten sie mit ihren Gläsern aneinander und ließen die schöne Weise erschallen:

Ling ling ling, didelum bum bummel!
Lustig ist der Hochzeitsrummel.
Wird man auch mal tüchtig duhn,
Schad't ja nichts in Krukeluhn. --

— — — — — — — — — —

Über die Sundbrücke donnerte der Wagen mit den Neuvermählten, und sie fuhren

Digitized by Google

in die weite Welt hinaus, in Krukeluhn aber ging das Leben genau wie zur Zeit, da Garderut bei ihrer Schwester damals in Dresden weilte, seinen ebenträchtigen Gang.

Pasche Stümpemann, der sehr zufrieden damit war, daß sein Bruder Senator jetzt wieder für die Vermehrung der Stümpemänner sorgen wollte, beherrschte mit seinem starken Gebräu die Stadt und die ganze Insel. Kein Festlandsbier kam gegen seinen Trunk auf. Im kleinsten Dorfkruge wie in Freunds Hotel, dem vornehmsten der Krukeluhner Gasthöfe, trank man sein Glas Stümp, und Pasches eigene Bierstube saß immer voll von lustigen Zechern.

Sein blanker Gerstensaft gab Kraft und Leben, und oft tönte zu später Stunde an den Tischen mit den vergnügten Gästen das Lied:

Hast du in Kopf, Leib oder Bein
So recht ein büschen Wehdagspein,
Denn trink' man ein, zwei, drei Glas Stümp,
Dat helpt di wedder up de Strümp.

Zu noch späterer Stunde sang man denn auch wohl: Fünf, sechs, sieben oder gar zehn, elf, zwölf Glas Stümp. Ging es aber in noch höhere Zahlen hinein, so konnte man das, was die Krukeluhner dann taten, eigentlich nicht gut mehr singen nennen.

Der Seminardirektor war ja, keineswegs ganz ohne den Einfluß seiner lieben Cäcilie, recht bedenklich wegen des Mißbrauchs geistiger Getränke, wie Pasche ihn unzweifelhaft förderte, aber das väterliche Erbteil, das Görges in der Brauerei stecken hatte, trug doch sehr angenehme Zinsen, und so überließ er es seiner Frau, wider den vielen Biergenuß zu eifern und begnügte sich damit, in seiner Lehranstalt einen Stamm echt christlicher Erzieher heranzubilden.

Es ging klösterlich strenge her unter seinem Regiment — ihm war die Art und Weise, wie Pastor Pugepind die Lehre verkündigte, viel zu lässig und milde. Überhaupt an Pastor Pugepind fand der Herr Lizenziat manches auszusetzen.

War es nicht unerhört, daß der Geistliche zu jeder Amtshandlung zu spät kam?

Ja, der Seminardirektor hatte leicht tadeln, für seine Unpünktlichkeit aber konnte der gute Krukeluhner Hauptpastor wirklich nichts, daran waren nur die bösen Jungens schuld.

Pastor Pugepind war es nämlich unmöglich, irgendeinen Gegenstand, und wäre es die geringste Kleinigkeit, die er auf der Erde erblickte, liegen zu lassen. Das wußten die Jungens, und wenn sie nun ausgekundschaftet hatten, daß zu der und der Stunde eine Taufe oder eine Trauung stattfinden sollte — ja selbst Begräbnisse waren der argen Jugend nicht heilig! — so schnitten sie sich die Hosenknöpfe ab — ein Stück Bindfaden hielt ja die Hosen ebensogut —, nahmen den Deerns die Haarnadeln und Schleifen weg, füllten Tüten mit Sand und bestreuten den Weg, den Pastor Pugepind gehen sollte, aller zehn Schritte mit diesen Dingen.

Pastor Pugepind trat im Talar aus seinem Hause. Sieh, da blinkerte ihm auf der Straße gleich etwas entgegen, und er konnte sich nicht helfen, er mußte sich bücken und den Knopf aufheben. So tauchte denn nun den ganzen Weg entlang seine hagere Gestalt alle Augenblicke nieder. Seine schwarze Tracht bauschte sich dabei und die Bäffchen wehten. Es war, als mache er einen Prozessionsgang mit fortwährenden Kniebeugungen.

Die Krukeluhner Jungens aber gingen hinter ihm her und freuten sich. War es ein Wunder, wenn Pastor Pugepind auf die Art niemals zum richtigen Glockenschlag kam? Stand er dann endlich an seinem Orte und sprach seine Segensworte, während seine langen Arme emsig in der Luft herumschwangen, so klirrten in seiner Talartasche die abgebrochenen Schlüssel, Korsettstangen und was er sich sonst unterwegs aufgesammelt hatte.

Er speicherte alle seine Funde bei sich zu Hause auf, wo er und seine Frau ein scheues Leben führten und sich kaum das bißchen tägliche Brot gönnten.

Der Pastor sägte und zerhackte sich auch sein Holz selber, und wenn nun einmal ein Stück recht schön kantig ausfiel oder wenn es recht hübsch gemasert war oder sonst irgendeinen Reiz hatte, so brachte er es nicht über sich, den Ofen damit zu heizen, sondern er nahm es und schichtete es bei den schon früher aufbewahrten Stücken unter seinem Bett übereinander. Und da es seine Leidenschaft war, alle möglichen alten Sachen, und wäre es selbst gebrauchtes Schuhwerk gewesen, auf Vorrat einzukaufen, wenn er es nur recht billig erhielt, so bildete seine ganze Wohnung mit den vielen Kisten und Kasten ein wunderliches Lager, und es sah da gar nicht viel anders aus als in dem kleinen Trödelladen am Kuhgang, dessen Besitzerin ein altes, verschrumpftes Judenweiblein war.

Als Tippelschickse war sie einst mit ihrem Landstreicherkerl nach Rahne gekommen. Der kriegte auf dem Felde Streit mit einem anderen fahrenden Gesellen und wurde erschlagen. Des Mädchens nahm sich die Polizei an, die Vagabundin sollte in ihre Heimat abgeschoben werden, aber eine gute Frau wollte für sie sorgen, und während sonst noch niemand von ihrem Volke in Krukeluhn ge-

Digitized by Google

Flirt

Gemälde von Eugen Spiro

Digitized by Google

Digitized by Google

duldet wurde, gestattete der Senat ihr auf Fürsprache jener Frau ausnahmsweise den Aufenthalt.

Da blieb sie, die im fernen Galizien geboren war und den Namen Schöne Taube Chodorow erhalten hatte, lange unter freundliche Obhut, bis sie sich soviel erspart hatte, um, wie es in ihrer Natur lag, ein kleines Geschäft anzufangen. Und nun saß sie in dem recht verfallenen und auch nicht sauberen Hause und handelte mit allem, was ihr zugetragen wurde. Alte Kleider, Bücher, Möbel: sie nahm und verkaufte alles und hatte keineswegs nur niedere Kundschaft. O nein! Selbst so hochgeborene Herren wie Herr Senator Stümpemann ließen sich wohl mal in der Bude sehen, denn die Schöne Taube hatte einen feinen Spürsinn und keinen schlechten Geschmack. Sie erwarb manchmal von den Bauern und aus Erbschaften Geräte und Schmucksachen von nicht geringem Wert. Das war schon was für einen Kenner. In der Hinterstube aber betrieb sie außerdem die Wahrsagekunst, und so manches Krukeluhner Jungfräulein kam zur Dämmerung in den Kuhgang gehuscht und blickte bei der Schönen Taube in die sonderbar erleuchtete, blau schimmernde Glaskugel hinein, die von der Decke herabhing. Ein Mädchen brauchte nur lange genug hinzusehen: unzweifelhaft erschien ihr dann deutlich das Bild ihres Zukünftigen in dem Glase.

An warmen Sommerabenden aber saß die Schöne Taube, die freilich ihren Namen schon längst nicht mehr verdiente, oben auf dem flachen, durch Bohnenranken zu einer Laube umgewandelten Dache ihres Holzschuppens. Dort nahm sie so eine Art Laute zur Hand und sang mit ganz dünner Stimme schwermütige Lieder aus ihrer Heimat. Zitternd klang es dann:

Es wässerte das Mädchen Hanf
Im weißen Sommerkleid,
Da kam ein junger Bursch und pries
Die schwarzen Augen der Maid

„Ei wahrlich! Verkauften sie im Kram
Auch schwarze Augelein,
Ich ging und kaufte sie sogleich
Für meinen Liebsten ein."

Das war so ein Stücklein seltsam anmutender, fremder Naturkunst in Krukeluhn, aber es wuchsen auf diesem Boden auch echt einheimische künstlerische Triebe. Dafür sorgte Glaser Ast, der sein sehr bunt angestrichenes Haus am Kakabellenweg hatte.

Glaser Ast war ein großer Mann mit scharfgeschnittenem Gesicht, rollender Sprache und weihevoll ausladenden Armbewegungen; er verstand sich gut darauf, Bilder einzurahmen und Fensterscheiben einzukitten, aber sein Herz weilte nicht bei dieser Handwerkerei, sondern im Himmel Thalias und Melpomenes.

Er hatte eine kleine Operettenchoristin geheiratet, die mal mit ihrer Gesellschaft hierher gekommen war, und seine Söhne besaßen alle ihre Absonderlichkeiten. Der eine war ein großer Zauberkünstler, der andere hatte sich auf dem Hof des väterlichen Gewerbes ein Indianerzelt errichtet und war nicht zu bewegen, unter einem ordentlichen Dache zu schlafen. Der dritte hatte sich der Alchemie in die Arme geworfen und erfand ein über das andere Mal das Goldmachen. Bloß, daß die dummen Menschen das, was in seinem Tiegel schimmerte, nicht als echt anerkennen wollten.

Glaser Ast und seine Frau aber waren die Begründer eines dramatischen Klubs und gaben mit ihrer Künstlerschar, die meist aus Ladenjünglingen und kleinen Schneiderinnen bestand, in Freunds Hotel die schwersten Stücke: ‚Hinko der Freiknecht', ‚Die Heimkehr des Sängers', ‚Lorbeerbaum und Bettelstab'.

Vor nichts schraken sie zurück, und Glaser Ast spielte immer die Heldenrollen. Ein Drama, worin er nicht wenigstens einmal starb, sah er nicht für voll an. Seine Frau war die Heroine, die Sentimentale und die Naive, je nachdem es das Stück verlangte.

Am großartigsten waren die beiden, wenn er den Othello wütete und sie die Desdemona hauchte. Was Grausigeres, als wenn er mit hohlen Tönen zu ihr sprach: „Hast du zur Nacht gebetet, Desdemona?" konnte man sich überhaupt nicht denken, und wenn er sie dann zuletzt anpackte, so war der wachthabende Stadtsoldat immer im Zweifel, ob er nicht zuspringen und den offenbaren Mord verhindern müsse.

Direktor Ast, wie er sich am liebsten nennen hörte, und seine Getreuen, die er stramm in Zucht hielt, hatten großen Zulauf. Freunds Saal war immer voll besetzt, wenn die grünen Zettel an den Ecken klebten: Heute große Vorstellung: Die Räuber.

Einer der eifrigsten Theaterbesucher war Rentier Meefs aus der Rosenstraße. Er hatte seinen Stammplatz immer ganz vorn beim Klavier und bei der Geige, und kein Gott und kein Mensch konnten ihn davon abbringen, während der Aufführung seine lange Pfeife zu rauchen. Othello war sein höchstes Vergnügen.

„Ich seh' es immer gern," sagte er, „wenn der alte Nigger seine Frau abmurkst. Sonst ist das ja Unsinn: um so'n altes Taschentuch! Oha! Wenn ich meine Frau jedesmal kalt machen wollte, wenn sie ihr Taschentuch verliert, denn wär' die all lang nicht mehr am Leben."

Digitized by Google

Bot jemand Rentier Meefs eine Zigarre an, so dankte er vielmals, indem er die Finger militärisch an sein gesticktes Käppchen legte: „Ach lieber Herr, das lassen Sie man, ich bin mehr so eine pfeifenrauchende Rasse."

Lud ihn einer zu einem Glase Wein ein, dann pflegte er auch häufig abzulehnen: „Nehmen Sie mir es nicht übel, ich trinke eigentlich lieber mein Glas Stümp. Ich gehöre mehr so zum biertrinkenden Volk."

Aber einmal im Monat bekam Rentier Meefs doch Sehnsucht nach einem guten Schluck, wie er sich ausdrückte.

Dann ging er zu Freund, setzte sich in die kleine Nebenstube und bestellte sich beim Kellner eine halbe Flasche Wein. Der Kellner war indessen noch nicht zur Tür hinaus, da rief ihn Meefs zurück und meinte: „Ja, ... eine halbe? Wissen Sie: Sie können mir eigentlich gleich eine ganze bringen. Und natürlich zwei Gläser. Für mich allein wär' das ja sonst zu unbescheiden. Zwei Gläser. Ich warte nämlich noch auf einen Herrn aus Neustadt."

„Jawohl, Herr Meefs, gern," entgegnete der Kellner und schmunzelte, denn er kannte die Gewohnheit seines Gastes.

Die Flasche und die beiden Gläser wurden gebracht, und Rentier Meefs sog den süßen Saft der Traube mit Wohlbehagen ein, trat aber öfters mal in die Tür der großen Schankstube und tat sehr aufgeregt, weil der Herr aus Neustadt noch immer nicht da sei.

„Da sitz' ich nun mit der großen Flasche. Ist mir ja viel zu viel! Ja, was hilft das? Ich muß sie ja denn wohl schließlich allein austrinken. Das hat man davon, wenn andre nicht ihr Wort halten."

Auf die Art konnte er sich nach Herzenslust an einem vollen Trunke erfreuen und wahrte doch seiner Ansicht nach den Schein eines mäßigen Mannes. Er kam sich bei diesem Spiel sogar sehr schlau vor, aber eines Tages, als er wieder vor seinem Wein und den beiden Gläsern saß und dabei in scheinbarer Ungeduld zum Fenster hinausblickte, wo denn nur der Erwartete bliebe, da stürzte der Kellner zu ihm hinein: „Herr Meefs! Der Herr ist da!"

„Was für'n Herr?"

„Der Herr aus Neustadt, auf den Sie immer warten."

„Ach, du bist ja wohl mall, Jung'!"

„Nee, nee, Herr Meefs!"

Und schon zeigte sich auf der Schwelle des Zimmers ein geschniegelter und gebügelter Mann mit einer großen Mappe. Der ging wortreich auf den ihn verblüfft anstarrenden Rentier zu: „Wie freundlich von Ihnen, daß Sie mich erwartet haben. Also hat meine Firma mich Ihnen angemeldet? Ich war bei Ihnen im Hause und erfuhr, daß Sie hier seien."

„Angemeldet? Wieso?"

„Ja, wenn Sie doch auf mein Kommen rechneten?"

Der Herr schaute das zweite Glas und schenkte sich ein: „Sie gestatten? Ein bißchen staubig auf der Landstraße."

Was konnte Rentier Meefs tun? Er mußte seinen Wein mit dem ja so lang ersehnten Gaste teilen. Der war sehr durstig und genoß noch eine zweite Flasche, selbstverständlich auf das Wohl und die Rechnung seines liebenswürdigen Einladers. Als Rentier Meefs dann den Schaden besah, da hatte er sich ein ganzes Konversationslexikon aufschwatzen lassen, denn der Herr aus Neustadt war ein Buchhandlungsreisender.

Seitdem kam es dem alten Meefs nicht mehr darauf an, beim Kellner einen soliden Eindruck zu machen. Er bestellte sich, was er brauchte, und befahl sehr nachdrücklich: „Wenn da wieder so ein Kerl aus Neustadt kommt, dann sagst du, ich bin schon längst weg. Verstanden?"

Ein Gutes hatte es ja nun freilich doch, solch ein Lexikon zu besitzen. Man konnte manches daraus lernen, was sich dann bei Stümpemann am Stammtisch in der Gesellschaft der Herren Lehrer und Postsekretäre ganz gut anbringen ließ. Da galt man als ein gebildeter Mensch. So überwand Rentier Meefs nach und nach den Schrecken, der ihm bei dem längst erwarteten und doch so unheimlich unerwarteten Besuch aus Neustadt in die Glieder gefahren war, saß mit seinen Mitbürgern zusammen, war mit Gott und der Welt zufrieden und stimmte dann und wann in das Krukeluhner Nationallied ein:

Hast du in Kopf, Leib oder Bein
So recht ein büschen Wehdagspein,
Denn trink' man drei, vier, fünf Glas Stümp,
Dat helpt di wedder up de Strümp.

Wo blieb dein Glanz, du bunte Welt?

Garderut machte an Osewalds Seite eine seltsame Hochzeitsreise.

Als sie in Zürich ihre Unterkunft fanden, rief er überrascht aus: „Diese Zimmer hab' ich mit Thronde auch gehabt!"

Als sie auf dem römischen Markte standen und Garderut sich ermüdet niederließ, da sagte er: „Ja, Thronde wurde das lange Gehen hier auch zu viel. Gerade auf dieser selben Bank haben wir miteinander gesessen."

Als sie in die blaue Wundergrotte zu Capri einfuhren, sah Osewald lange den Ruderknecht an.

Digitized by Google

„Du," bemerkte er dann zu seiner Frau, „ich glaube wahrhaftig, das ist derselbe Mensch, von dem Thronde und ich uns damals fahren ließen."

Thronde, immer nur Thronde.

Die Reise ging genau denselben Weg, den Osewald und seine erste Frau genommen hatten. Es wurden nach Osewalds damaligen Aufzeichnungen dieselben Museen in derselben Reihenfolge besehen und dieselben Landschaften besucht. Der Aufenthalt dauerte überall gerade so lang, wie ihn Osewald das erstemal bemessen hatte. Ja, die Gleichheit der beiden Hochzeitsreisen erstreckte sich sogar auf die Speisen, die Osewald bestellte.

„Dies Gericht war Thronde das liebste."

Garderut, deren höchstes Sehnen immer danach gestanden hatte, Neues, Großes, Schönes kennen zu lernen, schien es, als sei der ganze, warm durchsonnte Himmel mit einem grauen Staube durchsetzt, der das goldene Licht ins Fahle verkehrte und sich mit seiner dicken, verdumpfenden Kruste über allen Glanz der Welt legte. Ja, sie meinte, sie habe die Städte mit ihren Schätzen, die Berge mit ihren Fernsichten, die Menschen mit ihrem eigenartigen Aussehen alle schon längst gekannt und erblickte sie jetzt zum oft wiederholten Male. Da hatte denn nichts von dem, was sie schaute und erlebte, noch den Reiz der Neuheit, es war für sie alles schon bis auf den Grund ausgekostet, alt und langweilig.

So schleppte sie sich innerlich müde von Ort zu Ort. Sie konnte weilen wo sie sollte, eine Bereicherung ihres Geistes, eine Erfrischung ihrer Seele empfand sie nirgends.

Sie war zu gutmütig und hatte auch zu sehr die Achtung des viel jüngeren Weibes vor dem Manne von gereiften Jahren, als daß sie Osewald ihre tiefe Verstimmung merken ließ. Aber sie heuchelte auch kein besonderes Frohsein. Sie war in ihrem Wesen gleichmäßig ruhig, etwas wortkarg, tat alles ohne Widerspruch mit, was Osewald unternahm, äußerte kaum einmal einen eigenen Wunsch, zeigte ihrem Gatten niemals Launen oder Ungebärdigkeiten und war also ganz die Frau, die der gesetzte Mann nötig hat. Osewald ahnte nicht, daß sie etwas vermißte, und noch weniger kam es ihm je zu Sinne, daß er sie mit seinen fortwährenden Erinnerungen an Thronde quäle. Im Gegenteil! Da er wußte, wie sehr die beiden Schwestern aneinander gehangen hatten, so glaubte er sicher, es müsse Garderut nur lieb sein, wenn sie recht viel darüber erfuhr, wo er mit Thronde gewesen sei und was dies und jenes Bauwerk, dies und jenes Gemälde für einen Eindruck auf sie gemacht habe.

Also erzählte er ihr geflissentlich immer wieder von Thronde und war sich dabei nicht einmal dessen bewußt, daß ihm in der Tat das Gedächtnis an seine erste Hochzeitsreise letzten Grundes wertvoller war als die Wirklichkeit, die er auf seiner Fahrt mit seinem zweiten Weibe genoß.

Thronde überall, Garderut nur ihre Stellvertreterin.

Und die Liebe, die auch in Garderuts Herzen noch immer für ihre verstorbene Schwester lebte, wirkte so stark, daß sich die junge Frau manchmal Mühe gab, alles mit Throndes Augen zu betrachten. Sie kam sich klein, unbedeutend und beschränkt vor, wenn ein Denkmal, vor dem Thronde in ehrfürchtigem Staunen gestanden hatte, ihr eigentlich gar nichts sagen wollte. In solchen Augenblicken konnte sie sich dazu zwingen, nicht ganz aufrichtig zu sein. Sie sprach dann eine Bewunderung über das Marmor- oder Erzbildnis aus, die ihr doch nicht von Herzen kam. Denn sie hatte die Angst, wenn sie die Wahrheit sagte, daß ihr jene Figur nichts galt, so erkannte Osewald, wie weit sie hinter Throndе an Verständnis und Feingefühl zurückstand.

Also arbeitete Garderut in schmerzlicher Hast daran, ihr Empfinden über die ihr angeborene Höhe hinauszusteigern. Sie wollte durchaus so denken und urteilen wie Thronde.

Osewald vernahm nicht das Falsche oder wenigstens Gezwungene in ihrem Ton und freute sich nur darüber, wie ähnlich sich doch die Geschwister in ihren Anschauungen und in ihrem Geschmack seien.

Nur das eine, was freilich mit dem Betrachten von Kunstwerken nichts zu tun hatte, fehlte ihm in dieser Zeit dann und wann noch bei Garderut: jenes leidenschaftliche Aufwallen, wodurch ihn Thronde entzückt hatte.

Garderut war vor seiner Zärtlichkeit sehr zurückhaltend, und seine Jahre waren da ja allerdings ihre Bundesgenossen, denn so sehr er in der Erinnerung an seine erste Frau wünschte, daß ihm von Garderut auch in der Liebe alles so geboten würde, wie Thronde es für ihn hatte — ein klein wenig träger floß sein Blut doch schon ... sein Verlangen war nicht so stürmisch wie damals, als er Thronde mit sich fortriß.

Vor Thronde hatte er knien können — vor Garderut ... nun, es wäre ihm nicht mehr so recht seiner Manneswürde entsprechend vorgekommen, wenn er sich zu ihren Füßen niedergeworfen und ihre Knie umklammert hätte.

Digitized by Google

So wurde Garderut in ihrem innersten, zartesten Weibtum nicht durch diesen Mann verletzt, dessen Nähe ihr ja auch nicht etwa Grauen einflößte, mit dem sie aber doch kein völliges Verschmelzen erleben konnte. Und diese seine Rücksicht — denn dafür hielt Garderuts gutes Herz Osewalds sich immer in gewissen Schranken haltendes Benehmen — war die Ursache, daß sie sich doch nach und nach vertraulicher an ihn schmiegte.

Sie war ja nun einmal an ihn gebunden und auf ihn angewiesen, und sie war ja doch auch ein Geschöpf von Fleisch und Blut.

So ereignete es sich bisweilen, daß in der gewährenden Freundlichkeit, womit sie sich ihrem Gatten schenkte, ein Heischen nach Heißerem ruhte, und Osewald war glücklich, hier sah er das Aufbrechen jener Blüte, zu der Thronde sich entfalten konnte.

Ja, wer weiß, ob nicht Garderut aus diesem ihrem urpersönlichsten Spenden und Ersehnen zu der Macht gelangt wäre, Thronde allmählich bei Osewald zu verdrängen, wenn ihr Mann nicht eines Tages das Schlimme begangen hätte, sie auch in dem, was jeder Frau das Heiligste ist, zu dämpfen.

Ein trauliches Beisammensein.

Garderut saß an Osewald gelehnt.

Er küßte ihr den Hals. Sie erschauerte leicht und umschlang ihn.

Nach langem Schweigen sagte er: „Ja, wie du doch in allem Thronde gleichst, in jeder Regung, in jeder ..."

Sein Blick glitt über ihre Gestalt hin.

Da dünkte es sie, daß sie an eine Säule gebunden stehe und mit eisigem Wasser überschüttet werde.

Auch hier, auch im Allerheimlichsten, wo jeder Mensch, und besonders jede Frau ganz eigen und für sich ist — auch hier war sie ihm nur eine Wiederholung derer, die er geliebt hatte, nur der Ersatz für das Verlorene?

Tief beleidigt schloß sie die Brosche, die er ihr tändelnd geöffnet hatte, und glitt von seiner Seite fort.

Aus der Gewährerin, ja aus der Wünschenden war sie für immer zur Dulderin geworden.

Das Lebendige ist tot und das Tote lebendig

Der etwa siebenjährige Karsten war gutartig und folgsam, und so wurde es Garderut, nachdem sie in das Senatorhaus eingezogen war, nicht eben schwer, Mutterstelle an dem Knaben zu vertreten.

Sie war überhaupt eine tüchtige Frau, viel fester und bestimmter, als man nach ihrer sonstigen, doch recht zarten und sogar etwas weichen Gemütsanlage hätte vermuten sollen.

Von innerem Leide gereift, zwang sie sich zur Tapferkeit: niemand, selbst ihr Mann nicht, durfte merken, was sie mit sich abgemacht hatte.

Ihr jäh zerstörter Liebestraum, die Härte ihrer Mutter, die Gewißheit, daß Osewald sie eigentlich nur aus sehnsüchtigem Andenken an seine erste Frau genommen hatte — das waren Erlebnisse und Erfahrungen, die ihren Zügen eine Strenge und ihrem Auftreten einen Ernst gaben, wie sie sich — nun ja, wie sie sich gerade für eine Senatorsfrau geziemten.

Von Jugend auf kannte sie ja die Art der Krukeluhner Patrizierdamen, und es fiel ihr leicht, sich nun auch die nötige Gemessenheit anzueignen.

Das war sogar das bequemste. Hinter dieser Maske war sie geborgen. Wie sie wirklich aussah, wie es wirklich um sie stand, das ging keinen etwas an. Sie hatte nun einmal ihre Pflicht übernommen und erfüllte sie mit Unermüdlichkeit.

Fräulein Katinka war aus dem Hauswesen des Senators ausgeschieden, denn Garderut wünschte nicht die Nebenregierung, die solch eine treue Seele, wenn sie lange in einer Familie geweilt hat, allemal ausübt. Garderut hatte auch gerade genug daran, daß Osewald ihr fast täglich aufzählte, wie Thronde dies und jenes angeordnet und gemacht habe — Fräulein Katinka brauchte ihr das nicht auch noch zu betonen.

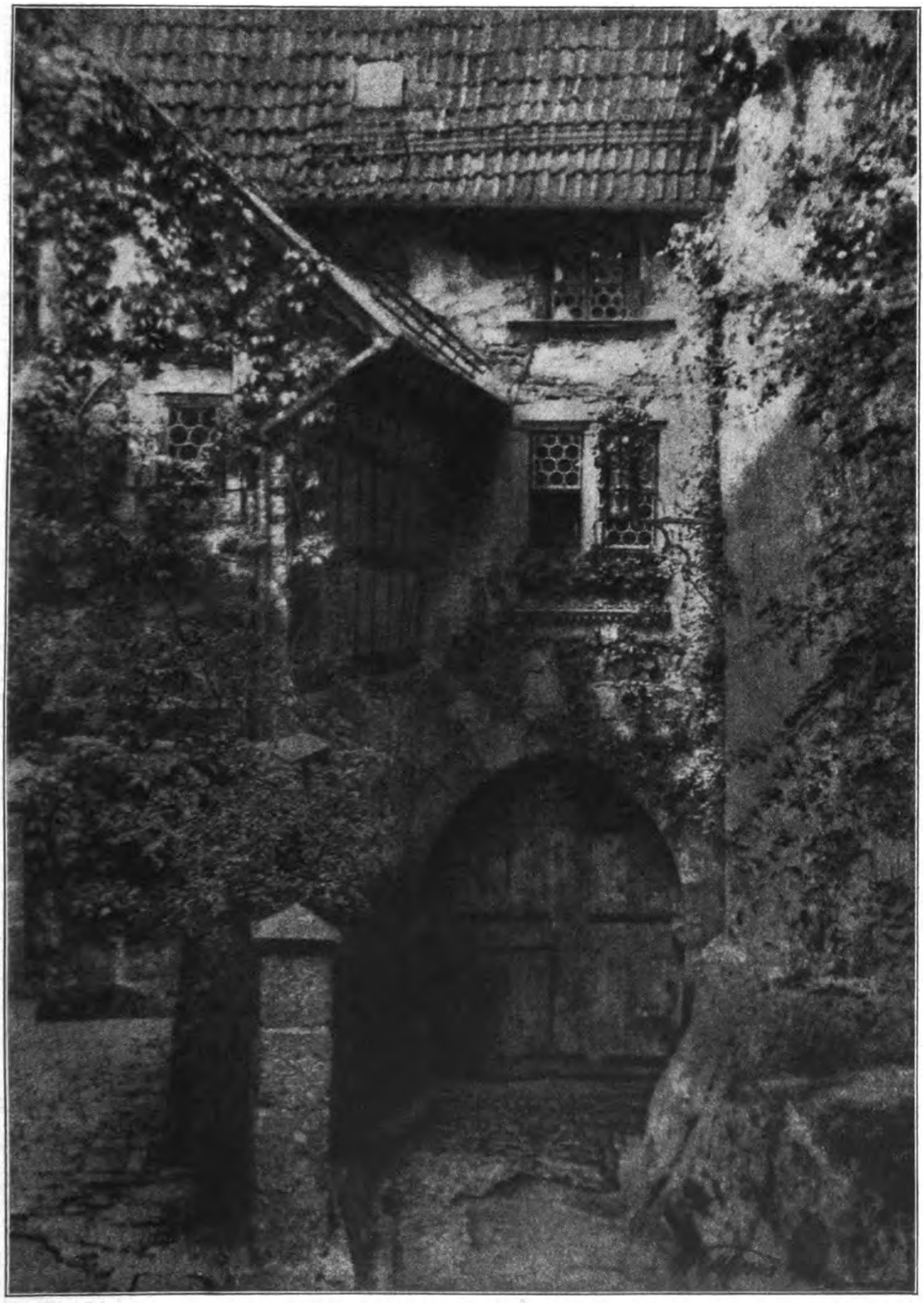
Osewald gab seiner Frau nach, obgleich es ihm leid tat, das alte Mädchen, in dessen Armen seine erste Frau gestorben war, nun zu verlieren.

Diese Änderung war denn auch so ziemlich die einzige, die er in seinem Hause gestattete, im übrigen wachte er eifrig darüber, daß alles so blieb wie zu Throndes Zeiten. Und wirklich: diese war ja das Muster einer Hausfrau gewesen. Garderut brauchte nur auf dem Wege ihrer Schwester weiterzuwandeln, und es gab nichts, was ihr nicht wohlgelungen war, nichts, womit sie ihren Mann nicht durchaus zufriedengestellt hätte.

Da Osewald niemals etwas in scharfem Tone beanspruchte, so kam Garderuts freundliches Herz immer wieder ganz von selbst dazu, ihm alles möglichst so einzurichten, wie er es immer gehabt und geliebt hatte. Bis in die geringsten Kleinigkeiten ähnelte sich Garderuts äußeres Sein dem ihrer toten Schwester an. Sie trank aus Throndes Tasse — in den Schränken lag viel schimmerndes Linnen, das Thronde einst getragen hatte. Sollte es verkommen? Das ging doch nicht an. Also diente es jetzt Garderut.

Sie sah ja ein, das war das Vernünftige,

Digitized by Google



Im Vorhof der Wartburg

Künſtleriſche Aufnahme von Richard Thoms

Digitized by Google

Digitized by Google

und doch, und doch! Jenes Zeug beklemmte sie, daß sie keinen Atem bekommen konnte.

Lag sie in Throndes Bett, so war ihr oft zumute, als sei sie selber eigentlich die Gestorbene und ruhe im Sarge dort unten — Thronde aber wandele noch auf Erden.

Oder war es so, daß Thronde ihrer Schwester die Seele aus dem Körper gesogen hatte, um diesen Körper dann mit ihrer eigenen Seele zu erfüllen?

Garderut richtete sich oft voller Grausen auf, wenn ihr dieser Gedanke kam: das Tote war lebendig, und das Lebendige war tot!

Lange starrte sie grell wach ins Dunkel — wenn dann aber der Tag anbrach, so erhob sie sich dennoch frisch. Die Arbeit rief, und ihr Schaffen war schließlich doch ihr Eigentum, wenn es denn auch nach dem Willen ihres Mannes in Throndes Sinne geschah.

Eine untadelige, kleine Senatorsfrau war Garderut, und wenn Bruder Kale sie so wehmütig ansah und fragte: „Na, wie geht es dir denn, mein klein Schwesting?“ dann schüttelte sie ihm wacker die Hand und schaute ihn mit hellen Augen an: „Danke, lieber Kale, sehr gut. Was sollte mir auch wohl fehlen?“

„Ja, ja, du bist ein kleines Prachtstück,“ sprach Kale. „Dich muß man auf Händen tragen.“

Auch ihre Mutter ließ Garderut nicht den geringsten Einblick in ihre Schmerzen tun. Sie war ja nie viel Zärtlichkeit, höchstens dann und wann mal Ausbrüche weinerlicher Weichseligkeit von dieser gewohnt und hatte auch selbst nie das Bedürfnis gehabt, recht nahe bei ihr zu sein. So fand sie jetzt mühelos den achtungsvollen Ton, den eine Tochter ihrer Mutter schuldet, sie wußte es aber auch ganz gut zu erreichen, daß Gesines großmütterliche Sorge für Karsten nicht zu weit griff, und sie benutzte ihre verstorbene Schwester nun selbst, um Frau Mackeprangs übereifrigen Einfluß auf die Erziehung des Knaben zu beseitigen. Denn wenn die Mutter ihr im Ohre lag, dem kleinen Karsten allerhand zu schenken oder ihn lieber mal ein paar Tage aus der Schule bleiben zu lassen, weil er blaß aussehe, so wehrte sich Garderut gegen alles, was ihr unverständig vorkam, indem sie einwarf: „Das würde Thronde ganz sicher nicht getan haben. Ich mache es am liebsten so, wie ich mir denken muß, daß es ihr recht wäre.“

Dann stieg der Rührungsspringquell Frau Gesine in die Augen: „Ach ja, du bist ein gutes Kind. Dann mach' es auch nur so, mein Liebling.“

So gewann Garderut hier durch List eine kleine Selbständigkeit, freilich ohne daß sie von Thronde freigekommen wäre.

Trotz aller Beengtheit spürte Garderut keinen wirklichen Groll weder gegen ihre Mutter, die sie zu dieser Heirat gezwungen, noch auch gegen Osewald, der sie als Stellvertreterin seiner lange betrauerten ersten Frau genommen hatte. Sie war zu sehr in den Krukeluhner Familienanschauungen erzogen worden, hatte früher ähnliches, wie sie es erleben mußte, schon zu oft bei anderen Mädchen gesehen, um nicht von dem Gefühl einer töchterlichen Leibeigenschaft durchdrungen zu sein.

Und noch eins kam hinzu, was Garderut über viel Trübes hinweghalf: sie hatte ihre echt weibliche Freude daran, zu den vornehmsten Frauen der Stadt zu gehören. Ja, sie war eigentlich die allererste, denn die Frau Bürgermeister Fabricius und die Frau Senator Konning kamen gar nicht in Betracht. War ein Wohltätigkeitsfest zu eröffnen, war ein Regierungsbeamter zu begrüßen oder fand sonst irgend etwas unter Anteilnahme des Rates statt, so fiel Garderut wie einst Thronde die gesellschaftliche Aufgabe zu, der sie sich dann gern und geschickt unterzog. Also hatte die Welle ihres Lebens, wie dunkel sie ihr oft erschien, doch ihr leuchtendes Pünktlein.

Hinter der kleinen Holztreppe im Mahagonisekretär aber, den die junge Frau wieder ins Senatorhaus mit hinübergenommen hatte, ruhten Reinhold Wilkens Briefe. — Es war alles, wie wenn hier niemand anders wohnte und waltete als Thronde.

Kommt herbei, ihr alten Wogen!

Im ‚Rauhen Loch‘ war große Sitzung. Die zehn, zwölf Tische der niedrigen Gaststube, deren Balkendecke von ein paar freistehenden Eichenstämmen getragen wurde, waren von Handwerkern und andern kleinen Bürgersleuten dicht besetzt.

Dicker Pfeifenqualm zog in grauen Schwaden über die Gäste hin und verdunkelte die hängenden Petroleumlampen. Dem tiefbraunen Stümpemann-Bier mit dem zähen, gelblichen Schaum wurde fleißig zugesprochen.

Nahe bei der Schenke saß Bäcker Tystrow und hatte ein altes Buch vor sich, woraus er las, um dann und wann innezuhalten, einen gehörigen Schluck zu tun und seine Bemerkungen und Erklärungen einzustreuen: „Ja, ihr Leute!“ sagte er und schlenkerte mit dem rechten Arm hoch in der Luft herum, „so hat das mal hier bei uns in Krukeluhn ausgesehen. Da könnt ihr euch zu verlassen!“ Er klopfte mit Macht auf das Buch. „Was hier drin steht, das stimmt. Ja, das soll sich einer nur denken! Eine ganze Karawane von Arabern und Bul-

Digitized by Google

garen und Kasaren — so hießen die Kerls — eine ganze Karawane ..., das war zu der Zeit, als Kaiser Karl noch lebte — ist hier heraufgekommen, und nachher haben sie das alles beschrieben, was sie hier erlebt und gesehen haben, und deshalb wissen wir, was bei uns losgewesen ist. Ja, da hatten wir noch unsern schönen Hafen. Hört mal zu!"

Er senkte den Kopf wieder ins Buch und las mit eindringlicher Betonung: „Und während der folgenden Tage fanden die Reisenden erwünschte Gelegenheit, einen Einblick in das bunte Getriebe des Hafenplatzes zu tun. Am Landeplatz waren die größeren Handelsschiffe angelegt, die vorzüglich mit Holz, Knochen, Hirschgeweihen, Eberzähnen, Schleif- und Flintsteinen befrachtet waren und in Krukeluhn durch Vermittlung einer Unzahl von kleineren Booten ihre Ladung löschten, um statt ihrer das weitberühmte Korn des Wendenreiches einzunehmen. Etwas weiter hinaus lagen die Schiffe, die aus Semland gekommen waren, um die kostbaren Marderselle der Pruzzen gegen leinene Gewänder umzutauschen, welche die Handelsleute aus Sachsen nach Krukeluhn gebracht hatten. Als nun die Reisenden durch die Straßen der Stadt wanderten, da wurden sie belehrt, daß die Fertigkeit in mancherlei Handwerken und Kunstgewerben allhier einen nicht zu verachtenden Grad von Vollkommenheit erreicht habe. Sie sahen allerlei aus Knochen trefflich gearbeitete Pfeile, Pfriemen und Nadeln, Kriegswaffen und Schmuckgegenstände aus Hirschgeweihen und Eberzähnen, vorzügliche Streitäxte, Dolche, Opfermesser und Keile aus Flintstein, manch kunstvollen Bernsteinschmuck und auch manch Geschmeide aus Gold und Silber. Und wenn sie schon aus der Lage der Stadt ihre Schlüsse gezogen hatten, auf deren seltene Festigkeit gegen feindlichen Angriff, so mußte es solche Schlüsse nicht wenig bestärken, als ihnen eines Abends der Fürst von der Burg aus seine stattliche, am Ausgange des Hafens ankernde Kriegsflotte zeigte, indem er ihnen erklärte, dem großen Kaiser Karl zahle er willig den geforderten Tribut, denn dem wahrhaft Großen, wenn er das Zepter der Gerechtigkeit führe, beuge sich ein edler Mann gern, aber den räuberischen Dänen wolle er die Zähne zeigen, und ihr verruchtes, von fremdem Gut sich mästendes Fleisch solle es noch zu spüren bekommen, wie ein Wendenmaul zu beißen verstehe. — Na? Was sagt ihr nun?"

„Ja, warum haben wir denn das schöne Wasser nicht mehr bei der Stadt?" fragte Maurer Kagel.

„Das kann ich euch leicht auseinandersetzen," entgegnete der Bäcker, „ganz einfach, weil der Rat nicht seine Pflicht getan hat. Da sind natürlich Jahre gekommen, wo hier nicht mehr solcher Betrieb im Hafen war, und da haben unsere verehrlichen Herren nicht dafür gesorgt, daß immer losgebaggert wurde. Nein, sie haben das schöne, klare Wasser verschlammen lassen, und was sind wir nun? Eine kleine Inselstadt, abgeschnitten von der Welt, und kein Hahn kräht mehr nach Krukeluhn."

„Wenn wir aber erst die Eisenbahn kriegen!" warf Johann Knoop, der Gemüsehändler, ein.

„Eisenbahn?" fuhr ihn Tystrow an. „Was sollen wir damit? Dann kommen hier Tag für Tag zwei, drei Züge an, wenn es den hohen Herren von der Regierung beliebt. Können die uns nützen? Sind wir dann freie Männer? Das bild' dir nur nicht ein! Und brauchen wir dann vielleicht nicht erst eine ganze eiserne Brücke über'n Sund? Und wer soll die bezahlen? Habt ihr es nicht gelesen, als die Sache im Landtag vor war? Unsere Stadt soll sie selbst bezahlen. Haben wir soviel in der Kasse? Sitz' ich nicht im Bürgerausschuß? Muß ich das nicht wissen? Das gibt Schuldenwirtschaft, sag' ich euch, und hilft uns nichts. Unsern Hafen müssen wir wieder haben. Dann können sich Rostock und Kiel und wie die andern Städte alle heißen, einfach verkriechen!"

„Na, so'n Hafen auszugraben, das hat man doch auch nicht umsonst," bemerkte Weber Lubahn mit Bedacht.

Tystrow trumpfte auf: „Sind wir Krukeluhner oder nicht? Haben wir Vaterlandsliebe oder nicht? Muß uns daran liegen, daß wir einfachen Bürger wieder mehr Macht in der Stadt bekommen oder nicht?"

„Ja, ja, ja, gewiß," murmelten etliche.

„Also, dann weiß ich auch Rat. Das Krukeluhner Volk soll sich seinen Hafen selbst wieder schaffen!" rief Tystrow. „Haben wir nicht Muskeln in den Armen? Können wir nicht die Schaufeln schwingen, daß es man so blitzt?"

Wieder trank er mächtig, sein Gesicht rötete sich tief. Er stand auf, und in seiner Redeweise war etwas von dem, was die alten Volksaufwiegler hatten, wenn sie ihre Freunde wider die Obrigkeit hetzten: „Selbst ist der Mann, Leute! Wir bilden einen Bund. Jeder unterschreibt, daß er auf'n Tag zwei Stunden graben will. Das soll nicht schaffen? Oho! Habt ihr eine Ahnung! Und wenn dann die Wohlweisen im Rat erst sehen, daß die Krukeluhner Bürgerschaft ernst macht, dann sollen sie auch wohl Arbeiter ins Land ziehen."

Digitized by Google

„Ja, da haben wir es denn," meinte Steinmetz Gerling, „zuletzt müssen wir doch berappen."

„Gerling, besinn' dich!" entgegnete Tystrow. „Umsonst ist nicht mal der Tod. Und was bringt uns das denn nicht ein, wenn wir erst wieder Seehandel treiben! Das lohnt sich anders als die kümmerliche Eisenbahn. Leute, redet nicht!" Der Bäcker erhitzte sich immer mehr. „Hier handelt es sich um ganz was Großes: daß Krukeluhn wieder das wird, was es zu Kaiser Karl seiner Zeit gewesen ist. Und da will einer von euch zurückstehen?" Mit weitausgestrecktem Arm wies Tystrow zur Tür hin: „Der soll man machen, daß er aus dem ‚Rauhen Loch' herauskommt. Hier können wir bloß Vaterlandsfreunde gebrauchen! Leute, ich frag' euch auf Ehr' und Gewissen, wollt ihr den Bund gründen oder nicht? Kurz und knapp nennen wir ihn Hafenverein. Da weiß jeder, was damit gemeint ist. Und wer dazu gehört, der steckt sich die blauweiße Kokarde an den Hut. Die Rahner Farben, die sollen wieder was gelten auf der Welt. Wollt ihr oder nicht?"

Das ist ja immer so, wenn ein Hauptmacher solch' eine Versammlung in der Hand hat, kann er mit ihr tun, wozu er Lust hat. Und Vereine gründeten die Krukeluhner überhaupt gern. Darauf ließen sich immer so gut ein paar Glas Stümp trinken.

Einige waren begeistert von dem Vorschlag und erhoben sich zum Zeichen ihrer Zustimmung, andere saßen noch zweifelnd da, wagten es aber nicht, sich auszuschließen, und nur einige wenige drückten sich sacht aus der Gaststube, und das war Tystrow gerade lieb, denn auf die Art wurde er seine Gegner los.

„Füll' die Seidel, Krüger!" rief er, „daß wir den Hafenverein hochleben lassen können, und hier —" er holte sein Notizbuch heraus, „hier schreibt ihr alle eure Namen hinein, damit unsere Nachkommenschaft für ewige Zeiten weiß, wem sie es zu verdanken hat, daß Krukeluhn wieder seinen alten Ruf bekommt."

Stümpemanns Trunk tat seine Wirkung, der Hafenverein wurde fleißig eingeweiht, und alle kamen sich als die Retter ihrer Vaterstadt vor.

Tystrow aber nutzte die Gunst der Stunde aus, um immer mehr Gewalt über seine Mitbürger zu erlangen und immer mehr Ruhm an seinen Namen zu knüpfen.

„Ich weiß noch was, ihr Leute," fing er wieder an. „Was sollen wir noch lange warten? Wer hat uns erst noch was zu erlauben? Je eher wir an die Arbeit gehen, desto besser, und deshalb mein' ich, wir ziehen noch heute abend hinaus und tun den ersten Spatenstich für unser großes Werk. Dann kann keiner mehr zurück, und der Rat muß uns nachgeben, ob er will oder nicht."

„Weißt du denn auch, wo das Wasser eigentlich gewesen ist?" fragte Höker Meyer.

„Ob ich das weiß?" entgegnete Tystrow mitleidig. „Denkst du, ich würde euch hier mit solchen Geschichten kommen, wenn ich mir nicht alles genau durchstudiert hätte? Hier!" und dabei schlug er das Buch wieder auf und entfaltete eine darin eingeheftete Karte. „Hier seht ihr es. Zum Südertor 'raus und dann auf das Stadtmoor müssen wir gehen. Da war der Hafen, und da soll er auch wieder hin, so wahr ich Tystrow heiße. Krüger, hol' mal 'n Spaten. Wer es gut mit Krukeluhn meint, der kommt mit mir, und wer hier bleibt, der versäumt was, was er im Leben nicht nachholen kann!"

Ja, die erhebende Feier des ersten Spatenstiches für den neuen Hafen wollten sie alle mitmachen und lärmten nun hinter ihrem Anführer her, der die Schaufel wie ein Gewehr geschultert trug.

Die Straßen waren schon leer. Der halbe Mond beleuchtete sie schwach. Hier und da sah jemand besorgt zum Fenster auf den Zug hinab, aber du liebe Zeit, aus dem ‚Rauhen Loch' kamen oft Gäste, die sangen oder sich sonstwie laut unterhielten. Das war also heute nicht gerade was besonders Aufregendes.

Durchs Tor auf die Heide, aufs Moor, an die Stätte, wo einst die Wogen geblinkert hatten. Dort den Hügel hinauf, den eine Kiefer krönte. Tystrow immer voraus, mit dem entschlossenen Gesichte des Volksbezwingers, selbstbewußt aufstampfend und sich schweren Schrittes in den Hüften wiegend. Dann und wann warf er einen Blick hinter sich, ob ihm seine Getreuen auch alle folgten.

Nun hatten sie die kleine Anhöhe erreicht und machten halt.

„Seht mal hin!" sagte Tystrow und wies südwärts über das Moor hinweg. „Da hinten ist die See. Könnt ihr sie rauschen hören? Kameraden, die wollen wir wieder bis hier heranlassen!" Er schwang den Spaten über dem Haupte. „Das soll ein Leben werden!"

Und kraftvoll stieß er das Eisen in die Erde und warf dreimal den ausgegrabenen Sand in weitem Bogen von sich über die Köpfe seiner Leute hinweg. Dann stemmte er den Fuß auf das Blatt und stützte den Ellenbogen auf den Griff und stand da mit einer Miene eines Mannes, der sich wie sein eigenes Denkmal vorkommt.

Digitized by Google

In achtungsvollem Schweigen verharrten seine Genossen um ihn herum. Das war doch was Kolossales, solche Spatenstichfeier bei Nacht.

Nun ging es ja gar nicht anders — der Hafen war schon so gut wie wieder ausgegraben.

Da kam Sergeant Schulz mit zwei Stadtsoldaten zum Tore herausgelaufen, so schnell ihre Behäbigkeit das zuließ, und der oberste Polizist von Krukeluhn fragte mit seiner ganzen Amtsstrenge: „Was machen Sie hier, meine Herren?"

Die anderen Festteilnehmer wichen ein bißchen zurück, mit den Stadtsoldaten hatten sie nicht gerne was zu tun. Tystrow aber trat mutig vor: „Wir haben hier Spatenstich gefeiert. Und so wird weitergegraben, bis wir ganz da unten angelangt sind." Er wies auf die See.

Schulz besah sich nachdenklich die kleine Kuhle, die Tystrow ausgeworfen hatte, und sagte: „Sie haben hier auf städtischem Gebiet nichts zu graben, wissen Sie das?"

Der Bäcker aber warf seinen Spaten wieder über die Schulter und meinte gleichmütig: „Dann schüttet es wieder zu. Unsere Spatenstichfeier haben wir doch gehabt. Die macht keiner ungeschehen. Kommt, Kameraden!"

Er ließ die Polizisten stehen, und seine Schar drängte ihm nach.

Schulz und seine zwei Stadtsoldaten traten die kleine Öffnung in der Erde zu, aber Tystrow hatte ja recht: die Feier war nun einmal vollbracht.

Stümpemanns Bier floß in Strömen, als Tystrow und die Seinen die Taufe des Hafenvereins weiter fortsetzten. Der geschichtliche Spaten aber wurde mit ein paar dicken Klammern an die Wand der Gaststube im ‚Rauhen Loch' geheftet.

Er war geweiht für alle Zeiten und durfte zu keiner profanen Arbeit mehr verwendet werden. (Fortsetzung folgt)

Friedrich Hölderlin

(Zum Gedächtnis seines 75. Todestages am 7. Juni)

Wenn im obstroten Hain ferneher weicher Wind
Durch das Blätterlaub streift und von den Hügeln sanft
Durch den bläulichen Abend
Heimliche Herdenglocken gehn

Zu des Neckars Gefild und in das schwäbische Tal,
(Rebenglück-bekränzt, ewig verklärt vom Glanz
Einer einzigen Jugend) —
Fühlt der Wanderer seltsamen Sang.

Wie aus sternender Nacht. Wie aus dem Lichtgewölk
Über fernem Berg. Reine, süße Kraft
Aus den Blütenglocken
Einsam klingender Natur.

Funkel-dunklen Pfads, nur von der Liebe so
Mildem Mondlicht betreut und traum-zweisam stets
Singt ein deutscher Fremdling
Griechenselig sein hohes Lied.

Singt zum Saitenspiel himmlischer Harfenkunst,
Seelisch köstlich verzückt, schwärmendes Weltgefühl,
Erdenfeier und Menschenschöne,
Lachender Lebensliebe voll — —

Reifste Sehnsucht verklingt ... Sehnsucht weint und klagt:
Ruhlos leidet und kämpft, schicksalgestoßen der Mensch —
Doch aus nächtigem Dunkel
Strahlt uns ewig ein göttlicher Stern!

Fritz Alfred Zimmer

Digitized by Google

Eduard von Gebhardt

Zum 80sten Geburtstag des Meisters, 13. Juni

Von Prof. Heinrich Werner

Die Veröffentlichung der hier wiedergegebenen Gemälde des Künstlers geschieht mit ausdrücklicher Genehmigung der Verlage von Franz Hanfstaengl in München und der Photographischen Union, ebenda

Nicht nur die Glaubens- und Kirchengeschichte, auch die Geschichte der bildenden Künste hat ihre Patriarchen. Wir hören mit fast zweifelndem Staunen von der schaffensfrohen Rüstigkeit des achtzigjährigen Donatello, des fast neunzigjährigen Michelangelo und von Meister Tizians noch im neunundneunzigsten Lebensjahre bewährter Wirkenskraft, und unsere Verwunderung möchte solche Überlieferungen den Sagen und Legenden, wenn nicht gleich den Märchen zuweisen. Da ist's denn für die alten Berichte eine gute Stütze, daß uns Gegenwartskindern das Erlebnis solch werktüchtiger Dauerbarkeit an einer Reihe mitten unter uns gestellter Meister bewiesen wird. Mit hellen Augen schaut Hans Thoma in seinem neunundsiebzigsten Jahre dankbar und selbstsicher gelassen in die Umwelt, Eugen Bracht, Max Liebermann, Wilhelm Steinhausen nützen im achten Jahrzehnt ihres Lebens die Arbeit gleich einem Jungbronnen, und ihnen gesellt sich in dem Düsseldorfer Meister Eduard von Gebhardt ein Zunft- und Weggenosse, auf den als Maler und Erzähler biblischer Geschichte das Wort Patriarch im besonderen Sinne passen will. Die ganze Persönlichkeit Gebhardts ein Urbild ehrfurchtgebietender Kraft. Das Haupt zumal mit dem Prophetenbart, dem schnell und fest zudringenden Blick und der hohen Stirn von der Stärke und Weihe biblischer Hoheit umwittert — so geht der Künstler seinem achtzigsten Geburtstag am 13. Juni des Jahres entgegen.

Die Not der Kriegszeit verbietet laute Feier, aber anderseits gibt gerade sie dem Feste vertiefte Bedeutung. Denn sie hat die vielen Tausende der Freunde Gebhardtscher Kunst um neue Tausende gemehrt, ihm alle die zugeführt, denen sich unter dem Zwang seelischen Leidens und im Suchen nach Trost und aufrichtender Kraft die starke Innerlichkeit seines malerischen Lebenswerkes aufgetan hat. So erntet der Meister eine Fülle des Dankes und gewinnt die frohe Gewißheit, daß sein Schaffen ein gesegnetes gewesen ist, ganz so, wie er es gewollt hat und der Gesinnung seiner Arbeit gemäß. Dieses Bewußtsein wird ihm

Eduard von Gebhardt in seiner Werkstatt
Aufnahme aus dem März 1918 von Hofphotograph J. Söhn in Düsseldorf

Digitized by Google

die schönste Geburtstagsspende sein, aber ungezählte Glückwünsche wird er sich doch noch obendrein gefallen lassen müssen. Auch diese Zeitschrift will unter den Gratulanten sein und ihren Aufsatz als ein bescheidenes Blümlein dem Geburtstagsstrauß einfügen, nicht nur aus selbstverständlichem allgemeinem Dankbarkeitsgefühl, nein, auch aus der besonderen Erinnerung heraus, daß der Künstler ihr so viele Werke seiner Hand wiederzugeben erlaubt und stets mit freundlicher Teilnahme aufgenommen hat, was als Würdigung seiner Schöpfungen in diesen Blättern vielfach geschrieben stand. Aus einer geordneten Übersicht ließe sich wohl eine ganze Chronik seines Schaffens zusammenstellen, doch liegt solch äußerer Zweck dem Plan dieser Niederschrift fern. Was sie erstrebt, ist: der geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung Eduard von Gebhardts gerecht zu werden. Der Versuch ist nicht als verfrüht zurückzuweisen, weil er einem noch Schaffenden gilt. Denn das Gesamtwerk Eduard von Gebhardts liegt nach Form und Geist folgerichtig gereift und abgeschlossen vor, und ihm innerhalb der religiösen Malerei die gebührende Stellung zuzuweisen, ist nach deren Geschichte aus neuester Zeit eine unerfreulich leicht zu lösende Aufgabe. Unerfreulich leicht, weil von der modernen religiösen Malerei so wenig Rühmliches zu sagen ist. Im Grunde genommen herrscht da durchschnittlich eine ganz äußerliche Schablonenkunst, die abgebrauchte Formen immer und immer wieder aufgreift. Zum guten Teil ist daran die Gesinnung der Auftraggeber, der kirchlichen Kreise, schuld. Es fehlt in ihnen durchweg an sicherem Geschmack, und so erklärt sich die stets erneut hervortretende Unfähigkeit zu einer grundlegenden Umgestaltung. Gewiß haben in den letzten Jahrzehnten starke Persönlichkeiten in der kirchlichen Malerei ihre Meisterschaft bewiesen. Die Namen Steinhausen, Thoma, Uhde wahren sich neben dem Meister Gebhardts ihre Stellung. Aber ihre Eigenart war eben zu persönlich, um schulbildend wirken zu können. Was sich sonst auf dem genannten Gebiete heimisch machte, war im letzten Grunde schwächliches Nachahmertum, leitete Gesinnung und Art seiner Kunst von den sogenannten Nazarenern her. So nannten erst Spötter, dann Freunde im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine kleine Gemeinde schwärmerisch begeisterter deutscher Künstler in Rom, die bewußt eine großzügige Erneuerung der religiösen Malerei anstrebten. Peter Cornelius war ihr Haupt, Führich, Schadow, Pforr, Veit, Overbeck, Schnorr von Carolsfeld und Steinle sind die bekanntesten Kunstgenossen des Kreises, begabte Leute allesamt, und an mangelndem Fleiß hat es gewiß nicht gelegen, daß sie keine über ihre Wirkungszeit hinaus zum Herzen sprechende Kunst schaffen konnten. In ihnen und in ihrer ganzen Zeit war kein eigener Stil mehr lebendig, und sie unterließen freiwillig den Versuch, ihn etwa aus eigener Kraft zu bilden, erwählten die großen italienischen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts zu ihren von vornherein unübertrefflich genannten Vorbildern und verzichteten damit auf die Möglichkeit, zum letzten und höchsten Ziel vorzudringen: zur Bewährung einer freischöpferischen Persönlichkeit. Diese schwächliche Gesinnung brachten die einzelnen Nazarener bei ihrer Rückkehr über die Alpen mit nach Deutschland, und da sie fast alle ins Lehramt berufen wurden, zogen sie ganze Scharen junger Maler durch Beispiel und Lehre auf die falsche Bahn. Zumal

Aus der Reformationszeit. Gemälde (1877)
Im Städtischen Museum zu Leipzig

Digitized by Google

auf der Düsseldorfer Akademie wirkte der nazarenische Einfluß stark nach und verlor in seinen Ausstrahlungen auf das Gebiet der sogenannten Historienmalerei eines Bendemann und Lessing auch noch seine anspruchslose Haltung, setzte sich in gespreizte Theatralik um. Es bedurfte schon festgewurzelter Eigenkraft, sollte ein Anfänger dem Zwang falscher und enger Schulregeln nicht erliegen. Indes, was zuvor Alfred Rethel und Anselm Feuerbach gelungen war, glückte auch dem im Jahre 1860 zugereisten Eduard von Gebhardt. Er hatte zwei Jahre zuvor aus seiner baltischen Heimat Abschied genommen, um den Flug in die Welt zu wagen. Am 13. Juni 1838 war er zu St. Johannes in Estland geboren. Im Hause des Vaters, des Propstes und Konsistorialrates Th. F. von Gebhardt, war streng kirchliche Gesinnung, felsenfester Lutherglaube, der kein Deuteln an Gottes Wort zuließ, wirklich in aller Herzen lebendig. So wurde die Heilandsgestalt schon dem Knaben Hauptinhalt alles Denkens und Fühlens. Er blieb dieser Gesinnung auf dem Gymnasium zu Reval treu, danach auf der Petersburger Kunstschule, und er nahm sie 1858 nach Deutschland mit. Düsseldorf war schon damals sein erstes Reiseziel, aber es vermochte den von jugendlicher Schau- und Erlebenslust Getriebenen noch nicht festzuhalten. Die nahen Länder alter Kunst, Holland und Belgien, lockten zu einer an großen Eindrücken überreichen Reise, ein Aufenthalt in Wien, einer in München folgten, dann wurde Gebhardt in Karlsruhe Schüler der Akademie. Aber er kam, trotz fleißigen Strebens, für sein Gefühl nicht voran. Ein Freund riet zu Düsseldorf, und 1860 ging er zum zweiten Male nach der rheinischen Stadt. Jedoch — es ist bezeichnend für seine Einschätzung der Verhältnisse — Schüler der Akademie wurde er nicht. Vielmehr schloß er sich an den der Kunstschule damals noch ganz fernstehenden Maler Wilhelm Sohn an, einen trefflichen Lehrer, der in den jungen Leuten deren eigenste Begabung aufzuspüren bestrebt war und diese dann zu fördern und zu pflegen versuchte, damit sie vor den verflachenden Einflüssen der ‚Richtungen' und ‚Schulen' behütet blieben. Wie ihm dies zu erreichen bei Eduard von Gebhardt gelungen ist, hat dessen ganzes Lebenswerk im besonnenen Aufstieg bewiesen. Zunächst löste Sohn den schon damals ganz auf religiöse Vorwürfe gerichteten Schüler von der Befangenheit der nazarenischen Komposition und einer ganz allgemein gehaltenen, nicht aus dem

Heimführung. Gemälde (1877). Im Besitz des Barons von Uexküll in Bremen

Leben gegriffenen Menschenschilderung. Das Abzeichnen von Gewändern nach Renaissancebildern, das Nachpinseln der Farben nach der gleichen Vorlage mußte aufhören. Da gab es ein unvergleichlich besseres Vorbild als die alten Gemälde: die große, freie Natur. Vor allem während des alljährlich erneuten Sommeraufenthaltes in der alten Heimat, in Estland, hat Gebhardt den wahren Urquell aller Kunst genützt, die Landschaft und das Meer gründlich studiert, hauptsächlich aber die prachtvollen Menschen des Gebietes, die Bauern, gemalt. Die waren fest und knorrig

Digitized by Google

Klosterschüler. Gemälde (1882). Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg

aus der Scholle gewachsen, Blut und Art hielten sie rein seit Jahrhunderten, so war ihnen die unverfälschte Bauernkraft geblieben, und sie sprach aus den Studienköpfen, mit denen der Maler, immer wieder gepackt von dem wechselvollen Reiz seiner Aufgabe, seine Mappen füllte. Vor all dem gesunden Leben wuchs er hinein in die volle künstlerische Freiheit, fand er den Mut, einen ihn stark bewegenden Bildplan zu verwirklichen: den Einzug Jesu in Jerusalem so zu malen, als ob es sich um eine mittelalterliche deutsche Stadt mit deutschen Menschen handele. Früher war er vor solcher Fassung zurückgeschreckt, obgleich es ihn innerlich dazu drängte, denn er hatte eine Herabwürdigung des erhabenen Vorgangs befürchtet. Aber als dann das Bild im Jahre 1863 fertig war, da konnte ihn der laute Widerspruch der Kritik und der meisten Beschauer nicht mehr irremachen. Trotzdem noch bei einer Sammelausstellung seiner Bilder in Berlin im Jahre 1877 die Gegnerschaft ihn leidenschaftlich bekämpfte, blieb er auf seinem Wege. Vernahm er doch aus Künstlerkreisen auch schon begeisterte Zustimmung und bewunderndes Lob. Bald erschloß sich der tiefe Sinn seiner Kunst auch weiteren Kreisen. Der Ankauf des ersten großen Abendmahlbildes für die Nationalgalerie in Berlin bedeutete die Anerkennung seines vollen Sieges. Darauf spendete der rastlose Künstler dem deutschen Volke Bild auf Bild. Jesus den Tröster und Helfer, Jesus den Kämpfer und Überwinder, schließlich den Erlöser in Verklärung und Herrlichkeit hat er mit inbrünstiger Hingabe wieder und wieder gemalt. Den kleinen und großen Tafelbildern fügte er, an Jahren und Können ganz zum Meister gereift, zwei geschlossene Reihen monumentaler Gemälde hinzu, einmal im evangelischen Priesterseminar in den Räumen des ehemaligen Klosters Loccum im Regierungsbezirk Hannover in den Jahren 1884—91, danach in der Friedenskirche zu Düsseldorf 1900—06. Vor diesen umfangreichen, raumschmückenden Arbeiten an den großen Kloster- und Kirchenwänden hatte er zuerst richtige Angst gehabt. Er fürchtete, nicht in den erhabenen Stil hineinwachsen zu können — und hat danach just in diesen Schöpfungen das Beste seiner Kunst geschenkt, das reinste Selbstzeugnis seiner Art. Auf diese näher einzugehen und aus der Versenkung in Gebhardts Künstlerarbeit auch den Menschen feiner und tiefer zu erfassen, lohnt die eingehende Betrachtung reichlich. Auf die alte Frage: warum malt der Künstler die biblischen Vorgänge, als seien sie in mittelalterlich deutscher Zeit geschehen, hat er selbst eine klare Antwort gegeben: „Ja, wie denn? Sollte ich etwa weiter malen wie die Nazarener? Anfangs dachte ich auch nicht anders, aber meinen hausbackenen Menschen wollten die konventionellen Gewänder gar nicht passen. Ja, sagten die klugen Menschen, ich sollte es doch so malen, wie es gewesen ist, es ist doch im Orient passiert, das ist doch ein Anachronismus, den ich begehe. Merkwürdig! Noch nie hat ein Mensch es zustande gebracht, in der Form des Orientbildes ein andächtiges Bild zu malen. Warum verlangt man denn das von mir? Malen wir

Digitized by Google

Die Pflege des heiligen Leichnams. Gemälde (1883). In der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden

Digitized by Google

denn nicht als Deutsche für Deutsche?“ In den klugen Worten legt er die Wurzeln seiner Kraft bloß: Andacht und Deutschtum. Der feste Glaube an den Jesus, den er im väterlichen Pfarrhause in sich aufgenommen hatte, war ihm ja unverlierbarer Besitz. Damit verband er die besondere Auffassung der Heilandsgestalt, wie sie im Protestantismus des strengen Luthertums lebendig war und ist. Die Heilswahrheiten der Bibel gelten Gebhardt nicht als Offenbarungen orientalischer Philosophie, sie bedeuten ihm ein Gottesgeschenk an die ganze Menschheit. Der heilige Wert dieser Gabe wuchs in seinem Bewußtsein mit dem künstlerischen Trieb völlig zusammen. Er waltete ihrer wie ein Prediger des Gotteswortes, und ganz treffend ist schon gesagt worden: Gebhardts Kunst ist ein Seitenstück zu Luthers Bibelverdeutschung. Das paßt für ihre Gemeinverständlichkeit, für ihre Lebendigkeit, für die Kraft ihres Gemütswertes. Der ‚gemeinen deutschen Sprache‘ bediente sich Luther, damit ihn alle Volksgenossen verständen, und es ist mit der Sprache von Gebhardts Bildern nicht anders. Immer gibt er dem geschilderten Vorgang die Wirkung einer eindringlichen Erzählung. Greifbar deutlich ist alles bis in die kleinste Einzelheit hinein, es gibt keine mystische Geheimnistuerei, das Menschlich-Wirkliche behauptet sich und ist die Hauptsache, selbst auf den Bildern, die Unerhörtes und Unbegreifliches, die Wunder darstellen. Zur Klarheit des Eindrucks die Lebendigkeit! Der Künstler selbst hat bezeugt, wie ihm in frühester Jugend schon der Sinn für das Ausdrucksleben der Seele geweckt worden ist. Sprechende Belege dafür im rechten Sinne des Wortes sind vor allem die Estländer Bauernstudien Gebhardts, die schon erwähnt waren, dann aber auch, wie etliche Abbildungen dieses Aufsatzes besser als alle beschreibenden Worte zeigen, alle Vorarbeiten zu seinen großen Gemälden.

Des Heilands Wort oder Werk ist Ausgangs- und Zielpunkt der seelischen Bewegung aller Hörer und Schauer. Daß er sie alle beherrscht, lehrt der erste Blick auf die ganze Ordnung des Bildes. Aber wie der Maler die Erregung des einzelnen Menschen in allen Abstufungen und Wandlungen der Eindrucksmöglichkeit aus seinem innern Wesen hervorlockt und im Auge und Antlitz widerspiegelt, das offenbart das nähere Studium jedes Werkes als feinsten Genuß. Da ist Menschentum, wie es leibt und lebt: arm und reich, fein und grob geartet, klug, schlau und dumm, verschlagen und schlicht, jedwede Art, die auf Erden wandelt aber immer deutsch, die Einschränkung muß gelten. Es sind Erinnerungen an Meister Dürers Brauch und Kunst, die da im Werke des späten Schülers aufleben. Ja, einen Dürerschüler darf man Gebhardt wohl nennen. Er selbst weiß, was er dem alten

Studie zur „Himmelfahrt Christi“ (1881). In der Kgl. Nationalgalerie zu Berlin

Digitized by Google

Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Gemälde (1893). Im Besitz des Herrn Leopold H. Biermann in Bremen

Digitized by Google

Ausschnitt aus dem nebenstehend wiedergegebenen Gemälde
Die Auferweckung des Lazarus (1898)

Digitized by Google

Die
Auferweckung
des Lazarus
Gemälde
(1898)

Im Besitz von
Frau Geh. Kom-
merzienrat
Emil Oelber-
mann in Cöln

Digitized by Google

Nürnberger zu verdanken hat. Das Studium seiner Bilder hat ihm in jungen Jahren den Sinn geweitet und die Erfindungslust gemehrt. Von Dürers erstaunlicher Phantasie ist auf Gebhardt viel übergegangen. Aber noch mehr haben auf ihn die alten Niederländer gewirkt. Die funkelnde Pracht seiner Gemälde geht auf sie zurück. Aber auch hier verleitete Gebhardt die Freude an persönlicher Neigung nicht zur Verrückung des Hauptziels der jeweiligen Arbeit. Daß es ihm Freude macht, über die wimmelnde Fülle seiner Gestaltenmassen den ganzen glitzernden Reichtum seiner Palette sprühen zu lassen, daß die Lichter blitzen und glänzen gleich Edelsteinketten und Perlenschnüren — schon die kleine mehrfarbige Wiedergabe seiner ‚Schiffspredigt' (n. S. 148) ist dafür ein ‚leuchtendes' Beispiel. Aber er verzettelt die bunte Kleinmalerei nicht im spielerischen Werk. Stark und kräftig stellt sich dagegen die betonte Wirkung des lichten Grün von Wald und Wiese und das satte Rot des Heilandgewandes auf, die vielbewegte Buntheit zur Unterordnung zwingend. Ja auf den ganz feierlich ruhigen Schöpfungen, so auf dem großen Himmelfahrtsbild der Nationalgalerie, waltet die gelassene Ruhe einer einheitlichen Gesamtstimmung auch in der Farbe. Mit alledem sind Fragen gestreift, in denen Künstlerisches und Technisches zusammenklingen. Es ist folgerichtig, wenn nun auch von Gebhardts Kunst der Flächennutzung, der Komposition, gehandelt wird. Der Meister Gebhardt läßt sich da mit viel Behagen einen ganz Unmodernen heißen, denn er hält fest an dem vielgescholtenen Begriff des Akademischen. Freilich will er ihn nicht als Sinnbild des engherzigen Klebens am Alten und Verzopften gedeutet wissen. Aber aller Fortschritt — in dem Sinne hat Gebhardt sich oft ausgesprochen — ist an die Erfassung und zielbewußte Nutzung der früher gewonnenen Höhe gebunden. Ein Anfang mit Verleugnung aller Überlieferung, ein Findenwollen neuer Kunst ohne alle Voraussetzung, wie es die allerneuesten Bestrebungen und ‚Ismen' verkünden, wird zur Vernichtung aller Kunst führen. Als ob sich die freie Persönlichkeit nicht trotz aller großen Vorbilder und überkommenen Forderungen durchsetzen könnte! Just in seinen Bildkompositionen hat es Gebhardt bewiesen. Vor allem: die äußere Haltung seiner Gemälde ist der Herausstellung ihres geistigen Inhaltes untergeordnet. Als dessen Träger erscheint fast immer die beherrschende Jesusgestalt. Der Künstler mußte sie also herausheben, und er erreichte das durch äußere Loslösung von den übrigen. Jesus steht bei ihm immer allein, er ist der Gegenspieler der anderen, und das sind meist recht viele. Aber wie ihre seelische Spannung auf ihn zustrebt, so auch die körperliche Haltung und Bewegung der Einzelpersonen und der Gruppen. Wie dabei ein An- und Abschwellen der Gefühls- und Kräfteäußerung auch im Körperlichen gekennzeichnet ist, das lehren die Werke finden und schätzen. Für die Tafelbilder wird dabei noch eines großen Meisters Namen, der Rembrandts, im Sinne schulenden Einflusses lebendig, besonders für die Einordnung der bewegten

Gruppe aus dem Wandgemälde „Himmelfahrt Christi" in der Petrikirche zu Mühleim a. d. Ruhr. Ölstudie (um 1912)

Digitized by Google

„Ihr Heuchler, was versuchet Ihr mich!“
Gemälde (1912)

Digitized by Google

Massen in die frei und weit umschließenden Innenräume. Bei den großen Wandgemälden in Loccum und noch mehr in Düsseldorf ist Gebhardt ganz großzügig den in Italien vor den frühen Renaissancefresken empfangenen Eindrücken nachgegangen. Auch bei nur kurzer Erwähnung des Düsseldorfer Werkes muß doch der Meisterschaft der Bildkomposition besonders gedacht werden, da er hier gegen schwere Mängel einer seiner malerischen Aufgabe geradezu feindlichen Architektur anzukämpfen hatte.

Was Gebhardt neben seinen großen religiösen Bildern gemalt, in Mußestunden gewissermaßen, ist doch kein Nebenwerk. Wie Luthergeist und Lutherzeit in seiner Kunst wirken, künden auch viele aus dem allgemeinen Kulturleben der Reformation gegriffene Darstellungen. Es ist Sturm und Drang in die Welt gekommen, die Lust selbst zu erforschen und zu erkennen hat alle Stände ergriffen und ist in alle Herzen gefahren. Da mühen sich schon die jungen Knaben in der Klosterschule um Erfassung des geschriebenen Wortes. Ein Ernst und eine Tiefe geistigen Strebens liegen auf ihrem Antlitz, hinausreichend über ihre Jahre und schwere Geisteskämpfe verheißend für die künftige Zeit. Der junge Gelehrte ritterlichen Standes aber auf dem Bilde ‚Aus der Reformationszeit' ist schon ganz der neuen Lehre zugewandt. Mit Sorgen schaut ihm die Gattin über die Schulter und auf die Niederschrift seines Bekenntnisses: „So findet denn niemand die Wahrheit, er suche sie denn mit Ernst. Wer kann suchen — der habe denn Freiheit auch des Irrens. So strebe jeder nach Freiheit und nütze sie, die Wahrheit zu suchen." Es ist ein Wort, das seinem Sinn nach auch auf den paßt, der es dem mutigen Gottesstreiter auf seinem Bilde in die Feder gegeben. Meister Gebhardts Künstlerweg ist ein zielbewußter Kampf für eine gute und hohe Sache gewesen. In einem mit Glück und Erfolgen reichgesegneten Leben ist er zur Freiheit über alle äußeren Schwierigkeiten seiner Kunst durchgedrungen, auch — was wichtiger ist — zur Freiheit und Selbstsicherheit seiner künstlerischen Anschauung und Lehre. Rüstig und frohen Herzens trägt er die Bürde seiner achtzig Jahre leicht. In den Sorgen der Kriegszeit hält ihn das Bewußtsein ungeschmälerter Arbeitskraft aufrecht. Wenn er nun am 13. Juni ins neunte Jahrzehnt seines Lebens hineinschreitet, dann ist er nicht nur der dankbaren Anerkennung der Mitwelt gewiß, auch im neuen, von Krieg und Not erlösten Deutschland der kommenden Friedenszeit wird sein Werk in Ruhm und Ehren stehen, weil es alle die guten Kräfte in sich trägt, die im Namen und Begriff Deutschtum zusammentreffen.

Christus und das kananäische Weib. Gemälde (1914)
Im Besitz der Städtischen Kunstsammlungen zu Düsseldorf

Digitized by Google

Schiffspredigt. Gemälde von Prof. Eduard von Gebhardt. (Aus der Galerie Eduard Schulte in Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Wilhelm I. und Bismarck

Vortrag gehalten im Saale des Abgeordnetenhauses zu Berlin am 9. März 1918

von Geheimrat Prof. Erich Marcks in München

Heute vor dreißig Jahren ist Kaiser Wilhelm I. gestorben; wenige Monate noch, und auch Bismarcks Todestag wird sich zum zwanzigsten Male jähren. Bilder der Vergangenheit steigen uns Älteren heute empor: das stille Einschlafen des ehrwürdigen Neunzigers, das atemlose Hinlauschen und die Ergriffenheit unserer Trauer, die erschütternden Worte seines großen Kanzlers vor dem Reichstage: er pries dort mahnend das sittliche Erbe dieses Toten, seinen Heldenmut, sein nationales Ehrgefühl, die Hingebung und Arbeitsamkeit, die Pflichttreue im Dienste des Vaterlandes, die Liebe zum Vaterlande. Wir horchen heute still in diese Vergangenheit zurück. Von Stürmen frei ist auch sie gewißlich nicht gewesen: im Winter 1887/88 hat uns der Zweifrontenkrieg von 1914 zum ersten Male bedroht. Aber wie fern ist all das uns gerückt. Kaiser Wilhelm wurzelte in russischer Freundschaft: heute ist das alte Rußland eingesargt, durch uns. Und dieses alte Deutschland erscheint uns ruhig, friedevoll und so weit weg.

Aus dem Lärme ungeheurer Gegenwart ist dieser Gedenktag wie eine Einladung in unsere Jugend zurück, in unsere Geschichte — ein Blick einmal aus der fieberhaften Spannung dieser Tage heraus. Ich soll in dieser Stunde von Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck zu Ihnen sprechen. Sie leben mit uns, wir wissen es wohl, sie wirken auch in unseren Kämpfen handelnd fort. Und doch sind sie Geschichte: sie sind das alte Deutschland vor 1890. Sie sind eine Einheit in sich und doch ein Gegensatz: ich soll Ihnen die beiden hohen Gestalten emporrufen zu historisch stiller Betrachtung. Was ich von ihnen zu sagen habe, das habe ich freilich längst in Büchern (Kaiser Wilhelm I., 1897; Otto von Bismarck, 1915; Männer und Zeiten, 1911) gesagt. Der Vortrag kann nur in gedrängtem Bilde zusammenfassen wollen, wie sie einst dastanden an der Spitze dieser heute so tief verwandelten und doch von ihnen herkommenden deutschen Welt, gemeinsam stets und stets miteinander ringend; in einem Bilde ihres Verhältnisses zumal zueinander, zu ihrer Zeit, vielleicht (das mag dahinter stehen) ein wenig auch zu uns.

Aus zwei Wurzeln stammt das Preußentum des 19. Jahrhunderts, dem sie angehörten: der alten Monarchie Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs d. Gr. hier, der Reform der Stein und Scharnhorst und Hardenberg dort; bis heute haben diese zwei Grundkräfte, beherrschende Autorität und selbstbeherrschende Freiheit, unsere Entwicklung abwechselnd und ineinander wirkend geleitet. Auch die alte Monarchie war in sich zwiefach: eine monarchische und eine aristokratische Kraft lebte in ihr, die monarchische, die unsern Staat errichtet und organisiert hat, die aristokratische, ehedem die führende Gewalt dieses Bodens, von jener unterworfen und eingefügt, beide jederzeit verbunden und einander stoßend. Das ist der Nährboden der beiden Männer. Aus der Monarchie der Hohenzollern kam Wilhelm I.: dieser militärisch und politisch schöpferischen Monarchie, die unsern Staat, unser Volk, unsere Eigenart gebildet hat, eine der größten staatsbildenden Kräfte der neueren Geschichte, die aber gebunden blieb durch das Sonderinteresse der Dynastie: groß und frei im Genius, gefesselt und lastend in der Mittelmäßigkeit Friedrich Wilhelms III., stets aber Erbin und Führerin ihres Staats. Ihr getreuester Sohn war Prinz Wilhelm gewesen: nie genial, stets tüchtig und echt; in starken Überlieferungen aufgewachsen, konservativ bis auf die Knochen, militärisch, autoritär, legitimistisch, allem Neuen abgeneigt. Er hat dem Neuen lebenslang widerstrebt, weil er gesund und fest im Alten haftete, er hat sich gewehrt, und das Neue, wenn es sich durchzwang, dann doch immer anerkannt und hingenommen und es seinem Erbe innerlich eingefügt. Er hat die altpreußische Überlieferung, umwandelnd aber erhaltend, in neue Zeiten hinübergeführt und sie dort wieder lebendig betätigt: das ist seine historische Größe. So hatte er es unter Friedrich Wilhelm IV. vor und nach 1848 getan: kämpfend, dann sich einordnend, sich selber im Neuen zur Geltung bringend, in der Verfassung. So hat er, konservativ, sich selber treu und doch dem Notwendigen offen, von 1857 bis 1862 als Regent und König selber regiert. Aber indem er zu regieren strebte, stieß er auf Aufgaben, die stärker waren als er. Es war im Innern die Verfassung: das preußische Bürgertum forderte seit 1859 neuerwacht seinen Teil an der Macht; die parlamentarische Frage wurde zum ersten Male für Preußen regelrecht und praktisch aufgeworfen, die Frage der Macht zwischen dem Bürgertume und der Krone. Das war der Inhalt des preußischen ‚Konfliktes', der 1862 ausbrach. Der König hielt die Militärreform, an der sich dieser Gegensatz entzündet hatte, und seine Krongewalt fest, er wollte eher abdanken, als beides opfern. Aber die Frage war damals gestellt. Und hinzutrat die deutsche Frage: der Drang der nationalen Einheit war ebenfalls neu erwacht, wer ihn befriedigen würde, dem gehörte in Deutschland

Digitized by Google

und in Preußen die Leitung der Zukunft. Nur Preußen konnte es; in Preußen, wie die Zeit- und Weltlage war, nur die Macht, nur die Krone und ihr Heer. Der König hatte das Heer neuerschaffen, war er der Mann, es anzuwenden? er war Preuße, voll preußischen Ehrgeizes, war er der Mann zur kühnen Tat? zum Kampfe um Deutschland, zum großen Kriege? Deutschland war voll alter Staaten und stand zwischen den europäischen Großmächten: nur die Macht, nur der Krieg konnte es aus seiner alten Verfassung, seiner lähmenden Verschlingung mit Österreich lösen, es selbständig und lebendig machen. Vermochte das Wilhelm I.? Er kam aus dem Alten her, in Deutschland und in Preußen; die Aufgaben der Zeit sah er sehr wohl; aber sie bedrängten ihn und drohten ihn zu erdrücken. Der innere Konflikt schon ließ ihm nur die Wahl zwischen gewaltsamer Tat oder Unterwerfung. Der Gewaltsamkeit war er abgeneigt; er konnte die doppelte Krise, die preußische und die deutsche, nicht allein bezwingen. Er hat die Lösung vorbereitet, durch seine Politik, durch seine Heeresreform; er war nicht der Staatsmann, sie selber zu leisten. Er rang in Gewissensnöten mit seinem Rücktritt.

Da hat ihm Bismarck den treffenden und heilenden Speer, die Last der Taten aus der erlahmenden Hand genommen. Auch er war ein Sohn Altpreußens, fast elementarer altpreußisch noch als sein Fürst: der Sohn des märkischen Adels, mit seinem Trotze, seiner alten Bodenständigkeit, seiner ländlichen Urkraft. Das bürgerliche Blut der Mutter hat sich in ihm mit dem Junkerblute gemischt und gestoßen und sein Wesen und Leben tief gefärbt, aber als Ganzes ist er Landedelmann geblieben bis an seinen Tod. In ihm war die Selbstherrlichkeit der adligen Persönlichkeit und noch ein Höheres, Eigenstes, über alle Umwelt und alle Zusammenhänge hinweg: die Selbständigkeit der menschlichen Persönlichkeit, des ganz Individuellen, der Selbstherrlichkeit des Genius, der nur er selber ist. Gegen die Zeit war er zum Politiker und zum Staatsmanne geworden: im Kampfe gegen die Revolution, den Liberalismus, die Einheit; er war die Verkörperung des adlig-preußischen Gedankens, noch stärker des preußischen Staatsgedankens selbst. Das hatte ihn als Gesandten in Frankfurt a. M. zum Gegner Österreichs, vom Boden der Macht her zum Vorkämpfer von Preußens Macht gegen Österreich und von da aus zum werdenden Reformator des deutschen Staatslebens gemacht. Der Parteimann wich dem Staatsmanne: weil er Preußens Gesundheit und Größe in Deutschland und in der Welt wollte. Damit war er dem Könige verwandt. Heer und Staat, preußische Überlieferung und preußischer Ehrgeiz waren auch in ihm, der Trotz, aber auch die Hingabe des Vasallen gegenüber dem Hohenzollern. Und noch eines eben war, das dazukam und sie trennte: die Genialität. Bismarck wuchs, vom selben Boden aus, über seinen Herrscher hinweg wie über alle sonst. So standen sie neben- und gegeneinander von Anfang an: der königliche Edelmann, Wilhelm, ernsthaft, gewissenhaft, schlicht, vornehm, ausgeglichen; er hatte die Heftigkeit auch seines Temperamentes in sechzigjähriger Selbstbeherrschung bezwungen; der Mann des Maßes und der Mitte, ritterlich, klar, gütig, vor allem ein königlicher Offizier, in seinen Zielen preußisch und deutsch, aber vorsichtig, stärkere Jugendpläne hatte er, seit er die Verantwortung tragen mußte, zurückgestellt. Er war unfähig sich aufzugeben, aber er war kein Eroberer, weder innen noch außen, kein Mann der machtvoll schöpferischen Tat; er war ganz durchsichtig und ganz rein. Und zu ihm stellte sich nun der große Mensch der Tat, stürmisch, drängend, leidenschaftlich; auch er in starker innerlicher Zucht, aber im Kampfe zu Zielen hin, die er erst noch erringen mußte und die er erringen wollte: ganz Wille, Macht und Feuer. Ein schneidender, genialer Verstand und eine zugleich weitfliegende und alles Einzelne ganz einzeln, nüchtern, plastisch sehende Phantasie: aber der Wille als führende Seelenkraft — ein Mann, unaufhaltsam und unerschöpflich, ein Finder neuer Wege, ein Born des strömenden, schaffenden Lebens, der größte Gesamtstaatsmann unserer deutschen Geschichte, aber gefährlich für den Ruhigen, anstößig für den Vornehmen, der Mann des Kampfes mit seiner Leidenschaft und der Unberechenbarkeit seiner politischen Mittel, gar nicht durchsichtig, auch nicht und erst recht nicht für diesen König. Die Ziele beider waren verwandt: Preußens Größe, vom Alten her; aber Bismarck wollte sie durch Kampf neu schaffen, die zurückhaltende Vornehmheit der Mittel, wie sie der König liebte, reichte dafür nicht aus, und Wilhelm sah mit Argwohn, mit einer Art von Schauder auf diesen Vulkan. König und Staatsmann, so traten sie nebeneinander; aber wird der König den Staatsmann handeln lassen? Er kannte Bismarck seit fast dreißig Jahren und hatte Gleichheit und Abweichung oft erlebt, er hatte sich an der Schärfe und Härte von Bismarcks rein politischem Denken oft gestoßen. Er sah, wie viele, den Mann der Zukunft nahen; aber er mochte ihn nicht rufen. Er hat ihn jahrelang geprüft und immer wieder zurückgeschoben, erst die Lebensfrage, die Not des ausbrechenden Konfliktes bezwangen ihn: am 22. September 1862 schlossen sie in Babelsberg ihren Bund. Der König suchte den gefährlichen Diener durch Bedingungen einzuhegen, die jener sofort zersprengte, und Wilhelm I. ergriff die Hand, die ihn zur historischen Größe führen sollte. Bismarck stellte sich selber bedingungslos zu seiner Verfügung, und der nächste Kampf, der um die preußische Krongewalt daheim, band sie vorerst völlig aneinander. Es war die Geburts-

Digitized by Google

stunde des Reiches und der deutschen Zukunft. Alles andere, Sachliches und Persönliches, war Vorgeschichte: die Geschichte begann erst hier. Vorgeschichte war auch König Wilhelms bisheriges Werk, eine unentbehrliche Vorbereitung: aber die Leistung fiel, unter seinem Herrscher, nunmehr Bismarck zu.

Ich habe die Taten hier nicht zu erzählen. Bismarck fand den Konflikt vor, er hat ihn durchgefochten und die Krone durchgesetzt, in schweren Nöten. Er hat von Anfang an mehr gewollt und mehr getan: er rechtfertigte die Führerstellung, die er der Krone zuwies, durch seine auswärtige Politik gegen Österreich. In die riß er den König hinein. So hat er 1863 Österreichs deutschen Verfassungsplan abgewiesen, 1864 Schleswig-Holstein befreit, 1864—66 den deutschen Krieg herbeigezwungen, ihn 1866 heraufgeführt, bis zum Kriegsausbruch im Juni 1866 ist es eine einzige Linie, ein steigendes Wagnis und ein steigender Erfolg. Er hat alles errungen; er hat es seinem eigenen Herrscher abgerungen.

Denn diese vier ersten Jahre waren ein unablässiger Kampf der beiden verbündeten Männer unter sich. Wir sahen den Grund: vom gleichen Boden zu letzten gleichen Wünschen ein verschiedener Weg, ein verschiedenes Tempo und Temperament, verschiedene Charaktere, die Zukunft war nur bei dem einen. Und der andere war der Herr. Ein Gegensatz zwischen Fürst und erstem Minister liegt an sich in der Monarchie. Der Feldherr, so hat Graf Schlieffen gesagt, ist der natürliche Nebenbuhler des Königs; dauernder noch ist es der Staatsmann. Es ist ein ewiges Ringen zwischen Mensch und Mensch an oberster Stelle um die entscheidende Macht. Das haben die Hohenzollern auch erlebt. Der Große Kurfürst, der diese Monarchie erst gründete, sah diesen Gegensatz zwischen Fürst und erstem Diener überragend groß; später wurde der Monarch zum regelrechten, gesicherten Herrn, und ein Friedrich Wilhelm I., ein Friedrich II. waren auch persönlich ganz sicher, stets oben zu bleiben. Schwächere aber fürchteten die Machtfülle des Ministers, Friedrich Wilhelm III. mied starke Minister, sobald er nur konnte, Friedrich Wilhelm IV. hat in stetem Ringen mit seinen ersten Ministern gestanden; in anderem Stile auch Kaiser Wilhelm II. mit Bismarck, später mit Bülow. Das sind bis zu einem gewissen Grade zeitlose Gegensätze, von Person gegen Person, zumal an den Plätzen, wo um der Menschheit große Gegenstände gestritten wird. Auch Wilhelm I. hat das erfahren. Er war voll starken königlichen Bewußtseins; noch 1879 sprach er mit dem Zaren wohl einmal aus einem Herrscherbewußtsein heraus, dem auch die Kanzler nur wie höchste Bediente, wie Gutsverwalter etwa des regierenden Hauses erscheinen. Aber ‚der Minister Bismarck' war auch ihm damals doch längst etwas für sich allein. Wir besitzen die lange Reihe ihrer kostbaren Briefe; in den Anfängen redet da ganz der Herr, aber schon seit 1864 wandelt sich der Ton, seit Bismarcks ersten Siegen; die Größe und ihre Würdigung brechen durch. In stilleren Zeiten, wie den Friedensjahren nach 1866, nahmen die persönlichen Reibungen wieder zu. Persönlichkeit stand da doch eben gegen Persönlichkeit; der konstitutionelle Gegensatz trat damals, bis etwa 1866, weniger zutage, der Anspruch des Ministers einer neuen Staatsform auf das Recht seiner verfassungsmäßigen Macht neben der des nicht mehr absoluten Fürsten. Das Grundsätzliche, das sich hinter dem persönlichen Machtkampf barg, war anfangs — und im Grunde jederzeit — nicht so sehr Ministerrecht gegen Königsrecht, als Recht des Handelnden gegen den Zurückhaltenden. Der Staat zwar lebte in Bismarck, so fühlte er es stets, der König verkörperte wohl auch den Staat, aber doch noch unmittelbarer das Herrscherhaus, dessen Dasein er nur widerstrebend aufs Spiel setzen wollte. Er war vorsichtiger, in Bismarck wirkte ungebunden der sachliche Wachstumstrieb Preußens an sich, und von 1866 ab, seit er auf norddeutschem und dann auf deutschem Boden weitergeschritten war, die Vertretung der norddeutschen und der deutschen staatlichen Macht. Für diese hat er, wie zuvor den Kriegsentschluß von 1866, so nun den von 1870 seinem zögernden Herrn abgerungen, weil Deutschlands Leben, sein Werden, seine Einheit ihn brauchte. Und deshalb war die eigentliche Frage zwischen ihnen stets: wird Bismarck die Taten, die Wagnisse, die notwendig sind, vollbringen dürfen? Er hat sich die Erlaubnis dazu erkämpft. Und gerade deshalb wurde ihm das so schwer, weil Wilhelm I. ein wahrer König war.

⁂ ⁂ ⁂

Aus der Ferne gesehen ist es hundertmal als Wilhelms Verdienst gepriesen worden, daß er große Männer zu finden, zu decken und zu dulden vermocht habe. Und sicher ist dies höchste Regentenkunst. Aber den Sachverhalt erschöpft das nicht. Er tat weit mehr. Daß er jene ertrug, war unendlich viel. Aber es wurde ihm bitterschwer. Nicht aus Eifersucht: über der schwebte er hoch, und zwar nicht nur dank seiner ehrwürdig sachlichen, menschlichen Reinheit, sondern auch kraft seiner Auffassung seines Königtums. Er fühlte sich als Herrscher, als Beauftragten seines Gottes, und deshalb über allen, darum konnte er sie ruhig gewähren, sie ruhig glänzen lassen, der Monarch war doch nur er. Aber er hatte deshalb auch königliche Pflichten. Er war nicht der selbsthandelnde Genius, aber er war und blieb vor sich und vor Gott der Verantwortliche, daran konnte er und konnten die andern nichts ändern. Er wollte, ehe er einem Vorschlage sein Ja gab, überzeugt, durchdrungen, erobert sein: dann stellte er hinter dieses Ja die volle Wucht seiner Männlichkeit. Und er war das alte Preußen,

Digitized by Google

schwerbeweglich, konservativ, gewissenhaft, er wagte ungern; wollte Bismarck seine wahre Mitwirkung haben, so mußte er ihn erst in Bewegung setzen. Weil Wilhelm I. kein Name, sondern ein Mensch, ein Mann, der Inbegriff großer historischer Eigenart war, deshalb war dies so schwer. Deshalb klagte sein leidenschaftlicher Minister so oft über ihn und mußte mit ihm ringen; in heißen Erwägungen, Gebeten und Tränen kämpfte der König sich zum Entschlusse durch. Er war ein ganzer Mensch: er entschloß sich dann auch zu ganzer Tat; er stand, wenn es dann an die Verwirklichung ging, nie daneben, sondern stets mitten darin. Altes und Neues stritten in diesen beiden Männern miteinander, und erst durch inneren Kampf ließ das Altpreußentum sich für das Neue auch wirksam machen. Das Neue war notwendig, und Bismarcks Sieg war der Sieg des Lebens, aber ihm gegenüber stand auch etwas Lebendiges: das erhöhte die Schwere, aber auch den Wert seines Kampfes mit König Wilhelm. Es ist ein großes geschichtliches Schauspiel, wie hier lebendige, ältere Kräfte ringend in eine Zukunft hinübergingen: über allem nur Persönlichen, ein wahrhaft geschichtlicher Streit berechtigter und starker Seelengewalten.

Am höchsten und stärksten war die Bedeutung dieser Eigenart, dieser Festigkeit, dieser Herrschergefühle Wilhelms I. im Kriege. Neben seinem Verhältnis zu Bismarck stand ja das zu Moltke: 1866 und 1870 ein ideales Zusammenwirken des Oberfeldherrn mit dem Generalstabschef, der Fachmann Wilhelm, der alle Gefahren jedes Vorschlages ermaß, prüfte und stets das Kühnste auswählte. Der Ersinner war Moltke, der Heerführer war der König, und er stand gegen jeden Einwand zu seinem großen Berater; er hat so, in dem zersplitternden Herbst und Winter 1870, die militärische Einheitlichkeit unbedingt gewahrt. Aber mehr! Neben dieser militärischen Einheitlichkeit blieb dennoch der Gegensatz zwischen der obersten militärischen und der obersten politischen Leitung in Kraft, zwischen Moltke und Bismarck. Es war unvermeidlich, daß ihre Kreise und ihre Personen sich stießen, eine abstrakte Abgrenzung zwischen Krieg und Politik gibt es in Kriegszeiten nicht, sie sind ein Werk. Auch Moltke, so sachlich er war, trug doch die Ansprüche seines Berufs in sich, und die Klagen Bismarcks über das Dunkel, in dem der Generalstab ihn halte, sind bekannt. Es gab immer wieder Fragen, in denen um das entscheidende Wort zwischen den beiden Gewalten gerungen wurde. An Eifersucht hat es da nicht gefehlt: starke Menschen, die für ihr bestes stritten, prallten unausweichlich aufeinander. Der König war grundsätzlich für die Scheidung der Kreise, nur in ihm selber sollte sich alles vereinigen. Das hat er, wo es anging, lebenslang durchgeführt, mit seiner Arbeitsamkeit, seinem selbständig eindringenden Ernste, bis in spätere Zeiten hinein; dem altpreußischen Fachmanne, der er war, waren die Ressorts und ihre Rechte vertraut und er schätzte überall die Sachkenntnis, die er, der Offizier, in sich selber trug. So wünschte er Militär und Zivil auseinanderzuhalten und da, wo sie sich stießen, die oberste Entscheidung auf sich allein zu nehmen. In Kriegs- und Friedensfragen hat er, 1867, 1875, 1887 der politischen Oberbehörde ihr Recht gewahrt und sich ihr angeschlossen; er sprach das letzte Wort. Das alles wurzelte in seiner Majestät, seinem Amts- und Pflichtbewußtsein, in seiner Festigkeit und seinem Verantwortungsmute: er mußte das selber tragen und leisten. Und es war die ideale Lösung dieser Konflikte: unter ihm ein Wetteifer seiner großen Männer, darüber der höchste Einigungspunkt in der Klarheit und Sachlichkeit des Herrschers. Freilich, im einzelnen gelang auch ihm diese Lösung nur mit mancherlei Stößen und Schmerzen, am schwersten im Winter 1870, im Streit um die Beschießung von Paris, um Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen. Der Generalstab fühlte sich in seinen Befugnissen durch den genialen Staatsmann bedroht, in dem etwas von der Herrscherallseitigkeit Friedrichs und Napoleons war, und der Kanzler rüttelte an den Türen, hinter denen man ihn einschließen wollte. Der fast vierundsiebzigjährige Monarch hat sich in Unbehagen und Ärger diesen Streitigkeiten zuerst zu entziehen gesucht, dann nahm er, in der Pariser Beschießung, doch klar und schneidend, auch Moltke gegenüber, seine Stellung; er hat auch damals zuletzt, nicht ohne Nöte, aber abschließend, den Einigungspunkt gebildet, voll Willens und Mutes, und über den Gegensätzen ragte die Sicherheit einer obersten Leitung empor. Das war ein hoher Gewinn und eine hohe Leistung, die oberste Bekätigung der einen Persönlichkeit über allen, es war die wahrhafte Monarchie. Er entzog sich auf die Dauer nie, er schaltete sich nicht aus; daß das unter Reibungen und Reizungen vor sich ging, daß schon ein Winter die Nervosität dieser leidenschaftlichen Menschen aufeinandersprühen ließ, das darf uns, in deren Welt so manches von ähnlichen und ähnlich unvermeidlichen Konflikten hineinschallt, einigermaßen trösten. Das eine sehen wir: die Monarchie von 1870 hat ihre Stelle ausgefüllt.

Es gab gleichzeitig noch andere Störungen. Das Reich wurde geschaffen, der deutsche Kaiser stieg über den König von Preußen empor, und Wilhelms tiefste Überlieferungen wehrten sich dagegen. Zwischen dem widerstrebenden Vater und dem vorwärtsstürmenden Sohne zog, zum Deutschen geworden, Bismarck die Mittellinie des Möglichen und Notwendigen, er errichtete den Bundesstaat, in dem Deutschland seitdem lebt. Der alte König hat hier nicht selber geschaffen, er hat sich in Krisen und Erregungen bitterschwer überwunden, er hat am 18. Januar 1871

Digitized by Google

im Saale zu Versailles, des Schmerzes voll, sein Altpreußentum opfern zu müssen, dem Baumeister der Zukunft die Hand verweigert. In Schmerzen vollzieht sich alles Große auf Erden, hinter den strahlenden Erfolgen stand damals wie stets vielerlei Qual und mancherlei Menschlichkeit: auch das sei den Nachlebenden ein Trost. Auch da hat Wilhelm I. zuletzt stets das Notwendige getan und sich dann, nach harter Selbstüberwindung, dem Neuen klar und fest als wirkende Macht mit eingefügt. Er wurde dem neuen Reiche zu einer Kraft des Vertrauens, der Gleichmäßigkeit, des Haltes, seine nationale Mission wurde noch breit und groß. Der neue Bund, das neue Reich, in seiner Mischung, in seiner Weisheit, Eigenart und Stärke, in seinem Dasein war Bismarcks Werk. Jedoch das Kaisertum an seiner Spitze war die Fortwirkung der altpreußischen Gewalten, die Wilhelm verkörperte, und er verkörperte sie noch siebzehn Jahre lang als lebendige Kraft.

⁂ ⁂ ⁂

Zwar die Welt, aus der er kam, bildete sich seit 1867 und 1871 sichtbar um. Er ging von Preußen zu Deutschland mit und brachte im neuen Deutschland sein bestes Preußen zur Geltung. Aber dieses Deutschland wurde breiter, massenhafter, demokratischer als Wilhelms Wesen es innerlich ertrug. Krone und Bürgertum siegten und herrschten da miteinander, eine neue liberale Zeit dehnte sich aus, Reichstag und Kaisertum zusammen gründeten das neue Haus und bauten es aus, und neue soziale Schichten erhoben bereits ihr Haupt. Es waren die Zeiten, wo das Reich sich in Europa einfügte und sich einlebte in sich selbst, das nationalliberale Jahrzehnt von 1867 bis 1878 und das Jahrzehnt des Kulturkampfs zugleich, Zeiten der Durchbildung und Befestigung, ruhiger als die Jahre zuvor, aber ruhig keineswegs.

In diesem Jahrzehnt war das Verhältnis von Kaiser und Kanzler fast tiefer bewegt als vorher. Die stärksten Gegensätze waren ausgefochten, Bismarck hatte Deutschland umgewälzt, der Kaiser war mitgegangen und ging mit. Nun traten die persönlichen Machtfragen fast heftiger hervor. Jetzt zeigte sich wirklich ein Zug von konstitutionellem Gegensatze: im konstitutionellen Staate forderte der leitende Minister sein Eigenrecht auch gegen den Herrscher, besonders gegen die Einwirkungen, die diesen umgaben, aus Haus und Verwandtschaft, aus Hof und Aristokratie, die Einwirkungen der Gemahlin, der Freunde, der Botschafter, Minister, Geistlichen. Der mit den Liberalen verbündete Staatsmann kämpfte um seine Macht — das blieb der Kern, aber die Form war grundsätzlicher als ehedem. Auch jetzt war er der sachlich Vorwärtsschreitende; den letzten Antrieb gab wie stets das Persönliche. Bismarcks Herrschernatur, durch langen Kampf, durch Nervenverbrauch, durch den Zoll der großen Taten, den er mit seinem Herzblute bezahlt hatte, verschärft und verbittert, leidend unter den Folgen seiner Siege, verlangte ihren Raum: hitzig, zornig, glühend gegen alle seine Feinde, wirkliche und manchmal vermeintliche — auch gegen seinen Herrn. Er wehrte sich gegen alles, was Nebenregierung heißen konnte, er wollte keine Kabinettsgewalt, keinen Absolutismus, keine höfischen Nebenmächte, er überragte all diese Nebenbuhlerschaften und vertrat gegen sie das Ganze; aber er wollte auch herrschen. Er empfand sich als den Träger von Staat und Nation und Sache gegen den Anspruch von Einzelmenschen, auch gegen den der Dynastie, und das staatliche Recht hatte er wirklich auf seiner Seite. Er *diente* ihm mit einer sehr viel innerlicheren, sachlicheren, sittlicheren Hingabe, als die Überklugheit ihm gern zugetraut hat, aber freilich stießen sich diese sachliche Hingabe und Einordnung und seine stürmische persönliche Selbstherrlichkeit unablässig in seiner Seele. Er liebte den Kaiser und diente auch ihm mit einem warmen Untertone von Vasallentreue, die ganz echt war. Aber auch ihm hat er oft gegrollt, und sein Widerspruch nahm, persönlich wie er in den Tiefen seines gewaltigen Wesens eben war, stets zugleich die persönlichsten Formen an. Das ist der Ursprung der Kanzlerkrisen, die von 1869—77, ja 79 in dichter Reihe einander folgten. Es stand stets eine wichtige politische Absicht dahinter, stets haben sie seine Stellung, seine Autorität im Ministerium, sein jeweiliges Vorhaben befestigt und durchgedrückt, Gegner zurückgeworfen oder ausgemerzt, stets ist zugleich ein elementarer, ein Shakespeareſcher Zug von Zorn und dem Bedürfnis darin, die eigene Leidenschaft flammend zu entladen. Auch gegen seinen Herrscher hat er heftige Worte gebraucht, dem er die Schwierigkeiten seines Amtes schuldgab und laut vorhielt, und an heftigen Gegenworten hat es nicht immer gefehlt, der Kaiser hat das Abschiedsgesuch von 1877 zum Knäuel geballt: „Es ist eine Untreue, wenn Sie mich verlassen.“ Anfangs hatte er mit einigem Staunen geantwortet, mit leisem Kopfschütteln, mit vornehmer Selbstbehauptung, die gütig und doch gehalten entgegenkam; daß Bismarck bleiben *müsse*, daß es ohne Bismarck nicht gehe, verbarg er nie. Und durch den Willensstreit der beiden starken Männer brach ein Hauch von Zartheit, von Liebe hindurch; auch Bismarck litt unter den Gegensätzen gerade gegen seinen alten Herrn. So ist, aus der Bescheidung, daß es nun einmal nicht anders gegangen sei, und aus Wehmut, ja aus leisem Selbstvorwurfe sonderbar gemischt, sein Ton noch in jenem wundervollen Abschnitte seiner Erinnerungen über Wilhelm I., der seinen Kaiser mit so schonungslosem Realismus und mit so schonend verständnisvoller und ehrfürchtiger Liebe malt. Es war einmal so, daß diese Gewitter ihre Atmosphäre regelten, daß die Personen sich rieben und

Digitized by Google

im Persönlichen das Sachliche. Das Ende ist immer Versöhnung und Einigkeit gewesen. Im ganzen hat Bismarck so gut wie immer sich durchgesetzt. Allerdings mit gewissen Grenzen; sie waren ihm weiter gezogen als in den 60er Jahren, aber auch nach 1871 blieb der Kaiser der oberste Herr über allen, noch immer glich er Schärfen seines Kanzlers sehr selbständig aus, noch immer gab er auch im Sachlichen Anregungen von eigenem Werte. Er arbeitete sich in die großen Fragen der Diplomatie persönlich ein, er hat in die Vorgeschichte des Schutzzolles hineingeredet. Er brachte Widerspruch gelegentlich vorsichtig, ja entschuldigend vor und dankte nachher für eine gute Aufnahme, aber sein Recht wahrte er sich, und die Sicherheit seines Wesens blieb eine moralische Gewähr für die Sicherheit der Reichspolitik. Jedoch die Größe des anderen hat er, vollends seit 1871, in rührenden und hohen Worten anerkannt und gepriesen und Gott für dieses Geschenk gedankt, und mit den Jahren wurde Bismarcks Macht stärker und stärker: der eigentliche Träger des Reiches war er doch und wurde es immer mehr. Er schuf sich Ende der 70er ein einheitlicheres Ministerium und eine neue innere Basis, er setzte 1879 den großen auswärtigen Umschwung durch, von Rußland zu Österreich hinüber. Die lebenslangen russischen Neigungen des Kaisers widersetzten sich, Wilhelm verhandelte persönlich mit Alexander II., er wollte Bismarck das österreichische Bündnis verbieten und es dann wenigstens abstumpfen. Es war der letzte große Kampf der beiden, in scharfen Tönen auch von Bismarck, würdig aber schneidend, durchgefochten; das höhere staatlich-sachliche Recht war wieder bei Bismarck und er setzte es völlig durch. Dann aber folgte die fast vollständige Einigkeit des letzten Jahrzehnts.

Dieses letzte Jahrzehnt von 1878—88 ist für das Zeitalter Wilhelms I. und Bismarcks, für die Epoche der Reichsgründung, Krone und Abschluß. In ihm vollendete sich die Einigung Deutschlands, unter der alten Monarchie, unter deren konservativem Zeichen. Konservative Reichspolitik verdrängte die liberale, konservativ, klerikal, rechtsnationalliberal waren ihre Stützen, politisch, kirchlich, wirtschaftlich gab es eine Wendung nach rechts, zur Landwirtschaft und Industrie, zum Schutzzolle hin und zugleich zur Sozialpolitik. Bismarck bekämpfte die revolutiondrohende sozialdemokratische Bewegung mit allen Mitteln, bis zur einseitigen Härte der Verfolgung, aber er legte durch seine Sozialreform zur gleichen Zeit den Grund eines neuen, wie wirtschafts-, so sozialpolitisch bestimmten Zeitalters, er gab der Staatspolitik einen neuen, materiell-moralischen Inhalt, er vollzog auf allen staatlichen Schaffensgebieten den Übergang zur Gegenwart, er erfüllte den modernen Staat wieder mit neuen, tieferen Aufgaben, er gab ihm eine ungeheure, bis heute entscheidende Wendung, für Deutschland zunächst, in den Folgewirkungen für Europa und für die Welt. Er errichtete daheim ein einheitliches System, ganz national und sehr monarchisch, mit dem preußischen Staate und der preußisch-deutschen Monarchie als Grundpfeilern. In der auswärtigen Politik führte er, vom Zwei- und Dreibunde aus, sein genialstes Spiel über die Welt hin, zwischen Rußland und England und über Frankreich hinweg, eine Bündnis- und Einflußpolitik ohnegleichen, ebenso vorsichtig und vordenkend wie umfassend und durchschlagend. In ihrem Schatten trat Deutschland in die Kolonialpolitik und in die Weite der Welt hinaus. Es war Bismarcks zweite und fast höchste Höhezeit, das Quellgebiet, in allem, auch unserer Epoche noch: aber in sich selber von ganz bestimmten, historischen, alten Zügen. An der Spitze er; aber neben ihm durchaus sein Kaiser. Dieser hat seinen Staat auf seine alten Grundlagen zurückgeführt, er ging mit tiefer Befriedigung mit; seine Persönlichkeit trat zurück als wirkende, sie blieb wichtig als tragende Kraft. Und untrennbar waren sie beide und werden es für die Geschichte bleiben. Das Dasein des Kaisers war eben doch die Voraussetzung für das des Kanzlers. Wo sonst in aller Welt hätte ein Genius sich 25 Jahre lang in der Regierung zu halten vermocht, es sei denn, daß er selber der Herrscher gewesen wäre? Welche andere Gewalt, monarchische, parlamentarische oder republikanische, hätte einen Bismarck, seine unablässige Produktivität, seine persönliche Unbequemlichkeit, seine geniale Wucht so lange ertragen? Die Stetigkeit des alten Herrn war wirklich die Grundlage der Stetigkeit des deutschen staatlichen Lebens; wieviel sie bedeutete, zeigte sich erst in den Jahrzehnten, wo sie fehlte. Die Eingewöhnung des neuen Reiches in sich und in Europa ist durch ihn, durch den Schatz an Vertrauen, den er bedeutete, unendlich gefördert worden; es war ein neidenswert klares System: ein Genius, gehalten durch einen wahren Monarchen. Und in diesen langen Zeiten des Abschlusses, der gegenseitigen Durchdringung, wurden sie wirklich eins.

Für ihr persönliches Verhältnis ist diese letzte Zeit, von den 70ern zu den 80ern, und in den 80ern besonders, ebenfalls der Gipfel. Es war ergreifend und großartig zugleich. Ihr Briefwechsel wurde damals packender als je, von beiden Seiten her. In immer neuen Worten hat Kaiser Wilhelm I. das Verdienst seines großen Helfers gepriesen; der ist ihm der Herbeiführer der mächtigen Ereignisse, der Schöpfer des Reiches, der Durchsetzer der neuen Zeit; er blickt mit Staunen auf ihn; was er errungen hat, ist Bismarcks Leistung. Er hat ihn in stolzer Öffentlichkeit zu seinem 70. Geburtstage (1. April 1885) geehrt, aber die Kette seiner Ehrerweisungen wurde immer nur persönlicher; um den Vater zu erfreuen, beförderte er zugleich den Sohn. Den tiefsten Ausdruck fand diese Dankbarkeit,

Digitized by Google

als der Tag von Babelsberg — im September 1887 — zum 25. Male wiederkehrte. Kaiser Wilhelms persönlichste Art sprach aus seinem Dankschreiben: mit der leisen Schwerfälligkeit, dem Holzschnitthaften seines Ausdrucks, und deshalb doppelt echt. „Ein leuchtendes Bild von wahrer Vaterlandsliebe, unermüdlicher Tätigkeit, oft mit Hintansetzung Ihrer Gesundheit, waren Sie unermüdlich, Preußen (denn Preußen blieb dem alten Herrscher die Krone seiner Welt) an Ehre und Ruhm zu einer Stellung zu führen in der Weltgeschichte, wie man sie nie geahndet hatte." Sein ganzes Herz, auch als Vater, Großvater, Urgroßvater, sprach sich jetzt vor seinem großen Diener aus, und seine Unterschrift hieß: Ihr ewig dankbarer König und Freund Wilhelm. Ob ein letztes Bewußtsein innern Abstandes doch bei ihm bestehen blieb? Jedenfalls ist dann dieser Abstand durch Wärme des Empfindens, durch eine fast väterliche Liebe verhüllt. Und noch merkwürdiger war der Klang der Antworten. Auch Bismarck schlug Herzenstöne an — in seiner großen Sprache runder noch und kraftvoller als sein Herr. Auch da sprach Dankbarkeit, Verehrung und ein Stück Liebe, aber mehr noch: Schicksalsgemeinschaft und Anerkennung, auch von ihm aus. Diese Anerkennung ist das eigentlich Großartige. Die Anerkennung des hohen „Vorzuges", den Wilhelm besitze: daß seine Diener bei ihm Vaterland und Dynastie nicht zu trennen brauchen; sie dienen wirklich dem Vaterlande, wenn sie ihm dienen; des Vorzuges, daß seine Diener ihm dankbar sein dürfen für seine Treue: „Die Treue des Herrschers erzeugt und erhält die Treue seiner Diener." Da ist kein höfischer Klang mehr; diese unbefangene Erhebung des Staates über den Herrscher ist ja, vor den Ohren eines wahren Königs, eine Aufrichtigkeit und eine Kühnheit in sich. Und Bismarck sprach, der Mensch zum Menschen. Er lobte die sachliche Größe seines Herrn in dem Persönlichen, das die sachliche Stellung erst adelt und hochhält, und unbefangen trat er neben den Kaiser. Er dankte ihm 1887 für die „Unwandelbarkeit" der Gnade und des Vertrauens, „die mir stets ohne Wandel zur Seite gestanden haben"; „in 25 Jahren, wo nicht alles gelingt", hat Wilhelm ihn „gegen alle Feindschaften und Intrigen gehalten und gedeckt". Das ist die Sprache eines, der sich in großartiger Wahrhaftigkeit — denn Eitelkeit lag dem Kanzler ja weltenfern — dem andern mindestens gleichstellt, der weiß, daß wirklich er der Täter der Taten ist; er hat auf seine eigenen Fehler hingedeutet, aber nicht, um sich zu beugen, wirklich, er tritt neben seinen Fürsten, Mensch neben Mensch, Größe neben Größe. Daß er das, in reiner Ehrerbietung, wagte und durfte, das ist für sie beide die Weihe ihrer Größe und ihrer Gemeinschaft. Und so entstand den Deutschen in dem ungleichen Paare — Herr und Diener, voreinander lebenslang geschieden durch Charakter und Stellung und durch die Stärke ihrer Wirksamkeit — ein Paar zusammengehöriger hoher Gestalten, verbunden durch Schicksale und durch Gesinnung, ein Besitz unserer Erinnerung, ein Reichtum unserer Geschichte, eine Einheit, die bleiben wird. Den letzten, höchsten Gipfel ihrer Betätigung haben sie miteinander erstiegen, und ihr Empfinden zueinander schloß, nach all der wechselvollen Auseinandersetzung ihrer Naturen (denn „Naturen" waren sie alle beide) mit einem Vollklang der Einigkeit, ohne einen Hauch von Neid, in einer historisch-menschlichen Reinheit und Größe, die in sich unvergeßlich ist.

Das alte Deutschland ist mit ihnen verschwunden: schrittweise, mit Wilhelms Tode, mit Bismarcks Sturze, mit Bismarcks Tode; den tiefsten Einschnitt bildete der März 1890, das eigentliche Ende doch bereits jener 9. März 1888, da sich die müden Augen des Nimmermüden schlossen. Die Epoche ging zur Rüste, sie mußte es. Es war eine Zeit der Vollendung geworden, aber deshalb auch des Abschlusses, wie jede harmonisch durchgebildete Vollendungszeit, wie dereinst Friedrichs des Großen Endzeit auch. Sie war nicht ohne Einseitigkeit und Übertreibung in sich selbst, und neue Gewalten, die von diesem System zurückgeschoben gewesen, stiegen in ihrem Schatten auf. Aber das alte Deutschland des letzten halben Jahrhunderts hat sich in jenem Schlußjahrzehnt reif ausgelebt, und seinen breitesten Schatten spendete damals dieser voll entfaltete Baum. Es war die alte Monarchie, fortgebildet in neuer Umgebung, versöhnt und durchdrungen mit dem bürgerlichen Zeitalter; das deutsche Bürgertum, nicht einseitig vorherrschend wie im Reichstage der 70er Jahre, blieb mit der Monarchie zusammen siegreich und wirksam, auch seinerseits damals in konservativerer Wendung, ergänzt und ein wenig sogar zurückgedrängt, aber nicht beseitigt, durch ältere Gewalten: durch Adel, Landwirtschaft, Kirche, durch den Staat selber und seine Organe, sein Beamtentum, sein Heer, durch die Krone selbst. Monarchie und Aristokratie standen voran, die alten Träger des alten Preußens; aber auch die Reform von 1808 hatte, in Verfassung, Verwaltung, Selbstverwaltung und Geist, ihre Keime entwickelt. Das Führende in diesen Abschlußtagen war das Ältere, die altpreußische Überlieferung: diese Monarchie hatte das Reich geschaffen, das wirkte sich jetzt aus; und sie entfaltete sich in den herrschenden Männern. Deren Bedeutung, die Bedeutung der Persönlichkeiten, war in dem Zeitraume von 1860—90 sehr groß für die deutsche Verfassungsgeschichte und Gesamtgeschichte. Für ein halbes Jahrhundert hat Wilhelms I. Selbstbehauptung gegen den Liberalismus von 1860, mit Roon begonnen, 1864 von Bismarck durchgeführt, die preußisch-deutsche Verfassungsgeschichte bestimmt — deshalb, weil Bismarck von dieser Stelle her das Reich begründet hat; seine

Digitized by Google

Leistungen von 1862—71 und von 1877—88 gaben der Monarchie das innerliche Übergewicht des Schaffenden. Und gewiß war diese Monarchie allen anderen politischen Kräften des damaligen Deutschlands überlegen. Zwar, die deutsche Welt hatte sich in den Tiefen verwandelt. Welch ein Schritt von 1830 zu 1880! Neue Massen des dritten, des vierten Standes hatten sich erhoben, in Verfassung, Gesellschaft und Wirtschaft, sie wirkten von unten her gewaltig mit und mußten es in Zukunft noch mehr, sie waren auch in dem Staate von 1880 bedeutsam; aber leitend war damals, von der Glorie mächtiger Taten umstrahlt, das Alte. Die altpreußische Monarchie hat sich sachlich und siegreich ausgewirkt, durch diese lebendigen Menschen, die ihre Überlieferungen neu erschufen; und durch diesen Monarchen, der kein schöpferischer Genius war und doch der Träger dieser Staatsepoche, auswählend, festhaltend, ausgleichend in ruhig getreuer Sicherheit. Über tausend Klippen hin ist auch seine und ist auch Bismarcks Geschichte gegangen, ohne Menschlichkeiten war sie nicht, aber die höchste Leistung der Monarchie hat sie vollbracht, die „Seele ihres Staates" zu sein. Der Beseelende war der Kanzler, sein Zeitalter bleibt es, auch in das seelische Leben der Deutschen seiner Tage hat er tief hineingewirkt: aber er und seine Wirkung ruhten auf dem Herrscher. Es war von höchster Bedeutung, daß dieser ein wahrer Herrscher war. Die Monarchie ist, vollends in bewegten Zeiten, in ihrer Lebendigkeit bedingt durch den Monarchen; sie hat, nach Treitschkes übertreibendem Worte, je nach ihrem Inhaber die Möglichkeit, die beste oder die schlechteste der Staatsformen zu sein — mindestens, sie hängt stärker als andere von ihrem Träger ab. In Wilhelms I. Tagen klangen Vergangenheit und Leben, Bescheidenheit und Mut, Fürst und Genius klassisch zusammen — ein Herrschertum, das rückwärts gewandt war und doch voranschritt und vorwärts führte.

⁂ ⁂ ⁂

Diese Tage sind versunken. Heute sind 30, 28, 20 Jahre seit jenen Sterbestunden des Alten, von denen ich sprach, vorbei. 1890 brach die neue Zeit durch, längst vorbereitet; zurückgedrängte Gegenkräfte fluteten hervor, in Staat und Geist und Gesellschaft und Welt, neue Aufgaben erhoben sich innen und außen, neue leitende Männer mit neuem Streben und einem neuen Verfahren. Die alte Ruhe, das sichere Gleichmaß der 80er Jahre wich, das beinahe selbstverständliche Vertrauen, die Klarheit der Fahrt. Ein neuer Drang, auch in das vorerst Unabsehbare, war unvermeidlich; Tasten und Suchen zu neuen Zielen hin ist anders als die Vollendung und der Abschluß. Man darf dieses Neue nicht einfach am Alten, am Reifen, auch nicht am Genius messen, die Jahrzehnte nach 1890 nicht einfach am Maße des alten Kaisers und des großen Kanzlers; zum mindesten muß mit Vorsicht vergleichen, wer gegen das Werdende nicht ungerecht werden will. Es ist vielleicht unvermeidlich, daß eine Betrachtung der Zeiten Wilhelms I., in ihrer klassischen Ruhe, eben weil sie klassisch ist, zu ungewollten Seitenblicken auf die nachfolgende Regierung mit ihrer mannigfachen Unruhe und ihren mancherlei Irrtümern uns zu ungewollter Kritik hinführt. Zu lernen ist aus jener Vergangenheit für jede Zukunft gewiß; hüten wir uns vor Ungerechtigkeit! Und hier und heute wenigstens liegt die Kritik unserer Aufgabe fern.

Aber auch das wäre einseitig, das Alte in seiner eigenen Bewegung am Maßstabe unserer Gegenwart von heute zu messen. Was ich die Strömung von 1808 nannte, der Reichtum freiheitlicher Gedanken, die in der preußischen Reformzeit ihre Quelle hatten, brach nach 1890 alsbald stärker wieder hervor. Ein Vierteljahrhundert lang haben wir seitdem neue Kräfte sich in Deutschland durchdrängen gesehen, die 1880 schon da waren, aber jetzt erst ihrem Tage deutlicher entgegenstrebten, neue soziale Gewalten, neben dem dritten den vierten Stand, in langer, stiller und lauter Fortbildung, in Kämpfen und Erfolgen. Das deutsche Leben stieg noch und wurde noch breiter, unendlich breiter, in Wirtschaft und Gesellschaft, in seiner Weltwirkung, seiner Weltbeteiligung; die Masse trat stark hervor.

Auch diese neuen Massen verlangten die Anwendung jener Ideen von 1808 auch auf sich, sie forderten für sich Freiheit, Mitwirkung, Aufstieg. Die Friedensjahrzehnte hinter uns sind von diesem Drange, diesen Kämpfen, von vielerlei Schlägen und Rückschlägen, stets aber von gewaltiger Vorwärtsbewegung erfüllt gewesen: sozialpolitisch von Bismarck her über Bismarck hinaus. Und schon vor 1914 sind die neuen Massen in unsere Gesellschaft, unseren Staat, unser Reich voller hineingewachsen, als sie und wir wohl selber merkten. Dann kam der große Krieg; seine Leistung ruhte auf der Breite dieses neuen Deutschlands und seiner Millionen; aus ihrer Leistung für die Nation während des Krieges, draußen und drinnen, wollen heute die Folgerungen gezogen werden, für ihre Stellung, für die Weiterbildung unseres Staatlebens: in diesen Kämpfen stehen wir. Neues mancher Art will hindurch; der alte Staat, die alte Monarchie, ihre bureaukratische wie ihre adlige Überlieferung, vielleicht eines Tages auch ihre militärische Überlieferung, soll irgendwie ergänzt, irgendwie weiterentwickelt werden. Das Bedürfnis sehen wir vor Augen, nach den Formen wird gesucht, das Ende liegt noch im Dunkel. Nur Formen der Ergänzung sind es, die Deutschland sucht, nicht der Beseitigung, sondern der Festhaltung und Ergänzung des alten Kerns: das Überlieferte lebendiger, reicher, frischer, volksmäßiger zu machen, seine alten Kräfte mit den neuen ringsum zu durchdringen,

Digitized by Google

in Verwaltung und Verfassung und Politik zugleich. Der demokratische Strom, von diesem demokratischen Kriege angetrieben, flutet durch die ganze Welt — auch durch unser Land, wo das Alte stärker, gesunder, innerlicher, triebkräftiger ist als irgendwo. Die Fragen von 1860, damals zwischen Bourgeoisie und Krone gestellt, sind heute in neuer, weiterer, drängenderer Form wieder gestellt. Alles in Deutschland ist wieder im Fluß.

Von diesen Problemen hätte der Politiker zu reden; ich bin nur Historiker. Aber auch der Historiker, auch wenn er Historiker bleiben will, kann diesen Gang durch die Vergangenheit, der auf die Gegenwart hinzeigt, doch nicht wohl anders schließen als mit der einen, allgemein gerichteten Nutzanwendung auf diese Gegenwart, die ihm natürlich ist. 1848 und 1860 hat sich das Alte auch zu behaupten gehabt und hat sich behauptet; auch damals drang das Neue in scharfen Stößen vor. Heute ist das Neue stärker und der Stoß mächtiger als damals, dieses halbe Jahrhundert, in dem die 1866 siegreiche Monarchie uns geleitet hat, ist eben voll breiter Entwicklung gewesen. Aber auch das neue Deutschland bedarf, noch heute, des engen Zusammenhanges, der lebendigen Fortführung auch dieser alten Kräfte, nicht nur ihrer Ergänzung aus dem Neuen, sondern auch der Ergänzung des Neuen aus ihnen, aus den staat- und machtbildenden Gewalten, die uns erzeugt und emporgetragen haben und die unser zwiespältiges, vielgestaltiges Volk zusammengeschlossen haben und zusammenhalten: aus diesem Erbe der Bismarckzeit. Kontinuität und Eigenart sind unersetzlich kostbare Güter: daß wir sie in diesen Tagen der Wandlungen nicht verlieren! Daß unser heimatlicher Boden nicht überschwemmt werde mit fremdartigem Fremdem! Das haben unsere Staatslehrer und Kulturphilosophen in den ersten Kriegsjahren warnend und zuversichtlich und stolz gepredigt; die Mahnung gilt auch heute und heute erst recht. Ich nehme diese Auseinandersetzungen zwischen den mechanischen Ideen von 1789 und den organischeren von 1914 — so hat man sie ja einander gegenübergestellt — hier nicht auf. Aber der Mahnruf, die Zusammenhänge mit der Vergangenheit sehr sorglich zu wahren, ist das eigentliche Recht des Historikers. Wir wissen es alle: die Macht, die uns den Waffenkampf gegen die Welt ermöglicht hat, ruht auf der Überlieferung aus unserer alten Monarchie und ist untrennbar von unserer großen Vergangenheit: dieses Volksheer, erzogen durch die Schule des alten Staats, von ihm organisiert, von ihm gebildet; diese Schulung des deutschen Lebens, wie im Heere und im Beamtentum, so in der Industrie, bei Unternehmern und Arbeitern gleichermaßen. Aus dieser Schule kommen Gewerkschaft und Sozialdemokratie, in ihrem Aufbau, zu ihrem einen Teile, her. Starke sachliche Überlieferungen von oben her leiten unser Leben und halten es zusammen, im Gegengewicht und Gleichgewicht gegen die Kräfte von unten; Verwaltung und Heer arbeiten mit diesen Überlieferungen und tragen, in mancher Einseitigkeit, aber zugleich in ihren stärksten Tugenden, den Stempel des alten Staates, der alten Monarchie. Auch heute und auch künftig wird die Persönlichkeit ihre bedeutsame Einwirkung ausüben auf Gesundheit, Wirkungskraft, ja Erhaltung gerade der Monarchie. Unsere Regierer haben den unmittelbarsten Anlaß, aus der Vergangenheit, in der diese Monarchie unser modernes Leben gestaltet und neubeherrscht hat, zu lernen: aus dieser Monarchie des alten Kaisers und des großen Kanzlers; deren Geschichte wird ihnen eine unersetzliche Mahnung sein zu Ernst und Sachlichkeit und Pflichterfüllung, zu Selbstzucht und Selbstbeschränkung, zur Weisheit und Selbstüberwindung in der Wahl ihrer höchsten Diener, ein Kabinettsregiment, ein persönliches Regiment fügt sich in diese Tage nicht mehr wirkungsfähig ein. Wilhelm I. mag und soll zu seinen Nachfolgern reden — so laut und eindringlich wie nur möglich. Für die Zukunft unseres Königtums und Kaisertums ist das Persönliche von einer vielleicht ausschlaggebenden Gewalt, und die Verantwortung seiner einzelnen Träger ist in diesen neuen, schweren Tagen nur immer gesteigert und unermeßlich groß. Monarchie und Monarch werden sich auch fürderhin nicht trennen lassen.

Aber das wiederhole ich: das heutige Deutschland ist das Geschöpf des preußischen Königtums. Nicht seines allein, nicht einmal in Preußen — ich nannte auch dort die verschiedenen Ströme; vollends nicht in ganz Deutschland — neben Preußen steht ja von alters her die Vielfältigkeit anderer Entwicklung in Deutschland und wirkt mit und wirkt auf Preußen zurück; und wie aus Deutschland, so ist aus der Welt stets der Zufluß neuer Bewegungen, Kräfte, Ideen, Ziele lebendig gewesen. Fremder Einfluß und eigenste Fortgestaltung müssen ineinanderwirken, wo ein Staat und Volk gesund bleiben und weiterwachsen soll: aber führend muß das Eigene sein. Und die machtvollste Tatsache unserer Welt von 1914 und 1918 ist doch die eingeborene Überlieferung aus preußisch-deutscher Quelle, die uns bis heute durch diesen Krieg unbesiegt hingetragen hat: die ungeheuere militärische Leistung dieser Jahre. Der Weltkrieg, das ist unsere alte Erkenntnis, richtet sich gegen Bismarcks Werk; dessen Dasein, und der Wunsch es wieder auszustreichen, sind die letzten, die entscheidenden Ursachen, ganz gewiß. Und gedeckt worden ist in diesem Weltenringen dieses Werk, dieses Reich, dieses Volk mit seinem ganzen äußeren und inneren Leben durch die Hinterlassenschaft Bismarcks und seines alten Kaisers. Die trug und trägt uns, diese Organisation unserer Volkskraft, diese Vereinigung

Digitized by Google

von Zucht und von Lebendigkeit, die unser Volksheer beseelt hat von seiner Gründung an. Das künftige Kaisertum wird sicherlich nicht das alte Wilhelms I. sein können; alles auch an ihm ist breiter und seine Gewalt ist vielleicht dadurch auch flacher geworden — obwohl es ihm an lebenschaffenden Aufgaben wahrlich nicht fehlen wird in der neuen Zeit. Aber das monarchisch-staatliche Erbe ist lebendig in uns und ist uns unentbehrlich geblieben, für Einheit und Erhaltung unserer Nation und damit all unserer höchsten Lebensgüter, der seelischen wie der materiellen. Das Erbe Bismarcks über allen: denn er ist der Lehrer der politischen Kraft, ohne die wir versinken, und auch aus der auswärtigen Politik seiner Spätzeit (ich führe das heute nicht aus) haben die Nachfahren noch viel zu lernen, was man seit 1890 vielleicht nicht jederzeit im Sinne behalten hat. Es ist, natürlich, das Erbe aller der alten Mächte, die unser preußisch-deutsches Dasein aufgebaut haben; die Reihe geht vom Großen Kurfürsten und Friedrich II. zu Stein und Scharnhorst, zu Blücher und Gneisenau; ich will heute nicht verfolgen, wie sie zugleich zu Luther und Kant und zu Goethe und Schiller führt. Jedoch das sichtbarste Glied dieser Vergangenheitskette ist das, von dem ich heute sprach, Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Beide zusammen: nicht nur der Genius! Gerade die festen, erhaltenden, heerbildenden Kräfte, die uns heute retten, führen auf Kaiser Wilhelms Namen zurück; aus seiner Welt, aus dieser alten Welt voll unerschöpflicher Triebkräfte stammt ja der Mann, der uns heute unser Heil vor allen anderen verkörpert, Hindenburg: das ist uns Erweis und Symbol ihrer fortwirkenden, neue Größe zeugenden Lebendigkeit. Wirklich, es sind gestaltende, beherrschende, segnende Kräfte unseres Lebens, diese geschichtlichen Kräfte, die dem Deutschen hier in Berlin aus allen Erinnerungen der Vergangenheit so laut in die Seele sprechen. Es gibt, im Völkerleben wie im Einzelleben, nichts Lebendigeres als die Toten, als diese Erbschaft der Geschichte. Deutschland braucht sie! Möge es in allen Umbildungen, die diese Tage fordern, ein gutes Stück dieses unersetzlichen Lebens lebendig bewahren: es braucht sie, es hat wahrlich keinen Anlaß, staatliche Überlieferung, staatliche Fähigkeiten wegzuwerfen, zu verschwenden. Und diese hier stammen aus unserem innersten Blute. Das alte Deutschland von 1880 ist Geschichte: es soll uns keine Zukunft dogmatisch versperren dürfen. Aber wir tragen sein Erbe in uns fort, und für den Rest dieses großen Kampfes, dieses lebenentscheidenden Krieges brauchen wir es vollends jeglichen Tag. Die Geschichtsfeindschaft flutet heute, in Massenforderungen und in geistigen Theorien, lärmend mit lehmigem Strudel durch die Welt: uns bleibe in allem notwendigen Wandel der Zukunft ein sicherer Zusammenhang, ein ungebrochenes Weiterwachsen, gewahrt aus der alten Wurzel unserer großen Vergangenheit.

Bismarck

Das war ein Eichbaum wunderstark,
Erwachsen auf der alten Mark,
Der trotzte allen Stürmen.
Vom Wasgau bis nach Ermeland
Hatt' er sein schattig Dach gespannt,
Die Völker zu beschirmen.

Das war ein Siegfried frischer Tat,
Der selbst sein Schwert geschmiedet hat
In mannhaft heilgem Zürnen.
Er zog es rasch, er braucht es gut:
Der Drache lag in seinem Blut,
Sein Blut das macht uns hürnen.

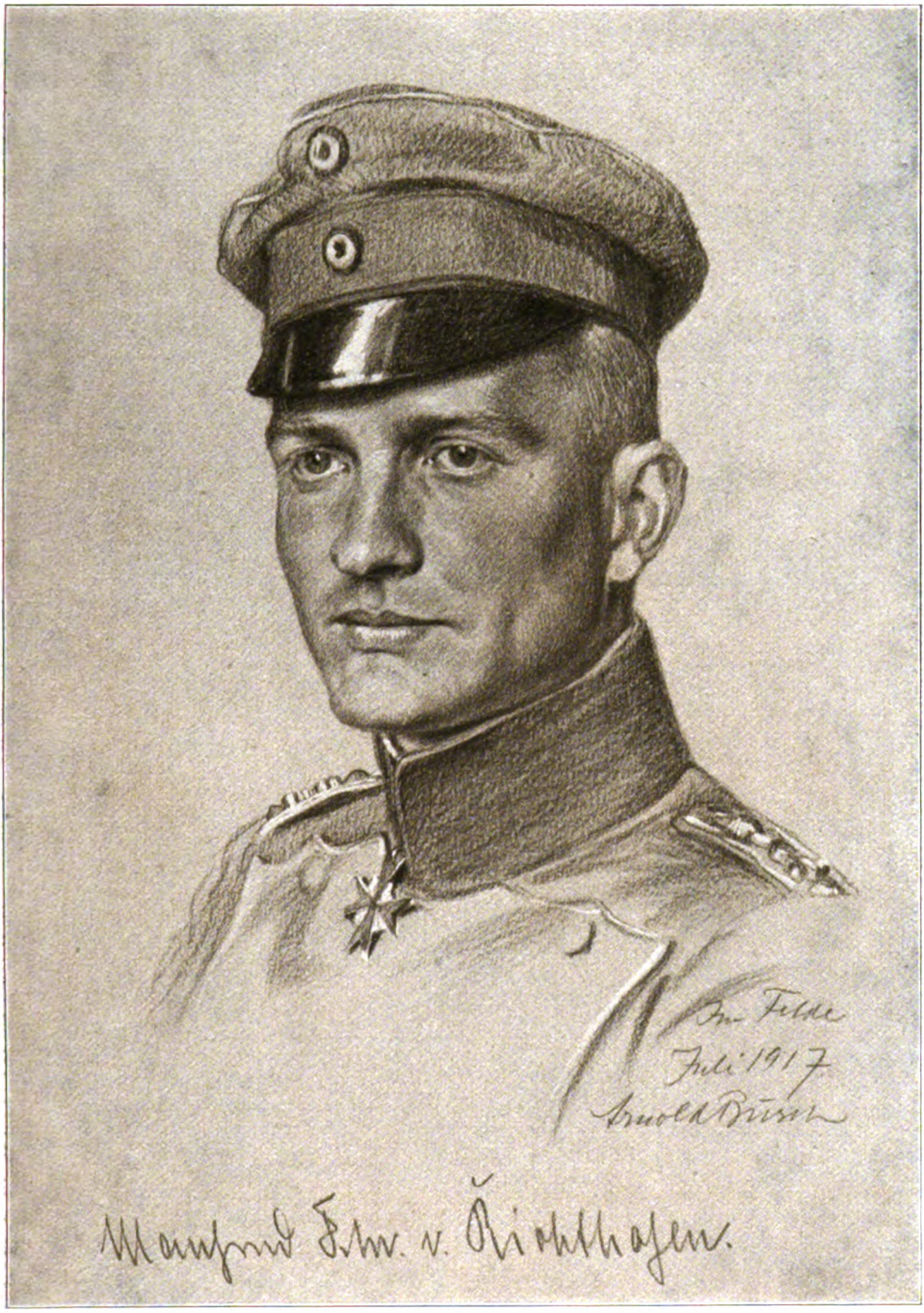
Das war ein guter Zimmermann,
Der baut' ein Haus wohl himmelan,
Daß Einheit drinnen wohne.
Zum Richtefest am höchsten Holz
Aufpflanzte er in Sturm und Stolz
Die deutsche Kaiserkrone.

Und als er dann sein Werk getan,
Der starke, treue, deutsche Mann,
Kehrt' heim er sonder Säumen.
Sein' Hochgestalt zog tief waldein, —
Da wird wohl hehre Stille sein
Zu ruhen und zu träumen. —

Von Berg zu Berg die Flamme glüht,
Die ist des deutschen Volks Gemüt,
Laßt nimmer sie erkalten!
Lieb Bruder, reich die Rechte her!
Kein' beß're Wehr! — Kein' beß're Ehr
Im Sachsenwald dem Alten!

Karl von Berlepsch

Digitized by Google



Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Busch

Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Mädchen im Spiegel. Erzählung von Curt Moreck

Es war ein frühdunkler Märzabend, als Hugo Altmann, aus dem Süden Deutschlands kommend, in der Stadt am Rhein anlangte, die er vor weiß Gott wie vielen Monaten, ihres stillen Lebens plötzlich überdrüssig, verlassen. Damals hatte er gemeint, es sei wohl für immer; aber da wandelte ihn mit einem Male die Lust an, die langgemiedene Stätte wiederzusehen, sich hinzubegeben und mit der neugierigen Beflissenheit eines Fremden dort umzutun. So müsse, dachte er, was ihm damals uninteressant und gewöhnlich geworden, neu und beachtenswürdig erscheinen, und das Alltägliche verhieß ihm nach der Entwöhnung einen neuen Reiz. Nun war er wieder da, hatte sich vom Bahnsteig hinunterbegeben und stand inmitten des Ab- und Zuströmens der Reisenden in der großen, hellen Bahnhofshalle, unschlüssig, was zu tun. Ein Heim besaß er hier nicht; beim Verlassen der Stadt damals hatte er seine Wohnung aufgegeben, die Möbel an seine Wirtin verkauft, von der er einige Zimmer gemietet. Zu keinem seiner Bekannten unterhielt er eine so enge Beziehung, daß er sie zu dieser Abendstunde hätte aufsuchen können. Dienstleute drängten ihm ihre Hilfe auf, aber da er noch nicht wußte, was er anfangen würde, wies er sie zurück. Wäre es wenigstens Tag gewesen! Im Hellen zeigen die Dinge ein anderes Gesicht. Und er fing an, seinen Mißgriff, diesen späten Zug gewählt zu haben, mit bitterer Kritik zu treffen. Endlich hielt er einen Dienstmann an, nannte ihm den Namen eines kleinen, stillen Hotels, der ihm im Gedächtnis haftete, und hieß ihn die große gelbe Handtasche dorthin zu bringen, während er später nachkommen werde. Er ging mit beabsichtigter Langsamkeit den Weg zum Hotel. Manches war anders geworden in dieser Stadt, aber hier und da erkannte er die Silhouette eines Hauses wieder, den kühnen, leichten Aufbau eines Giebels, der in der nebligen Luft schwang. Eine melancholische, feuchte Dunkelheit erfüllte die Straßen. Die Vorübergehenden hatten die Paletotkragen hochgeschlagen, so daß das untere Viertel ihrer Gesichter bedeckt war. Wie Verlarvte kamen sie daher, die Hände in die Taschen versenkt, eiligst bemüht, sich dem Unbehagen des Wetters zu entziehen. Zeitweilig sprühte ein feiner Regen. Hugo Altmann schaute im Vorübergehen in helle Läden, wo unbeschäftigte Verkäufer herumstanden. In einem Torweg wartete ein Dienstmädchen; es hatte feiste, rote Backen und eine große weiße Schürze umgebunden. Irgendwo erhob sich aus einer Türnische ein zerlumpter Knirps und lief neben Hugo Altmann her. Er murmelte etwas Unverständliches in seinem derben Dialekt und streckte dem Wandernden die schmutzige offene Hand hin. Dieser ließ einen Nickel hineingleiten, und der Bengel kehrte sich von ihm ab.

Hugo Altmann bemerkte, daß er des Weges weniger kundig war, als er gedacht. Er mußte eine lange Strecke zurückgehen, um zu seinem Hotel zu gelangen. Aber hatte er nicht eigentlich diesen Umweg gesucht? War diese ganze Reise nach hier überhaupt nicht mehr als ein Umweg nach irgendwo, zu irgendwem? — Wenn er jetzt darüber nachdachte, fand er keinen Grund für seinen plötzlichen Aufbruch und die Hierherfahrt. War er darum gekommen, um im Abenddunkel, Märznebel und Ungemütlichkeit durch eine menschenleere Straße zu laufen, an dunklen Giebeln hinaufzusehen, in leere Türnischen zu spähen und einem schmutzigen Buben ein Zehnpfennigstück zu schenken? — Warum war er nun hier? Er schüttelte den Kopf, weil er nun für das, was ihm vor wenig Stunden noch einfach und selbstverständlich erschienen war, keine Rechtfertigung fand. Er war es gewohnt, sich oft bei impulsiven Handlungen, plötzlichen Entschlüssen zu überraschen, aber immer war es seiner eingehenden Prüfung gelungen, die Ursachen zu entdecken. Sollte er diesmal in Unklarheit bleiben? Und warum? Er mißtraute sich selbst und ihn beschlich ein unbehagliches Gefühl. Zwar war er oft wie ein Abenteurer ziellos ins Blaue hineingereist, aber immer hatte er einen bewußten Zweck damit verbunden, sei es auch, daß dieser minder wirklich als ein Traum gewesen war.

Gibt es einen Menschen in dieser ganzen Stadt, fragte er sich, der so wenig wie ich weiß, was das Schicksal mit ihm vor hat? Ich kann mir nicht denken, daß es in dieser Gemeinde der auf die Basis der Ordnung gestellten Existenzen einen solchen gibt. Ich komme mir unter diesen Umständen erschreckend außerordentlich vor; und ich dürfte mich nicht wundern, wenn ich bei der nächsten Laterne plötzlich wahrnähme, daß meine wohlgebaute Figur keine Schatten mit sich führte. — Und als ob er selbst an die Möglichkeit dieses phantastischen Gedankens glaube, schielte er unter der nächsten Laterne lächelnd seitwärts auf den feuchtschwarzen Asphalt hinab. — Doch, dachte er, mein schwarzer Hofmeister begleitet mich. Aber was nun? Da sich meine Gedanken der Ursache meines Hierseins nicht besinnen wollen, wie nutze ich es wenigstens in einer dem Praktischen und Angenehmen nicht allzu entlegenen Art? Wie sagte doch dereinst mein ästhetischer Freund, dieser possierliche Affe des Erhabenen? — „Zwei Dinge gibt es in dieser Stadt, die einem noch etwas sind: St. Gereon und die Meister des Marienlebens ...“ Also lebe ich ihnen für diese Tage meines Aufenthalts und lasse mir nahetreten, was mich sonst erwartet.

Digitized by Google

Hugo Altmann war an dem Rande eines Platzes angekommen, der mit blankpolierter Asphaltplatte in einem Kranz von Häusern lag. Mit der Vorsicht, die man seiner Fußbekleidung schuldig ist, wenn man durch Nässe schreitet, überquerte er den verlassenen Platz, bog in eine der Seitenstraßen und sah sich wenige Minuten später vor dem erleuchteten Eingang seines Hotels, wo man ihn ohne große Umstände empfing. Leute, die zu Fuß im Hotel ankommen, dürfen eine übergroße Dienstbereitschaft nicht beanspruchen und müssen zufrieden sein, wenn sie nicht beargwöhnt werden. Dem Gast genügte die ihm entgegengebrachte Höflichkeit vollends, und er war in jeder Beziehung froh, endlich im Warmen und Trockenen zu sein. Als er sein schmales Zimmer besichtigt und sich instandgesetzt, begab er sich hinunter, um der Notwendigkeit eines Abendimbisses nachzukommen. Er empfand keinen Hunger, aber er fühlte sich genötigt, dieser Form als einer Rücksicht gegen seinen Körper zu genügen, während der Genuß des Rotweins den Annehmlichkeiten beizuzählen war, die er sich gestattete. Hugo Altmann war von weitgehendster Aufmerksamkeit gegen seinen leiblichen Menschen, wenngleich diese Rücksichtnahme sich mit gewohnten Formen begnügte. Tiefergehend war das Gefühl, das er dem Geist entgegenbrachte; er pflegte ihn, ohne eine direkte Gegenleistung von ihm zu beanspruchen oder ihn gar in einer tätigen Ausübung zu tyrannisieren; vielmehr ließ er ihn sich nur spielend in seinen Überschüssen äußern. Hugo Altmann hatte seine Existenz auf recht ungewöhnliche Weise eingerichtet. Er sah die Notwendigkeit, zu leben durch den Umstand des Daseins allein genügend begründet und jede absolut verneinende Anschauung lag ihm fern. Und obschon das Leben einen zuweilen etwas peniblen Beruf für einen wohlerzogenen Menschen bildet, hatte er das seine in einer Weise geordnet, die ebenso angenehm als einzig, und nur mit einem enormen Aufwand von Intelligenz und äußeren Mitteln zustande gebracht werden konnte.

Als der Fremde in dem mäßig besetzten Speisesaal sein Mahl beendet und ein paar kräftige aromatische Zigaretten genossen, begab er sich in sein Zimmer hinauf. Lange, feine Regenschnüre pendelten gleichmäßig gegen die Scheiben. Es war die traurige, langweilige Symphonie dieser oft von Regenwochen heimgesuchten Stadt. Unter diesen Rhythmen entkleidete er sich, schlief er ein. Er träumte nicht, sondern überließ sich in stundenlanger Reglosigkeit dem stumpfen Schlaf des Reisenden zwischen den feuchten Leintüchern des Hotelbettes.

Als er aufwachte, hing ein unerfreulicher Morgen graudämmernd in den Fenstervorhängen. Nachdem er seinen Körper mit der gewohnten Rücksicht behandelt, kleidete er sich in dem ungenügend durchwärmten Zimmer an und verließ nach dem Frühstück das Haus. Der kühle Wind, der die Zeile der Straßen durchstrich, hatte den Boden aufgetrocknet. Graugeballtes verhing den Himmel. Der Reisende ging durch Straßen, die er kannte, deren Namen ihm aber entfallen waren. Er kam an Kirchen vorüber und faßte ihr vor den unruhigen, bleichen Himmelsprospekt gestelltes Profil ins Auge. Die schöne Gotik ihres Mauerwerks wollte ihn heute nicht sonderlich ergreifen, und er blieb ihrem kühlen Innern fern, da es ihn nicht gelüstete, sich der Wirkung des nüchternen Lichtes in den brennenden Farben ihrer Fenster hinzugeben. Er schlenderte ohne besondere Beflissenheit dahin, und obschon er die stilleren Straßen aufsuchte, blieb es nicht aus, daß er einzelne kreuzen oder gar durchwandern mußte, in denen das städtische Leben sich reger äußerte. Alles dies nahm er heute mehr mit einer grundlosen, einfältigen Neugier als mit Mißbilligung wahr. Er fühlte sich im ganzen nicht übelgelaunt; selbst diese in Grau gehaltene Stadtdekoration hatte wenig Einfluß auf die Grundstimmung seines Wesens. Er hatte beschlossen, den Aufenthalt im Hotel gleich heute abzubrechen und eine kleine möblierte Wohnung in der Stadt zu beziehen, denn nun er einmal, dank seiner Laune, die Reise hierher unternommen, wollte er die Gelegenheit benutzen, seine Bekanntschaft mit der Stadt, in deren Nähe seine Existenz begonnen, aufzufrischen, in ihren Kunstschätzen Umschau zu halten und bei Muße einige Menschen, denen er in seinem Leben nahegetreten war, zu besuchen. Wollte er im Hotel bleiben, so setzte das immerhin eine auf die Dauer unbequem werdende Anpassung an die Ordnung des Hauses voraus. Er dagegen liebte es, auf keinen Umstand Rücksicht nehmen zu müssen und über seine Zeit, wie seine Gewohnheiten, vollständig Herr zu sein.

Hugo Altmann kam in ein Stadtteil, das er früher selten besucht haben mußte, da es ihm so fremd erschien. Auch mochte es größere, umwälzende bauliche Veränderungen erfahren haben, als die hellen, schönen Fronten palastähnlicher Neubauten vermuten ließen. Ein neuer Komplex schien hier dem Geschäftsbetrieb der plötzlich regsamen Stadt gewonnen zu sein. Um so mehr mußte es den Umschauhaltenden in Erstaunen setzen, daß sich hier plötzlich, dem Verkehr so nah, eine Straße öffnete, die mit ihren freundlichen Giebeln bürgerlicher Wohnhäuser einen behäbigen, fast kleinstädtischen Charakter zur Schau trug und zwischen deren Basaltpflasterung tatsächlich kleine Büschel Grases hervorwuchsen. Dem ersten Blick erschien sie sackartig verlaufend, aber sie bog rechtwinklig ab und traf mit dem einen Schenkel wiederum eine Straße voll lebhaften Verkehrs. Obschon sie abzukürzen schien, beobachtete der Umherschlendernde nicht, daß ein Mensch sie benutzte. Sei es nun, daß er neugierig war, zu erfahren, was diese Straße so gemieden oder vielleicht nur unbeachtet

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Prof. Rudolf Nißl

Digitized by Google

Digitized by Google

machte, oder daß er sie nur seiner Müßigkeit wegen erforschen wollte, er bog ein und ging auf dem Trottoir, das mit teilweise gebrochenen Steinplatten gedeckt war, dahin. Die einfachen, hellgestrichenen Häuser besaßen nicht mehr als ein Untergeschoß und zwei Etagen. Sie waren schmucklos und schienen einer praktischen, kunstabgewandten Zeit zu entstammen. Kaum, daß sie sich voneinander unterschieden. Glatte, gebeizte oder braungestrichene Türen, weißlackierte Fensterrahmen und die Fenster mit dichten Gardinen bekleidet; hier und da auf einer Fensterbank einige Blattpflanzen oder eine Majolikaschale mit Grün; alles äußerst gediegen und schlicht. Hugo Altmann schaute an den toten Giebeln hinauf, ob sich nicht irgendwo einer dieser Menschen zeigte, die so in dieser äußeren Stille lebten; er hatte das Gefühl, es müsse eine ganz ungewöhnliche Art von Menschen sein. Aber niemand zeigte sich, noch verlautete irgend etwas von der Anwesenheit eines Menschen. Neben den grüngestrichenen Doppelflügel eines Toreingangs geheftet jedoch bemerkte er einen breitgeränderten Zettel, dessen Aufdruck besagte, daß hier im Gartenhause eingerichtete Zimmer zu vermieten seien. Er trat auf den Bordstein des Trottoirs zurück und sah am Hause hinauf. Es war in demselben ausdruckslosen Stil der andern gebaut; seine Fenster waren, da gegen Südost gewandt, mit altmodischen, grüngestrichenen Klappläden versehen. Hugo Altmann warf noch einen Blick auf den Anschlagzettel. Diese Straße, dieses Haus hätte ihm schon zugesagt. Hier hätte er am wenigsten zu finden vermutet, was er eigentlich suchte. Vielleicht, dachte er, ein verwahrloster Anbau, den der Besitzer auf diese Weise verwenden will; oder eine alte Jungfer mit Katzen, die aus ihren Erbmöbeln Zins ziehen will ... Immerhin aber öffnete er das schwerfällige Tor, dessen Klinke unter dem Druck der Hand greinte. Er trat in einen etwas dunkeln Torweg, in dem es zog, obschon er zum Hof hin wiederum durch einen Holzverschlag geschlossen war. Links führten ein paar Stufen zu einem vollends finstern Flur, an dessen Ende ein Fenster die ersten Stufen einer Treppe in Zwielicht legte. Eingesperrte, dumpfe Luft schlug dem Eintretenden entgegen. Er öffnete eine kleine Holztüre, zu deren rostiger Klinke er sich hingetastet hatte, und betrat einen schmalen, kurzen Hof. Und nun ward seine Verwunderung groß, denn er hatte nicht vermutet, inmitten der Stadt noch einen so großen, schönen Garten anzutreffen. Er schien nicht sonderlich gepflegt zu sein. Ein paar alte Bäume hoben sich hoch über das kahle, verwilderte Kleinholz hinaus. Ihre starken, schwarzen Äste ließen eine gute Gesundheit und einen rauschenden Reichtum Laubes erwarten. Über den Wegen, die ohne Ordnung in die gelichtete Tiefe liefen, wirrten die feinen, nackten Gerten des Gestrüpps, und auf den Rasenplätzen überzog Grünschimmer das feuchte, braune Erdreich. Links, ohne Verbindung mit dem Gebäude, das sich straßenwärts befand, lag das Gartenhaus. Saubere Gardinen bekleideten seine Fenster. Das Untergeschoß schien unbewohnt, denn seine Fenster waren von innen mit Läden verschlossen. Vielleicht, daß es vom Boden her feucht war, oder man es als Lagerraum für irgendwelche Vorräte in Gebrauch nahm. Hugo Altmann drückte die angelehnte Türe auf und befand sich in einem geplätteten Flur, aus dem gleich eine mäßig helle Holztreppe aufstieg. Er hatte unten vergebens nach einem Namensschild gesucht. Der ganze Eindruck, den dieses Haus und seine Lage auf ihn machte, war unbestimmt; wenn die Jungfer Katzen hielt, das stand fest, würde er die Zimmer keinesfalls mieten. Die Treppe führte ihn vor die einzige Türe des ersten Stocks. Neben dem Handgriff der Klingel war ein Namensschild einmal befestigt gewesen; ein ovaler Fleck andersfarbigen Anstrichs bewies es. Der Fremde zog die Glocke, bei deren gebrochenem Klang er in dieser Stille selbst zusammenschrak. Man ließ ihn warten. Er schaute sich um. Neben ihm ging die Treppe zum nächsten Stockwerk hinauf. Die Geländerleiste war in langer Zeit von vielen Händen poliert und die Tapeten des Treppenhauses von einem verschossenen, längst aus der Mode gekommenen Muster. Endlich ließ sich von da drinnen etwas vernehmen. Jemand näherte sich der Türe — mit leisem, leichtem Gange — und öffnete.

Der Wartende zog den Hut und grüßte. Er stand vor einer ziemlich jungen Frau, deren mädchenhaft schlanke Figur in ein schlichtgraues Gewand gekleidet war. Mitten auf dem Kopf teilte der Scheitel eine braune Fülle von Haar, das in Wellen über die Ohren gezogen und im Nacken verknotet lag.

Hugo Altmann brachte seinen Wunsch, die vermietbaren Zimmer zu sehen, vor. Er wagte es kaum, laut zu sprechen. Zu all den Sonderbarkeiten des Hauses, die doch wieder alltäglich waren, hatte ihn die Person der Dame, die Zimmer vermietete, verwirrt. Diese betrachtete ihn mit einem freundlichen Lächeln und in der Gebärde, mit der sie nach der aufsteigenden Treppe wies, lag eine Selbstverständlichkeit, als sei er hier erwartet worden. Er verstand, daß die Zimmer im oberen Stockwerk lagen. Die junge Frau, — ihr Gesicht war blaß und übermüdet — ging ihm voraus. Auf der Treppe erblickte er ihre kleinen Füße, die in alten bronzefarbigen Ballschuhen steckten und fast lautlos auftraten, nah vor seinen Augen. Wie sie da vor ihm herschritt, sah sie wie aus einem alten Bilde gestiegen aus. Das Kleid war ärmlich und schien ausgedient, obschon es an keiner Stelle zerrissen oder befleckt war. Oben öffnete sie eine von zwei nebeneinander gelegenen Türen und ließ ihn an sich vorbei in den ersten Raum

Digitized by Google

treten, der zum Wohnen eingerichtet war. Der zweite, als Schlafzimmer ausgestattete, war mit diesem durch eine breite Türöffnung verbunden, in die eine buntgeblümte Portiere herunterhing.

Hugo Altmann hielt in den Zimmern Umschau und fühlte während dieser Zeit die großen, ruhigen Augen der Frau, die, den Türgriff in der Hand, stehen geblieben war, auf sich ruhen. Als er sich zu ihr wandte, senkte sie den Blick. Es fiel ihr keineswegs ein, etwas zur Empfehlung der Zimmer zu sagen oder den Fremden zu einem ihr erwünschten Entschluß bestimmen zu wollen; sie verblieb stumm, als sei sie seiner Entschließung gewiß und warte nur der Bestätigung aus seinem Munde. Deshalb nickte sie nur, als er ihr mitteilte, daß die Zimmer ihm gefielen. Sie wollte davongehen und ihn allein lassen, aber er rief sie zurück, um den Mietpreis zu erfahren. Sie lächelte und nannte eine geringfügige Summe, die ihn von neuem in Erstaunen setzte. Dann sagte er noch, daß er fortgehe, um sein Gepäck besorgen zu lassen, und dann wiederkommen werde. Bevor er ging, durchschritt er noch einmal die Zimmer. Die Tapeten waren hell und viel jünger, als die im Treppenhause. Trotzdem hatte das Licht ihre Farben gebleicht. An einigen Stellen, wo sie sich von der Wand gelöst, waren kleine Nägel eingeschlagen. Das erste Zimmer besaß alle zum Wohnraum gehörigen Möbelstücke. Diese, trotz eines hohen Alters ohne merklichen Schaden geblieben, sahen gut und unverbraucht aus. Sogar die Polsterung der Stühle und des Sofas federte und die Bezüge waren nur blasser geworden. Soviel Hugo Altmann schätzte, war das verwandte Holz vom Kirschbaum. Ein paar nichtssagende, neuere Bilder unterbrachen die Kahlheit der Wände. Die zwei Fenster des Raumes lagen gartenwärts, die der Schlafkammer dem kleinen Hofe zu, den er vorhin überschritten. Jetzt erst bemerkte er, daß jenseits einer kaum mehr als mannshohen Mauer ein ebensolcher Hof mit angrenzendem Gartenhaus lag, die zusammen mit einem Garten dem Nebenhause angehörten. Der neue Bewohner wandte seine Aufmerksamkeit nach dieser Feststellung wieder der Ausstattung des Raumes zu. Sie war höchst einfach, aber gediegen. Ein etwas vernutzter Teppich bedeckte die braungestrichene Diele; mit einer Schmalseite legte er sich vor das Bett, das längs der Wand stand. Ein breiter Kleiderschrank, ein Waschtisch, ein Tischchen, ein paar Stühle vervollständigten das Mobiliar. Was aber dem Zimmer seinen Charakter verlieh, war ein mächtig ausgreifender Betthimmel, der mit faltigen bunten Flügeln die Lagerstatt ummantelte. Ein großer eckiger Spiegel empfing das volle Licht des Fensters, das dem Kopfende des Bettes zunächst lag. Es war ein alter Spiegel mit einem breiten, schmucklosen Rahmen, der wie die kleine Kommode, mit der zusammen er ein Stück bildete, aus Olivenholz gefertigt war. Vom Bette aus konnte man gerade in den Spiegel schauen, der etwas geneigt hing.

Hugo Altmann verließ seine neue Wohnung, um sich in die Stadt zu begeben und das Nötige zu veranlassen. Einige Stunden später kam er wieder und nahm von den Räumen Besitz, indem er die Gegenstände seines täglichen Gebrauchs in ihnen ausbreitete und sich behaglich einrichtete. Schon am ersten Abend war ihm das neue Heim bereits vertraut. Die Dämmerstunde verbrachte er untätig am Fenster sitzend. Das Wetter hatte sich im Laufe des Tages vollständig geändert. Man konnte sagen, daß es recht frühlingsmäßig geworden war. Die Luft war von einer gläsernen Durchsichtigkeit und rötete sich gegen Abend leicht. Mit dunklen Kanten hoben sich die Gebäude scharf dagegen ab. Und während der Himmel zu grünlicher Klarheit verblaßte, stieg die Dämmerung der Höfe und Gärten bis zu den grauschieferigen Dächern empor. Hugo Altmann schaute auf den hellen geplätteten Boden des Hofraums hinab; immer tiefer schien er zu sinken, immer kleiner zu werden; zuletzt lag er, nur noch ein weißlicher Fleck, unten im Dunkel.

Es war eben noch genug Licht im Zimmer, daß Hugo Altmann sich dabei ankleiden konnte, nachdem er sich von seinem Fensterplatz erhoben, um draußen ein knappes Nachtmahl zu genießen. Alle Dinge sahen in den beiden Räumen wie mit Grau bezogen aus, dem Grau von Abend und Stille. Eine solche Stille hatte er noch nicht erlebt; es war eine ganz besondere, ungewöhnliche Stille. Sie war etwas so Unerwartetes, Wunderliches, wie diese alten Gärten, die zwischen den fensterlosen, hohen Rückenmauern großer Stadtbauten gefangen lagen. Gewiß wuchs sie hier aus dem Boden, zusammen mit den Baumgreisen und dem verwilderten Gestrüpp. In diesen Tagen ging Hugo Altmann wenig aus; allein dieser köstlichen Stille wegen. Das war ein Reiz, den ihm das Leben noch vorenthalten hatte; und er fühlte sich beinah bewogen, zu glauben, daß er allein deshalb habe hierher reisen müssen. Abends saß er und nahm ein Buch zur Hand. Es konnte eine ganz einfältige Lektüre sein, denn es war ja nicht Geist, was er suchte, nur die Stille wollte er kosten. Eine Petroleumlampe, die er von der blassen jungen Frau erbeten hatte, gab ihm ihr gelbes spärliches Licht, und es genügte ihm. „Wie man sich bescheidet," sagte er und fing an, sich über sich selbst zu wundern. „Eigentlich könnte ich ja nun den Zweck meines Hierseins als erfüllt betrachten, aber nichts hindert mich, anzunehmen, daß sich mein Fall doch noch um einiges komplizieren wird. Ich bin den Fügungen in jeder Beziehung dankbar und des weiteren gewärtig . . ." Hugo Altmann pflegte sich seinem Schicksal gegenüber bis zu einem gewissen Moment

Digitized by Google

abwartend zu verhalten. Es hatte sich diese Lebensmethode bewährt und ihm gute Erfahrungen eingetragen.

Aber er bewohnte kaum einige Tage sein neues Heim, als ihn mit tückischer Plötzlichkeit jene Krankheit befiel, an der er schon vor wenigen Jahren einmal heftig gelitten hatte. Zwei, drei Tage ging er damit herum. Er fühlte sich elend und müde, und wenn er die dunkle Stiege des Gartenhauses hinaufschlich, überschauerte es seinen Rücken. Er ließ sich den Ofen anschüren, daß das Zimmer durchglüht wurde. Mit dicken Decken über den Beinen lag er in einem Lehnstuhl. Aber trotzdem fror er. Er hatte Angst davor, hier krank zu werden, und er wehrte sich gegen die Ohnmacht seines Körpers. Am dritten Morgen war es so schlimm, daß ihm schwindelte, als er sich erheben wollte und er nur noch die Decke, unter der seine Glieder zitterten, bis ans Kinn ziehen konnte. Am Vorabend hatte mit leisen Blutflammen das Fieber in ihm zu brennen begonnen. Nun wußte er, daß es nicht so vorübergehen würde. Es war dasselbe wie damals, vielleicht gar schlimmer. So entschloß er sich denn, sich der jungen Frau bemerkbar zu machen und sie zu bitten, daß ihm ein Arzt besorgt würde. Bestürzt kam sie, durch sein Klopfen herbeigerufen, in ihrem grauen Kleide. Auf ihren dünnen Ballschuhen ging sie lautlos umher und brachte das Zimmer in Ordnung. Der Liegende sah mit gewandtem Kopf von seinem Kissen aus ihren Verrichtungen zu. Sie hob einen Stuhl auf und setzte ihn beiseite, und dabei stand ihr jugendlich feines Profil vor den langen, ruhigen Falten eines grünen Garderobeüberhangs. Es war von einem solchen Ausdruck, daß Hugo Altmann plötzlich ihr Gesicht zu sehen wünschte und sie mit einer geringfügigen Frage anrief. Aus ihrer gebeugten Haltung sah sie zu ihm herüber. Ein breiter Schatten lag über ihrem Antlitz und ließ es rätselhaft alt erscheinen. Wäre das blonde Haar nicht gewesen, er hätte die Frau für eine Greisin ansehen können. Ihre Stimme war so dünn und schüchtern und etwas singend; ihre Gestalt fast ganz mädchenhaft. Aber das Befremdendste an ihr waren die Hände; diese Hände, die alle Arbeit des Hauses, selbst die gröbste, verrichteten, waren weiß und schmal und kamen aus zerbrechlich feinen Gelenken; dabei entzückten sie durch die leishuschende Behendigkeit ihrer Bewegungen. So sonderbar diese Frau erscheinen mußte, durfte man sich über ihre Erscheinung doch keineswegs wundern. Vielmehr schien es natürlich, sie, wenn irgendwo, gerade hier anzutreffen. Konnte man sie nicht für eine Schwester der dämmrigen Stille hier halten? Auf Tanzschuhen ging sie lautlos durch das Haus, das in einem großen alten Garten lag, und trug ein leichtes graues Kleid.

Solange sie im Zimmer war, dachte Hugo Altmann gar nicht daran, daß er eigentlich krank sei. ‚Was ist das für eine Art Leben, die du lebst, stilles graues Geschöpf?‘ dachte er. ‚Sicher hast du auch einmal vorne an der Straße gewohnt, in der das andere, das laute, wirkliche Leben sich ergeht. Hast du Enttäuschungen erlitten? Hat es dich auf irgendeine Weise betrogen? Hat es dir Schmerzen bereitet, die du nun unter einem Lächeln verbirgst? Gewiß hast du eine Geschichte. Jeder von euch, die ihr in die Stille der Hinterhäuser entflieht, hat seine Geschichte. Anfangs lebt ihr mit Fleisch und Blut; mit dem, was vom Tanz erhitzt und vom Glück überrötet unter Lichtern vor einem Spiegel stehen bleibt, um seiner Schönheit, seiner wundervollen Wirklichkeit gewiß zu sein. Was ihr nachher lebt, ist Spiegelung; eures Selbst Widerschein im täuschungsvollen Glase. — Schließlich,‘ fügte er in Gedanken hinzu, ‚weiß man nie genau, wann der Augenblick eintrifft, wo der Körper seine Spiegelung berührt und beide im Unwirklichen ineinanderfallen. Das ist eins von den ‚Dingen zwischen Himmel und Erde‘, die in unseres Vetter Hamlet Gehirn wie Holzwürmer gruben. — Endlich,‘ beschloß er seinen Gedankengang, „ist aber dies kein Grund, tiefsinnig zu werden; und vielleicht liegt die Geschichte dieser kleinen, nicht unschönen Frau doch mehr auf der Oberfläche der Dinge, als ich zu vermuten Grund haben möchte . . .‘

Währenddem war die Herrichtung der Stube auf lautlose Weise soweit gediehen, daß die Frau sich entfernen konnte, um nach einem Arzte zu gehen, mit dem sie nach Verlauf einer Viertelstunde zurückkehrte. Er untersuchte den Kranken in der hergebrachten Weise, traf einige Verfügungen und äußerte sich dahin, daß er für den Patienten allerdings nichts befürchte, sondern die Erscheinung als einen leichten Anfall der von Altmann vermuteten Krankheit diagnosiere, aber trotzdem am Abend noch einmal nachsehen werde. Mittels eines Pulvers, das von der dienstbereiten jungen Frau herbeigeschafft worden, gelang es dem Müden, den Mangel von Schlaf in voraufgegangener Nacht auszugleichen. Als er erwachte, war es Nachmittag, etwa sechs Uhr. Kaum hatte er sich ein paarmal in seinem Bette herumgewälzt, als die ‚Graue‘, wie er sie in Gedanken zu nennen sich gewöhnte, in der Türe zum Nebenzimmer erschien und ihn nach seinen Wünschen fragte. Er war über die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der sie ihm ihre Dienste bot, erstaunt und verwirrt. Geduldig stand sie vor der buntfleckigen Portiere und wartete, während er nicht wußte, was er hätte wünschen können. Sie erklärte sich bereit, falls er Hunger verspüre, etwas ihm Passendes zu verschaffen. Ihm erschien es angenehm, sich von ihr irgendeine Handreichung gefallen zu lassen. So bat er, daß sie ihm einen Schluck Wassers reichen möge. Sie verschwand, und im Augenblick kehrte sie zurück und brachte das Gewünschte. Seine heißen Finger umspannten das feuchte, kalte

Digitized by Google

Glas, an dem ein paar silbrige Tropfen herunterrannen. Aber auch ihre schmächtige, scheue Hand ließ er nicht ganz los. So kam es, daß ihre Hände sich in einem sekundenlangen Streicheln berührten. Er fühlte, daß ihre Hand dabei zitterte. Als er getrunken, bauschte sie ihm das zerknitterte Kissen auf und ging hinaus. Das alles war lautlos und beinah ohne ein Wort geschehen. Hugo Altmann lauschte; er glaubte zu hören, daß sie sich im Nebenzimmer, nah bei der Tür in einen Sessel setzte, aber schon schlummerte er wieder ein. Der Besuch des Arztes ließ ihn nach wenigen Minuten abermals erwachen. Der Medizinmann schien von seinem Befinden befriedigt, wenigstens behielt er eine derart gelassene Miene bei, die darauf schließen ließ. Bevor er sich verabschiedete, gab er Anweisung eines der Fenster des Raumes, der durch halbgeschlossene Gardinen verdämmert war, zu öffnen. Die Sonne stand um diese Stunde, ehe sie hinter den nächsten Mauern und bald darauf vollends versank, eine Weile auf den Fenstern. Einmal am Tage, für diese wenigen Minuten, sah sie auf den Hof und den Garten herab und überließ dann beide den Schatten der Nacht.

Die Luft, die hereinströmte, war unendlich weich und warm. Sie verbreitete gleichsam einen gelben Schein im Zimmer. Der Arzt und die ‚Graue' waren hinausgegangen. Der Ruhende hörte sie noch einen Augenblick im Nebenzimmer flüstern, dann knackte die Stiege, unten gingen ein paar Türen. Er schloß die Augen; ihn umhüllten die breiten Flügel des Betthimmels, in ihrem Schatten lag er. Er lauschte, ob die feine, stille Frau nicht wiederkomme. Nichts rührte sich. Von einer ganz nahen Kirchenuhr schlug die Stunde. Es war sieben. Irgendwo ward auf einem Klavier ein Walzer gespielt, irgendwo in einem geschlossenen Zimmer. Hugo wußte nicht, wie lange er wachträumend gelegen, aber als er die Augen öffnete, war das Zimmer dämmrig dunkel. Das Instrument war verstummt, die Stille wieder vollständig. Ohne daß er sich hinwandte, bemerkte er den blassen Schein des hinter ihm offenen Fensters. Wie hinter einem Nebel sah er an der gegenüberliegenden Wand den Spiegel stehen. Aber — und das war das Sonderbare, Befremdende — er war nicht leer. Er erschien mehr als ein in der Wand geöffnetes Fenster. Sein Rahmen aber umspannte mit dem erloschenen Glanze seines polierten gelblichen Holzes die Büste eines Mädchens in sitzender Haltung. Es war ein Mädchen, dessen schönen Gesichte vielleicht nur die Unklarheit des davorliegenden Raumes diese unnatürliche Blässe verlieh. Sein Haar, vom braunroten Glanze der Roßkastanie, war in der Mitte gescheitelt und über die Ohren geführt. Ein umgelegter schwarzer Seidenkragen setzte das sommerlich weiße Kleid gegen die bleiche Haut des entblößten Halses deutlich ab. Beschäftigt beugte das Mädchen sich über einen Tisch, so daß sein Gesicht bis auf ein weniges in den Schatten kam. Wahrscheinlich trug es irgendwie trockene Zahlen in ein Buch ein; vielleicht aber auch schrieb es einen zärtlichen Brief an einen abwesenden Freund.

Hugo Altmann erhob sich, so gut es mit einiger Anstrengung ging, ein wenig auf dem rechten Arm und blinzelte durch die Dämmerung, die ihm das Bild im Spiegel verschleiern wollte. Er versuchte, den Teil des Zimmers, der ihm im Rücken lag, zu übersehen, aber der Flügel des Betthimmels, der breit um den Kopf des Lagers griff, benahm ihm den Blick, so daß er selbst das offenstehende Fenster nicht gewahrte. Nur die Mädchengestalt erschien ihm näher und deutlicher. ‚Vielleicht,' dachte er, ‚hat die Frau, in deren Zimmer ich wohne, eine jüngere Schwester — weshalb sollte sie keine jüngere Schwester haben, die mit ihr zusammen lebt? — und sie hat diese, während ich im Halbschlaf lag, hereingeführt, um über mich zu wachen. Und nun ist es ihr Spiegelbild, das ich sehe ...'

Selbst ein angestrengteres Bemühen gestattete ihm nicht, zu erblicken, was der Bettvorhang verhüllte. Da verfiel er, um sich Klarheit zu verschaffen, auf den Gedanken, durch Stöhnen und Herumwälzen einen im Zimmer etwa Anwesenden herbeizulocken. Aber nichts rührte sich. Das Mädchen im Spiegel sah nicht einmal auf. Die niedergeschlagenen Lider und die dunkelsammetene Litze der Wimpern verhüllten Hugo Altmann den Blick in das Auge, das gewiß einen süßen Glanz wie Tokayer hatte.

Es wurde ganz dunkel im Zimmer und der Kranke fühlte an der Luft, die kühlend hereinstrich, daß das Fenster noch geöffnet war. Bleich lag das Glas des Spiegels an der Wand. Das Bild des Mädchens in ihm ward Schattenriß und auch der löste sich langsam auf. Da ward es Hugo Altmann des verzagten Wartens zu viel und er rief, so laut er es in dieser Stille sich getraute, nach der Frau; aber auch das schien vergeblich. Erst nach einer Weile hörte er ein Geräusch auf der Stiege und gleich darauf trat die ‚Graue', mit einer Lampe in der Hand, über die Schwelle. Zunächst schloß sie das Fenster, und als sie an seinem Bett vorbei ging und ein Streifen des Lampenscheins ihr Gesicht begrellte, gewahrte er in ihren Zügen eine gewisse Ähnlichkeit mit denen des Mädchens im Spiegel. Anfangs dachte er zu fragen, auf welche Weise und durch welche Umstände die beobachtete Spiegelung wohl zustande kommen möge. Aber aus irgendwelchen Gründen — vielleicht, weil er auch der Wahrhaftigkeit des Erlebnisses nun schon ein wenig mißtraute —, unterließ er es, fragte nur, ob sie nicht zufällig im Nebenraum anwesend gewesen wäre und ob sie sein Rufen nicht gehört habe. Sie verneinte; sie sei

Digitized by Google

unten gewesen, um etwas für ihn zum Nachtmahl zu bereiten. Sie ließ keine Weigerung gelten und beharrte darauf, daß er etwas davon genieße, und meinte, daß es nun dafür an der Zeit wäre. Und nach einer Weile kam sie mit einem Tablett zurück, rückte ein kleines Tischchen nahe ans Bett, während sie die Lampe in der Tiefe des Zimmers stehen ließ, so daß nur ein leichter Schein das Bett berührte. Hugo Altmann sah ohne Widerspruch zu, wie sie mit ihren leisen, feingeäderten, unwirklichen Händen das minutenlang gebräunte Fleisch in kleine mundgerechte Würfel schnitt. Wie sie sich über den Tisch beugte, hatte ihr überschattetes Gesicht noch tiefere Ähnlichkeiten mit dem des Mädchens aus dem Spiegel. Der Lampenschein zog eine dünne Goldlinie um die Silhouette ihres Kopfes, dem zerbrechlich zarten Bogen ihrer Schultern nach. Der feine Silberklang, den die Gabel hervorrief, als sie zwischen seiner und ihrer Hand auf den Tisch fiel, weckte den Kranken aus der Versunkenheit, in welcher er mit seinen fieberunruhigen Blicken das Bild der fremden Frau umspann. Nachdem er gegessen und sie den Tisch abgedeckt, bekam er ein weißes Pulver in einem Glase Wasser und schlief ein.

Der Arzt, der am nächsten Morgen wiederkam, unterhielt ihn ein wenig mit Erzählungen von belanglosen Dingen. Das meiste der übrigen Zeit verbrachte der Kranke entweder schlummernd oder halbwach, über sich und seine Existenz nachdenkend. Und obschon dies für einen stark intellektuellen Menschen ein an sich höchst gefährliches Unterfangen ist, ward er doch keineswegs von Melancholie noch von Unwillen und Mißmut befallen. Vielmehr erfüllte ihn eine träge Gelassenheit und eine geruhsame Ergebung an sein Schicksal, als tröste ihn eine große Erwartung über die Unbill kleiner mißlicher Umstände hinweg. Er verhehlte es sich keineswegs, daß er mit erregter Frohheit dem Abend entgegensehe, der Stunde, wo das Fenster geöffnet wurde, die Luft eindrang und das Zimmer mit der Weichheit ihres gelben Lichtes erfülle. Ja, dieser ganze dämmernd und dumpf verbrachte Tag schien ihm ein unterirdischer Gang zu dieser Stunde hin. Aber würde sie auch heute kommen, die schöne Fremde? — Er blickte, wie Bestätigung suchend, in den Spiegel, dessen Glas bleich und nicht ohne trübende Flecken im gelblichen Glanze seines Rahmens lag. Würde sie kommen? Er zweifelte nicht, obschon er nicht wußte, aus welchem Gefühl heraus er diese Versicherung empfangen. Er war überzeugt, als hätte er ein Versprechen erhalten.

So kam der Abend heran. Das Zimmer füllte sich bereits mit dem gelblichen Lichte. Eine leicht goldene Glasur überzog den Spiegel und die Glanzflächen der Möbel. Hugo Altmann lag innerlich beunruhigt auf seinem Bette. Leise begann das Fieber zu brennen, das der Abend entzündete. Seine Stirn befeuchtete sich und ward von den Strähnen des fast schwarzen Haares beklebt. Nun kam die graue Frau und öffnete das Fenster. Sein Herz klopfte und seine Augen schmerzten vor Anstrengung, so unverwandt hingen sie an der leeren Fläche des Spiegels. Jetzt ging die Frau auf ihren Ballschuhen lautlos hinaus; eine Tür klappte zu. Er erhob sich ein wenig auf dem Ellbogen; schwerer ward es ihm als gestern. Der Spiegel war das Lichteste im ganzen Zimmer; aber noch blieb er leer. Der Kranke ließ sich ein wenig zurücksinken. Ob sie wiederkommen wird? „Wiederkommen," sagte er, obschon ja keineswegs feststand, daß das Mädchen irgendwo herkam, nicht vielmehr da war und seinen menschlichen, dazu fieberkranken Augen allein um diese Stunde sichtbar ward. Aber es kam wohl nicht; noch war das Glas leer und sog nur das Abendlicht in sich ein. „Ich will die Augen schließen und warten," sagte Hugo Altmann. Aber darüber entschlief er vor Mattigkeit, und als er aufwachte, erschrak er, obgleich nur wenige Minuten vergangen waren, in der Furcht, die erwartete Stunde versäumt zu haben. Aber da erblickte er die Fremde im Spiegel. Heute hielt sie eine Hand an die Wange und Schläfe gelegt und schien zu lesen. Es war eine feine, schmale Hand, die sich in das braune Gewelle des Haares eindrückte. Das Gesicht war ein wenig mehr erhoben und der Schatten daraus gewichen. So sah der still Betrachtende den Aufschlag der Augen, ohne aber in das dunkle Geheimnis ihrer Tiefe eindringen zu können. Die Wangen der Fremden waren minder blaß und der Mund — mit dem feinen, blutigen Lippenrande — bewegte sich, lautlos die Worte des Buches nachlesend. Der brennende Wunsch des Schauenden, sie möge doch einmal das Auge gegen ihn aufheben, erfüllte sich nicht. Nur die Hand, die den Kopf stützte, senkte sie zuweilen, um ein Blatt zu wenden. Heute trug sie ein grünes Kleid und hatte eine alte Silberkette um den freien Hals geschlungen. Mehr und mehr wich das Licht aus dem Zimmer, unklarer stand das Spiegelbild in der Tiefe hinter dem dämmerfeinen Nebel, und noch immer verharrte sie fast regungslos in ihrer Haltung, während Hugo Altmann ohne zu atmen dalag. Aber plötzlich war sie seinem Auge in die Spiegeltiefe hinein entschwunden und gleich darauf kam die stille Frau, um das Fenster zu schließen. In dieser Nacht schlief Hugo Altmann schwer und unruhig. Fieberträume peinigten ihn und nur gegen Morgen ward er vor Erschöpfung ruhiger. Der Arzt fand, daß die Krankheit fortschritt und änderte seine Maßnahmen. Gegen den Patienten war er wortkarg, aber er hatte ein langes Gespräch mit der jungen Frau im Nebenzimmer. Der Kranke hörte der beiden gedämpfte Stimmen daneben summen, wie Fliegen, die nicht wegzuscheuchen waren. Ihm war alles gleich, was um ihn herum

Digitized by Google

geschah. Er wartete auf den Abend, auf die ‚Stunde'. Zeitweise schlummerte er. Häufig hatte er das Bedürfnis zu trinken, oder wenigstens seine brennend heißen Lippen an etwas Kaltem zu kühlen. An diesem Abend erschien das Mädchen in einem mattgelben Kleide. Ein wassergefüllter Tonkrug stand vor ihm und ein Bündel Rosen lag daneben; volle, junge Sommerrosen, burgunderrote, in betropftes Laubgrün gebettet. Langsam wählten die feinen, blassen Mädchenhände unter den Blumen und ordneten sie in das Gefäß. Und heute bekam der Kranke auch ihre Augen zu sehen; denn plötzlich ruhten die Hände inmitten ihrer gelassenen Arbeit; die Fremde schaute auf und ihre Augen hefteten sich mit dem Ausdruck von Sehnsucht und Träumerei in die Ferne, in das, was ihr Ferne zu bedeuten schien. Und dabei sah er, was ihre Augen von Tiefe und Dunkel bargen. Aber er sah noch mehr an diesem Abend, einen Tropfen ihres Blutes; und nun glaubte er, daß sie leib- und wahrhaftig sei. Denn hat wohl ein Spiegelbild frisches, rotes Blut? — Noch mit schweifenden Blicken ergriff sie eine Rose, und da sie achtlos war, drang ein Dorn tief in das weiße Fleisch ihrer Hand. Sie zuckte zusammen. Ein Lächeln krümmte die Lippen des Mädchens, als es das Blut sah. Dieses Lächeln nahm Hugo Altmann mit in seinen schweren Fieberschlaf, als das Bild im Spiegel schon längst erloschen und es im Zimmer nachtete.

Es verging von nun an kein Abend, an dem das Mädchen nicht erschienen wäre. Diese selige Gewißheit gab dem Leidenden — denn es muß gesagt werden, daß seine Krankheit einem gefährlichen Höhepunkt entgegenschritt —, sie gab ihm tagsüber eine bei seinem Zustand seltene und ungewöhnliche Ruhe. Seine Gedankentätigkeit und sein Bewußtsein blieben wach und klar und trotzten jedem erneuten Anfall. Ihm mangelte nichts, denn die stille Frau umgab ihn mit Sorge. Es schien ein großer Vorrat von Zärtlichkeit in ihr zu schlummern. Und er war ein geduldiger und anspruchsloser Kranker. Er war zufrieden, daß die Frau ihn niemals störte, wenn seine ‚Stunde' begann. Das war die Zeit, wo sie sich Ruhe zu gönnen schien.

An einem Abend kam die Fremde später als sonst, und Hugo Altmann fürchtete schon, sie möchte ausbleiben. Endlich aber erschien sie doch. Wie ganz aus der Tiefe des Spiegels kam sie hervor. Ihre Augen waren verschleiert und in den Wimpern hafteten die Spuren von Tränen. Eine unsägliche Trauer erfüllte die ganze Gestalt, eine rührende Melancholie.

Am nächsten Tage hatte sie sich eine Purpurrose ins Haar gesteckt und nach den Klängen einer lautlosen Musik tanzte sie mit langsamen, weichen Bewegungen einen altmodischen Reigen. Ein andermal trug sie einen entfalteten Brief und las ihn wiederholt mit dem Ausdruck stummer Verzweiflung. Das Lächeln um ihren Mund wurde immer seltener, und bald, bald kerbten an seiner Stelle ein paar tiefe wehe Falten.

Einmal, als die Frau das Fenster öffnen wollte, begann es zu regnen; da schloß sie es wieder, obschon Hugo Altmann sie flehentlich bat, es nicht zu tun. Aber es half ihm nichts und er erreichte nicht mehr, als daß sie wenigstens die Vorhänge beiseite zog. Da lag das Kreuz des Fensters als Schatten dunkel auf dem Spiegel. Als aber die Fremde erschien, erkannte er auch durch den Kreuzschatten über ihrem Gesichte hindurch das Leid, das es erblassen ließ. Er litt ihre fremden dunklen Schmerzen mit; und da wußte er, daß er dieses Mädchen liebe... Noch nie hatte ihn fremdes Leid erschauern lassen. Säuberlich getrennt gehalten hatte er sein Leben von andern Leben. Es gab da eine Mauer, über die keiner hinweggesehen. War diese Mauer, hinter der er sich immer so sicher gefühlt, nun nicht mehr da?...

Am nächsten Abend trug die Fremde ein dünnes, graues Kleid und das Haar um den weißen Hals gelöst. Verzagt hielt sie das Kinn auf die Brust gesenkt und weinte. Hugo Altmann, von ihrem Leid entzündet, versuchte sich zu erheben und streckte die Hand gegen sie aus. Da entschleierten sich ihre Augen für einen Augenblick und begegneten den seinen zum erstenmal in einem dunklen Blick. Dann schüttelte sie langsam den Kopf, entsagend und abwehrend, und versank in der Tiefe des Spiegels.

Als die Frau mit der Lampe kam, fand sie den Kranken fieberdurchglüht auf dem Bette liegen. Er hielt das Kissen mit seinen Armen umspannt und flüsterte andauernd einen fremden, unverständlichen Namen hinein. Die Frau dachte, es ist das Fieber, und brachte ihm Kühlendes; aber es war das Übermaß der Erregung, das seinen schwachen Körper erschütterte. Er lehnte mit heftigen Gebärden ab, zu trinken. Als er aber in das von der Lampe belichtete Antlitz der Frau sah, reckte er sich jäh auf, seine fieberhaften Augen weiteten sich, seine Hände umgriffen die schmalen Schultern der Herabgebeugten und er rief mit einer Stimme, die sie an ihm nicht kannte, die ihr unverständlichen Worte: „Bist du es?! — Bist du aus dem Spiegel endlich hergekommen zu mir? Hast du gewußt, daß ich dich liebe? — Bleibst du nun bei mir? Gehst du nicht mehr zurück in den Spiegel?!"

Die Frau duldete ergeben, daß seine Hände auf ihren Schultern ruhen blieben, daß sie zittrig tastend ihren Hals und ihre Stirn, das Haar und die Augen berührten. Mitleid mit dem Kranken ließ sie sogar widerstandslos den Kuß empfangen, den er über ihre Lippen hinhauchte. Seine Worte galten ihr Fieberreden; sie bettete den Erschöpften mit dem Kopf auf ein frisches Kissen und wachte noch eine Weile bei ihm, bis

Digitized by Google

das weiße Schlafpulver seine Wirkung zeigte. Was sie als unbewußtes, fieberndes Rasen hinnahm, das war das letzte, von dem Hugos Sinne noch etwas wußten; denn gleich darauf verfiel er einer Bewußtlosigkeit, aus der er erst nach langen Stunden erwachte. In dieser geistigen Abwesenheit überschritt seine Krankheit den Höhepunkt, der voll Gefahren für sein Leben war. Wie lange dieser Zustand gedauert haben mochte, war ihm selbst am wenigsten bekannt.

Mit nicht geringem Erstaunen stellte er nur fest, daß bei seinem plötzlichen Erwachen das Zimmer voll gedämpften Lichtes, ferner bei ihm nicht die geringste Erinnerung an alles Vorausgegangene verblieben war, und endlich, daß eine ihm nicht bekannte Person in der bekannten Tracht der Pflegerinnen vom Roten Kreuz neben seinem Bette saß. Von diesen bestürzenden Umständen verwirrt, zog er es vor, sich vorerst noch einmal abwartend zu verhalten und kurz zu schlummern. Bald darauf aber fühlte er sich geweckt, und mit dem Anblick des Arztes kehrte langsam etwas wie Gedächtnis zurück. Der Empfang in dieser Welt, in der der Frühling um ein Erhebliches vorwärts gediehen schien, und der er sich in einem bedenklichen Zwischenzustand für eine Weile entzogen, gestaltete sich äußerst lebhaft. Er kam sich vor, wie ein ans Licht gezogener Maulwurf.

‚Wie gut,' dachte er, ‚daß wir meist nicht wissen, wie dünne Stellen der Faden hat, an dem wir hängen ...'

„Da wäre ich Ihnen ja wohl zu Dank verpflichtet?" meinte er, zu dem Arzte gewandt, der mit einem billigen Lächeln begegnete.

„Es war da etwas," sagte dieser nach einer Gedankenpause, „was Ihnen geholfen hat. Ich kenne das Allheilmittel nicht, das übrigens etwas sonderbar ist ... Es scheint Sie irgendein Band fest ans Leben zu binden ... Aber so wenig zurückhaltend Sie im Fieber auch waren, verraten haben Sie uns dieses, Ihr Geheimnis nicht ..."

„Habe ich ein Geheimnis?" fragte Hugo Altmann und schien sich auf etwas Bestimmtes besinnen zu wollen. Da fiel das Licht der Fenster, die die Krankenpflegerin von den Hüllen der Gardinen befreit hatte, in den Spiegel, daß er das Hellste und Leuchtendste im Zimmer war. Der Arzt folgte des Erwachten Blick, der im Zimmer herumsuchte und endlich an der Spiegelfläche haften blieb.

„Es steht dahin, ob es ein Geheimnis zu nennen ist, woran Sie mich eben erinnerten," sagte der Kranke. „Wovon ich gefaselt haben mag, war die Nachwirkung eines Glückes, das ich plötzlich und überraschend erlebte, und das sich in meinen Fieberdelirien zu Gott weiß was verwandelte ..."

„So," entgegnete der Arzt mit einem ungläubigen Lächeln um den Mund, „ein wirkliches Glück? — Wie sieht so ein Ding denn eigentlich aus, wenn ich fragen darf? ..."

Hugo Altmann ließ den Spiegel, der ihm leer blieb, aus den Augen und legte sich auf das Kissen zurück. „Ein wirkliches Glück?" sagte er. „Ich habe von einem sagenhaften Feuer gehört, das brennen soll, ohne zu sengen; aber von einem wirklichen Glück weiß ich nichts ... Die Sterne, die wir Glück nennen, beginnen erst jenseits der Grenze der Wahrscheinlichkeit — oder Wirklichkeit, wenn Sie wollen — zu leuchten ... Ist es nicht das Reizbare an unserer Existenz, daß wir geschaffen sind, zwischen den Dingen zu stehen, fast als ein kausales Band sie mit unserem oszillierenden Dasein zu verknüpfen? ... So wandeln wir zwischen Erde und Himmel, zwischen Wirklichkeit und Traum, bald dem einen näher, bald dem andern ..."

Der Wissenschaftler vermied es geflissentlich, auf Hugo Altmanns Theorien einzugehen. Ihm schien es geraten, seine in der absoluten Wirklichkeit wurzelnde Existenz durch einige praktische Maßnahmen zu beweisen, wodurch dem andern die Lust benommen wurde, sich weiter zu äußern. Er erkundigte sich nur noch, wie lange sein Körper zur Gesundung bedürfe und erfuhr, daß es immerhin noch vierzehn und etliche Tage währen würde. Im Anschluß an diese Auskunft bemerkte der Arzt noch, daß während dieser Zeit für ihn im Hause gesorgt sein würde, falls er es nicht vorziehe, seine Genesung in einem Sanatorium zu beenden. Allerdings, fügte jener hinzu, möge ein kleiner Wechsel ihn nicht beirren. Die junge Frau, die ihm die Zimmer vermietet und sich seiner auch während der Krankheit nach Kräften angenommen, habe am Tage, nachdem sein Übel den Höhepunkt erreicht, in eine Stadt einer entfernten Provinz abreisen müssen, wohin ein Telegramm sie zu einer sterbenskranken, nahen Verwandten gerufen; eine Tante habe den Hausstand übernommen und wolle für den Genesenden Sorge tragen. Der horchte bei diesen Worten seltsam auf. Er forschte in den Mienen des Arztes, der das alles so ganz unberührt und wie selbstverständlich berichtete.

„Siehst du denn hier nicht Zusammenhänge, Mensch?!" Er sah welche, das stand fest. Aber der Arzt hatte nur noch eine Anweisung zu geben, die die Zubereitung von Kraftbrühe mit Haferflocken und Geflügel für den Patienten betraf.

Mit einer gelinden Ungeduld erwartete dieser den Abend. Aber obschon er Sorge trug, daß die Krankenpflegerin ihn beim Herannahen seiner Stunde verließ und das Fenster in einen linden, duftenden Abend geöffnet stand, blieb der Spiegel leer. Je dunkler das Zimmer wurde, um so hoffnungsloser wurde der Wartende, und als die Finsternis vollends und das Fenster wieder geschlossen war, wußte er, daß ‚Sie' nicht mehr kam. Sie hatte Abschied von ihm genommen ... Wo war sie? — Gestorben, verflogen, versunken ...? — Was wußte er!

Digitized by Google

Und was half es ihm, wenn er's wußte? Er hätte nicht aufbrechen können, um sie zu suchen. Solche Dinge muß man ergreifen, wo sie sich einem geben. Nirgendwo findet man sie wieder in der Welt, wenn man sie einmal verloren ...

Hugo Altmanns Genesung schritt fort; der Krankenpflegerin bedurfte er nicht mehr. Die alte Bedienerin, die eine Tante der feinen, stillen Frau sein sollte, schluffte durch das Zimmer und trug ihm auf, was er brauchte und wünschte. Immer war sie da, auch wo er sie nicht brauchte. Sie war keine angenehme Gesellschaft für ihn; sie zerstörte tölpisch das Leise, das in diesem Hause war. Sie trat auf die Stiege, daß die ganze alte Treppe ächzte, und dabei war sie eine kleine alte Person, halbgroß wie eine Türe. Auch hatte sie das an Häßlichkeit zubekommen, was man bei einem Affen an Schönheit entbehrt. Daß sie ihn abends, zu seiner ‚Stunde', unbehelligt ließ, das allein söhnte Hugo Altmann mit ihr aus. Aber er wartete vergebens, daß die bleiche Tiefe des Spiegels sich ihm nochmals öffnen werde. Und auch die Frau, der diese Räume gehörten, kam nicht wieder. Sie hatte geschrieben, daß sie sich durch Umstände, die der Tod ihrer Verwandten herbeigeführt, gezwungen sähe, am Orte zu verbleiben, daß sie die Wohnung im Gartenhause ihrer Tante zur Benutzung übertrage und es dem Fremden gestattet sein möge, solange er wolle, zu bleiben.

Er faßte die Alte, als sie ihm davon Mitteilung machte, mit einem so sonderbaren Mißtrauen ins Auge, daß sie sich, was nie sonst geschah, wortlos entfernte, fast entfloh. Er sah ihr nach und murmelte: „Glaubst du, daß du mich nun gefangen hast, alte Spinne?! Denkst du, ich kann es nicht zerreißen, dein feines, graues Netz?!" Unfehlbar war er ein wenig verwirrt und außer Fassung, als er auf so befremdende Weise mit sich selbst sprach.

Nach einigen Tagen erhielt er vom Arzte Erlaubnis, das Bett zu verlassen und, solange er sich der Anstrengung gewachsen fühle, aufzubleiben. Mit nervöser Eile kleidete er sich an und bedurfte auf seinem Gange zum Fenster kaum des Stockes. Das Fenster gegenüber dem Spiegel war nämlich sein erstes Ziel. Mit unsicheren Händen öffnete er den Riegel. Draußen war Frühlingsdämmerung. Gewölk hing am glanzlosen Himmel. Hinter der Dämmerung der beiden Höfe lag das Gartenhaus des Nebengebäudes. Es war unbewohnt und ziemlich verwahrlost. Die Fenster trübten Staub und Regenspuren. Hugo Altmann konnte von der alten Bedienerin nichts erfahren, ob dort in letzter Zeit jemand gewohnt ...

Er beugte sich vor und schaute in die dunkle Tiefe der Gärten. Dort war das kahle Gestänge der Bäume mit Laub bezogen. Im dunklen Schatten eines alten Kastanienbaumes weißten die Blüten und ließen ihren Duft aufschwelen. Aus einer Wolke fielen große, laue Tropfen, ein Wind schmiß sie Hugo Altmann ins Gesicht. Da streckte er beide Hände hinaus, bis sie von Regen troffen.

An den folgenden Abenden aber setzte er sich, nachdem er dem mildroten Untergangslichte das Fenster geöffnet, in einen Sessel vor den Spiegel. Er verschloß zuvor die Türe, um allein zu sein. Dann wartete er mit aufgestütztem Kinn und verwandte vom Glase keinen Blick, bis die Dunkelheit draußen es schwarz machte wie ein nächtliches Wasser. Abend um Abend ...

Lange blieb Hugo Altmann auch nach seiner Genesung in diesem Gartenhause wohnen. Er hätte die Zimmer keinem andern überlassen mögen. Einmal allerdings war er für einige Monate abwesend; aber er verschloß selbst die Räume und führte den Schlüssel auf der Reise mit sich. Als er zurückkehrte, nahm er die alten Gewohnheiten wieder auf. Und wieder verging eine Zeit, die zu messen keinen Sinn hätte. Hugo Altmann dachte nicht mehr daran, die Stadt am Rheine, die ihm früher einmal das gewesen, was andere Heimat nennen, zu verlassen ... Und den Blick in die verschlossene, bleiche Tiefe des Spiegels gesenkt, ist er eines Abends — wie sagen die Präzisionsrechner des Lebens? — gestorben ...

Feldprediger

Acht Stunden im Sattel Feiertags. —
Wege staubgrau, glutübersonnt. —
Gottesdienst bringend, urdeutschen Schlags
Rauhen Männern an rauher Front.

Eine kräftige männliche Religion:
Gottgesetze, äonenalt; —
Christi Lieb, Christi Blut, Christi Dornenkron;
Sieghaften Geistes Gewalt.

Frida Schanz

Digitized by Google

Blick auf die Torojaga im karpathischen Waldgebirge
Aquarell von Otto Bauriedl

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein deutscher Ehrenfriedhof im karpathischen Waldgebirge

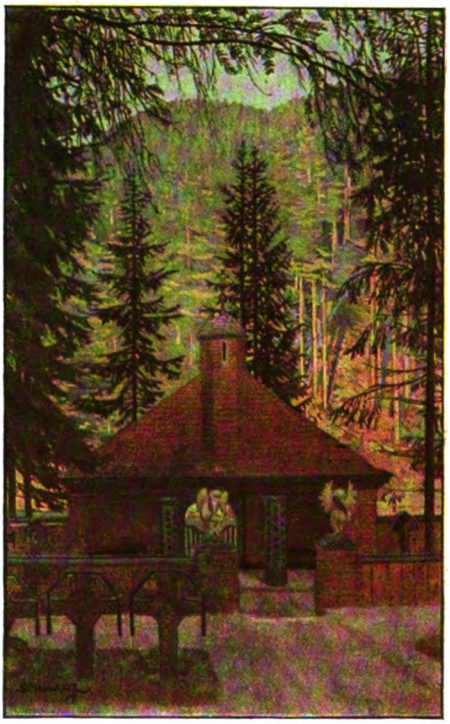
Die deutschen Heldenfriedhöfe gehören immer noch, Gott sei es geklagt, zu den zeitgemäßen Problemen. Manches dieser Art, was in der Zeit der ersten Begeisterung liebevoll ersonnen, sorgsam ausgeführt, gehegt und gepflegt ward, steht schon jetzt verlassen und verödet. Die Truppen sind weiter gezogen, neue Gräberfelder zeichneten ihren Weg. Die Gräber träumen einsam unter dem fremden Himmel. Doch ist die Tragik dieses allmählichen Hinsinkens und Vergehens noch wohltuend und dem Herzen tröstlich gegenüber dem Los, das sonst wohl die Ruhestätten der Söhne Deutschlands trifft. Wenn schon die rechtliche Lage der Friedhöfe der Gefallenen in Feindesland eine schwierige ist, denn es wird erst nach dem Kriege möglich sein, festzustellen, unter welchen Rechtsverhältnissen der Erwerb und die Erhaltung der Anlagen zu erfolgen hat, so ist doch nichts rechtloser, ausgesetzter und jammervoller als ein deutscher Heldenfriedhof im westlichen Operationsgebiet. Die innere Roheit des gallischen Nationalcharakters tritt in nichts grauenhafter hervor, als in der Art, wie der Franzose das Unglück seiner Waffen, das Ungeschick seiner Führer an den Hilflosen, die in seine Gewalt geraten, an den Gefangenen und an den Toten rächt. Die Zerstörung unserer Friedhöfe gehört zu seinem aller Menschlichkeit Hohn sprechenden Programm. Im Gegensatz zu diesen Bildern des Grauens stehen aber auch solche der Schönheit und des Friedens, wo die Liebe und die Arbeit der Kameraden um die Ruhestätte der Toten einen Kreis der Stille und des Trostes gezogen haben. Wir haben in diesen Heften schon wiederholt Gelegenheit genommen, die eine oder die andere Stätte unseren Lesern vorzuführen, die wie nichts anderes von dem deutschen Gemüt inmitten eines übermenschlichen Grauens reden.

Wo die Vaser weiß schäumt und den Grund durchläuft, wo der Gipfel der Torojaga mit seinen Schroffen über den königlichen Mantel ihrer Wälder ins Tal blickt, zieht sich eine lange Höhenkette durch das karpathische Waldgebirge. Der Lozdun, der Pirie, der Purului, der Koman heben ihre Häupter aus der langgestreckten Reihe, und hier in 1600 m Höhe lagen Jahre hindurch die Stellungen des 3. Jägerregiments, zog

Brücke über die Vaser mit dem Zugang zum Friedhof. Aquarell von Otto Bauriedl

Digitized by Google

sich der Sicherungswall mit den starrenden Maschinengewehren über die Höhen, der bestimmt war, den Kamm gegen die Russen, die die Ebene Ungarns zu überschwemmen drohten, zu verteidigen. Wie groß auch die Schrecken des Feldkrieges sein mögen — daß der Gebirgskrieg hoch oben in sengender Glut und eisiger Kälte mit Steinschlag und allem Schauder der Berge vom Menschen das Furchtbarste und Höchste fordert, hat noch niemand geleugnet. Wer es gesehen hat, wie die Maschinengewehre, in Klüften eingeklemmt, stehen, wie der Schütze hinter ihnen hockt — nur an einem Seil kann man zu ihm hinauf, kann er herunter — wie die Männer in Sturm und stiebendem Schnee des Winters in ihren Gräben eingehöhlt liegen, die Kälte die Glieder zerfrißt und Patrouillengänge das einzige Leben in die Einsamkeit des starren Ausharrens hineinbringen und wie, wenn die Lüfte wärmer wehen, die Sonne die Schneefelder aufleckt und die ersten Krokus goldgelb und blau wie eine Verheißung die schwarze Erde durchbrechen, die Granaten wieder anfangen, ihr Feuer auf die Stellung zu speien, die tückischen Maschinen ihre Kugeln schleudern, der weiß, wo höchstes Heldentum dieses Krieges war.



Blick auf die Einsegnungshalle des Friedhofs
Aquarell von Walter Schwarz

Viele Tote hatte das tapfere Regiment schon gegeben, unter den Tannen des wilden Waldgebirges betteten die Kameraden sie zur Ruhe, um sie her rauschten die Wasser über Felsblöcke zu Tal, stürzten Stämme und zogen des Nachts die Hirsche; Schneeschauer und Windstöße rüttelten an den Kreuzen, bald stürzte eins, ein zweites, ein drittes, und Schmerz und Sorge füllten die Herzen der Lebenden um die Toten, von deren Heldentum nach wenig Jahren nichts mehr reden würde und deren Gräber in der Waldeinsamkeit allmählich einsinken würden und verschallen, so daß keiner mehr ihre Stätte kennen würde. Unter solchen Erwägungen kam nach Mitteilungen, die wir Herrn Oberjäger Anton Schmid verdanken, in den Wintertagen 1916/17 der Kommandeur des Regiments, Oberst von Rango, zu dem Entschluß, das Gedächtnis der tapferen Toten auf eine ganz besondere Weise zu ehren. Nicht weit von dem Forsthaus Mirasch liegt im Vasertal ein Grund, auf den die Torojaga herabblickt; hier, eingebettet in die grünen Wälder, sollte ein Ehrenfriedhof erstehen. Auf jedes fremde Material mußte man der Verhältnisse wegen verzichten; der Wald, der den Friedhof in seine Arme nahm, mußte auch alle Möglichkeiten für Ausführung und Schmuck darreichen, und so ist etwas seltsam Schönes, das sich verwandt und organisch dem Zauber der Umgebung einfügt, geboren worden. Zumal innerhalb des Regiments sich in dem Leutnant Bruno Biehler, einem hervorragenden Architekten, in dem Bildhauer Math, in dem Maler Hans Großelfinger Künstler zusammenfanden, die in wundervollem Handinhandgehen mit manch tüchtigem Handwerker des Regiments eines der herrlichsten und tröstlichsten Friedenswerke in diesem Kriege geschaffen haben.

Am 10. Februar 1917 begann man mit der Anlage. Der Boden war gefroren; der Schnee lag einen halben Meter hoch; es waren 30 Grad Kälte. An großen Feuern wärmten die rodenden und grabenden Mannschaften immer von neuem die erstarrenden Hände. Aber schon zehn Tage später konnte der erste Tote hier zur Ruhe gebracht werden. Es war ein seltsam feierlicher Abend mit dunklen Röten über dem tief verschneiten Wald. Am 25. Juli, nach viermonatiger Arbeit, konnte der Friedhof alsdann eingeweiht werden, einen Tag bevor der Vormarsch in die Bukowina begann. 107 Tote hat das Regiment auf dieser Stätte begraben; gegen 300 Namen sind auf den Gedenksteinen verzeichnet, die damit auch das Gedächtnis derer festhalten, die oben bei den Stellungen zur Ruhe gebettet sind. Einige Österreicher sind auch da bestattet.

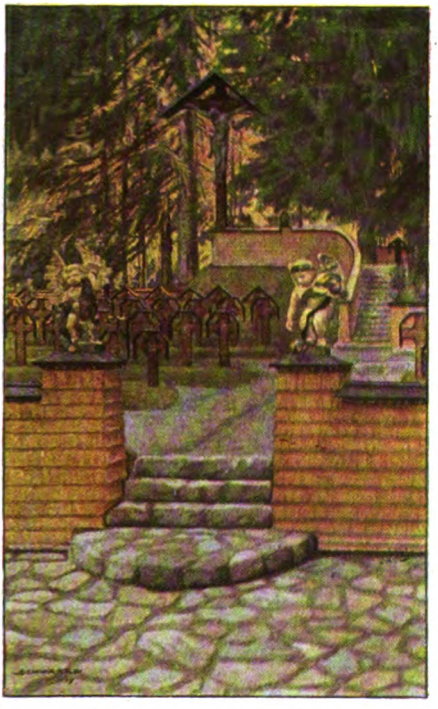
In einer scheinbaren Ungunst der Verhältnisse lag durch kluge Einbeziehung ein ganz besonders glückliches Moment für die ergreifende Wirkung der ganzen Anlage. Es galt zunächst den strömenden Bergfluß zu überbrücken und sodann den höher gelegenen

Digitized by Google

Grund, auf dessen Fläche der Friedhof sich breitet, zu gewinnen, und die geistvolle Erfindung des Leutnant-Architekten schuf aus diesen Widrigkeiten einen Wert von unendlich schöner und feierlicher Wirkung. Vor einigen gepflasterten Stufen empfängt der heilige Bezirk den Fremden; auf mächtigen Sockeln bewachen zur Rechten und Linken, zwei ruhende, holzgeschnitzte Hirsche den Eingang zu den Toten. Das Hirschgeweih war das Abzeichen des Karpathenkorps und somit auch dieses Regiments innerhalb des Verbandes. Die hölzerne Brücke, unter der Leitung eines österreichischen Stabsfeldwebels erbaut, setzt in kräftigem Bogen über die weißschäumenden Wellen. Zur Rechten grüßt, wie ein Vertreter der hier ruhenden Helden, die kräftige Gestalt eines deutschen Jägers, von Math geschaffen. Jenseits des Flusses führt eine vielstufige Treppe zu der säulengetragenen Einsegnungshalle empor. Schon aus unserem Bilde läßt sich entnehmen, mit welcher Weihe und Würde die einfache Schönheit dieser Anlage auf dem ernsten Hintergrund der tiefen Wälder wirken muß. Ein gepflasterter Platz faßt die Halle ein, und nun öffnet sich, von schindelbedeckter Umfriedigung umhegt, auf deren Pilastern Engelgestalten betend knien, das Gräberfeld. Über begrünten Hügeln, die Farne des Waldes und Blumen schmücken, künden bedachte Kreuze von edler Form inmitten gemalter Kränze, in fröhlichen Farben gehalten, die

Einzelgräber. Aquarell von Hans Großelfinger

Namen der Tapferen. Im Hintergrund führt ein weiterer Stufenweg zu einer umhegten Anhöhe empor, von der ein Kruzifixus segnend auf die Schar der Schläfer niederblickt. Ihm gegenüber schaut von einer Säule ein schönes Muttergottesbild in den stillen Garten hinab. Auch diese Kunstwerke sind Schöpfungen des obengenannten Bildhauers, und kaum mag man glauben, daß der Künstler sich, da ihm alle Werkzeuge fehlten, selbstgeschmiedeter Rund- und Hohleisen zu seinen schönen Werken hat bedienen müssen. Auch alle sonstigen Einzelheiten von den Säulen der Halle bis zu den Kreuzen und Schindeln sind unter seiner Leitung von den handwerklichen Kräften des Regiments mit der Hand gearbeitet, während der Malerkamerad die künstlerische Ausschmückung, soweit sie in sein Fach schlug, übernahm und überwachte. Zumal die Ausschmückung der Bataillonsdenkmäler, die sich in den vier Ecken des Friedhofs erheben, ist sein Werk. Auf einem Unterbau von Feldsteinen erheben sich die hölzernen Male, die der beiden ersten Bataillone zeigen als Symbol das Edelweiß und den Löwen, ein drittes, in Obeliskenform schlank emporwachsend, zeigt in langer Reihe die Namen der Gefallenen, das vierte, blutrot, kündet von dem Blut, das hier rot für Deutschland die Erde tränkte. Über die niedrige Einfriedigung blickt die wunderbare Pracht des Hochwalds, und ohne Unterlaß rauschen die Gebirgsbäche tief und geheimnisvoll in das bescheidene Lied der Meisen und Grasmücken. Das goldene Leuchten der hochstehenden Sonne legt wandernde Flecken auf das Moos der Gräber, am Abend glänzt der Himmel in tausend Rosen durch die schwarzen Äste, der Regen tropft



Stufenweg zu einem Gräberfeld
Aquarell von Walter Schwarz

Digitized by Google

Der Gedenkstein des 4. Bataillons
Aquarell von Walter Schwarz

in großen Tränen auf die schweigenden Hügel, und zur Winterszeit stehen in Rauhreif die verzauberten Gebilde des Waldes um die, denen der Wald Heimat war. Die Rehe legen sichernd den feinen Kopf zurück und spähen mit scheuen Lichtern zu den ernsten Umrissen des Gekreuzigten und seiner Mutter hinüber, Eichhörnchen jagen sich in den Gipfeln über ihnen und der tiefe Laut der Hirsche tönt wie ein Gruß der grünen Farbe über die Stätte ihres Schlummers hin, wo fern von Deutschland Deutsche mit ihren Leibern eine Mark deutschen Heldentums errichtet haben. Und wenn auch die Wachtfeuer der Kameraden nicht mehr von den Höhen herabblicken, so werden den Toten die Gäste aus der Heimat nicht mangeln.

Es ist aber nicht nur darum zu tun, die Treue und Liebe eines einzelnen Regiments für seine Toten hier zu rühmen und zu preisen. Ein noch schönerer Lohn für die Liebe und Arbeit dieser echt deutschen Männer als die Bewunderung derer, die hier von ihrer Liebe und Arbeit lesen, würde es sein, wenn ihr Tun vorbildlich wirkte. Viele schöne Friedhöfe sind in Ost und West entstanden, selten aber wird einer so überzeugend wie dieser dartun, wieviel Schönheit durch verständnisvolle Einbeziehung des Landschaftlichen in die Anlage zu schaffen ist. Man kann sich recht gut Gemeinden bescheidenster Verhältnisse denken, in denen bei etwas Handfertigkeit und Opferwilligkeit der Glieder die Schaffung einer ähnlich weihevollen Ruhestätte für ihre Toten wohl möglich ist. Ebenso wie sie auch den größten Gemeinwesen eine Fülle von Anregung und glücklichen Motiven zu bieten vermag. Aber auch abgesehen von dieser vorbildenden und anregenden Wirkung, wird dieser Friedhof bald eine Art von Sinnbild für die Ruhestätten deutscher Krieger darstellen. Der glückliche Umstand, daß er in einem Gebiet, das den Verheerungen nunmehr entrückt ist, sich breitet, die Schönheit und der künstlerische Wert seines Schmuckes werden ihn immer mehr zu einem gehegten und geliebten Kleinod der Gegend machen. Mancher wehmütige Gedanke weinender Herzen wird die stillen Schläfer beneiden, die dort im Schutz des so treu verteidigten Nachbarreichs unter dem Rauschen des Hochwaldes friedlich schlummern, wenn er sich der verwüsteten und vernichteten Stätten im Lande unserer westlichen Feinde erinnert. Und wohl mag es den bittersten Schmerz lindern, zu wissen, wie friedvoll in seinem Waldgrab ein treuer Toter schlummert, schöner gebettet, als die treueste Liebe in der Heimat ihm die Stätte bereiten könnte, und unwillkürlich drängt sich einem das Wort auf die Lippen, das ein germanischer Geist, wenn auch in der uns jetzt verhaßtesten Sprache, auf die Toten, die, gesegnet von allen Wünschen ihres Landes, zur Ruhe sanken, gebildet hat: wie der Frühling mit taukalten Fingern einen sanfteren Rasen über die Decke ihrer Gebeine breitet als anderswo, wie unsichtbare Hände ihnen die Glocken in den Lüften läuten, unsichtbare Wesen ihnen das Grablied singen, wie die Ehre, ein ergrauter Pilger, auf ihren Grabstein niedersitzt, die Erde, die ihr Irdisches umschließt, zu segnen, und wie endlich die Freiheit, viel verfolgt, als weinende Einsiedlerin, eine Weile auf ihrem Hügel rasten wird.

Der Gedenkstein des 2. Bataillons
Aquarell von Walter Schwarz

Digitized by Google

Der eiserne Tisch

Novelle von Victor Fleischer

Silentium! sagte der Gymnasialprofessor Norbert Knapp, obgleich die beiden Freunde, mit denen er am Stammtisch saß, ganz still waren, der eine in das Studium des Lokalblattes vertieft, der andere wartend, daß er nun endlich die Zeitung bekomme. Der Professor hatte also nicht nötig, erst um Ruhe zu bitten, aber das war so eine alte Einrichtung aus früheren Jahren, als der Kreis noch größer gewesen, daß man ‚Silentium!' verlangte, wenn etwas gesagt werden sollte, was alle am Tisch interessieren mochte. Der Landgerichtsrat Sebastian Schmiedhofer legte auch gleich die Zeitung hin, hielt aber die Hand darauf, damit sein ungeduldiger Freund, der Advokat Dr. Georg Thiel, ihm nicht am Ende jetzt das Blatt wegnehme. Indes schaute auch der andere aufmerksam den Professor an, und sie warteten, was er ihnen denn Wichtiges mitzuteilen habe. Er nickte ihnen lächelnd zu und, während er mit ausgestreckter Hand die Zigarre zu dem Aschenbecher inmitten des Tisches hinüberführte, sagte er: „Also ratet einmal, was ich heute getan hab' ..."

„Dasselbe wie gestern natürlich," meinte der Advokat und reichte dem Pikkolo sein leeres Bierglas hin.

„Nein, etwas, was ich nie vorher getan habe und wohl auch nie wieder zu tun brauche ..."

Der Landgerichtsrat zog die Brauen zusammen und lehnte sich in seinen Sessel zurück, der Advokat schüttelte nur den Kopf: „Wird was Rechtes sein," brummte er.

„Also —?" fragte Sebastian Schmiedhofer, dem die Sache nun schon zu lang dauerte; er wollte ja den Bericht über die letzte Gemeinderatssitzung weiterlesen.

„Ich hab' um meine Pensionierung angesucht," erklärte jetzt der Professor und nickte wieder lächelnd, als freue ihn das Staunen der Freunde mehr noch als sein Entschluß. „Meine Zeit ist bald um, und einmal muß es sein ... Platz machen für jüngere Kräfte! ... Ja, Kinder, wir werden langsam alt ... Und ich will noch ein paar Jahre meine Ruh' haben ..."

Der Landgerichtsrat war so betroffen, daß er gar nicht merkte, wie Dr. Thiel vorsichtig die Zeitung zu sich hinüberzog. „So ... hm ..." Er strich seinen dicken, grauen Schnurrbart zurecht, trank einen Schluck Bier, wischte wieder den Bart ab und schaute dabei immer den Freund an, der seinen Blick mit zufriedenem Gesicht aushielt. „So ... nun ja, dann bin ich wohl selber auch bald soweit ..."

„Wir werden alt," wiederholte der Professor, „da hilft nichts ..," und wandte sich dem Advokaten zu, der von der Seite her mit einem Blick über die Brillengläser und den Rand der Zeitung weg fragte: „Was willst du denn machen den ganzen Tag?"

Das runde Gesicht des Professors blieb unverändert vergnügt, während er antwortete: „Spazierengehen ... Und dann ist seit Goethes Tod, wie ich höre, mancherlei in deutscher Sprache gedruckt worden, was ich nicht kenne ... Das muß ich doch schließlich auch einmal lesen ..."

„Ihr habt's gut," murrte der Advokat, „ihr streicht euer Gehalt ein, und wenn ihr genug Dienstjahre habt, könnt ihr in Pension gehn ... Unsereiner muß sich plagen bis zum letzten Tag ..."

Der Landgerichtsrat schob sein Bierglas ein Stückchen weiter weg: „Dafür können wir keine reichen Leute werden mit unserem Einkommen ..." Das Gesprächsthema war ihm unangenehm, und so verlangte er seine Zeitung zurück; aber nun mußte er warten, bis Thiel damit fertig war.

Um elf — wie immer — standen die drei auf und gingen miteinander fort. Zuerst über den schneehellen Marktplatz bis zur Kirche; dort sagte man dem Professor Gute Nacht, der hier im ersten Stock des Eckhauses wohnte.

„Ich weiß nicht," meinte Dr. Thiel, als er mit dem Landgerichtsrat durch die Gassen weiterschritt, „ich weiß nicht, ob der Knapp gut daran getan hat ..." Sebastian Schmiedhofer schaute zur Seite und stach mit seinem Stock immer in die kleinen Schneehaufen, die längs des Trottoirs aufgeschaufelt waren ... „Man erlebt das hundertmal," fuhr der Advokat in seiner Rede fort, „daß Leute wie ihr, die an eine geregelte Tätigkeit durch Jahrzehnte gewöhnt sind, daß die plötzlich eingehn, wenn sie aus dieser Ordnung kommen ..."

„Vorhin hast du getan, als ob du ihn beneiden möchtest," sagte der Landgerichtsrat, der sonst gar nicht empfindlich war, und seine Stimme klang von nervöser Gereiztheit, „jetzt red'st du wieder so ... Wir sind auch keine Maschinen, bild' dir nur nichts ein ..." Schweigend gingen sie weiter und verabschiedeten sich dann mit kurzem Gruß.

* * *

Die drei Freunde waren die letzten der ehemals bunten Tafelrunde vom ‚eisernen Tisch'. Beim Umbau des Hotels vor dreißig Jahren hatte die lustige Gesellschaft das alte Möbel herübergerettet ins neue Haus, weil man nun einmal an diesen Tisch gewöhnt war. Da fand sich damals eine Reihe junger Leute allabendlich ein, die, als Junggesellen auf die Wirtshausküche angewiesen, in dem zwanglosen gemeinsamen Abendessen Ersatz für das mangelnde eigene Heim suchen moch-

Digitized by Google

ten. Man fühlte sich nicht als geschlossene Gesellschaft und war ganz einverstanden, wenn der und jener einen neuen Gast mitbrachte. Jeder wurde freundlich aufgenommen und, wenn er nur sonst seinem Wesen nach zu den übrigen paßte, gehörte er bald zu ihnen, als sei er seit Jahren da. Wenn die Herren vom eisernen Tisch wie ein Verein ohne Statuten im Fasching einen Ball oder ein Fest gaben, konnte man damit rechnen, daß dort niemand fehlen werde, der in der Stadt Anspruch darauf machte, zur ‚Gesellschaft' gezählt zu werden. Es geschah auch, daß gerade bei solchen Anlässen dem eisernen Tisch ein Gast abwendig gemacht wurde, weil er dort Anschluß an eine Bürgerfamilie gefunden hatte, heiratete und sich aus dem Kreis zurückzog. Einen andern führte die Beamtenkarriere, wie sie ihn für ein paar Jahre hergebracht, wieder fort, und ein neuer Gast nahm den leergewordenen Platz ein. Dann aber rückte eine jüngere Generation nach, die den Altersunterschied schon stärker empfand und sich nicht mehr an die Tafelrunde anschloß, die Gesellschaft am eisernen Tisch wurde wieder an Zahl geringer, und es blieben endlich nur wenige, die einander von Jugend auf befreundet oder durch den jahrelangen Verkehr nähergekommen waren und immer noch allein standen — als Junggesellen, wie der Professor Norbert Knapp, der Advokat Dr. Georg Thiel und andere, oder als kinderlose Witwer, wie der Landgerichtsrat.

Die acht Herren, die nun allein die Tafelrunde bildeten, fühlten sich, zumal sie alle das vierzigste Lebensjahr schon lang überschritten hatten, einander inniger verbunden, als durch die Gasthausgemeinschaft möglich gewesen wäre. Was sie alle zusammenhielt war nicht so sehr die Gewohnheit wie die wirkliche Freundschaft von Männern, die einen großen Teil ihres Lebensweges nebeneinander gewandert waren, eine Freundschaft, die keiner beteuernden Worte bedurfte, die so selbstverständlich war wie die einfache Tatsache, daß man sich mit Du ansprach; eine Freundschaft war das, die kleine Reibungen, wie sie aus verschiedener Ansicht und gegensätzlichem Temperament sich im Gespräch mitunter ergeben mochten, leicht ertrug und rasch vergessen ließ, die im tiefsten Gefühl wurzelte und auch das Symbol nicht gebraucht hätte, das ein Zufall ihnen gegeben: in einer kleinen Silvesteransprache an die Freunde hatte der Professor einmal fast im Scherz und ohne sentimentales Pathos auf den Tisch gepocht, um den sie sich nun schon so viele Jahre versammelten, und die Tafelrunde selbst den ‚eisernen Tisch' genannt. Die Gläser klangen damals vielleicht etwas heftiger aneinander, aber keiner fand es für nötig zu bestätigen: Ja, eisern wie dieser Tisch, eisern und treu ist unsere Freundschaft... Sie sagten es nicht, und es war ihnen allen doch ein Gefühl der Sicherheit: wir sind der eiserne Tisch.

Aber einer war, der nach Gefühlen und Wünschen nicht fragte, der des Bandes, das sie vereinigte, nicht achten wollte und einen nach dem andern aus dem Kreis herausholte und vor die Stadt hinaustrug auf den Friedhof, bis nur die drei noch übrig waren: Sebastian Schmiedhofer, der Richter, Georg Thiel, der Advokat, und der immer lächelnde Professor Norbert Knapp.

⁂ ⁂ ⁂

„Ich hab' nie ein so unruhiges Leben geführt," erklärte der Professor vergnügt am Stammtisch, „wie jetzt, wo ich im sogenannten Ruhestand bin. Was war denn früher los, bitte?... Daß der Esel, der in der Oktava noch nicht Rechtschreiben konnte, einmal Müller geheißen hat und nächstes Jahr Schulze, das war der ganze Unterschied... Aber jetzt, bitte: jetzt steh' ich in der Früh auf und weiß nur, ich muß nicht in die Schule gehn. Also hab' ich einen ganzen Tag vor mir und keine Ahnung, was er bringen wird..."

Dr. Thiel schaute flüchtig zum Landgerichtsrat hinüber, als erinnere er sich dessen, was er damals in der Nacht gesprochen, und wolle sehen, ob der Freund auch daran denke. Professor Knapp bemerkte es nicht und redete weiter: „Also bitte: erstens, ich kann mir einen Plan für den Tag machen, zweitens, ich brauch' mich nicht daran zu halten, drittens, ich kann's mir plötzlich überlegen und das tun, was ich zuerst wollte. Ja" — er blies den Schaum vom Rand des frischen Bierkrügels weg — „es war eine Glanzidee von mir... Prost!"

Die Besorgnis des Dr. Thiel schien wirklich ganz unberechtigt zu sein. Der Professor wurde täglich vergnügter, das runde Gesicht verlor nichts von seiner frischen Farbe, der untersetzte, stämmige Körper war beweglicher denn je zuvor. „Man könnte fast Lust bekommen, es dir nachzumachen," sagte der Landgerichtsrat. Er schaute ihn lange an: „Vielleicht, nächstes Jahr."

Eines Abends saßen sie denn doch zu zweit am eisernen Tisch. Der fehlte, war aber nicht Professor Knapp, sondern der Advokat... Sie warteten und warteten; er kam nicht... „Hast du ihn heut gesehn?" fragte der Professor. Der Landgerichtsrat schüttelte den Kopf und besah sich aufmerksam seine Fingernägel. „Bei Gericht war er heute nicht. Er geht doch nie an meiner Tür vorbei, wenn er im Hause ist..." Sie schwiegen und nach einer Weile meinte der Professor: „Vielleicht hat er beim Kreisgericht drüben zu tun gehabt und hat den Abendzug versäumt."

„Das sagt er mir immer, wenn er hinüberfährt..." widersprach der andere und ließ sich vom Kellner die Zeitung reichen. Aber mitten aus der Lektüre heraus, während Professor Knapp den blauen Rauchwolken seiner Zigarre nachträumte, sagte der Landgerichtsrat wieder, als wisse er bestimmt, daß auch der Freund die ganze Zeit

Digitized by Google

her nur daran gedacht habe: „Es wird nichts Besonderes sein, sonst hätt' er schon von sich hören lassen ..." und las weiter.

„Wir können ja noch einen Moment zu ihm hinaufschaun," schlug der Professor vor, als es halb zehn war, „— wenn wir dann nach Haus gehn ..."

„Gehn wir gleich," stimmte der andere zu.

Dann schritten sie nebeneinander den Marktplatz hinauf. Es regnete, und der Landgerichtsrat nahm den kleineren Freund unterm Arm. „Komm her ... Wir haben beide Platz unterm Schirm."

„Ah — was!" wehrte ihm Knapp, „mir hat der Regen mein Lebtag nichts geschadet... Höchstens werd' ich noch ein bissel wachsen, wenn mich der Himmel begießt ..." Aber die Worte, die lustig scheinen wollten, hatten keinen rechten Klang.

„In unserm Alter," sagte Schmiedhofer, „ist nicht zu spaßen mit einer Erkältung..." Es blieb unklar, ob das eine Warnung wegen des Regenwetters sein sollte, oder ob er dabei an den fehlenden Freund dachte.

Als sie vor das Haus des Freundes kamen, sahen sie, daß in Thiels Schlafzimmer gerade das Licht gelöscht wurde. Sie wagten nicht, einander anzuschaun, um einer den andern nicht durch eine besorgte Miene zu erschrecken, und Professor Knapp pfiff dreimal laut das Signal, das sie noch vom Gymnasium her gewöhnt waren. Eine Weile blickten sie wartend zu den Fenstern hinauf, der Landgerichtsrat hatte den Regenschirm weit über die Schulter auf den Rücken geschoben, und der Professor hob die Hände zum Mund, damit der Pfiff lauter töne. Zu zweit wiederholten sie jetzt das Signal... Oben rührte sich nichts... „Hm..." Schmiedhofer ging auf die Haustür zu und wollte schon die Glocke ziehn, da hörten sie, daß von innen gerade der Schlüssel eingesteckt und knarrend umgedreht werde. Durch den Türspalt schob sich zuerst ein Regenschirm heraus, und im Schein der Gaslaterne erkannten sie den Arzt, der geschwind auch noch den Mantelkragen aufstellte.

„Also doch," nickte der Landgerichtsrat dem Freunde zu. Sie vergaßen beide zu grüßen, als sie sich nun dem Arzt zuwandten: „Kommen Sie von Doktor Thiel?"

„Ja ... Sie wollen zu ihm? ... Ich möcht' Sie doch bitten, meine Herren, das bis morgen zu lassen ... Er soll jetzt schlafen ..."

„Was ... ist's?" fragte der Professor zögernd.

„Eine Lungenentzündung ... leider schon vernachlässigt ... Aber hoffentlich ... Morgen werden wir ja sehn ..."

⁂ ⁂ ⁂

Als der Wagen, der die beiden Freunde vom Begräbnis des Advokaten zurückbrachte, vor dem Eckhaus am Marktplatz anhielt, stieg ohne Verabredung auch der Landgerichtsrat aus, und still, ohne ein Wort zu wechseln, wie sie während der ganzen Fahrt nebeneinander gesessen waren, gingen sie jetzt die Stiege hinauf zur Wohnung des Professors. Schmiedhofer setzte sich in eine Ecke des großen Ledersofas, legte den rechten Arm auf die Seitenlehne und stützte den Kopf darauf, indes Knapp immer wieder zwischen der Tür und den Fenstern hin und her ging. „Das ist rasch gegangen mit dem Thiel ..." blieb er stehen.

„Ja ..." kam es leise und wie mit schwerem Atem vom Sofa her.

Der Professor nahm seine Wanderung wieder auf. „Wie beim Sendner damals," meinte nach einer Weile der Landgerichtsrat.

„Ja ... Das sind nun auch schon wieder fünf Jahre her ..." Sie dachten beide an den Kameraden, der ihr Primus im Gymnasium gewesen und dann fast zugleich mit ihnen in die Heimat zurückgekehrt war. „Sie sind nebeneinander gesessen in der Oktava ..." sagte Knapp, und der andere nickte: „Ja, vor mir ..."

Der Professor blieb wieder stehen: „Weißt du noch, wie ihr in der Mathematik einmal eingegangen seid, weil der Sendner immer das Heft so hinlegte, daß du ihm hineinschaun konntest ...?" Das Gesicht Schmiedhofers war einen Augenblick von der Erinnerung aufgehellt, dann blickte er wieder verträumt vor sich hin. Sie sagten es nicht, aber sie merkten beide, daß jetzt auch der andere denke: ‚Nun sind wir die letzten von unserem Jahrgang, und die letzten vom eisernen Tisch ...'

Wie um dem Freund zu zeigen, daß sie nun erst recht einander angehörten und zusammenhalten wollten, legte der Professor im Vorbeigehen seine Hand auf die Schulter Schmiedhofers ... Der nickte nur ... Die große Pendeluhr an der Wand schlug fünf, über den Dächern des Marktplatzes leuchtete drüben das Abendrot.

Norbert Knapp stand wieder beim Fenster. „Was ihm eingefallen ist," sagte er, „daß er uns zu Erben eingesetzt hat ..."

„Gott, er hat ja sonst niemanden gehabt auf der Welt ..."

Die Freunde schwiegen. ‚Wir haben ja keiner viel von der Welt gehabt unser Leben lang,' ging's ihnen beiden durch den Sinn. Der Landgerichtsrat zog die Brauen zusammen, wie immer, wenn er eine Gedankenreihe in einen Satz schließen wollte: „Ich meine, wir machen unter seinem Namen eine Stiftung daraus für unser Gymnasium ..."

„Ja ... Das wollt' ich dir auch vorschlagen ..." Und beide überlegten im stillen: ‚Wenn wir einmal sterben, werden wir auch nicht viel anderes mit unserm bißchen Vermögen anfangen können.'

Der Landgerichtsrat stand auf und reichte dem Freunde die Hand. „Du kommst heut abend zu mir nachtmahlen, nicht wahr?" Es war bis jetzt nicht davon geredet worden, aber Professor Knapp war gar nicht überrascht und sagte einfach: „Ja."

Während Schmiedhofer die Stiege hin-

Digitized by Google

unterging, dachten sie beide: ‚Einer von uns wird einmal allein übrig sein am eisernen Tisch, der heute abend leersteht . . .‘

* * *

Am nächsten Vormittag saß der Professor im Bureau seines Freundes, zurückgelehnt in dem breiten mit schwarzer Wachsleinwand bespannten Fauteuil neben dem mächtigen Tisch. „Es ist eigentlich seltsam,“ sagte er und nahm die Zigarre, die ihm der Landgerichtsrat anbot, „daß ich die ganzen Jahre her niemals bei dir hier oben gewesen bin.“

„Du hast ja Schule gehalten, während ich im Amt war . . .“

„Das ist wahr . . . Sehr gemütlich hast du's hier ja auch nicht.“ Der Professor schaute sich im Zimmer um. Außer einem Aktenschrank, einem alten Sofa, das mit der gleichen schwarzen Wachsleinwand überzogen war wie das Fauteuil und schon recht alt aussah, gab es da nur noch einen Kleiderständer und dann noch ein Möbelstück: einen hölzernen Waschtisch mit einem blechernen kleinen Wasserbehälter; daneben, an einem Nagel, hing ein oft gebrauchtes Handtuch an der Wand, und über dem Sofa das große Oldruckbildnis des Kaisers. „Nein, gemütlich ist es nicht,“ bestätigte der Landgerichtsrat, dem das noch nie eingefallen war, und seine Blicke folgten denen des Freundes.

„Und da verbringst du nun eigentlich den größten Teil deines Lebens . . . Du solltest auch in Pension gehn . . .“

„Mir fehlen noch vier Jahre zur vollen Dienstzeit . . .“

„Bitt' dich,“ begehrte der Professor auf, „das spielt doch keine Rolle bei dir . . . Du hast ja dein Privatvermögen.“

„Ja . . . ich überleg's mir auch schon eine Weile.“ Das stimmte wohl, aber was ihn abhielt, waren nicht die fehlenden Jahre, die ihm das volle Gehalt als Pension gesichert hätten: er konnte die Worte nicht vergessen, die Dr. Thiel damals in der Nacht gesprochen hatte. Es bangte ihm vor der Zeit, da er gar nichts mehr zu tun haben sollte. Seine Brauen drängten über der Nase zusammen, aber er biß sich auf die Lippen und sprach die Gedanken nicht aus, die ihn beunruhigten, und schaute nur mit langem Blick den Freund an, auf den die veränderte Lebensweise gar keinen Einfluß zu haben schien.

„Du bist doch sogar etwas älter als ich,“ meinte der Professor, wie von einer langen Überlegung her.

„Mir scheint . . . ja . . . um drei Monate . . .“ Eine Weile saßen sie einander schweigend gegenüber, dann sagte Knapp, und um seinen Mund spielte wieder das stillvergnügte Lächeln: „Übermäßig beschäftigt bist du ja nicht . . . Jetzt sitz' ich schon eine Stunde lang hier . . . Ich denk', das Amt käme auch ohne dich aus.“

Schmiedhofer antwortete nicht gleich. „Wir haben ja jetzt drei Richterstellen hier, neben mir als Gerichtsvorsteher . . .“

„Da könntest du gleich ein bißchen mit mir spazieren gehn . . . Das Herumhocken da tut dir gewiß nicht gut.“ Der Professor war aufgestanden und knöpfte seinen Überrock zu. Schmiedhofer hielt ihn nicht zurück, blieb aber sitzen. „Na —“ ermunterte ihn Knapp freundlich.

Allein er wehrte ab: „Ein andermal vielleicht. Heute hab' ich noch zu tun . . .“

„Also dann auf heut abend . . .“ Der Professor reichte ihm die Hand. „Heut abend am eisernen Tisch.“ Sie schauten einander ins Gesicht und nickten beide, und ihr Händedruck war fester nach diesen Worten als sonst.

* * *

Immer wieder griff Sebastian Schmiedhofer nach der Zeitung, die er doch schon ganz durchgelesen haben mußte, und blätterte in den Seiten, legte den Rohrrahmen dann weg, nahm einen Schluck aus dem Bierglas, das vor ihm stand, und hielt auf einmal wieder das Blatt in der Hand. Norbert Knapp saß ruhig neben ihm, an der Schmalseite des Tisches, wie seit Jahren, und rauchte. Sie sprachen beide nicht, aber ihre Gedanken trafen sich. In dem Blatt stand ein Nachruf auf den Dr. Thiel und dabei eine Erinnerung an alle, die ihm vorausgegangen waren vom eisernen Tisch, und es wurde auch erwähnt, daß jetzt nur die zwei noch übrig seien: Schmiedhofer und Knapp. Das las der Landgerichtsrat immer von neuem, und es war ihm nicht bewußt, was eigentlich ihn daran störe. Es kam heute kein rechtes Gespräch auf zwischen den Freunden, die Zeit schlich träge hin, und der Professor nickte nur manchmal, wenn das Gesicht des andern nicht im Profil sondern ganz zugewandt ihn anschaute.

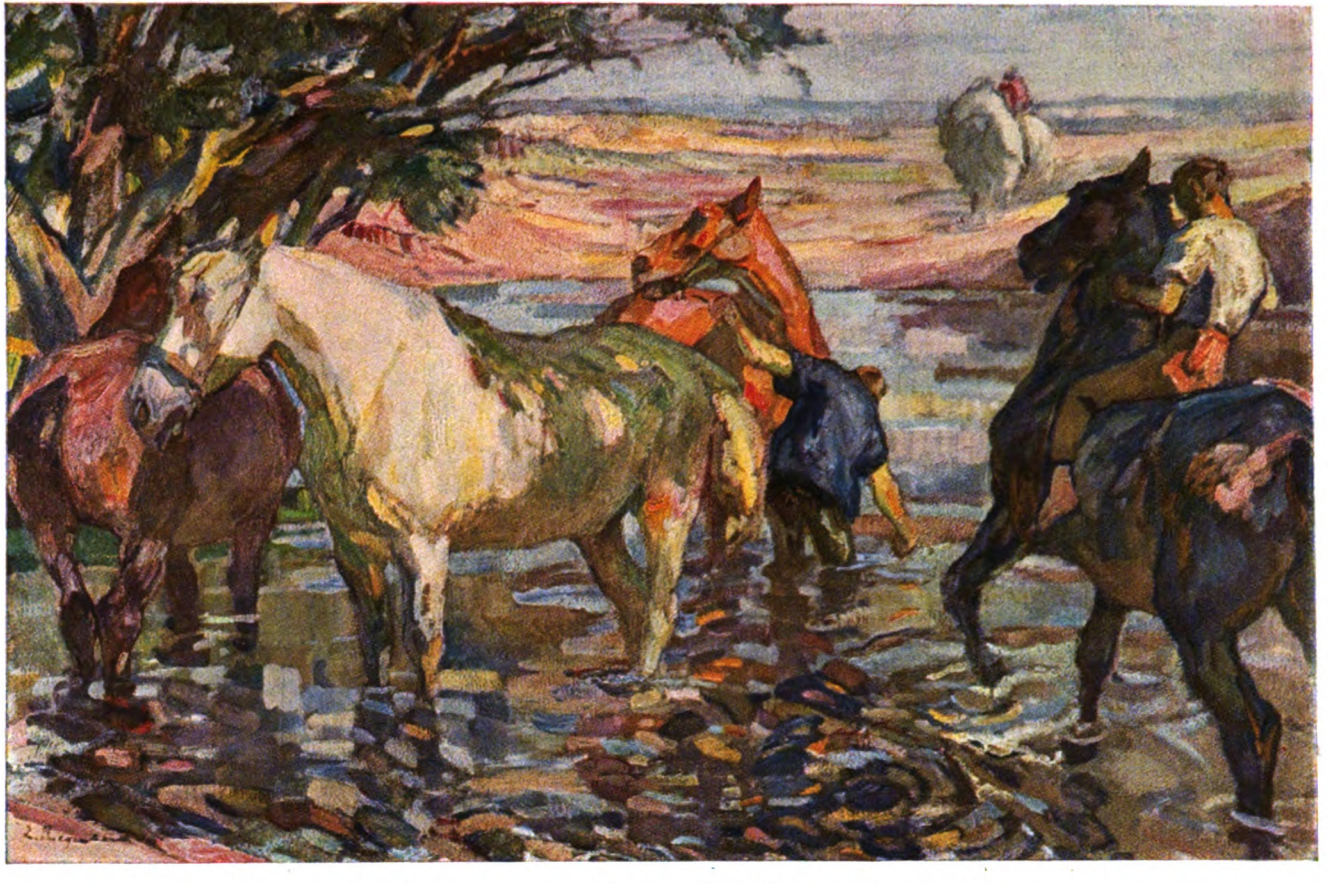
Der Wirt ging am Tisch vorbei, blieb stehen, rückte an einem Sessel, griff mit einer nervösen, hastigen Bewegung in seinen angegrauten, blonden Vollbart, als überlege er, und setzte sich dann zu den beiden hin. Er meinte wohl, ihnen damit einen Dienst zu tun. Den Platz, den der Advokat immer innegehabt, ließ er aber frei zwischen sich und dem Professor. „Ja, ja . . .“ Das war zunächst alles, was er sagen konnte.

Der Landgerichtsrat schob mit dem Zeigefinger ein paar Semmelbröseln auf dem Tischtuch zusammen und schaute so interessiert darauf hin, als müsse er sie genau in einen Kreis ordnen. Der Professor blies eine dicke Rauchwolke in die Luft.

„Das ist ein schöner Nachruf,“ begann der Wirt, aber Schmiedhofer unterbrach ihn gleich. „Ja . . .“ Und dann fuhr er fort: „Da steht etwas im ‚Anzeiger‘ über die letzte Gemeinderatssitzung wegen der Straßenverlegung . . . Wie war das?“

„Na, also . . .“ der Wirt, der selbst zum Gemeindeausschuß gehörte, machte sofort eine wichtige Miene, setzte sich bereit, stützte die Ellenbogen auf und fing an weitläufig zu erzählen.

Digitized by Google



Pferdeschwemme. Gemälde von Prof. Emanuel Hegenbarth

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ja," sagte der Landgerichtsrat manchmal, aber er hörte so wenig zu wie der Professor, der jetzt bedächtig seine Meerschaumspitze aus dem Etui holte. „Gewiß, Sie haben ganz recht ..." versicherte er, als der Wirt schwieg und ihn fragend anschaute.

Um elf standen die Freunde auf. Als sie aber vor das Eckhaus bei der Kirche kamen, hielten sie wohl einen Augenblick an, dann schritten sie im stillen Einverständnis weiter durch die Gassen ... Der Landgerichtsrat hatte die Hände in die Taschen seines Überziehers gesteckt und ließ den gerollten Regenschirm am Arm hängen. Die Märznacht war kühl und klar. Professor Knapp warf den Rest seiner Zigarre weg, das Druckschloß an dem Lederetui klappte hörbar zu, als er die Meerschaumspitze wieder darin barg, und er blieb stehen. Wie aus langem Nachdenken fragte er: „Warum hast du eigentlich nicht wieder geheiratet, Schmiedhofer?"

Sie gingen nun am Stadtpark vorbei. Es dauerte einige Zeit, ehe der Landgerichtsrat antwortete. „Das läßt sich nicht so leicht sagen ... Zuerst, da war wohl die Erinnerung an meine Frau noch zu stark ... Dann bin ich zu alt dafür geworden ..."

Über der Allee lag das Mondlicht.

„Ja," sagte der Professor, „vergessen ... vergessen ... Wer das könnte ..."

„Du bist ja auch Junggeselle geblieben, Knapp ..."

„Hm ..." Der Professor hatte schon wieder eine frische Zigarre angezündet. „Kennst du die Geschichte?" fragte er, als sie schweigend an dem Haus des Landgerichtsrats vorübergekommen waren und auf dem Wege durch den Park zur Stadt zurückkehrten.

„Du hast nie davon gesprochen, und fragen wollt' ich nicht ..." Ihre Schritte klangen in ruhigem, langsamem Gleichmaß auf dem knirschenden Kies. Manchmal zerbrach mit leisem Geräusch ein dürrer Zweig unter ihren Sohlen, den die Winterstürme von den Bäumen geworfen hatten.

„Ja," sagte Norbert Knapp und in der tiefen Stille begann er nun zu erzählen. Das letzte, was noch unausgesprochen vor dem Freunde geblieben war, enthüllte sich in den Worten geklärter, friedlicher Erinnerung ... Und dann, als sie eine Weile schweigend nebeneinander hingegangen waren, sprach Schmiedhofer von seiner Ehe und den Jahren seiner Witwerzeit.

Vor dem Eckhaus am Marktplatz standen sie nun wieder, der Landgerichtsrat zeichnete mit der Spitze seines Regenschirms die Konturen der Pflastersteine nach, und seine linke Hand ruhte auf der Schulter des Freundes.

Von der Turmuhr herunter kamen vier kurze, helle Glockenschläge und dann ein einzelner, der tief klang und lang hinzitterte. Die Freunde drückten einander die Hände. Sie wußten, daß sie sich in diesen Stunden noch enger aneinander angeschlossen hatten.

⁂ ⁂ ⁂

Schmiedhofer dachte noch oft an die Worte des Dr. Thiel, die er damals gesprochen hatte, als der Professor in den Ruhestand übergetreten war. Das wollte ihm nicht aus dem Sinn, wenn er auch sah, daß Knapp sich nicht verändert habe. Der Landgerichtsrat behielt doch seine Scheu vor der Pensionierung und ging weiter, Tag um Tag, in sein Bureau.

Einer von uns muß der nächste sein ... Wenn ihm das einfiel, konnte es geschehen, daß er die Akten wegschob, das Kinn in die Hand stützte und sinnend an den Lippen nagte ... Der Knapp ist jünger ... Er hat mich selbst daran erinnert ... Also meinte der wohl auch, daß Schmiedhofer ... Aber nein, daran dachte er gewiß nicht ... Und dann: Dr. Thiel war noch jünger und der Sendner ist schon vor fünf Jahren gestorben ... Der Landgerichtsrat befühlte seine Armmuskeln und dachte daran, daß er aus einer Bauernfamilie sei und daß sein Vater fünfundachtzig geworden ... Der Knapp ist ein Lehrerssohn und war als Kind ziemlich schwach ... Also, warum sollte gerade der länger leben ... Das ist gewiß richtig, was Dr. Thiel gemeint hat, man darf sich nicht aus seiner Ordnung herausreißen ... Nein, Schmiedhofer wollte nicht in Pension gehen.

Er stand auf und durchmaß mit langsamen Schritten sein Bureau. Nein, gemütlich war es hier gewiß nicht ... Daß ihm das früher nie bewußt geworden war ... Der Knapp hatte ihn erst darauf gebracht ... Wozu hatte er das damals überhaupt gesagt? Wollte er ihm das Leben hier oben verleiden? ... Unsinn ... So ist der Knapp doch nicht ... Der Landgerichtsrat setzte sich wieder an seinen Tisch und wollte weiterarbeiten, um von den Gedanken loszukommen ...

Warum, überlegte er dann, es wäre ja nichts Schlechtes, wenn der Knapp auch daran dächte, daß einer von uns ... Ich denk' doch selber auch darüber nach ... Das ist nun einmal nicht anders ... Einer muß es sein ... Seine Blicke gingen durchs Fenster hinaus auf die Straße und fanden dort den Professor, der eben wieder kam, um den Freund abzuholen. Ruhig, mit festem Schritt ging er einher ... Nein, dem schadete die neugeordnete Lebensweise gewiß nicht, der sah nicht aus, als ob seine Kräfte nachließen ... Also würde vielleicht doch Schmiedhofer vor ihm ...

Jetzt schaute der Professor schon suchend zum Fenster herauf, und als er den Landgerichtsrat erkannte, winkte er ihm zu und lächelte wie immer.

⁂ ⁂ ⁂

Norbert Knapp merkte nichts von dem, was seinen Freund beunruhigte. Er blieb immer in seiner von innerem Ernst gedämpften Heiterkeit und wurde nur etwas lebhafter, wenn ihn einmal die Lektüre eines neuen Buches stärker gepackt hatte und er

Digitized by Google

es dann begeistert dem Landgerichtsrat empfehlen wollte. „Ich hab' keine Zeit zum Lesen," wehrte Schmiedhofer ab.

„So geh' halt endlich einmal in Pension, ich hab's dir schon gesagt ..."

Der Landgerichtsrat würgte lange die Antwort zurück. Dann konnte er doch nicht anders, er mußte es sagen: „Pensionisten leben nicht lange ... Es bringt einen um, wenn man aus seiner gewohnten Tätigkeit gerissen wird ..." Es war etwas Heiseres, Lauerndes in seiner Stimme, und er schaute den Freund nicht an.

Der Professor schüttelte nur lächelnd den Kopf. „Mich nicht," versicherte er fröhlich, „mir ist's mein Lebtag nicht so gut gegangen wie jetzt ... Den einen trifft es so und den andern so ... Mitten in der Arbeit zu sterben soll ja freilich auch ganz schön sein... Ich fühl' mich sehr wohl in meinem Ruhestand ... und du brauchtest auch keine Angst davor zu haben. Ein Bauernlackel wie du, der ist fest ..." Aber Schmiedhofer hörte nicht den unbekümmert herzlichen Klang der Worte. Ihm drang nur das eine vom Sterben in der Arbeit ins Bewußtsein, und in dem ‚Bauernlackel' spürte er auch eine böswillige Anspielung. Durch das ständige Nachdenken über die eine quälende Frage war sein Mißtrauen geweckt und fand nun immer Neues, woran es sich anklammern und wachsen konnte.

Warum hatte Knapp davon gesprochen, daß Schmiedhofer etwas älter sei, warum von der Trostlosigkeit des Zimmers, in dem der Landgerichtsrat den größten Teil seines Lebens verbrachte? Warum hetzte er ihn immer wieder zur Pensionierung, warum hörte er nicht auf, ihm zu erzählen, wie wohl, wie gesund er selbst sich fühle? ... Das sollte doch heißen: Einer von uns muß es sein, ich bin noch rüstig ...

Als der Landgerichtsrat erst einmal so weit war, kam er auf die sonderbarsten Einfälle, die seine verstörte Phantasie in das mißtrauische Gedankengewebe mengte. Er erinnerte sich an den Nachruf auf Dr. Thiel. Warum stand dort, es seien nur zwei noch übrig vom eisernen Tisch: Schmiedhofer und Knapp ... Warum hieß es nicht Knapp und Schmiedhofer, wie die Namen im Alphabet aufeinanderfolgten ...? Warum mußte der Professor zuletzt genannt sein? Sollte das vielleicht auch anzeigen, daß er wahrscheinlich einmal allein übrig sein, daß Schmiedhofer ihm im Tod vorangehen würde? Die nichtigsten, zufälligsten Dinge begann er sich so zu deuten und wurde immer gereizter dabei.

„Hast du keinen Mantel mit?" fragte Knapp Ende April einmal, als er ihn abends vom Bureau abholte. „Es ist kühl, man kann sich jetzt leicht erkälten."

Der Landgerichtsrat streckte den Kopf vor, als ducke er sich zu einem Überfall, und sein Gesicht verzog sich zu einer fast höhnischen Grimasse. „Hab' nur keine Sorge ... Ein Bauernlackel wie ich hält schon was aus ..."

Der Professor zuckte nur kurz mit den Schultern. ‚Vielleicht hat er Ärger im Bureau gehabt,' dachte er, während sie schweigsam die Treppe hinuntergingen.

Es fand sich zunächst kein neuer Anlaß zu einer Aussprache, und Schmiedhofer wurde seine heimlichen Selbstquälereien nicht los. Sie machten ihn verbittert und nervös und nahmen seinem Schritt die Festigkeit und Ruhe. Norbert Knapp war ganz erstaunt, als ihn eines Tages im Mai ein Arzt auf der Straße ansprach: „Sagen Sie mal, Herr Professor, was ist denn mit Ihrem Freund, dem Landgerichtsrat ... Ist er krank?"

„Warum ... Ich war doch eben vorhin bei ihm im Bureau, wie kommen Sie darauf?"

„Ich wollt' Sie schon immer fragen. Er sieht recht angegriffen aus ... Und dann dankt er einem kaum, wenn man ihn grüßt." Der Professor kehrte sofort um und stieg wieder die Treppen im Gerichtsgebäude hinauf. ‚Das ist doch merkwürdig,' sagte er sich, ‚daß mir das nicht aufgefallen ist ... Wenn man sich halt immerfort sieht ...'

„Hab' ich nicht vorhin meine Zigarrenspitze da liegen lassen?" fragte er dann, und während der Landgerichtsrat da und dort ein Buch vom Tisch aufhob oder mit der flachen Hand suchend ein Bündel Akten abtastete, schaute der Professor Knapp aufmerksam zu ihm hin. „Laß nur," sagte er, als hätte er sich eben besonnen. „Ich hab' sie gar nicht mitgehabt." — Schmiedhofer musterte ihn mit unruhigen, mißtrauischen Augen. Seine Hände umklammerten ein Lineal. — „Ist dir was?" fragte Knapp, „du zitterst ja ... Fühlst du dich unwohl?"

Die Blicke des Landgerichtsrats bekamen einen giftigen, stechenden Glanz: „Nein ... Den Gefallen tu' ich dir nicht ... Ich bin ganz gesund, freu' dich nur nicht zu früh ..."

Norbert Knapp verstand ihn nicht. „Was soll denn das heißen?" Er legte seinen Hut auf den Tisch, setzte sich in den Lehnsessel und schaute verwundert den Freund an. Aber Schmiedhofer tat, als sei er allein, und beugte sich über seine Akten.

„Willst du mir nicht antworten?"

„Ich hab' jetzt zu arbeiten ..."

Der Professor stand auf. „Gut, dann hol' ich dich nachher ab ..."

* * *

‚Weiß der Kuckuck, was der Schmiedhofer gewollt hat,' dachte Norbert Knapp, als er nach einer Stunde wieder in das Amtshaus eintrat. Er hatte die ganze Zeit darüber nachgesonnen und es nicht ergrübeln können ... ‚Da bin ich doch wirklich neugierig ...' Er klopfte an, es rührte sich nichts und die Tür war abgesperrt. Der Landgerichtsrat hatte also nicht gewartet, war früher fortgegangen als sonst. Der Professor blies die Backen auf und ließ dann die Luft plötzlich zwischen den Lippen entweichen ... P—h ... Das war so seine Art,

Digitized by Google

sich selbst zu zeigen, daß er erstaunt sei ... ‚Na, ich werd' ihm nicht nachlaufen,' sagte er sich. ‚Heut abend wird er schon gestiegen kommen ...'

Aber — Norbert Knapp blieb allein am eisernen Tisch. Er wartete und aß langsamer als sonst, schaute jedesmal auf, wenn die Tür vom Flur her geöffnet wurde, überzeugte sich, daß die tickende Wanduhr auch ganz genau mit seiner goldenen Taschenuhr stimmte und begann zerstreut mit einem Zahnstocher zu spielen. Der Wirt kam aus der Küche herein, stand zögernd da und glättete ganz ohne Grund das weiße Tischtuch mit der flachen Hand und sagte endlich doch: „Der Herr Landgerichtsrat scheint heute auszubleiben ..."

„Ja," nickte der Professor, „er hat schon vormittag gemeint, daß er verhindert sein werde ..." Und er bemühte sich, ein sorgloses, zufriedenes Lächeln zu zeigen. Es paßte ihm nicht, den Wirt zum Mitwisser einer noch ungeklärten Sache zu haben; er schnitt also jede weitere Unterhaltung ab, indem er die Zeitung verlangte und zu lesen begann.

Aber bald schaute er wieder über das Blatt hin dem Rauch seiner Zigarre nach. ‚Ich könnte eigentlich doch einmal bei ihm vorbeigehen,' überlegte er.

Von weitem sah er schon, daß Schmiedhofers Schlafzimmer dunkel sei und die Stehlampe auf dem Schreibtisch brenne. Der Landgerichtsrat war also wach und arbeitete vielleicht ... Na, so brauchte Knapp ja weiter nicht besorgt zu sein. Er kehrte um und ging langsam nach Haus.

‚Ich hätt' aber doch einen Sprung zu ihm hinaufmachen sollen,' hielt er sich vor, als er dann lange nicht einschlafen konnte. ‚Am Ende ist er unwohl, er hat wirklich ganz miserabel ausgeschaut ... Wer weiß denn, was mit ihm los ist.' Er beschloß also, am nächsten Vormittag wieder zu Schmiedhofer ins Bureau zu gehen und zu tun, als sei gar nichts vorgefallen. Gott, wenn man alt wird, kann man schon einmal seine Launen haben ... Dabei beruhigte er sich.

Indes lag auch der Landgerichtsrat noch lange wach. Er fieberte, fühlte immer wieder seine Stirn an, und daß sie feucht war steigerte seine Aufregung. Es schüttelte ihn, seine Gedanken kreisten unaufhörlich um die eine marternde Vorstellung: der Knapp ist überzeugt, daß ich vor ihm sterben muß, er wartet auf meinen Tod ... Schrie ihm sein lachendes, rotbackiges Gesicht nicht fortwährend höhnend zu: es hilft nichts, einer von uns muß es sein ... Ich bin gesund ...?

Ruhelos wälzte sich Sebastian Schmiedhofer hin und her ... War er denn nicht wirklich schon krank geworden, krank gemacht worden von der heimtückisch hinter freundlicher Miene versteckten Bosheit des Professors? Mitten in der Arbeit zu sterben soll auch ganz schön sein, hatte Knapp gesagt ...

Nein ... Der Landgerichtsrat fuhr auf, stützte sich mit beiden Armen in die Kissen und starrte in die Dunkelheit. Nein, er wollte nicht sterben. Seine Zähne schlugen hart aufeinander, seine Gedanken verwirrten sich ... Umbringen könnte er den Professor, ermorden vor Wut, fiel ihm ein und er lachte grell auf ... Hehehehe ... Es ist schon mancher Gesunde von einem Stein erschlagen worden ... Und wieder fiel er fiebernd zurück.

⁂ ⁂ ⁂

Professor Knapp stieg langsam die Treppe hinauf zu Schmiedhofers Amtszimmer. ‚Ich werde ihn gar nicht fragen,' überlegte er, ‚was er gestern eigentlich gehabt hat ... Er soll nur selber davon anfangen ... So ist's am besten ... Gar nichts dergleichen tun ... Er wird dann schon selber erzählen, warum er am Abend nicht gekommen ist ...' Aber er schrak zusammen, als er nun den Landgerichtsrat vor sich sah. Aus dem bleichen, übernächtigen Gesicht flackerten ihm die eingesunkenen Augen mit bösen, unruhig glänzenden Blicken entgegen, als erwarte Schmiedhofer einen Angriff.

Der Professor zwang seine Sorge nieder, legte still den Hut hin und reichte dem Freunde die Hand. Zögernd kam der Landgerichtsrat dem angebotenen Gruß nach. Die Minuten dehnten sich in unerträglichem Schweigen. Schmiedhofer atmete schwer ...

„Du fragst natürlich gar nicht, wo ich gestern war," fuhr er plötzlich auf, „es ist dir ganz gleichgültig ..."

„Ich dachte, du seist müde, du hast ja früh schon angegriffen ausgesehen ..." Schmiedhofer zuckte auf. „... Ich hab's dir selbst gesagt ... Und dann bin ich um halb elf bei dir vorbeigegangen und hab' gesehen, daß du noch beim Schreibtisch saßest ..."

„Also schleichst du schon um mein Haus herum und lauerst darauf ..."

„Auf?" fragte der Professor ruhig.

Höhnisch verzerrt schob sich das Gesicht des Landgerichtsrats näher. „Verstell' dich nur, Knapp, mich täuschst du nicht. Ich weiß ganz gut, was du denkst ... Hehehe ... Es ist dir wohl gar nicht merkwürdig vorgekommen, so allein am eisernen Tisch zu sitzen ... Da hast du dir einbilden können, es sei schon geschehen, du seist schon der letzte ..."

„Ich weiß nicht, was du willst ..." staunte Knapp, und um sich selbst zu beruhigen, zog er eine Zigarre aus der Tasche und schnitt bedächtig die Spitze ab.

Den Landgerichtsrat brachte seine scheinbare Gleichgültigkeit noch mehr auf. „Du wartest darauf, daß ich sterbe ..." schrie er ihn an.

Darauf war Norbert Knapp nicht gefaßt, aber er bezwang sich, blies das Zündholz aus, das er einen Augenblick noch flammend in der Hand behalten hatte, und still, fast zärtlich sagte er: „Schmiedhofer, wir kennen uns nun schon an die sechzig Jahre ..."

Digitized by Google

Der andere unterbrach ihn, und wieder schoß ein lauernder Blick unter seinen halbgesenkten Lidern herüber: „Man kann sich hundert Jahre betrügen lassen und in einer Sekunde alles durchschaun . . .“ Knapp zuckte mit den Schultern. „Beweis es mir,“ fing Schmiedhofer wieder an, „beweis es mir, daß ich unrecht hab' . . .“ Seine Stimme sank fast in sich zusammen, wie er selber bei den Worten. „Wir sind die letzten . . . Warum soll nur einer der nächste sein . . . Wir wollen zugleich miteinander sterben . . . Willst du?“

„Schmiedhofer,“ sagte der Professor und faßte nach der Hand des Freundes, der vor ihm zurückwich; „du bist überarbeitet . . . Es fehlt dir ja gar nichts weiter . . . Wie kommst du auf solche Gedanken? Wir sind ja beide noch rüstig. Du mußt nur einmal ausspannen, man kann schließlich nicht ewig arbeiten. Wenn du dich ein bißchen ausgeruht haben wirst, ist alles wieder gut . . .“

Der Landgerichtsrat stieß ein häßliches, meckerndes Gelächter hervor. „Ich bin gar nicht krank . . . Bin auch nicht verrückt, wie du wohl meinst . . . N—ein, ich will gar nicht sterben . . . Nur auf die Probe hab' ich dich stellen wollen . . . Geh nur, geh nur . . . ich hab' nichts mehr zu schaffen mit dir . . . Geh, sag' ich,“ schrie er auf, da der Professor zögerte, „geh . . . ich will jetzt allein sein. Ich bin hier im Amt, ich hab' keine Zeit, ich diene dem Staat, ich bin nicht pensioniert . . . Ich werde nicht umsonst bezahlt . . . Ich lasse mich nicht länger stören . . . Verstanden? . . . Es hat überhaupt niemand unangemeldet hier hereinzukommen . . . Das ist eine Frechheit . . . Hier ist ein kaiserliches Amt, hier wird nicht geraucht, wenn ich bitten darf . . .“

Langsam und widerstrebend ließ der Professor sich hinausdrängen.

⁂ ⁂ ⁂

Rastlos wanderte Norbert Knapp zwischen Tür und Fenster seines Arbeitszimmers hin und her. Die Hände hatte er unter dem Rock auf dem Rücken liegen, die Füße waren ihm schwer, daß seine Schritte müde über den Teppich hinschlurften, und er horchte beim Gehen auf das leise, monotone Geräusch. Jetzt merkte er, daß die Zigarre, die er zwischen den Zähnen hielt, erkaltet sei, ein Ekel würgte ihn und er warf den Stummel vor den Ofen hin auf das Blechgestell . . . Und wieder ging er den gleichen Weg zum Fenster und zurück. Unaufhörlich, ohne Pause . . .

Das war alles so plötzlich über ihn hereingebrochen. Es fröstelte ihn, wenn er sich erinnerte, wie ihn am gleichen Tag noch, da er den Arzt zu Schmiedhofer ins Bureau hingeschickt hatte, die Leute auf der Straße anhielten, fragten, übertriebene Geschichten erzählten, die bald einer dem andern nachsprach. Er schauderte, wenn er sich vorstellte, wie sie den Freund gefesselt hatten wegführen müssen . . . und wie dann fremde Menschen mitleidig seine Hand drücken, ihn trösten wollten. Er wagte sich gar nicht mehr aus dem Haus. Bei jedem Schritt erschrak er, an jedem, der ihn grüßte, wollte er mit verdoppelter Eile vorbei . . . Wie sie ihn quälten mit ihrer teilnahmvollen Neugierde, derer sich sein Schmerz mit verbissenen Lippen im Schweigen zu erwehren versuchte! . . . Das Gefühl schwoll auf in seiner Brust und ballte sich zu Worten, die ihn zu ersticken drohten, denn keiner war da, vor dem er reden konnte, keiner, vor dem ihm nicht jeder Satz, jeder Laut wie Verrat, wie Entkleidung vor unkeuschem Blick erschienen wäre . . . Sein Nacken bog sich unter der Last, die ihn niederdrückte . . . aber da war keiner, auf dessen Arm er sich stützen mochte, keiner, der ihn weinen sehen durfte. Er sehnte sich nach einer Aussprache und lief davon vor jedem, der sich ihm nähern wollte, denn alle waren ihm fremd, keiner gehörte zu ihm und er zu keinem . . . Der letzte war er . . . allein . . .

Allein . . . Dies eine Wort drängte sich in jede Überlegung, trieb ihn vom Schreibtisch weg, verwirrte den Sinn jeder Lektüre, nahm ihm den festen Schlaf und riß ihn wieder und wieder aus dem hindämmernden Schlummer. Am eisernen Tisch war er zweimal gesessen, hatte sich gezwungen hinzugehen und war nach einer halben Stunde fortgeeilt, weil er die Blicke nicht ertrug, mit denen die Gäste von den anderen Tischen her ihn anschauten, war allein durch den Stadtpark gerannt, um nur nicht nach Haus zu müssen, wo ihn die Stille seiner Einsamkeit marterte, als ob er früher nicht allein in der Wohnung gewesen wäre, da er jeden Augenblick den Freund hatte aufsuchen können. Aber mitten in seinem planlosen Lauf kam ihm zum Bewußtsein, daß er ja auch hier allein sei, daß nur sein Schatten — vom Mondlicht geführt — bald neben ihm, bald vor ihm einherjage . . .

Und nun war er seit zwei Tagen gar nicht mehr aus seiner Wohnung fortgegangen, lief vom Morgen bis in die späte Nacht immer wieder zwischen Tür und Fenster hin und her, die Zigarre im Mund, die Hände in den Taschen oder mit verschlungenen Fingern auf dem Rücken . . . immer nur begleitet von dem gleichförmigen Geräusch seiner schleppenden Schritte . . . Vor der Wanduhr hielt er manchmal an, erinnerte sich wieder, daß sie stehen geblieben sei, und zog sie doch nicht auf . . . und wanderte weiter, immer den gleichen Weg . . .

Es wurde Nacht, die Knien schmerzten ihn schon. Da setzte er sich zum Schreibtisch hin, stützte das Gesicht in die Hände und wehrte sich nicht mehr gegen das Weinen.

Digitized by Google

Auf der Elbinsel Finkenwärder. Gemälde von Ludwig Kath

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor vierzig Jahren

Erinnerungen an den Berliner Kongreß

Von Eugen Zabel

Seit dem französischen Kriege, der in Deutschland Kaiser und Reich neu erstehen ließ, hatte Berlin keinen an Eindrücken und Überraschungen allerart so reichen Sommer wie im Jahr 1878 erlebt, der die Bevölkerung in lebhafteste Anteilnahme an Ereignissen erhebender und betrübender Natur versetzte und von der Spree aus nachhaltige Stimmungen über die ganze Welt erklingen ließ. Die Zahl der Einwohner, die während der Krönung des preußischen Herrschers in Königsberg wenig über 500000 betrug, hatte seit kurzem die erste Million überschritten. Durch den beständigen Zustrom aus den Provinzen und fremden Ländern war der Charakter des Weltstädtischen überall zum Ausdruck gekommen, den man im Vergleich mit London und Paris früher vermißte. Aber trotz dieser erstaunlichen Entwicklung hätte niemand voraussehen können, daß wenige Jahrzehnte später sich gegen vier Millionen in Groß-Berlin angesiedelt haben würden. o Mit Stolz sahen die Berliner ihren greisen Siegeskaiser, zu dessen achtzigstem Geburtstag jedes noch so entlegene Haus im Flaggenschmuck und Lichterglanz strahlte, im offenen Wagen über die Linden fahren, seinen gewaltigen Kanzler hoch zu Roß im Tiergarten die Grüße der Spaziergänger erwidern und seinen Feldherrn mit dem vergeistigten Cäsarenkopf vom Generalstabsgebäude am Königsplatz seinen Weg zu Fuß nach dem alten gemütlichen Gasthause an unserer via triumphalis zwischen der Friedrich- und Charlottenstraße nehmen, wo er sich wie jeder andere Sterbliche an dem für ihn gedeckten Mittagstisch niederließ.

Nach dem russisch-türkischen Kriege und dem Frieden in Santo Stefano im März dieses Jahres hatte die russische Regierung durch ihren Botschafter, Grafen Peter Schuwalow, unserm Reichskanzler in Friedrichsruh den Wunsch zu erkennen gegeben, einen Kongreß nach Berlin zu berufen, um die neugeschaffenen politischen Ergebnisse mit den Interessen der europäischen Großmächte in Übereinstimmung zu bringen. Bismarck, der durch dieses Ansuchen als erster lebender Staatsmann anerkannt war, versammelte die Vertreter der einzelnen Länder, die durch die Ereignisse auf dem Balkan in Mitleidenschaft gezogen waren, zu den vierwöchigen Verhandlungen vom 13. Juni bis zum 13. Juli 1878, die unter dem Namen des Berliner Kongresses die Dinge im Balkan von Grund aus neu ordnen sollten. Die Sitzungen fanden in dem früheren Radziwillschen Schloß in der Wilhelmstraße statt, das Bismarck wenige Jahre vorher noch rechtzeitig der immer weiter um sich greifenden Bauspekulation entrissen und mit dem benachbarten Deckerschen Grundstück für die obersten Reichsbehörden gesichert hatte.

Das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße

Digitized by Google

Der ‚weiße Saal' im ersten Stockwerk mit dem Blick auf den Wilhelmsplatz wurde seitdem jeden Fremden als Stätte denkwürdiger Erinnerungen gezeigt, die es bewiesen, daß Berlin nicht nur eine große Stadt, sondern eine Weltstadt geworden war, die im Rat der Völker eine ausschlaggebende Stimme besaß. Hinter diesen Grundstücken zogen sich herrliche Gärten mit uralten, riesigen Bäumen hin, welche die frühere Straße nach Potsdam bezeichneten.

Nach heutigen Vorstellungen erscheint das Bild des damaligen Berlin in seinem Umfang wie in seinen innern Einrichtungen trotzdem unbegreiflich beengt. Wo jetzt der stärkste Verkehr flutet und die lange Reihe der Prachtbauten nirgends eine Unterbrechung zeigt, wie um den Zoologischen Garten, konnten die Kinder ungehindert sich auf Sandhaufen tummeln und die Blicke sich über Gärten und Felder weit ausbreiten. Unter den Vororten, die jetzt große Stadtgebiete umfassen, hatte der vornehmste, Charlottenburg, mit 25000 Einwohnern noch nicht den dreizehnten Teil der Bevölkerung von heute erreicht, und der Weg dorthin durch den Tiergarten erweckte die Vorstellung einer Landpartie. Die so mächtig und breit mit ihren Palästen vom Knie in Charlottenburg auslaufende Bismarckstraße zog sich still und schmal zwischen niedrigen Häusern hin, die viele Lücken aufwiesen. Über das Steinpflaster der Leipziger Straße polterten die Gefährte so laut, daß die Fußgänger kaum ihr Wort verstehen konnten. Eben war der Rohrpostverkehr eingeführt, aber daß die Briefe gerollt wurden und daher unversiegelt sein mußten, wurde von vielen noch nicht beachtet. Der Gedanke an einen Fernsprecher, der uns heute unentbehrlich ist, wie an Automobile, lag noch in weiter Ferne. Die Stadtbahn wurde erst drei Jahre später in Betrieb gesetzt, und bis zu ihren weiteren Stationen führten nur wenige Linien der Pferdebahn hin. Wer konnte es für möglich halten eine Zeit zu erleben, in der man menschliche Stimmen auf tausende Kilometer Entfernung durch die Luft mit einer Deutlichkeit übertragen würde, als ob man sich im Nebenzimmer befinde oder fernliegende Ereignisse vierundzwanzig Stunden, nachdem sie sich abgespielt haben, in unaufhörlich bewegten Bildern genau wie in der Wirklichkeit an sich vorüberziehen zu lassen?

Auch traf es nicht zu, daß die damalige Zeit die heutige an Gemütlichkeit wesentlich übertroffen habe. Wer sie erlebt hat weiß, wie reich sie an Aufregungen war, die Hirn und Herz in fieberhafter Spannung hielten und uns mit schwerer Sorge darüber erfüllten, was der kommende Morgen bringen würde.

Unsere Gäste aus der Provinz und die Berliner selbst verbinden mit dem Gedanken an jene hochbedeutsame Zusammenkunft der europäischen Staatsmänner nur den starken, malerischen und figurenreichen Eindruck des riesigen Gemäldes von Anton von Werner, das ihnen bei der Besichtigung des Rathauses der Diener mit umständlich erklärenden Worten zeigt, wenn er sie die Treppe zum großen Festsaal emporgeführt und den Schlüssel in der Tür umgedreht hat. Aber wie der Schein in der Wiedergabe durch die Kunst nach dem bekannten Wort Schillers die Wirklichkeit nicht erreichen kann, so behauptet die persönliche Erinnerung daneben ihr gutes Recht und zeigt die Vorgänge vielfach in wesentlich anderer Beleuchtung.

In Berlin herrschte Anfang Juni eine gedrückte Stimmung infolge der beiden ruchlosen Mordanschläge, die sich innerhalb weniger Wochen gegen den ersten deutschen Kaiser, den Gegenstand unbegrenzter Liebe und Verehrung, gerichtet hatten. Unter den Linden wies man auf die russische Botschaft hin, vor der sich der Maurergeselle Hödel hinter einem Lastwagen versteckt hatte, um seine Pistole auf den greisen Landesherrn zu richten und hundert Schritte davon waren noch in einem Baum die Schrotkörner aus der Flinte zu erblicken, die der verruchte Nobiling aus dem zweiten Stockwerk auf derselben Seite unserer Prachtstraße abgefeuert hatte. Der an Gesicht und Brust, zum Glück nicht lebensgefährlich verwundete Landesherr war zu seiner Genesung nach Baden und Wiesbaden abgereist und sah seine Hauptstadt unter dem Jubel der Bevölkerung erst im Dezember wieder.

Als der Kongreß zusammenberufen wurde dachte man daran, nicht nur die Lösung der politischen Wirren im Osten, sondern auch entscheidende Maßnahmen gegen die gefährliche Bewegung von ihm zu verlangen, aus denen die Attentate hervorgegangen waren. Die Arbeit, die von unserer Staatskunst unter Bismarcks Leitung vorgenommen wurde, war indessen eine so umfangreiche und schwierige, daß sie mit Fragen anderer Natur nicht verquickt werden konnte. Das Gefühl der allgemeinen Unsicherheit war aber doch so stark, daß fürs erste vor dem Eisengitter des Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße zwei oder drei Personen nicht stehenbleiben konnten, ohne von den Schutzleuten in sehr bestimmter Weise zum Weitergehen aufgefordert zu werden.

Als ob sich ein solcher Zustrom von Fremden aus allen Schichten und Ländern wie bei den Tagungen des Kongresses vorher erwarten ließ, war ganz in seiner Nähe vor kurzem ein Hotelbau entstanden, wie ihn Berlin bis dahin nicht kennen gelernt hatte. Auf einem fast quadratförmigen, nach allen Seiten freien Raum war aus dem Häusermeer ein ungeheurer Würfel mit fünf Stockwerken emporgewachsen, neben der Dreifaltigkeitskirche, wo Schleiermacher seine Predigten in vergangenen, schweren Tagen von Deutschlands Erniedrigung hielt und mit zwei schönen Vorderansichten nach dem Ziethen- und Wilhelmsplatz, wo uns die

Digitized by Google

Graf Carolyi — Lord Beaconsfield — Graf St. Vallier — Fürst Bismarck — Sadullah Bey — Lord Salisbury
Baron Haymerle — Graf Launay — Waddington — Fürst Hohenlohe — Desprez — Graf Andrassy — Graf Schuwalow — Lord Odo Russel — Karatheodori Pascha
Fürst Gortschakow — Graf Corti — Lothar Bucher — Graf Herbert Bismarck — Mehemed Ali Pascha
Graf Moun — von Holstein — Staatssekretär von Bülow
v. Radowitz — Baron Oubril — Dr. Busch (der Vater des späteren Reichskanzlers)

Der Berliner Kongreß im Jahre 1878. Gemälde von Anton von Werner im Rathaus der Stadt Berlin
Veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Digitized by Google

Das Hotel Kaiserhof am Wilhelmsplatz

Standbilder der Helden aus den drei schlesischen Kriegen grüßten. ‚Der Kaiserhof' hieß das neue Gasthaus, das dem ganzen Stadtteil einen neuen charakteristischen Schwung ins Moderne gab und ebenso angestaunt wurde, wie die später am Hudson entstandenen Wolkenkratzer von den Bewohnern Neuyorks. Die Empfangshalle und die Säle im Innern hatten etwas ungewohnt Einladendes, während die Einrichtung der Zimmer, zum Teil mit eisernen Bettstellen, hinter den heutigen Ansprüchen allerdings noch vielfach zurückblieb. Aber das Restaurant verschaffte sich mit den ausgesuchten Leistungen von Küche und Keller bald einen guten Klang, und vor allem brachte das Wiener Kaffeehaus — natürlich ging es ohne die Französelei ‚Café' statt des alten arabischen und türkischen Wortes nicht ab — vom frühen Morgen bis spät in die Nacht eine Art genußfrohen, geselligen Lebens hervor. Hunderte von Zeitungen und Zeitschriften lagen entweder in einem hübschen Schrank oder wurden von einem besonderen Angestellten den Gästen auf Wunsch sofort auf ihren Tisch gelegt. Die verschiedenen Kaffeesorten, vom echten Mokka bis zu den leichteren Milch- und Sahnemischungen, die Limonaden und Eisspeisen, die Liköre in den Kristallflaschen, von deren Skala die Zahl der entnommenen Gläser sofort abzulesen war, vor allem aber die knusprigen Gebäcke und Kuchen waren für Berlin etwas Neues. Als der Inhaber des Lokals aus seiner Wiener Vaterstadt die niedlichen, sichelförmigen ‚Kipfel' einführen wollte, wußte kein Berliner Bäcker, was er darunter verstehe, und er mußte sich erst eine Sendung von der Donau kommen lassen. Die Bedienung durch den Zahlkellner, den Speisenträger und den ‚Piccolo' ergab für die Besucher eine wohltuende Höflichkeit, die allerdings mit höheren Trinkgeldern verknüpft war. Für die Fremden war außerdem die große Annehmlichkeit verbunden, daß sich im Kaiserhof eine Abfertigungsstelle für Post und Telegraph, für den Verkauf von Eisenbahnbilletts und die Absendung von Gepäckstücken befand. Alle diese Einrichtungen waren früher in den Gasthöfen unbekannt geblieben.

Alltäglich konnte man auf einem Balkon dieses Hotels unter Palmen und Lorbeern den englischen Staatsmann Lord Beaconsfield erblicken, der nicht nur mit der politischen Entwicklung seines Landes eng verknüpft war, sondern sich auch als Benjamin Disraeli durch seine Romane in der schöngeistigen Literatur einen allgemein anerkannten Namen errungen hatte. Wenn Georg Brandes mit der Anerkennung, daß er der ‚erklärte Löwe des Kongresses' war, auch wohl zu weit ausholt, da dies Bild doch nur auf den Begründer des Deutschen Reichs angewendet werden kann, so gewann man doch den Eindruck, daß die Figur eines Mannes von geschicht-

Lord Beaconsfield
Ölstudie von Anton von Werner

Digitized by Google

Fürst Gortschakow
Ölstudie von Anton von Werner

licher Größe aus dem Rahmen eines Meisterwerks trete. Fest und nachdenklich waren die Blicke des fast vierundsiebzig Jahre alten Herrn nach dem gegenüberliegenden Kongreßsaal gerichtet. Dabei ahnte er offenbar, daß die Welt nicht mehr allein von London neue Gesetze empfange, sondern daß sich an der Spree ein neuer Mittelpunkt für die Weltpolitik gebildet habe. Mit vorsichtigen, langsamen Schritten bewegte er sich jeden Morgen mit seiner dürren Gestalt und seinen vertrockneten Gesichtszügen am Arm seines Sekretärs zwischen den im Frühlingsschmuck prangenden Anlagen des Wilhelmsplatzes. Seine schwer herabhängenden Lippen verschoben sich wie im Selbstgespräch, während er die Grüße, die ihm von allen Seiten geboten wurden, mechanisch erwiderte, als ahne er das Kommen einer neuen Zeit.

Im Gegensatz zu ihm wirkte Fürst Gortschakow, der russische Botschafter, damals allerdings bereits ein Mann von achtzig Jahren, wie eine versteinerte Berühmtheit aus längst überwundener Zeit, die es nicht vergessen konnte, daß die Zeiten des Krimkrieges längst vorbei, ganz neue Kräfte am Ruder und auch die technischen Hilfsmittel der Diplomatie in vollkommener Umbildung begriffen waren. Man konnte ihn jeden Nachmittag auf der Südseite der Linden im Erdgeschoß des Botschaftsgebäudes erblicken, dessen Fenster mit weißem Tüll unten verhängt, aber soweit geöffnet waren, daß man den mumienhaft vertrockneten Herrn, wie eine Wachsfigur aus dem nicht weit davon entfernten Castanschen Panoptikum, genau beobachten durfte, wobei er aus einer dicken Zigarette unaufhörlich weiße, sich ringelnde Rauchwolken aufsteigen ließ. Dies tat er mit besonderem Vergnügen dann, wenn er sich wegen Krankheit beim Kongreß entschuldigen ließ, wo er seine Anwesenheit beim Zaren Alexander II. halb schlau bittend, halb drohend durchgesetzt hatte, ohne eine Verantwortung auszuüben, da nicht er, sondern der Graf Schuwalow über die russische Stimme verfügte.

Graf Schuwalow
Ölstudie von Anton von Werner

Das Abbild, das Fürst Bismarck in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' vom Fürsten Gortschakow entwirft, ist gewiß nicht geschmeichelt, dürfte aber in allem Wesentlichen der Wahrheit entsprechen. Was darin von seiner französierenden Eitelkeit, seiner Empfänglichkeit für wertvolle Geschenke, seinem selbstgefälligen Dünkel allem Neuen gegenüber gesagt wird, geht über den Wert des rein Anekdotischen weit hinaus und mußte auch einem so welterfahrenen Mann wie Anton von Werner zu Ohren gekommen sein. Man spottete, daß der Alte, der übrigens russisch, deutsch und französisch gleich vollendet beherrschte, ‚sich in seinem Tintenfaß spiegle' und daß er beim Diktieren seiner Depeschen erst nach einer bestimmten Pose suche, für die er die Bewunderung seines Schreibers bei besonders gewählten Phrasen erwarte. Sein Verhältnis zu Bismarck, dem er als früheren Gesandten in Petersburg eine väterliche Zuneigung entgegenbrachte, war anfänglich das denkbar beste. Erst als aus dem Schüler selbst ein Meister bei der Führung der deutschen Geschäfte geworden war, ging diese Freundschaft in die Brüche. Auf dem Wernerschen Kongreßbilde, das a. S. 183 wiedergegeben ist, sitzt Gortschakow ganz links, fast am Ende des Saales, und legt seine Hand beim Sprechen vertraulich Lord Beaconsfield auf den Arm, während er seinen ehemaligen Vertrauten an der Newa nur rückseitig zu sehen bekommt.

Graf St. Vallier
Ölstudie von Anton von Werner

In beängstigender Weise staute sich bei der Erregung, die über das öffentliche Leben gekommen war, der Verkehr auf dem Potsdamer Platz. Eigentlich verdiente er diesen Namen gar nicht, da ihm mit

Digitized by Google

den beiden Schinkelschen Torgebäuden im griechischen Stil jede geschlossene Gliederung fehlte und er eigentlich nur aus einem Zusammentreffen verschiedener Straßen bestand.

Nicht weit von seiner Mitte stand trotzig und ärgerlich wie eine alte Frau, die sich verlaufen hat und weder vorwärts noch zurück kann, das niedrige, kümmerliche Bauwerk einer Apotheke, die den Verkehr in bedenklicher Weise hemmte und daher unbedingt beseitigt werden mußte. Aber ihr Besitzer wollte von einer Enteignung seines Grundstücks nichts wissen und erklärte, daß er Haus und Dach freiwillig niemals verlassen werde, wie es auch geschah.

Mehemed Ali Pascha und Karatheodori Pascha
Ölstudie von Anton von Werner

Eben war an dieser Stelle wieder einmal ein kleiner Auflauf entstanden. Mehrere Droschken ‚zweeter Jüte' mit ihren ratternden Gestellen, ihrem abgenützten roten Plüschbezug und ihren müden Gäulen, waren zusammengefahren und konnten von den Schutzleuten nicht schnell genug auseinandergebracht werden. Die Diener des Gesetzes schrien: „Alles zurücktreten!" und machten einem militärisch dreinblickenden Reiter mit einer schweren, schwarzen Ledermappe am Gürtel Platz, während sein Rappe ungeduldig schnaubte.

„Seht mal," bemerkte ein kundiger Thebaner, „Bismarcks Depeschenreiter aus der Wilhelmstraße. Vor dem muß alles wie vor der Feuerwehr ausweichen."

„Noch so spät?" fragte sein Begleiter.

„Hast du 'ne Ahnung? Bei unserm Otto wird oft bis zwei und drei Uhr in der Nacht gearbeitet. Wie oft habe ich dann noch im Auswärtigen Amt Licht gesehen! Die Geheimräte schwitzen, sage ich dir, und die Diener mit den Aktenbündeln müssen alles im Laufschritt abmachen. Haste Worte?"

Mit hastigen Schritten eilten weiterhin Männer herbei, die lange Stangen auf den Schultern trugen, an den Straßenlaternen die Gashähne aufdrehten und, während die Dämmerung die Umrisse der Menschen und Wagen verwischte, die unruhig flimmernden, gelben Lichter zum Flammen brachten. In der Bierwirtschaft, an der Ecke der Bellevuestraße, die mit ihren vornehmen Privathäusern noch keinen Geschäftsladen, wie sie sich heute dort in großer Zahl aufgetan haben, duldete und einen ruhigen Laubengang zum Tiergarten bildete, war an diesem schönen Sommerabend fast kein Platz unbesetzt geblieben. Immer neue Gäste, die von dem Ruf des eben eingeführten ‚Pilsener' angezogen wurden, kamen und gingen über die unter ihren Füßen knarrende Holzterrasse.

Der Wirt, ein früherer Darsteller von Liebhaber- und Heldenrollen im Königlichen

Der Potsdamer Platz zur Zeit des Berliner Kongresses

Digitized by Google

Ernst Dohm

Albert Niemann

Schauspielhause, schritt mit zufriedenem Lächeln an den Reihen seiner Gäste auf und ab, grüßte die einen, plauderte mit den andern und zupfte an seiner bunten, seidenen Halsbinde und an seinem gekräuselten Schnurrbart. Mit seiner hübsch schlanken Gestalt und seinen gemessenen Bewegungen wirkte er noch immer als der ‚schöne Adolf', der von seiner Tätigkeit auf den weltbedeutenden Brettern am Schillerplatz freundliche Erinnerungen an unsere klassischen Dramen hinterlassen hatte.

Seine Wirtschaft bildete damals nicht nur wegen ihrer bequemen Lage am Abend einen Versammlungspunkt für alles, was mit dem Kongreß in irgendwelchem Zusammenhang stand. Gegenüber den Berliner Bieren war das goldgelbe, fein aromatische, süffige Pilsener mit der Schaumkappe auf den spitzen Gläsern gerade in Aufnahme gekommen. Wer daran zweifelte, daß es sich hier beim Ausschank auch wirklich um den ‚Urquell' aus den Felsenkellern in der böhmischen Stadt Wallensteins handelte, wurde auf die lange Reihe von Fässern aufmerksam gemacht, die auf dem Hof aneinandergereiht waren und mit ihrer Aufschrift keinen Irrtum an ihrer Herkunft zuließen.

Wenn die Abendfeste mit ihrem bunten gesellschaftlichen Glanz ihr Ende erreicht hatten, war es schwer, auf der Terrasse oder in den Sälen noch einen unbesetzten Tisch zu finden. Neben den Herren in goldgestickten, mit Orden geschmückten Uniformen oder eleganten Fracks fanden sich die Künstler und Schriftsteller, die Männer der Börsen und Banken mit ihren Frauen, Töchtern und Bekannten aus allen Stadtteilen ein, um ihre Eindrücke und Erinnerungen aus dieser bewegten Kongreßzeit auszutauschen.

Am lebhaftesten ging es an dem Stammtisch rechts vom Eingang zu, den der Wirt seinen regelmäßigen Gästen vorbehalten hatte. Nach den Aufführungen der großen Opern von Wagner und Meyerbeer erschien sicher Albert Niemann, das Urbild des germanischen Recken, zu dem wegen seiner unerreichten Künstlerschaft alles bewundernd aufblickte, der aber vom Theater nichts mehr hören wollte, wenn er sich mit mehreren, schnell hintereinander getrunkenen Gläsern die trocken gewordene Kehle wieder anfeuchtete. Oft zeigte er sich mit hohen ledernen Stiefeln, grüner Joppe, Jägerhut, Flinte und Tasche um die Schulter als Nimrod auf dem Wege zu seinem Revier, wo er ebenso stolz darauf war manchen guten Schuß getan zu haben wie auf dem Gebiete der Kunst. Ernst Dohm, der geistreiche Herausgeber des ‚Kladderadatsch', ließ ab und an einige seiner feinen Bemerkungen fallen, indem er den eisernen Knopf seines Spazierstöckchens drehte, den er immer zwischen den Knien hielt. Die Berichterstatter, die von allen europäischen Hauptstädten eingetroffen waren, entfalteten ihre Blätter und rühmten sich der Schliche, die sie angewendet hatten, um Nachrichten zuerst zu erhalten, die andern unerreichbar waren. Adolf Menzel reichte, mit dem riesi-

Josef Kainz

Digitized by Google

gen kahlen Schädel auf der winzigen Figur, unserm ‚Tannhäuser' und ‚Lohengrin' gerade bis an die Uhrkette. Heute schlief er beim Abendbrot wieder ein und zog, als er erwachte, aus der Rocktasche sein Skizzenbuch hervor, um ein drastisches Gesicht aus seiner Nachbarschaft festzuhalten. Josef Kainz war am Abend des Nobilingschen Attentats bei den Meiningern im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater zum ersten Male als Prinz vom Homburg aufgetreten und bejubelt worden, ein spindeldürrer, nichts weniger als schöner junger Mann mit eckigen Bewegungen, der aber mit der Kraft seines Vortrags und der Schärfe seiner Charakteristik alles mit sich fortriß. Aus dem Zoologischen Garten, wo den Diplomaten vielleicht eine glänzende Festlichkeit gegeben worden war, strömten an solchen Tagen immer neue Gruppen herbei und erzählten von der Begeisterung, die die Menge beim Anstimmen der verschiedenen Nationalhymnen erfaßte in der Hoffnung, daß nun überall Frieden und Freundschaft auf der Erde herrschen müßten.

Graf Andrassy
Ölstudie von Anton von Werner

Auch die Berliner Presse hatte es sich nicht nehmen lassen als siebente Großmacht dort ein Festmahl zu veranstalten, bei dem Julius Stettenheim mit einem ausgelassen witzigen Trinkspruch seinen Berichterstatter Wippchen aus Bernau steigen und bei der Verherrlichung der Gäste zum Schluß seines Toastes die Worte: „One, deux, drei!" zu allgemeiner Heiterkeit ausrufen ließ.

Ich entsinne mich eines drolligen Auftritts, der sich neben diesem Stammtisch abspielte. Dort hatte der Inhaber eines Modewarengeschäfts aus der Rosentalerstraße mit seiner Familie platzgenommen und nach seiner Gewohnheit ausgerechnet, daß unter den Gästen fast gar keine Berliner mehr zu finden seien. Das sei doch zu traurig! Dann erklärte er einer jungen Dame, die augenscheinlich fremd in Berlin war, wer alles dort in der Ecke des Vorgartens sitze. Es waren lauter Namen, von denen sie in ihrem Heimatstädtchen oft gelesen hatte, und nun sah sie alle diese Männer, die ihr bisher unnahbar schienen, unmittelbar vor sich. Sie konnte sich vor Stolz und Erstaunen nicht lassen. Das dauerte längere Zeit. Aber plötzlich verzog die Kleine das Gesicht und fing an zu weinen, indem sie empört ausrief: „Jetzt merk' ich erst, daß ihr mich alle zum besten haltet — aber so ein dummes Gänschen, wie ihr glaubt, bin ich nicht. Ich gehe nach Hause!" Es mußte der Wirt herbeigeholt werden, der seine Rechte auf seine Herzgrube legte und bei Apoll und allen Musen schwur, daß dort an seinem Stammtisch wirklich nur Männer säßen, die alle im Konversationslexikon stünden. Ja, der Kongreß! Er brachte den Berlinern große Tage.

Die Botschaftsgebäude wurden nicht leer von kommenden und gehenden Besuchern. Die Franzosen in dem vornehmen Schloß am Pariser Platz sahen neidisch zu der Schadowschen Viktoria auf dem Brandenburger Tor empor. Die Russen verkehrten in dem schlichten Hause Unter den Linden, das in seiner ursprünglichen Gestalt noch an die Zeiten Friedrichs des Großen erinnerte und dessen doppelköpfiger Adler, der jetzt einem neuen Wappenzeichen wird weichen müssen, sich mit seinen Schnäbeln und Fängen habgierig auf unsere Hauptstraße neigte. Die Engländer saßen nicht weit davon in der Wilhelmstraße in dem Gebäude, das sich der Eisenbahnkönig Dr. Strousberg kurz vor seinem völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch prunkvoll hatte errichten lassen.

Das törichte Gerede von dem nüchternen und freudlosen Charakter Berlins, wo in der viel verspotteten märkischen Sandwüste nur Soldaten und Beamte lebten, konnte angesichts der wundervollen Entwicklung der Stadt nicht länger aufrechterhalten werden. Was Theodor Fontane in seinen ‚Wanderungen' von der Umgebung Berlins mit ihren unerschöpflichen romantischen Reizen erzählte, wurde nunmehr von verwöhnten Weltwanderern geprüft und durchaus als richtig befunden. Potsdam bot mit seinen Havelseen und bewaldeten Höhen, seinen Kunstschätzen und geschichtlichen Erinnerungen unendlich viel mehr Abwechslung als das viel gepriesene Versailles. Berlin wurde während des Kongresses in seiner eigenartigen Schönheit für die Welt erst entdeckt.

Und der ‚ehrliche Makler' bei dem Geschäft, das er zur Beruhigung der Welthändel in so glänzender Weise in Szene setzte? Nicht nur für die Kammerdiener gibt es, wie das bekannte Sprichwort lautet, keine Helden. Auch der eiserne Kanzler hatte oft genug Gelegenheit an den tonangebenden Männern, die er um sich versammelte, und an ihrem menschlichen Wert irre zu werden, denn er sah ihnen sozusagen unters Hemd und erkannte all die Regungen von Eitelkeit und Ruhmsucht, mit denen er bei

Digitized by Google

den Verhandlungen zu rechnen hatte. In der vierten Woche erklärte er diese abbrechen zu wollen, wenn er zu keinem befriedigenden Abschluß komme.

Äußerlich unterschied sich übrigens das Bild des Kongresses, wie Anton von Werner in seinen Lebenserinnerungen hervorhebt, wesentlich von der Ausführung auf seinem großen Gemälde. Bismarck saß als Vorsitzender an dem hufeisenförmigen Tisch in der Mitte mit dem Rücken gegen die Fenster und wirkte infolgedessen mit seinen Nachbarn als pechschwarze Silhouette. Auch trugen die meisten Teilnehmer am Kongreß leichte Sommerjacketts, was sich künstlerisch ebensowenig verwerten ließ. Einzelne sträubten sich, wie wilde

Lord Ampthill
Ölstudie von Anton von Werner

Tiere in ihren Käfigen, dem Künstler für zeichnerische Vorstudien zu sitzen. Andere kamen sich nicht schön und jung genug vor. Gortschakow jammerte, daß er, so wie Werner ihn porträtiere, noch zehn Jahre älter aussähe, als er in Wirklichkeit sei, und für Lord Beaconsfield verwendeten sich allerlei hohe Einflüsse, damit er den dichterisch verklärten Hauptfiguren seiner Erzählungen möglichst ähnlich sehe.

Der weiße Saal in dem früheren Radziwillschen Grundstück in der Wilhelmstraße, wohin die Amtswohnung des Reichskanzlers verlegt war, hat mit den übrigen Räumen erst unter seinem dritten Nachfolger sein jetziges künstlerisches Aussehen erhalten. Fürst Bülow und seine kunstsinnige Gemahlin, die mit ihren italienischen Heimaterinnerungen soviel tiefes deutsches Empfinden verbindet, gestalteten ihr Heim mit den Tapeten und Vorhängen von schwerer Seide, den kostbaren Teppichen, Gemälden, Standbildern und Schätzen des Kunstgewerbes in ein wahres Märchenschloß um, wo an den parlamentarischen Abenden eine erlesene Gesellschaft aus allen Ständen zwischen Lorbeern und Palmen wandelte und beim Aufspielen einer Zigeunerkapelle alles den berauschenden

Lord Salisbury
Ölstudie von Anton von Werner

Klängen der Walzer von Johann Strauß lauschte. — Während der Kongreß sich seinem Ende näherte, weilten die Empfindungen der Berliner bei dem Kaiser, der eine so schwere Prüfungszeit durchzumachen hatte und in der Ferne weilte. Der Kronprinz, ‚unser Fritz', hatte für ihn die Regentschaft übernommen, und man überlegte, wie man den greisen Helden bei seiner Heimkehr in die Reichshauptstadt am würdigsten feiern könne. Man sprach davon, ihm durch das Riesenstandbild einer Berolina auf dem Potsdamer Platz, für die in Emil Hundrieser bereits ein berufener Künstler in Aussicht genommen war, eine vielsagende Huldigung darzubringen. Das Bildwerk ist bekanntlich dann später auf dem Alexanderplatz zur Aufstellung gekommen.

In der engen Potsdamer Straße konnte man sich kaum noch bewegen, und als man sich, wenn auch schweren Herzens, an den Gedanken gewöhnte, zwei Reihen der alten schönen Bäume niederzulegen, entwarf Johannes Trojan einen von warmem Naturgefühl eingegebenen, stimmungsvollen Aufsatz: „Wider die Axt!". Berlin glich aber wirklich schon lange einem Menschen mit zu engen Rockärmeln.

Waddington und Desprez
Ölstudie von Anton von Werner

Digitized by Google

Wie zur Zeit des europäischen Kongresses das Charakterbild Bismarcks von der Parteien Gunst und Haß verwirrt wurde, mag eine mir haftengebliebene Erinnerung beweisen, die ich sonst nirgends finde. Als im September desselben Jahres Bismarck das von der Regierung eingebrachte Sozialistengesetz zur Bändigung gefährlicher Umtriebe mit überzeugenden, wenn auch, wie immer, stockend und mit heiserer Stimme hervorgebrachten Worten verteidigte, wendete sich der Abgeordnete Eugen Richter hohnlächelnd zu seinem Nachbar und tippte mit dem Mittelfinger dreimal auf die Stirn, wobei er mit einem bedeutungsvollen Blick nach dem Platz des Reichskanzlers zu sagen schien: Bei dem ist es auch nicht mehr ganz richtig im Kopf!

Bismarcks Persönlichkeit fand man übrigens auf dem Wernerschen Kongreßbild zu nüchtern und äußerlich wiedergegeben, und man wollte dem Bildnis nicht einmal seine Bedeutung als geschichtliches Dokument lassen. Man vermißte bei diesem Porträt die innere Verwandtschaft zwischen dem Maler und dem, was er zu schaffen versuchte. Als das Gemälde in Wien ausgestellt wurde, erinnerte Ludwig Speidel in der ‚Neuen freien Presse' daran, daß Raffael bei Leo X., Tizian bei Karl V., Rembrandt beim Bürgermeister Six und vor allem bei seinem Selbstbildnis doch ein ganz anderes Maß von Wirklichkeit erreicht habe und fand, daß Werners Bismarck wie ein Kind aussehe, das zu flennen anfange. Bei uns an der Spree rief man nach Menzel und Lenbach, die das alles viel besser gemacht haben würden. Des ersteren großes Gemälde der Königsberger Krönung im Jahre 1861 war allerdings in bezug auf koloristische Durchführung nicht zu übertreffen, und was den zweiten Künstler betrifft, so sehen wir den Mann von Blut und Eisen, der das zerrissene deutsche Vaterland zusammengeschmiedet hat, fast nur noch mit Lenbachs Maleraugen, wie er ihn aus dem Rahmen seiner Bilder in zahllosen Wiederholungen vor uns hintreten läßt. Werner, der sich selbst auf seinem monumentalen Werke an der Tür im Hintergrund links angebracht hat, wehrte sich gegen solche Vorwürfe in seiner unverfälscht berlinischen Ausdrucksweise mit ‚Ick' und ‚det' und verlangte, daß die Beschauer nur darauf achten sollten, wie ‚unser Otto' dem Grafen Schuwalow die Hand reiche und den Grafen Andrassy sich zur Seite habe. Das drücke den politischen Gedanken, wie er ihn wiedergeben wolle, überzeugend aus, und mehr habe er überhaupt nicht beabsichtigt.

Es war die Schlußsitzung vom 13. Juli, die Werner nach vierwöchiger angespannter Arbeit mit fast dreißig Figuren festzuhalten suchte, als all die Würdenträger, die bisher beim Austausch ihrer Gedanken auf ihren Plätzen festgebannt waren, sich von ihren Sitzen erhoben und, im erleichternden Gefühl, daß der Berliner Vertrag unterzeichnet sei, sich zu zwanglosen Gruppen um den langen Tisch vereinigten. Die Schwierigkeit für den Maler lag nun darin, all dieser hohen Herren vor ihrer Abreise noch einmal in einer Form habhaft zu werden, die einer ihm erwünschten Absicht entsprach, bevor sie sich dann, ihm fernerhin unerreichbar, in die verschiedensten Himmelsrichtungen, nach Wien, Paris und London, an den Bosporus und den Strand des Tiber, wieder zerstreuten.

Studie zum ‚Kongreßbilde'. Von Anton von Werner

Digitized by Google

Aus flandrischen Städten

Von Franz Servaes

Leicht und unbehelligt waren wir über die Grenze gekommen. Der prächtige junge Offizier, dessen Obhut wir unterstellt waren, Enkel eines unserer berühmtesten Romandichter, hatte Sorge getragen, daß unser geringes Gepäck anstandslos passierte. Wir waren in froher erwartungsvoller Stimmung. Das reiche, schöne Belgien lag vor uns — „Belgien in deutscher Hand!“ Welche Eindrücke, welche Überraschungen sollte uns das bringen?

Mit rascher Eile brausten wir auf Lüttich zu. Fast so rasch, erzählte unser Leutnant, der damals als Unteroffizier mit dabei war, entwickelte sich bei Kriegsbeginn unser Vormarsch — stellenweise, mit Autos und Fahrrädern, vielleicht noch rascher. Es war eine wunderbare märchenhafte Zeit! Nur daß wir nicht zu der Besinnung kamen, alles klar innerlich zu verarbeiten. Wie etwas Geträumtes rauschten die Erlebnisse, bald schreckens-, bald zaubervoll, an uns jungen staunenden Menschen vorüber. Jetzt erst, gestand er, werde er in der Lage sein, die Eindrücke des fremden Landes wirklich in sich aufzunehmen.

Und es gab wahrlich genug, das wir in uns aufzunehmen hatten. Wir mußten auch jetzt alle Sinne, und unseren Kopf dazu, gehörig zusammennehmen, um nicht verwirrt zu werden.

In Lüttich verschlangen natürlich die Erinnerungen an die ersten Kriegsereignisse fast alle unsere übrigen Interessen. Bevor wir die Stadt selber, die sich mit belebtem Pulsschlag um uns ausgoß, uns recht zu Gemüte führen mochten, wollten wir hinaus an die Grenzpunkte, von denen aus wir jene ersten Zeiten uns vergegenwärtigen konnten. Da wir im Auftrage der Obersten Heeresleitung unterwegs waren, standen alle Tore und Zugänge für uns offen.

Also zunächst auf die Zitadelle, die jenseits der Eisenbahnlinie am letzten Ende der Stadt sich hügelwärts aufbaut. Kein militärisch drohender Punkt: wäre mit zwei, drei mittleren Granaten bequem zu erledigen gewesen! Aber wir hatten keinen Grund gehabt, das Ding zu zerstören. So steht's noch, und wir haben uns nach unseren Bedürfnissen dort eingerichtet. Der Aufsichtsoffizier, ein biederer Westfale, zeigt uns die Einrichtungen, weiht uns in die landläufigen Methoden der Kartuschenbereitung ein und führt uns in ein kleines Museum erbeuteter feindlicher Geschosse. Einige französische Schrapnellkugeln wandern verstohlen in unsere Westentaschen. Äußerst belehrend ist sodann ein draußen errichteter Turm, d. h. ein primitives Holzgerüst, das zu Ehren, ich weiß nicht mehr welchen hohen Besuches, der Herzoginnenturm genannt wird. Von dort hatten wir einen weiten Blick in unser ehemaliges Anmarschgelände, und die uns geleitenden Militärs sind alsbald in eifrige Erörterungen verstrickt, um uns die umfassenden Manöver und Marschbewegungen jener Tage anschaulich zu machen.

Inzwischen harren draußen bereits die Autos, die uns zum Fort Loncin, dem weltberühmten, tragen sollen. Auf eilfertiger Fahrt, die durch wenig erfreuliche Vorstadtgassen geht und dann ins auswärtige Gelände einbiegt, kommen wir zu dem kaum das Niveau überragenden, sorglich ausgemauerten Wallsystem hin. Hier hat damals General Leman, der tapfere Verteidiger Lüttichs, in eigener Person unsere 42 cm-Granaten, als unwillkommene Überraschung, kennen gelernt; hier fiel er, ohnmächtig unter Trümmern hervorgezogen, in unsere Hände. Wir wandern durch Wallgräben und über aufgeworfene Hügel. Zertrümmerte Beton- und Panzerdecken umstarren uns. Ein eingesunkenes Riesenloch, in dem sumpfiges Grundwasser hochgestiegen ist, zeigt die Stelle an, wo ehemaligs die Pulverkammer lag, die mit solch furchtbarem Krachen in die Luft flog. Auf dem eingebeulten Eisendach eines Panzerturms stehend, haben wir einen Blick auf das ehemalige Kampffeld und sehen auch das stehen gebliebene Wäldchen, in dem die Unsrigen bequem sich verbergen konnten, um ihre Operationen zu bewerkstelligen. Rings um uns wächst Ginster und Farnkraut. Die Gegend schaut jetzt beinahe idyllisch aus. Und war doch — man wagt kaum zu denken, vor wie kurzem — ein Ort furchtbarster Schrecken.

Ja, wie schnell sich doch alles vergißt! Hat Lüttich, die Stadt, noch eine Erinnerung an die Tage tollster Angste und unerhörter Aufregungen? Wenn man durch die Straßen wandert, in denen eine geputzte Menge flutet, und über die Marktplätze schweift, auf denen leuchtende Blumenmassen bunte Lebensfreude ausstreuen, oder wenn man ein Kaffeehaus betritt, in dem die Lütticher Damen reichlich in Fruchttörtchen schwelgen und ein eifriges Fächer- und Augenspiel betreiben, so möchte man fast wetten, daß alles Gedächtnis hier entschwunden ist. Das ist natürlich falsch. Aber ganz unzweifelhaft ist auch, daß die Bevölkerung sich ins Un-

Digitized by Google

vermeidliche mit einer — nun sagen wir einmal: Anmut geschickt hat, die von gedankenloser Leichtherzigkeit nicht allzuweit entfernt ist. Wir sind eben unter beweglichen, in ihrem Inneren rasch auf- und niederpendelnden Wallonen. Da sie kaum wesentlich bedrückt werden und den Sieger längst als gutmütigen Lebenskameraden erkannt haben, so lassen sie sich weder die Butter vom Brot, noch die Lachlust aus dem Herzen oder die Tanzlust aus den Beinen nehmen. Und getanzt wird bis Mitternacht und drüber hinaus. Ich erhalte Gelegenheit, dies zu beobachten. ‚Maxim' heißt, vielsagend, das keinerlei Tugendübungen gewidmete Lokal, das es so gerne ein wenig Paris gleichtun möchte. Dort sitzen monokelgeschmückte deutsche Zivilisten unter schäbig herauskostümierten, harmlos grölenden Lütticher Spießern. Und belgische Mädchen kommen zu den einen wie zu den anderen, lassen sich bestens bewirten und um die Hüften fassen und führen, in fähnchenflatternder Halbbekleidung oder herausfordernder Apachenverkleidung, im schmalen Mittelgang zwischen den Gasttischen, allerhand beinschmeißerische Tänze auf.

Ob es das auch in Namur gibt, weiß ich nicht. Aber im ganzen macht diese Stadt einen ernsteren, provinzmäßigeren Eindruck. Die Unterkunft daselbst läßt mancherlei zu wünschen übrig. Weder aufmerksame Bedienung noch gepflegte Gastzimmer. Gewiß nicht dank absichtlicher Vernachlässigung — aber man ist's eben nicht anders gewöhnt. Wie das Essen dort ist, erhalten wir keine Gelegenheit, zu beurteilen. Wir speisen in der deutschen Offiziersmesse — das Wort ‚Kasino' ist jetzt verpönt — und dort ist es natürlich sehr gut. Wir sitzen unter schattigen alten Bäumen im Garten und haben alles, des wir begehren, auch die liebenswürdige Ansprache eines jovialen, alten Obersten. Überall, wo der deutsche Offizier hinkommt, auch mitten in Feindesland, entwickelt sich alsbald kernhaftes deutsches Leben, bildet sich ein Stück Heimat. Auf unserer ganzen Reise, im Zickzack durch Belgien, sollten wir dieses erfahren. Auch in Lüttich war es uns in reichem Maße dargebracht worden.

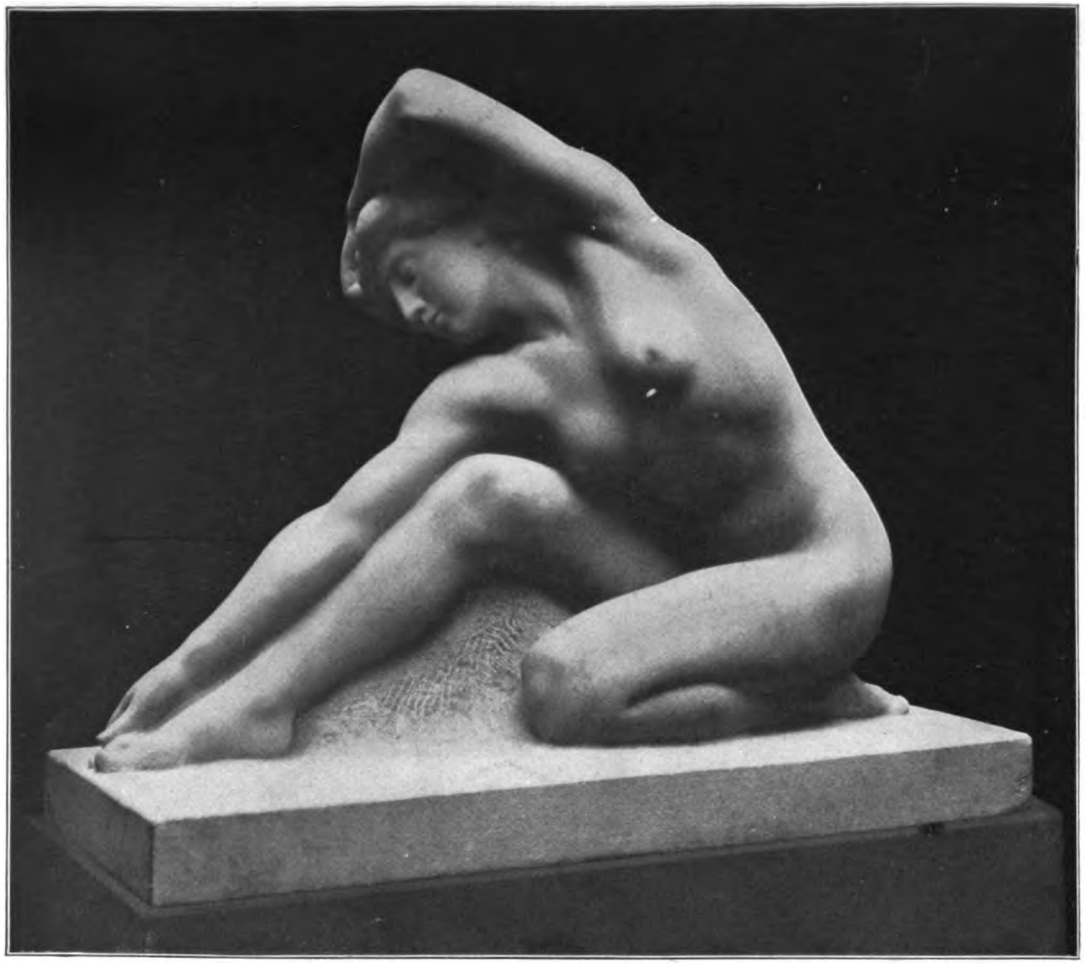
Ist Namur, als Stadt, kleiner und geringfügiger als Lüttich, so ist es dafür von der Natur weit üppiger begnadet und durch seine Lage im lieblichsten Teile des gesegneten Maastales wahrhaft bevorzugt. Wie eine in romantischer Laune aufgebaute Theaterdekoration erhebt sich flußüberwärts die Zitadelle, weit schmucker und pompöser als die von Lüttich und sicherlich ebenso wertlos. Aber es ist entzückend zwischen diesen gärtnerischen und burgartigen Anlagen umherzuwandern und von dort ins fruchtbare, flußdurchschlängelte Tal zu schauen. Unmöglich, dabei an Krieg und Landesverteidigung zu denken. Alles singt und jubelt ‚Freut euch des Lebens'. So ist z. B. oben ein großes Stadion für Wettspiele eingerichtet und das wird durch einen modernen Renaissance-Prunkbau abgeschlossen. Geht man auf die andere Seite dieses Baues, so gibt's eine neue Überraschung. Dort baut sich ein reizendes Freilufttheater, ganz im griechischen Stile, auf, mit Orchestra und säulengetragenem Palast und mit amphitheatralisch ansteigenden gemauerten Zuschauerbänken. Dort haben unsere Leute bereits ‚Iphigenie' und ‚Sappho' aufgeführt. Schade, daß wir ein paar Tage zu spät gekommen sind, sonst hätten wir es miterleben können. Es muß reizvoll gewesen sein, deutsche Klassiker in dieser, einem erbitterten Feind entrissenen Umgebung zu sich reden zu hören.

Ja, in Namur ist hitzig gekämpft worden. Aber weit hitziger und haßerfüllter noch in Dinant, das wir auf einem Nachmittagsausflug mittels Kraftwagen besuchen. Die schönste Autofahrt, die ich je gemacht habe. Durch einen schmalen Paradiesestreifen sind wir, immer dem Lauf des geschlängelten Flusses folgend, von Dörfern, Schlössern und üppigen Klöstern gegrüßt, dahingesaust. Man konnte etwa ans Mosel- oder Lahntal denken, mit denen das Maastal getrost um die Palme ringen darf. Dinant selber konnten wir nicht ohne Erschütterung betreten. Die halbe Stadt sind wir gezwungen gewesen, zusammenzuschießen. Überall, die langgezogene Hauptstraße entlang, Häusertrümmer. Die prächtige gotische Kirche des Daches entkleidet; sonst, Gott sei Dank, unversehrt. Und oben auf der Zitadelle ein Friedhof, in dem deutsche und französische Soldaten nebeneinander schlafen. Dicht dabei ein Museum mit Erinnerungsstücken an die Madame de Maintenon. Hier war vor nicht sehr langer Zeit auch unser Kaiser, und als ihn der siebzigjährige Kastellan, ein prächtig konservierter Flame, dort herumführte und wegen seines unergrauten Haupthaares sich ein Kompliment holte, da erwiderte der Redselige stramm und frei: „Hätte ich soviel denken müssen wie Sie, Sire, so wären längst alle meine Haare ausgefallen oder weiß geworden." So hat unser Führer dort oben selbst uns erzählt und ich muß ihm die Verantwortung für die Wahrheit seiner Worte überlassen.

* * *

Tags darauf rauschte Brüssel um uns, klingelte und raste, wogte und schlenderte, brach auf uns ein mit der Pracht üppiger Ladenauslagen und dem Geflitter geputzt dahinraschelnder Menschen. Weltstadtatem und Weltstadtaroma! Mit dreiviertel Millionen ein belgisches Paris, doch mit dem Aufblitzen eines patriarchalischen Fürstenzepters drüberhin! Das hat sich freilich mittlerweile in einen deutschen Kommandostab verwandelt, der indes keineswegs ein geschwungener Korporalstock ist. Man sieht zwar viele deutsche Uniformen auf Straßen

Digitized by Google



Reckende. Bildwerk in Stein. Von Prof. Fritz Klimsch

Digitized by Google

Digitized by Google

und in Gasthäusern, und zuweilen schmettert deutsche Militärmusik mit ihren festen Taktrhythmen zwischen den Häuserzeilen hin — aber das klingt nicht wie der furchteinflößende Gleichtritt von Albas spanischen Soldaten, und kein Egmont braucht mehr auf dem stolzen Rathausplatz, wo jetzt Blumenstände prangen, sein Haupt auf den Blutblock zu legen.

Brüssel ist immer noch eine Stadt der Lebensfreude geblieben. In glänzenden Hotels, wo jedes Gastzimmer seine Badestube hat, wo vollbesetzte Aufzüge Tag und Nacht auf- und niedergleiten und riesige Tavernen an feingedeckten Tischen die Schwelger bei sich aufnehmen, bewegt sich oft lachendes, weltfrohes Treiben, bei dem die in Seide schimmernden Töchter des Landes mit den deutschen Eroberern keineswegs spröde tun.

Und welch reiches Unterhaltungsprogramm! Tagsüber Paläste und Museen, abends das Bois mit Zigeunermusik oder eine reiche Auswahl von französischen, flämischen oder deutschen Theatern. Meist sitzt man dort an Tischen und raucht und trinkt, während oben ein Boulevarddramatiker in scharfgeschliffenen Antithesen und rhetorischen Gefühlen schwelgt oder ‚twee Antwerpsche Straatenjongens' ihre Gaunertricks loslassen oder auch — die Ibsensche ‚dame de la mer', hysterisch erregt, mit dem Grauen in ihrem Inneren ringt. Weit würdevoller verliefen die deutschen Veranstaltungen in der Form von ernsten künstlerischen Feiern: das eine Mal in der ‚Munt-Schouwburg' (Théâtre de la monnaie), obwohl dort bloß das Dreimäderlhaus seine Schubertweisen erklingen ließ; und erst recht im offiziellen Parktheater, wo in der Mittelloge, weißhaarig und blühend, der Generalgouverneur erschien, um der altflämischen Liebesmär von „Lanzelot und Sanderein" (in der Übertragung von O. M. Hübner) die gebührenden Ehren zu erweisen. Die solange zurückgedrängt gewesenen Flamen sind für derlei Aufmerksamkeiten, die wir aus vollem Herzen erweisen, sehr empfänglich. Und wir selber werden uns an einem solchen Abend bewußt, daß dieses zunächst so pariserisch tuende Brüssel, mag auch die Oberschicht französiert sein und die äußere Herrschaft der französischen Sprache das städtische Wesen überzogen haben, doch im Kerne flämisch, d. i. germanisch geblieben ist und daß noch jetzt mehr als zwei Drittel der Bevölkerung die flämische Sprache als ihre heimische Mundart betrachten.

Darum war es berechtigt und gut, wenn die deutsche Verwaltung dafür Sorge getragen hat, daß das wahre Volkselement, wie im Lande selbst, so auch in dessen Hauptstadt nicht weiter unterdrückt werde und frei und ungehindert zum Ausdrucke komme. Gleichsam als äußeres Zeichen dessen dient die sprachliche Doppelbezeichnung der Straßen, die gar nichts Erzwungenes hat, da man in den Seiten- und Vorstadtstraßen ohnehin häufig genug die Laute flämischer Sprache vernimmt. Ich selbst fühlte mich dadurch um so heimatlicher berührt, als mein Familienname, daheim nur vereinzelt in den Rheinlanden zu finden, mir im Brüsseler Adreßbuch nicht weniger als dreißigmal begegnete und hierdurch mir von der Herkunft der Meinen etwas vorplauderte. Immer mehr arbeitet das Flamentum jetzt in Brüssel sich hervor, und als im letzten Juli, wie alljährlich, das flandrische Nationalfest, die Erinnerung an die Güldesporenschlacht 1302 (wo die Blüte französischer Ritterschaft vor den Knütteln flämischer Bürgerfäuste in den Staub sank) gefeiert wurde, da war die Beteiligung so stark und begeisterungsvoll wie nie zuvor. Der nationale Dichter René de Cercq, trotz französischen Namens ein echter und glühender Flame, hielt, ins ganze Land hinausschallend, eine weithin zündende Rede und es wurde von niemandem als störend, von manchem als ehrend empfunden, daß Spitzen der deutschen Verwaltung in deutscher Offiziertracht dem Feste beiwohnten.

Überhaupt gewann ich, als ich in Brüssel Fühlung mit manchen führenden Männern der deutschen Verwaltung nahm, immer mehr die Überzeugung, daß man mit Eifer daran arbeitet, den Gegensatz zwischen den gegenwärtigen deutschen Befehlshabern und dem belgischen Volke tunlichst zum Schwinden zu bringen, jedenfalls erheblich zu mildern. Wie dankenswert, daß es gelungen ist, einen beträchtlichen Teil der belgischen Beamtenschaft zur Mitarbeit an der Regierungstätigkeit des deutschen General-Gouvernements heranzuziehen. So arbeiten nicht weniger als vier Ministerien mit ihrer gesamten einheimischen Beamtenschaft und den davon abhängigen Behörden unter deutscher Oberleitung weiter, nämlich die Ministerien für Inneres, für Ackerbau und öffentliche Arbeiten, für Industrie und Handel und für Wissenschaft und Künste. Post und Eisenbahnen natürlich sind völlig in deutscher Hand, und das Telephon ist aus militärischen Gründen ausschließlich der deutschen Beamtenschaft und Heeresleitung vorbehalten.

Von derlei unumgänglichen Einschränkungen abgesehen, hat die deutsche Regierungsmaschinerie sich die Wohlfahrt des ihrer Fürsorge unterstellten belgischen Volkes in weitgehendem Maße zum Ziele gesetzt und verfolgt ihre Aufgabe mit rühmenswerter Liberalität. Es ist zu wenig bekannt, daß auch in der Organisation der Ernährungsfragen keineswegs alles von der unter spanischem und amerikanischem Schutz stehenden „Commission for relief in Belgium' (die übrigens auf rein-geschäftlichen Grundsätzen errichtet ist) geleistet wird, sondern daß auch die deutsche Verwaltung ihren erheblichen Anteil an dieser zunächst recht schwierigen, dann aber um so glänzender gelösten Organisation hat. Sie bedient sich zu diesem Zwecke des von Belgiern gegründeten, dann bedeutsam erweiterten „Comité National de

Digitized by Google

secours et d'alimentations" und geht in ihrer unbegrenzten Fürsorge für die eingeborene Bevölkerung so weit, daß sie unser Besatzungsheer nicht aus den Erzeugnissen des belgischen Bodens sondern aus der deutschen Heimat verpflegen läßt — gewiß eine Rücksichtnahme, die wohl noch nie ein ‚Feind' einem bezwungenen und eroberten Lande hat zuteil werden lassen! Um eine gerechte Verteilung, die auch die ärmeren Schichten umfaßt, durchführen zu können, wurde von uns eine Zentral-Erntekommission eingesetzt, die für Getreide und andere Lebensmittel, wie Reis, Kartoffeln, Fett, Öl usw. eine Ausgabe nach bestimmten Sätzen veranlaßt hat. Der gesamte Betrieb wird dann weiterhin durch eine Ernährungskommission überwacht, der das Verdienst zufällt, die Verpflegung in Belgien auf ihre oft beneidenswerte Höhe gebracht zu haben.

Auch die soziale Wohlfahrtspflege, die ja in mancher Hinsicht eine deutsche Spezialität ist, wird von Brüssel aus durch unsere Verwaltung in vorbildlicher und für die Belgier vielfach ganz neuer Weise geleitet. Wozu bisher bloß schüchterne Anläufe, oder praktisch noch nicht durchgeführte Gesetzesbestimmungen bestanden, das ist von uns vielfach ins reale Leben gerufen worden, wie die Organisation der Frauen- und Kinderarbeit, die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit u. dgl., wofür gleichfalls eine Zentralstelle eingerichtet wurde. Zentralisierung der Arbeitsmittel und Arbeitskräfte ist ja überhaupt das große Geheimnis der Erfolge deutscher Verwaltungspraxis. Auf Schritt und Tritt haben wir dies allerorten in Belgien verfolgen können. Mit am eindrucksvollsten bei einem Besuch der Brüsseler Öl-Zentrale, die unter der genialen Leitung eines in den Staatsdienst gestellten Hamburger Großkaufmanns schlechtweg Bewundernswertes leistet, sowohl was die umsichtige, ja raffinierte Erfassung der weithin zerstreuten Bestände, wie deren systematische und sachkundige Verarbeitung und Verwertung, wie endlich deren gerechte Verteilung betrifft.

So ist denn der Wiederaufbau des belgischen Wirtschaftslebens, was auch unsere Feinde und Neider sagen mögen, unter den obwaltenden Verhältnissen in wahrhaft großzügiger Weise geleistet worden. Finanz- und Bankwesen, Industrie und Handel, Schul- und Verkehrseinrichtungen, Kunst und Wissenschaft können sich regen, soweit nicht die uns feindlichen Mächte deren Eigenleben unterbinden. Nur diese von der deutschen Verwaltung gewährte Freizügigkeit erklärt den hohen und für jeden Fremden überraschenden Pulsschlag im Gesamtleben, zumal der belgischen Hauptstadt. Mehr und mehr gewinnt man in Brüssel den Eindruck, daß jeder weitere Monat des Zusammenlebens zwischen Deutschen und Belgiern neue hoffnungsvolle Möglichkeiten der Verständigung schafft und hierdurch versöhnend und entgiftend wirkt. Hat man als Deutscher eine Woche lang in dem unter deutscher Herrschaft stehenden Brüssel geweilt und den Verkehr zwischen den beiden Nationen mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, so lernt man ruhiger und hoffnungsvoller in die Zukunft blicken.

* * *

Auch auf Antwerpen dürfen wir hoffen, und vielleicht am allermeisten. Nirgendwo flammt der flämische Gedanke so lebendig wie hier — dieser Gedanke, der den Rückhalt seiner besten Zukunftsaussichten im freundschaftlichen Zusammenarbeiten mit dem stützenden Deutschtum findet. Unablässig schüren Rafael Verhulst und August Borms, die mutigen Herausgeber der Tageszeitung „Het vlaamsche Nieuws", mit nie ermüdender Beredsamkeit das Feuer dieses Gedankens. So leiten sie von Antwerpen aus die ganze volkstümliche Bewegung und entfalten eine äußerst fruchtbare Propaganda: prächtige glühende Menschen, mit denen einen Mittag zusammen gewesen zu sein, eine meiner nachhaltigsten Erinnerungen bildet.

Hat so Antwerpen in geistiger Hinsicht seine Führerschaft behauptet und vielleicht noch erhöht, so liegt es leider in merkantiler Hinsicht — sonst mit Recht sein leuchtender Stolz — in diesen Zeiten tief danieder. Ist ihm doch mit der durch England verursachten Lahmlegung seines Welthafens geradezu die lebenspendende Pulsader durchschnitten. Darum macht die sonst so regsame, wie von Arbeitsfieber getriebene Stadt jetzt einen so zurückgesunkenen, gleichsam in sich abgestorbenen Eindruck. Die Straßen sind leer, die Geschäfte vielfach geschlossen, der Hafen liegt verödet. Als wir in einem kleinen Motordampfer die weiten grauen Wasserflächen der Hafenanlagen durchkreuzten, waren wir das einzige Stück Leben im ganzen Umkreise: gleichsam eine Mücke, die über einen Elefantenrücken hinsummt. Sämtliche Schiffe — es waren ihrer nicht viele, und fast ausschließlich deutsche — lagen, zu unfreiwilliger Untätigkeit verurteilt, stumm und reglos da. Alle Sammelhallen und Lagerschuppen, die weitgestreckten Staden entlang, zeigten sich von Waren entblößt. Krane und Hebewerkzeuge feierten. Nirgendwo wurde eine Ladung gelöscht oder eingenommen. Der Scheldeausgang versperrt: das bedeutet für Antwerpen den zeitweiligen Tod. Man kann sich denken, wie dankbar man dem befreundeten England für die Erweisung dieser Wohltat ist!

So liegt fühlbar Mutlosigkeit auf der Stadt. Auch die Kunst leidet darunter. Die Museen sind zwar, nachdem Brüssel Januar 1915 vorangegangen war, zögernd wieder geöffnet worden; aber die beiden großen Rubensbilder in der Kathedrale, Kreuzaufrichtung und -abnahme, Antwerpens berühmteste Kunstwerke, werden in Kellern versteckt gehalten. Mit seltsam gemischten Gefühlen sieht man die kahlen Kalkwände

Digitized by Google

hinter den dunklen Schutzvorhängen, die nun nichts mehr zu bergen haben. Eine Stunde wirklichen Genusses hatten wir dafür in dem ganz einzigartigen Plantin-Museum; diesem wundersamen alten Patrizierhause und Denkmal der edlen Druckerkunst — doch auch hier wurden wir mit einer Eile durchgetrieben, als ob wir uns auf atemraubender Flucht befänden.

Kurz war auch unser Aufenthalt in Löwen. Immerhin nahmen wir hier den Eindruck mit fort, das Wesentliche, die fundamentale Tatsache, in uns aufgenommen zu haben. Und das ist die starke und untrügliche Gewißheit, daß nichts wirklich Unersetzbares zerstört worden ist. Wirklich beklagenswert ist wohl nur der Verlust der Bücher- und Manuskriptenschätze sowie der barocken inneren Holzeinrichtung der Bibliothek, deren gotisches Mauerwerk, nur wenig verletzt, noch dasteht und der Wiederherstellung harrt. Die Peterskirche, in so manchen französischen Lügenberichten und gefälschten Bilddarstellungen als Trümmerhaufen ausgeschrien, steht unversehrt da, nur ihres Daches und Glockenstuhles beraubt. Und an dem berühmten spätgotischen Rathaus ward kein Maßwerksplitterchen seiner Spitzenarchitektur zerbrochen. Was in Trümmern liegt, sind nur gleichgültige neuere Privathäuser — Häuser, aus denen in heimtückischer Weise geschossen wurde, die nicht geschont werden durften. Diese sind freilich zum Teil straßenweise niedergelegt. Und doch, als wir an der Klostergartenbrüstung des Mont César standen und auf die unter uns liegende Stadt schauten, reihte Dach sich an Dach und die Lücken waren kaum bemerkbar. Wer nichts gewußt hätte, würde von Zerstörung schwerlich etwas wahrgenommen haben.

Dafür hat gerade in Löwen die deutsche Hilfstätigkeit mit Nachdruck sich zur Geltung gebracht. Eine große äußere Hügelstraße, über die wir im Wagen fuhren, des Ausblickes uns freuend, ist erst unter deutscher Verwaltung gebaut und fertiggestellt worden. Und überaus fruchtbar ist die Tätigkeit des deutschen Fürsorgeheims, das an Stelle des belgischen Roten Kreuzes getreten ist und eine große Anzahl flämischer Frauen und Kinder nützlich und gewinnbringend beschäftigt: mit Nähen und Strümpfestricken, mit Marmelade- und Haferflockenbereitung und nicht zuletzt mit fördernder Unterweisung in Schulwissen und Handarbeit.

* * *

Mit Gent und Brügge betraten wir sodann Etappen- und Operationsgebiet. Wer darum glauben möchte, daß diese Städte etwa kriegerisch wirkten, befände sich freilich in entschuldbarem Irrtum.

Beide Städte waren voller Leben, aufs beste verpflegt und vor allem wohlerhalten. Von deutscher Seite ist hier kein Stein vom andern gerückt worden. Und was etwa englische Flieger Übles anrichten, geschieht fast alles draußen auf freiem Felde und berührt so gut wie gar nicht das Stadtinnere. Hingegen hat hier die deutsche Militärorganisation schon in umfassender Weise durchgegriffen. Sie bedient sich hierbei sowohl vorhandener Gebäulichkeiten, namentlich Fabrikanlagen, die sie ihren Zwecken entsprechend umgestaltet, wie auch der einheimischen Arbeitskräfte, männlicher und weiblicher, die sie gegen entsprechende Entlohnung in ihren Dienst stellt. Derartige deutsche Schöpfungen zu besuchen und unter kundiger Führung eingehend zu besichtigen, bereitete einen ganz eigenartigen Genuß. Die bis ins kleinste durchdachte Planmäßigkeit dieser Anlagen, ihr glänzend in Schwung gebrachter Betrieb, die Ordnung, Präzision und Sauberkeit, die überall herrschten, nötigten einem jeden Hochachtung, ja Bewunderung ab. Und erst diese frischen, kenntnisreichen, arbeitsfrohen und zuversichtlichen Menschen, die uns führten — jeder einzelne ein Prachtkerl, der bewußt und unentwegt auf seinem Posten stand! Und die nette, gewinnende Art, in der sie mit ihren Untergebenen, gleichviel ob Deutschen oder Flamen, verkehrten — die zufriedenen, vertrauensvollen und arbeitswilligen Gesichter, die ihnen entgegenblickten! Selten empfing ich einen Eindruck, der mich so sehr an den unausbleiblichen Sieg unserer Sache glauben machte, als bei dieser genialen Organisation hinter unserer kämpfenden flandrischen Front. Auf die Gesamtheit dieser Schöpfungen, das weiß ich jetzt aus bester Erfahrung, kann sich unser Heer blindlings verlassen. Für alle zusammen und für jeden einzelnen, was immer sich ereignen möge, ist hier in vorbedachter Weise gesorgt. Und überall stehen die richtigen Leute am Platz, die die Hebel in Bewegung setzen und der Maschinerie Leben einhauchen.

Doch von allen diesen Einrichtungen, die fast sämtlich außerhalb der Stadtgrenzen liegen, merkt nur der etwas, der direkt damit in Berührung gebracht wird. In den Städten selbst spielt sich das gewohnte Leben nach Möglichkeit unbehelligt und störungslos ab. Die Einwohnerschaft soll tunlichst ihren alten Beschäftigungen nachgehen und ihr Friedensdasein weiterführen. Dies gelingt überall, in befriedigender, manchmal in überraschender Weise. So findet unzweifelhaft die in den beiden Städten altheimische Spitzenindustrie unter der hin- und herströmenden deutschen Besatzung, die gar manche zahlungsfähige Elemente mit sich bringt, eine nicht zu verachtende Aufmunterung und Unterstützung. Wer irgend kann, kauft. Und tut gut daran — denn diese Dinge sind wirklich kostbar und eines dauernden Wertes gewiß. Ein wenig muß man sich freilich auf die Beurteilung der dargebotenen Arbeiten verstehen, auch sich auf seinen guten Geschmack verlassen können. Nicht nur die Mamsells in den Läden, fast mehr noch die schwatztüchtigen und seltsam geschäftspfiffigen

Digitized by Google

Kinder, die sich in Gasthäusern an euch drängen und kaum wieder verscheuchen lassen, ehe ihr denn geblutet habt, wollen mit prüfender Vorsicht behandelt werden. Sie haben nicht wenig Gutes, manchmal Vortreffliches anzubieten, und sind doch in eigentümlicher Weise darauf erpicht, auch Minderwertiges an den Mann zu bringen. Am besten kauft man wohl bei den braven alten, zuweilen auch hübschen jungen Beguinen in den Klosterhöfen. Diese holen oft die erlesensten Dinge aus ihren Schreinen und haben auch auf den Tischen manche gute Sachen liegen. Freilich sind sie nicht schüchtern in ihren Preisen; doch man zahlt sie ihnen gern.

Ja, ich muß sagen: je mehr wir kauften, desto höher stieg unsere Laune. Der Besitz unserer Kostbarkeiten machte uns froh. So gehören denn Gent und Brügge zu meinen ungetrübtesten Erinnerungen. In Gent fesselte mich, außer dem alten Grafenschloß derer von Flandern, diesem berückenden Stück Mittelalter, vor allem die neu zum Leben erweckte flandrische Universität. Ich kam zwar zu einer Zeit, wo die Vorlesungen bereits geschlossen waren, und konnte von den Einrichtungen bloß die wohlversehene und geschwätzig angepriesene zoologische Sammlung besichtigen, aber mich freute der schöne und würdige Bau der Empirezeit und, mehr als dies, das Bewußtsein des Vielverheißenden, das hier im Entstehen begriffen ist. Denn nichts braucht das kulturell so entwertete Flamentum mehr als einen sein Selbstbewußtsein stählenden, den fruchtbaren Fortgang der Überlieferung verbürgenden geistigen Mittelpunkt. Damit steht und fällt seine Sache.

In Brügge aber richten sich unsere Blicke zunächst weniger in die Zukunft als in die Vergangenheit. Diese Vergangenheit war so reich und so schöpferisch-begnadet, daß keine Zukunft sie je in Schatten stellen, kaum wieder erreichen kann. Kaufmannschaft, Kunst und Kirche haben Brügge dereinstens groß gemacht. Hier hatte ein ungeheurer Reichtum sich angesammelt, der dennoch nie in unedler Weise verwendet wurde. Hier schuf und wirkte einst Memling, der von Mainz herübergekommene Franke, innerlich doch ganz mit seiner neuen Heimat verwachsen, die er mit dem Geiste seines frohen Kunstschaffens durchtränkte. Wandert man durch die Gassen dieser Stadt, so ist einem des öfteren zumute, als durchwandle man eine ungeheure Klosteranlage, als müsse einem aus jedem Hausflur Weihrauchduft entgegenwehen. Kirchen und Beguinenhöfe, Hospitäler und Museen und dann jene bescheidenen niedrigen Häuserchen, die sich gassenweise gleichförmig aneinanderreihen und dabei doch jedes einzeln so persönlich wirken, sind das Kennzeichen von Brügge. Daran hat sich seit Jahrhunderten kaum etwas geändert, so wenig wie an jenen lautlos ruhenden Teichen und still sich hinziehenden Kanälen, an deren Rändern bald ernste altertümliche Bauten, bald schweigende Busch- und Baumgruppen im Wasser sich spiegeln.

Das scheint alles wie zu ewiger Verträumtheit bestimmt zu sein. Und dennoch beginnt es sich jetzt in eigentümlicher Weise regsam zu beleben. Durch die stillen Gassen erschallt der schwere Schritt schlendernder und marschierender nägelbeschlagener Schuhe, durch die schlummernden Wasser gleitet der Schlag munter eingetauchter Ruder und stört die feierliche Versunkenheit majestätisch-reglos Schwäne. Unsere Feldgrauen sind's und unsere Blaujacken, die dieses ungewohnte Leben in die seit Jahrhunderten stumm dahindämmernde Stadt gebracht haben. Das ‚tote Brügge', wie sein Dichter Rodenbach es einst genannt hat, ist jetzt plötzlich ein lebendiges Brügge geworden, das, nachdem es den Atem und Pulsgang einer neuen Zeit zu spüren bekommen hat, gewiß so bald nicht wieder in Schlaf versinken wird. Die Umstände haben es mit sich gebracht, daß die alte heilige Stadt in diesem Weltkriege einer der militärisch wichtigsten Punkte geworden ist. Hier ist der Sitz des deutschen Marinekommandos in Belgien, dessen tatkräftiger Vertreter, Admiral von Schröder, eine neue emsige Rührigkeit über die ganze Stadt verbreitet. Von hier gehen jene Operationen aus, die England so sehr fürchtet, die es so gerne hier an seiner Wurzel treffen möchte. Aber Admiral von Schröder, dessen eiserne Mannhaftigkeit und vornehme Menschlichkeit ich eine Stunde lang bei Tisch als unmittelbarer Nachbar kennen lernen durfte, ist unerschütterlich und weicht nicht vom Platze. Und Tag für Tag läßt er von hier aus durch den nach Zeebrügge führenden Kanal dräuende U-Boote ausschwirren und als stählernen Gürtel allmählich sich um ganz England herumlegen. Ich sah die großangelegte Werft, wo die U-Boote lagern (von wo sie sich jedoch nachts in sichere Verstecke zurückziehen!) und ich durfte auch unter Führung eines Ingenieurs ein ausfahrtbereites U-Boot betreten und in den wundervollen Mechanismus seiner Ausrüstung lehrreiche Einblicke tun. Englische Flieger flogen an jenem Tage über die Stadt und kreisten nach Beute — erreichten jedoch nichts anderes, als daß zwei von ihnen heruntergeschossen wurden!

So sah ich also das stille Brügge unter dem Donner unserer Abwehrkanonen. Und über mir in der Luft flogen zarte, weiße Wölkchen, weiß wie die Schwäne, die auf den Gewässern des friedlichen Stadtinneren kreisen. Aber es sind wilde Schwäne, die dort oben fliegen, und sie sind Boten einer neuen Zeit, deren Anfänge wir staunend miterleben und deren Fortentwicklung niemand voraussagen kann.

Flandrische Städte, über euch steht jetzt das Morgenrot eines neuen Tages! Möge es der Tag eines zu sich erwachten selbständigen Volkes sein! Und möge dieses wahrhaft erlöste Volk auch weiterhin die Bruderhand fest umklammern, die ihm so kraftvoll und selbstlos ein Helfer seiner Freiheit ward!

Digitized by Google

Die Mannheimer Inszenierung des „Peer Gynt". Mit den Bühnenbildern von Ludwig Sievert — Von Dr. Ernst Leopold Stahl

Im Juni 1910 erwarb sich der jetzt in Berlin tätige Spielleiter Dr. Reinhard Bruck ein Verdienst, als er am Düsseldorfer Schauspielhaus seiner Bearbeitung von Ibsens ‚Peer Gynt' — allerdings noch unter Weglassung der Szenen der Weltfahrt Peer Gynts — mit kluger Ausnutzung der Wirkungen der melodiösen Griegschen Musik zu einem breiten Erfolg verhalf. Seitdem ist ‚Peer Gynt', ohne selbstverständlich, seiner ganzen Struktur nach, jemals ein Werk für den Alltagsplan besonders kleinerer Bühnen zu werden, auch in Berlin — an zwei Theatern zugleich — gespielt worden, sind weiterhin große Bühnen im Reich, wie Frankfurt und Mannheim, ebenfalls an diese schöne Aufgabe herangetreten. Aus der Mannheimer Darbietung zeigen unsere Abbildungen Ludwig Sieverts Bühnenbilder zu der von dem reichbefähigten Oberspielleiter Richard Weichert vorbereiteten Aufführung.

Aasers Hof. Aquarellskizze von Ludwig Sievert

Trollhöhle. Aquarellskizze von Ludwig Sievert

Ludwig Sievert, dem Leiter des Ausstattungswesens an dem nun wieder von Carl Hagemann geführten Mannheimer Hof- und Nationaltheater, der von 1919 ab durch Geheimrat Dr. Zeiß in der gleichen Eigenschaft den Vereinigten Stadttheatern in

Digitized by Google

Kinder, die sich in Gasthäusern an euch drängen und kaum wieder verscheuchen lassen, ehe ihr denn geblutet habt, wollen mit prüfender Vorsicht behandelt werden. Sie haben nicht wenig Gutes, manchmal Vortreffliches anzubieten, und sind doch in eigentümlicher Weise darauf erpicht, auch Minderwertiges an den Mann zu bringen. Am besten kauft man wohl bei den braven alten, zuweilen auch hübschen jungen Beguinen in den Klosterhöfen. Diese holen oft die erlesensten Dinge aus ihren Schreinen und haben auch auf den Tischen manche gute Sachen liegen. Freilich sind sie nicht schüchtern in ihren Preisen; doch man zahlt sie ihnen gern.

Ja, ich muß sagen: je mehr wir kauften, desto höher stieg unsere Laune. Der Besitz unserer Kostbarkeiten machte uns froh. So gehören denn Gent und Brügge zu meinen ungetrübtesten Erinnerungen. In Gent fesselte mich, außer dem alten Grafenschloß derer von Flandern, diesem berückenden Stück Mittelalter, vor allem die neu zum Leben erweckte flandrische Universität. Ich kam zwar zu einer Zeit, wo die Vorlesungen bereits geschlossen waren, und konnte von den Einrichtungen bloß die wohlversehene und geschwätzig angepriesene zoologische Sammlung besichtigen, aber mich freute der schöne und würdige Bau der Empirezeit und, mehr als dies, das Bewußtsein des Vielverheißenden, das hier im Entstehen begriffen ist. Denn nichts braucht das kulturell so entwertete Flamentum mehr als einen sein Selbstbewußtsein stählenden, den fruchtbaren Fortgang der Überlieferung verbürgenden geistigen Mittelpunkt. Damit steht und fällt seine Sache.

In Brügge aber richten sich unsere Blicke zunächst weniger in die Zukunft als in die Vergangenheit. Diese Vergangenheit war so reich und so schöpferisch-begnadet, daß keine Zukunft sie je in Schatten stellen, kaum wieder erreichen kann. Kaufmannschaft, Kunst und Kirche haben Brügge dereinstens groß gemacht. Hier hatte ein ungeheurer Reichtum sich angesammelt, der dennoch nie in unedler Weise verwendet wurde. Hier schuf und wirkte einst Memling, der von Mainz herübergekommene Franke, innerlich doch ganz mit seiner neuen Heimat verwachsen, die er mit dem Geiste seines frohen Kunstschaffens durchtränkte. Wandert man durch die Gassen dieser Stadt, so ist einem des öfteren zumute, als durchwandle man eine ungeheuere Klosteranlage, als müsse einem aus jedem Hausflur Weihrauchduft entgegenwehen. Kirchen und Beguinenhöfe, Hospitäler und Museen und dann jene bescheidenen niedrigen Häuserchen, die sich gassenweise gleichförmig aneinanderreihen und dabei doch jedes einzeln so persönlich wirken, sind das Kennzeichen von Brügge. Daran hat sich seit Jahrhunderten kaum etwas geändert, so wenig wie an jenen lautlos ruhenden Teichen und still sich hinziehenden Kanälen, an deren Rändern bald ernste altertümliche Bauten, bald schweigende Busch- und Baumgruppen im Wasser sich spiegeln.

Das scheint alles wie zu ewiger Verträumtheit bestimmt zu sein. Und dennoch beginnt es sich jetzt in eigentümlicher Weise regsam zu beleben. Durch die stillen Gassen erschallt der schwere Schritt schlendernder und marschierender nägelbeschlagener Schuhe, durch die schlummernden Wasser gleitet der Schlag munter eingetauchter Ruder und stört die feierliche Versunkenheit majestätisch-reglosser Schwäne. Unsere Feldgrauen sind's und unsere Blaujacken, die dieses ungewohnte Leben in die seit Jahrhunderten stumm dahindämmernde Stadt gebracht haben. Das ‚tote Brügge', wie sein Dichter Rodenbach es einst genannt hat, ist jetzt plötzlich ein lebendiges Brügge geworden, das, nachdem es den Atem und Pulsgang einer neuen Zeit zu spüren bekommen hat, gewiß so bald nicht wieder in Schlaf versinken wird. Die Umstände haben es mit sich gebracht, daß die alte heilige Stadt in diesem Weltkriege einer der militärisch wichtigsten Punkte geworden ist. Hier ist der Sitz des deutschen Marinekommandos in Belgien, dessen tatkräftiger Vertreter, Admiral von Schröder, eine neue emsige Rührigkeit über die ganze Stadt verbreitet. Von hier gehen jene Operationen aus, die England so sehr fürchtet, die es so gerne hier an seiner Wurzel treffen möchte. Aber Admiral von Schröder, dessen eiserne Mannhaftigkeit und vornehme Menschlichkeit ich eine Stunde lang bei Tisch als unmittelbarer Nachbar kennen lernen durfte, ist unerschütterlich und weicht nicht vom Platze. Und Tag für Tag läßt er von hier aus durch den nach Zeebrügge führenden Kanal dräuende U-Boote ausschwirren und als stählernen Gürtel allmählich sich um ganz England herumlegen. Ich sah die großangelegte Werft, wo die U-Boote lagern (von wo sie sich jedoch nachts in sichere Verstecke zurückziehen!) und ich durfte auch unter Führung eines Ingenieurs ein ausfahrtbereites U-Boot betreten und in den wundervollen Mechanismus seiner Ausrüstung lehrreiche Einblicke tun. Englische Flieger flogen an jenem Tage über die Stadt und kreisten nach Beute — erreichten jedoch nichts anderes, als daß zwei von ihnen heruntergeschossen wurden!

So sah ich also das stille Brügge unter dem Donner unserer Abwehrkanonen. Und über mir in der Luft flogen zarte, weiße Wölkchen, weiß wie die Schwäne, die auf den Gewässern des friedlichen Stadtinneren kreisen. Aber es sind wilde Schwäne, die dort oben fliegen, und sie sind Boten einer neuen Zeit, deren Anfänge wir staunend miterleben und deren Fortentwicklung niemand voraussagen kann.

Flandrische Städte, über euch steht jetzt das Morgenrot eines neuen Tages! Möge es der Tag eines zu sich erwachten selbständigen Volkes sein! Und möge dieses wahrhaft erlöste Volk auch weiterhin die Bruderhand fest umklammern, die ihm so kraftvoll und selbstlos ein Helfer seiner Freiheit ward!

Digitized by Google

Die Mannheimer Inszenierung des „Peer Gynt". Mit den Bühnenbildern von Ludwig Sievert — Von Dr. Ernst Leopold Stahl

Im Juni 1910 erwarb sich der jetzt am Königlichen Schauspielhause in Berlin tätige Spielleiter Dr. Reinhard Bruck ein Verdienst, als er am Düsseldorfer Schauspielhaus seiner Bearbeitung von Ibsens ‚Peer Gynt' — allerdings noch unter Weglassung der Szenen der Weltfahrt Peer Gynts — mit kluger Ausnutzung der Wirkungen der melodiösen Griegschen Musik zu einem breiten Erfolg verhalf. Seitdem ist ‚Peer Gynt', ohne selbstverständlich, seiner ganzen Struktur nach, jemals ein Werk für den Alltagsplan besonders kleinerer Bühnen zu werden, auch in Berlin — an zwei Theatern zugleich — gespielt worden, sind weiterhin große Bühnen im Reich, wie Frankfurt und Mannheim, ebenfalls an diese schöne Aufgabe herangetreten. Aus der Mannheimer Darbietung zeigen unsere Abbildungen Ludwig Sieverts Bühnenbilder zu der von dem reichbefähigten Oberspielleiter Richard Weichert vorbereiteten Aufführung.

Aasers Hof. Aquarellskizze von Ludwig Sievert

Trollhöhle. Aquarellskizze von Ludwig Sievert

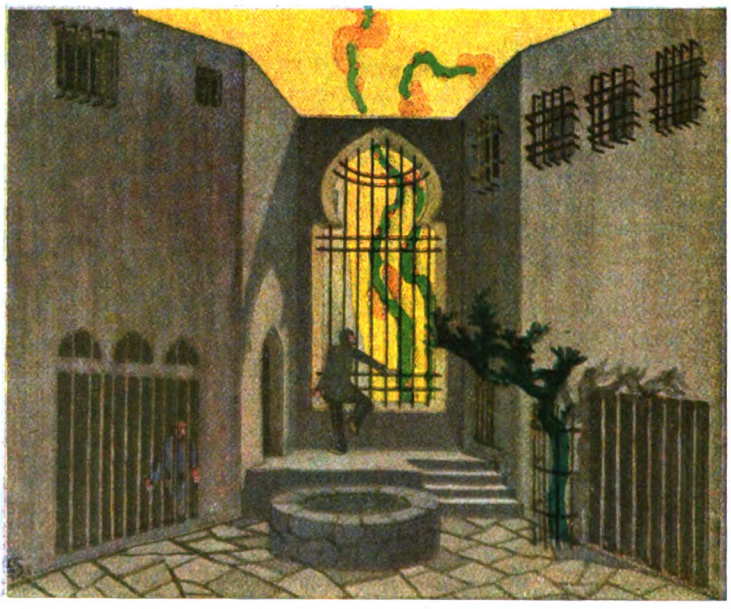
Ludwig Sievert, dem Leiter des Ausstattungswesens an dem nun wieder von Carl Hagemann geführten Mannheimer Hof- und Nationaltheater, der von 1919 ab durch Geheimrat Dr. Zeiß in der gleichen Eigenschaft den Vereinigten Stadttheatern in

Digitized by Google

Die Grüne. Aquarellskizze von Ludwig Sievert

Frankfurt am Main verpflichtet worden ist, kennen die Leser von ‚Velhagen und Klasings Monatsheften' aus den im Märzheft 1914 veröffentlichten Dekorations-Entwürfen zu Wagners ‚Parsifal'.

Was die Arbeiten Sieverts vor denen so vieler anderer moderner Bühnenmaler schon in den Freiburger Anfängen des jungen Künstlers auszeichnete, ist, neben der Sicherheit in den verschiedensten Stimmungs- und Erscheinungswelten, ihre absolute Theatergemäßheit; er verwechselt nie — wie so mancher, der die so schöne wie notwendige Bewegung der Bühnenbildreform in Mißkredit zu bringen drohte — die Buchillustration mit dem Szenenbild. Handwerklich durchaus erfahren, steckt er voller praktisch trefflich verwertbarer Einfälle, hat er die Gabe, auch das strengststilisierte Szenenbild vor dem Eindruck des Nüchternen, Kargen zu bewahren. Die Mannheimer Bühne, die vor ihm schon manchen fähigen Maler wie Ottomar Starke und Wunderwald beschäftigte, dankt dem Wirken Sieverts, das sich den manchmal lockenden Vorbildern Berlins und Wiens wohl zu entziehen verstand, einen so hohen Stand der von Hagemann insbesondere als Operneinrichter und von dem (gleichfalls einem Ruf von Zeiß folgenden) Spielleiter Richard Weichert im Schauspiel trefflich genutzten Bühnenbildkultur, wie er bei den veralteten maschinellen Anlagen des Mannheimer Theaters kaum erreichbar geschienen hatte.



Im Irrenhaus zu Kairo. Aquarellskizze von Ludwig Sievert

Auch in den Szenenbildern zu ‚Peer Gynt' bewährt sich Sieverts glückliche Vereinigung einer sprühenden Phantasie mit praktischer Begabung wieder. Von den Irrtümern der Vorgänger lernend, geht der Mannheimer ‚Peer Gynt' darauf aus, weder zur großen Oper zu werden, wie es bei der Einrichtung des Werks am Berliner Königlichen Schauspielhaus manchmal der Fall ist, noch anderseits zu sehr das Norwegische, Ortgebundene zu betonen, wie jene, an sich recht wohlgeratene Vorführung Barnowskys am

Digitized by Google

Berliner Leſſingtheater, die große nordiſche Panoramen auf die Bühne ſtellte. Der Mannheimer Spielleiter ſieht im ‚Peer Gynt‘ nicht das norwegiſche Volksſtück, ſondern eine große, nur im Zuſammenhang mit ‚Brand‘ und im Gegenſatz dazu, voll verſtändliche Menſchheitsdichtung, eine ewig gültige Charaktertragödie des immer ſelbſtzufriedenen, verträumten, ewig ‚halben‘ Menſchen, den erſt des Knopfgießers Löffel umſchmelzen muß. Ein Kaiſerreich hat er erträumt, aber nur einmal wird er als Kaiſer auch wirklich anerkannt: im Irrenhaus.

Verſatzteile auswechſelt. So kehrt die Bodenform der Szene vor Mutter Aaſes Haus nach Wegräumung der Hütte und der Tanne in der Szene der Grüngekleideten wieder. Auf ſolche unmerkliche Vereinfachungen verſteht ſich Sievert überhaupt. Vortrefflich iſt ihm z. B. früher in einer Freiburger Inſzenierung des ‚Don Carlos‘ eine andere Erſparnis gelungen, indem er in dem verwandlungsreichen dritten Akt die gleichen Zimmerteile in immer etwas veränderter Weiſe, mit anderem Grundriß, wieder verwendete.

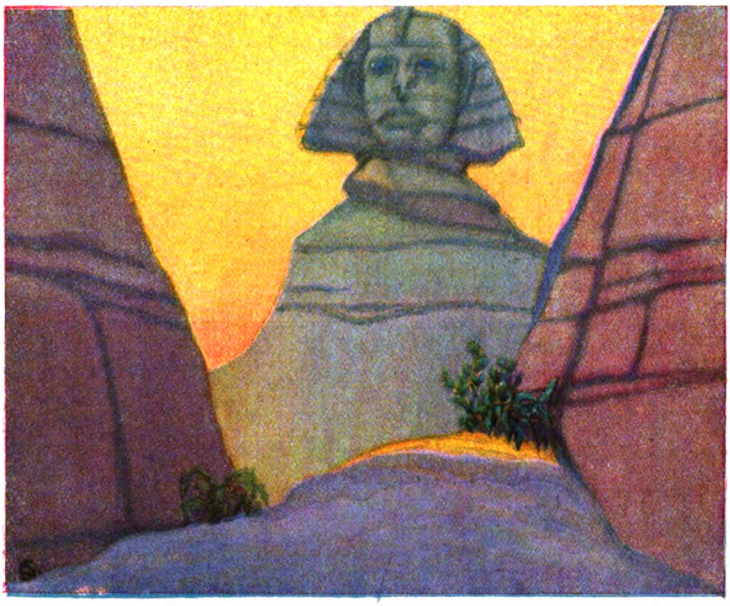
Sievert baut die, etwa anderthalb Dutzend

Anitras Tanz. Aquarellſkizze von Ludwig Sievert

Den geiſtigen Anforderungen der Peer Gynt-Dichtung ſucht Ludwig Sievert nun in Bildern, die ſich der Idee durchaus unterordnen, gerecht zu werden. Wie ſtets gerne, bevorzugt er den kleinen charakteriſtiſchen Ausſchnitt vor dem ‚Geſamtbild‘, ein paar einprägſame Einzelſtücke vor einer Maſſe naturaliſtiſcher Einzelheiten. Hierzu verpflichtete ihn — nebenbei bemerkt — in unſerem Falle auch die geringe, für die Ausführung der Bilder zur Verfügung ſtehende Summe. Sehr geſchickt weiß der Künſtler, derſelben materiellen Not gehorchend und auch um Umbauten zu vermeiden, das nämliche Terrain für verſchiedene Szenen zu verwenden, indem er nur den Hintergrund und die charakteriſtiſchen Szenen umfaſſende Peer Gynt-Inſzenierung auf der Drehbühne auf, iſt aber durch die Beſonderheit der Verhältniſſe gezwungen, Dreh- und Stehbühne — techniſch beſſer geſagt: Dreh- und Wagenbühne — zu vereinigen, indem er die Drehbühne in zwei Teile teilt und auf beiden Hälften je ein verſchiedenes Terrain anlegt, das dann in der eben beſchriebenen Weiſe Verwendung findet.

Die dem Leſer vor Augen ſtehenden Bilder erklären ſich im weſentlichen ſelber: trotzdem Szenenbilder immer ein wenig Notbehelf ſind und es deren Wiedergaben, bei aller Sorgfalt der Technik, natürlich erſt recht ſein müſſen — zumal in dieſem Falle, wo der

Digitized by Google



Vor der Sphinx. Aquarellskizze von Ludwig Sievert

Auch die Szenen von Peer Gynts ‚Weltfahrt‘, die unsere Bilderauswahl noch zeigt, haben Eigenart, trotzdem der Erfindung des Künstlers hier zum Teil durch die genaue Vorschrift der Örtlichkeit engere Grenzen als in den vorangehenden Akten gezogen sind. Aber wie apart wirkt allein schon durch die besondere Raffung des goldgelben, grünornamentierten Zeltvorhangs, der Tanz Anitras, auf die das rote Licht der goldnen Ampel fällt! Auch Szenen wie die der Pyramidenlandschaft zwischen den Felseinschnitten oder des Irrenhaus-Hofs in Kairo in grellgelbem Sonnenlicht besitzen ihren Farb- und Formreiz. In der Schiffszene, die bei Aufführungen gedankenloserweise manchmal gestrichen wird, wirft ein Licht aus der Kajüte gespenstischen Schein auf die Gestalten und auf das geschwellte mächtige Segel: auch im kleinen zeigt Sievert sich erfinderisch.

Bühnenbeleuchtung eine bedeutende Rolle zugeteilt ist. Ob es die einsame Berghöhe mit dem Schneegipfel im Hintergrund und der einzelnen Tanne ist, ob die in ein grünlich-blaues Licht getauchte Felsgegend mit der dem kahlen Baumstumpf gleichsam entwachsenden ‚Grünen‘, ob die in ganz spukhaft bizarren Formen gehaltene Trollhöhle (in dunklem Grün und dunklem Blau), durch deren Öffnungen von verschiedener Höhe und Form überall die Erdwichte dringen (die in anderen Inszenierungen dieses Bilds so gern sich zu Klumpen ballen), während ein schwarzer Deckvorhang den Eindruck der Tiefe gibt — überall wirkt sich eine reiche Phantastik aus, ein Zauber an malerischen Stimmungen, der es aber niemals unterläßt, mit den Gegebenheiten einer rauhen Theaterwirklichkeit zu rechnen, sowohl architektonisch wie in den Farben lösbare Aufgaben zu stellen.

Peer Gynts Heimreise. Aquarellskizze von Ludwig Sievert

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Wie ich anfing

Erinnerungsschnitzel von Fedor von Zobeltitz

Redaktionen

Eines Tages las ich in irgendeinem Blatte ein Inserat, laut dem für eine belletristische Wochenschrift ein Redakteur gesucht wurde, meldete mich und erhielt auch bald darauf eine Zuschrift, ich möchte mich bei Herrn J. H. Schorer in der Flottwellstraße einfinden. Herr Schorer war ein Jonkheer van Schorer, ein reicher Holländer, der um 1878 nach Berlin gekommen war, um ein buchhändlerisches Unternehmen zu begründen — welcher Art, wußte er anfangs noch nicht genau. Ursprünglich trug er sich mit dem Plane, eine Kunst- oder Kunstgewerbezeitschrift ins Leben zu rufen, änderte aber dann wieder seinen Entschluß, ließ sich von zahllosen Menschen beraten und belehren, faßte neue Ideen, die er abermals verwarf, und trat endlich mit einer Wochenschrift in der Art des ‚Daheim' und der ‚Gartenlaube' auf den Plan. Da es aber natürlich schwer war, mit den alteingeführten Blättern in Konkurrenz zu treten, so legte er einen besonderen Wert auf die mustergültige Ausführung der Illustrationen, die in der Hauptsache aus Holzschnitten bestehen sollten. Die Wochenschrift war nach seinem Namen ‚Schorers Familienblatt' getauft worden und ihr künstlerischer Leiter ein junger Herr Kirmse, der spätere Mitinhaber der bekannten Firma Heuer & Kirmse. Als ersten Redakteur hatte Schorer den Dr. Otto Hammann gewonnen, dem ich nun als zweiter zur Seite trat. Hammann, der später in diplomatischen Diensten überraschende Karriere machen sollte und sich heute mit dem Exzellenztitel zur Ruhe gesetzt hat, hatte sich bei den ‚Dramaturgischen Blättern' in Leipzig die journalistischen Sporen verdient und war gleich mir zufällig zu Schorer gekommen: ein famoser Mensch, offen und ehrlich und immer lustig und guter Dinge, auch an den Tagen, an denen der gute Schorer an seinen nervösen Kopfschmerzen litt. Schorer war sowieso eine sehr feine und empfindsame Natur, die mit zarten Fingern angefaßt werden wollte; wenn er aber bei plötzlichem Witterungsumschlag seine Kopfschmerzen hatte, so war überaus schwer mit ihm auszukommen. Das Schlimmste war, daß er damals, in den Anfängen des Blattes, überhaupt nicht recht wußte, was er eigentlich wollte, daß er zu experimentieren versuchte und sich gern in die redaktionellen Angelegenheiten mischte, von denen er nichts verstand. So hatte Hammann einen ausgezeichneten Roman von Hans Hopfen erworben: ‚Mein Onkel Don Juan', den Woldemar Friedrich vortrefflich illustrierte. Eines schönen Tages gefiel Schorer jedoch der Roman nicht mehr; natürlich konnte man ihn nicht plötzlich abbrechen und unvollendet lassen, aber Schorer verlangte, er sollte völlig ausgedruckt und als Beilage gegeben und zugleich sollte mit einem neuen begonnen werden, der im Manuskript schon vorlag. Nun mußte man sich zunächst mit Hopfen auseinandersetzen, und diese schwierige Aufgabe wurde mir übertragen. Hopfen, durch seinen ‚Grauen Freund' und seine bayerischen Dorfgeschichten schon berühmt geworden, wohnte damals Unter den Linden und war ausgeritten, als ich zu ihm kam. Der Sport war immer seine Leidenschaft. Er hatte sich eben zum zweiten Male verheiratet, und seine reizende junge Frau bat mich, auf ihn zu warten. Endlich kam er und verfiel in einen förmlichen Wutanfall, als er meinen Auftrag vernahm. Es war so, daß ich mir schließlich seine Anschnauzerei energisch verbat. Diese erste heftige Begegnung zwischen uns führte im Laufe der Jahre zu näherem Verkehr, und als Hopfen vor einigen Jahren — geadelt und mit dem Verdienstorden der bayerischen Krone — das Zeitliche segnete, war mir ein lieber alter Duzfreund gestorben. Gegen den Galoppabdruck seines ‚Don Juan' mußte auch noch sein Verleger protestieren, aber Schorer blieb dickköpfig und ließ es sogar auf einen Prozeß ankommen, den er gewann, da mit Hopfen selbstverständlich nicht abgemacht worden war, in welchen Längenabschnitten sein Roman gedruckt werden sollte.

Auf der Schorerschen Redaktion gingen nun natürlich mancherlei interessante Leute ein und aus. Einmal erschien, von München kommend, Wilhelm Jensen, dann wieder ein württembergischer Edelmann, ein Graf Adelmann von Adelmannsfelden, der uns seinen Roman ‚Schwert und Feder' anbot, Hermann Heiberg, der soeben die Bankkarriere verlassen und durch seine ‚Plaudereien mit der Herzogin von Seeland' die Welt auf sein Fabuliertalent aufmerksam gemacht hatte, und eines Tages auch ein langer, schwipper, eleganter Mensch, den die Visitenkarte als einen Freiherrn Richard von Fuchs-

Digitized by Google

Nordhoff bezeichnete. Baron Fuchs war sächsischer Husarenoffizier gewesen und hatte Abschied genommen, um Franziska Ellmenreich, die berühmte Tragödin, zu heiraten. Er lebte in Dresden, wo seine Gattin noch am Hoftheater wirkte, hatte sich auf die Schriftstellerei geworfen und wollte nun auch mit uns in Beziehung treten. Im Grunde genommen waren wir aber nur ein Vorwand für seine Berliner Reisen; er trat alle acht Tage persönlich mit irgendeiner Gleichgültigkeit an, die er uns ‚zu gefälliger Prüfung' überreichte, amüsierte sich in Berlin und fuhr hierauf aufseufzend nach Dresden zurück. Er war ein sehr netter, unterhaltender, auch geistig regsamer Mensch, aber wenn er die Feder in die Hand nahm, versagte er. Nur eine kleine Blüette: ‚Eine anonyme Korrespondenz', in der seine Frau mitspielte, hielt sich einige Zeit auf der Bühne; seine übrigen Dramen kosteten ihm viel Geld, wie er mir einmal sagte, weil er den Druck bezahlen mußte. Er hatte auch einen kleinen Roman geschrieben, ‚Josefine', zu dem der Kürschnersche Literaturkalender jahrelang eine Fortsetzung notierte unter dem merkwürdigen Titel: ‚Josefinens Beene'; das war indessen nur eine ulkige Mystifikation, die sich ein Bekannter erlaubt hatte. Als er die Aussichtslosigkeit seiner Schriftstellerei einsah, versuchte er es mit der Malerei, begleitete seine Frau auf ihren Gastspielreisen und unternahm nach seiner Scheidung auch eine Weltreise mit dem Prinzen Bernhard von Weimar. Ottilie Genée traf ihn einmal in San Francisco, wo er sich mitten im Chinesenquartier eingemietet hatte. Er war vollkommen zum Sonderling geworden. Die letzten Jahre vor seinem Tode lebte er in Venedig und Rom, wo ich ihm noch begegnet bin. Er war ein begabter Mensch, aber seltsam haltlos. Es war sehr schade um ihn.

Bei Schorer lernte ich auch zwei Leute kennen, mit denen mich später viele gemeinsame bibliophile Interessen verbanden: Joseph Kürschner und Gotthilf Weisstein. Der kleine Kürschner, der in Lichterfelde wohnte, erschien oft auf der Redaktion, um sich Bücher zur Besprechung zu holen. Er war schon damals ein leidenschaftlicher Sammler, der keine anderen Bedürfnisse hatte als die seiner Bücherpassion. Besonders das Gebiet der Theatergeschichte interessierte ihn, und da traf er sich wieder mit dem dicken Weisstein, der sonst in jeder Beziehung sein Gegenteil war. Mit Kürschner und Weisstein plante ich schon damals einen Zusammenschluß der deutschen Bücherfreunde, der erst gegen zwanzig Jahre später durch die Begründung der Gesellschaft der Bibliophilen erreicht wurde. Daß es nicht früher dazu kam, lag eigentlich nur an unserer Werbefaulheit; jedenfalls entsinne ich mich, daß wir in einer kleinen Weinstube der Potsdamer Straße bereits die Statuten für den neuen Verein entworfen hatten. Kürschner, der nur Wasser trank und keine so recht gesellige Natur war, wenigstens kein Kneipenfreund, zog sich bald zurück, mit Weisstein war ich dagegen viel zusammen und habe nach seinem Tode auch versucht, ihm durch die Herausgabe des Katalogs seiner schönen Bibliothek ein kleines Denkmal zu setzen. In dem Vorwort zu diesem Katalog erzähle ich mancherlei von dem lieben Menschen. Er stammte aus geachteter jüdischer Familie, hatte in Berlin, Tübingen und Marburg studiert und sich dann der Journalistik zugewandt; aber seine Hauptfreude war doch der Ausbau seiner Bibliothek. Er wohnte in dem Hause seines greisen Vaters in der Lennéstraße, und zwar als ‚Kellerwurm', wie er zu sagen pflegte, nämlich im Souterrain. Zwei große Zimmer und der verbindende Flur waren mit Bücherregalen gefüllt, und in einem Hinterstübchen schlief er — und schlief gewöhnlich ziemlich lange, weil er gern die Nacht zum Tage machte. Um eine Mittagsstunde herum wurde er von dem Redaktionsboten der ‚Nationalzeitung' unsanft geweckt: er möchte sofort auf die Redaktion kommen — Wilhelm Jensen sei plötzlich gestorben und er müsse den Nekrolog schreiben. Schimpfend kleidete der Dicke sich an und stürmte nach seinem Arbeitslokal, um dort zu erfahren, daß man ihm nur einen Schabernack gespielt hatte: Jensen lebte noch ganz vergnügt. Einige Zeit später erschien der Redaktionskuli abermals bei ihm — morgens um sieben: Schmidt-Cabanis sei verblichen und die Zeitung brauche sofort den üblichen Nachruf. Aber diesmal läßt sich Weisstein nicht stören. „Scher dich raus," brüllte er den Jungen an, „das kenn' ich — der Jen — Jen — Jen — Jensen lebt immer noch!" Drehte sich um und schlief weiter. Schmidt-Cabanis war jedoch wirklich gestorben, und den Nekrolog mußte ein anderer schreiben.

Weisstein stotterte, und dieser harmlose Sprachfehler erhöhte das Originelle seines Sichgebens. Unter der schweren Zunge schossen die Witze und Wortspiele wie Raketen hervor. Er scherzte auch selbst über dies Stottern. So erzählte er mir einmal, er habe sich in einem Schreibwarengeschäft einen Füllfederhalter kaufen wollen, aber das Wort nicht herausgekriegt und sich mit der Verkäuferin auch nicht durch entsprechende Gesten verständigen können. „Und da hab' ich denn schließlich einen Gu — Gu — Gummi genommen," sagte er, „der lag gerade auf dem T — T — Tische." . . . Mit Weisstein habe ich oft die alten Antiquariate durchstöbert, in denen man noch nicht die Preise von heute führte: Lederer in der Kurstraße, Danz unter den Kolonnaden, Kampffmeyer und eine Kellerbudike in der Leipziger Straße, deren Inhaber sich nie anders als in Hemdärmeln sehen ließ. Damals konnte ich die beiden ‚zwoten' Ausgaben der ‚Räuber' für vierzig Mark kaufen, für die heute das Zehnfache bezahlt wird, hatte anderseits freilich auch nicht den Dusel

Digitized by Google

Weisſteins, dem ein Zufallsglück Schillers gar nicht mehr aufzutreibende Elegie auf den Tod Weckerlins von 1781 gelegentlich für achtzig Pfennig in den Schoß warf. Als Bibliophile hatte Weisſtein eine erſtaunlich feine Witterung. Er war ein glücklicher Finder und Entdecker und freute ſich immer unbändig, wenn er einmal einen geriebenen Antiquar hinter das Licht führen konnte. Die Goetheforſchung hat ihm mancherlei zu verdanken; vor allem aber gehörte ſeine Liebe dem Konrektor des Grauen Kloſters, Karl Philipp Moritz, von dem er eine ganze Anzahl den Bibliographen bisher unbekannt gebliebener Schriften in ſeiner Bibliothek vereinigen konnte.

Ein Streit mit Herrn van Schorer, der ſich nicht recht ausgleichen ließ, ſetzte unſerer redaktionellen Tätigkeit in der Flottwellſtraße ein raſches Ende. Hammann und ich räumten das Feld Herrn Julius Lohmeyer, der ſich bisher in der Hauptſache mit Jugendliteratur befaßt hatte, einem früheren Apotheker und auch ſonſt ſehr braven Manne. Das Blatt wurde nun in ‚Deutſches Familienblatt' umgetauft, aber auch Lohmeyer blieb nicht allzu lange, und Franz Hirſch trat an ſeine Stelle. Unter ihm gehörte ich wieder zu ſeinen Mitarbeitern und half noch das zehnjährige Jubiläum feiern, ein letztes Aufflammen vor dem Sonnenuntergange. Schorer hatte ſein großes Vermögen der Wochenſchrift geopfert, und auch eine zweite, von ihm begründete Zeitſchrift, das für das Ausland berechnete ‚Echo', konnte ihn nicht vor dem Zuſammenbruch retten. Der bei allen ſeinen Wunderlichkeiten doch ſehr ſchätzenswerte Mann kehrte verarmt nach Holland zurück und iſt dort vor einigen Jahren verſtorben.

Ich wohnte damals nicht mehr in der Lichterfelder Straße, ſondern hatte mir ein andres gemütliches Heim gewählt und arbeitete an meinem erſten größeren Roman, einer Rokokogeſchichte, deren Stoff ich in den Memoiren der Frau von Campan gefunden hatte. Als dieſer Roman erſchienen war, wurde ich von irgendeiner Seite des Plagiats beſchuldigt, ich hätte ihn aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Die Sache lag jedoch ſo, was ich ohne weiteres nachweiſen konnte, daß ein ſüdfranzöſiſches Blatt meinen Roman geſtohlen und ihn als Originalarbeit abgedruckt hatte. Die Zeitung, in der er in Berlin erſchien, hieß das ‚Deutſche Tageblatt'. Sie ging aus der chriſtlich-ſozialen Bewegung hervor, die Stöcker ins Leben gerufen hatte und ſollte die Lücke ausfüllen, die durch das Eingehen der ‚Deutſchen Landeszeitung' Marc Anton Niendorfs hervorgerufen worden war. Niendorf war eine merkwürdige Erſcheinung: ein ehemaliger Achtundvierziger, den ſeine ‚Stunden der Andacht' benannten Geſänge aus Berlins Revolutionszeit ſogar acht Monate Gefängnis eingetragen hatten, und der dann auf dem Wege über die Fortſchrittspartei ein eifriger Konſervativer und als paſſionierter Landwirt Begründer der agrariſchen Partei wurde. An ſeine journaliſtiſche Schöpfung knüpfte das ‚Deutſche Tageblatt' an, deſſen Verleger der Buchhändler Friedrich Luckhardt war, ein tätiger, nur etwas zu ſtürmiſcher Geſchäftsmann, immer voller Pläne und großer Hoffnungen, auch wenn ſie ſich als ſchillernde Seifenblaſen erwieſen. Hammann war mit Luckhardt bekannt und wurde von ihm für die Politik engagiert, und durch Hammann wiederum kam auch ich an das neue Blatt, und zwar zunächſt als Redakteur des lokalen Teils.

Da die Mittel für die Begründung des ‚Deutſchen Tageblatts' aus konſervativen Quellen floſſen, ſo war anfänglich eine Art Aufſichtskomitee eingeſetzt worden, das aus den Herren von Mirbach, von Minnegerode und Graf Behr-Bandelin beſtand, drei Parlamentariern, die ſozuſagen die Wache zu halten hatten über die politiſche Geſinnung des neuen Organs, was ſie denn auch mit Pflichteifer beſorgten. Der Originellſte des Trios war der Kammerherr Graf Behr, den man nie anders ſah als mit fliegenden Paletotſchößen und einer Reiſetaſche in der Hand. Er hatte es ſtets wahnſinnig eilig und ſteckte die Hände in alle möglichen Unternehmungen, hatte eine ungemein haſtige Art zu reden, kümmerte ſich gern auch um Dinge, die ihn nichts angingen, und mußte ſich dann von dem immer vornehm ruhigen Mirbach belehren und beſänftigen laſſen. Im Feuilleton des Blattes erſchien bei Beginn ein Roman ‚Das goldene Vlies' von A. J. Mordtmann (der auch einmal kurze Zeit das Schorerſche Familienblatt redigiert hatte und ſpäter Chefredakteur der ‚Münchener Neueſten Nachrichten' wurde), und Graf Behr konnte ſich gar nicht darüber beruhigen, daß in dieſer Geſchichte ein unverheiratetes Paar vorkam, das mutterſeelenallein durch die Wüſte reiſte. Er ſagte, daß er daheim in Bandelin das Blatt verſtecke, damit es nicht ſeiner Tochter in die Hände falle. Mit den Romanen hatten wir bei ihm immer Pech. Als wir ſpäter einen von Gerhard von Amyntor veröffentlichten: ‚Das biſt du', entſetzte er ſich über eine auf einem ländlichen Heuboden ſpielende Szene, und bei Kretzers Roman ‚Die Verkommenen' kam er aus der Aufregung überhaupt nicht heraus.

Das Redaktionslokal lag in der Leipziger Straße, doch ſchon im folgenden Jahr bezogen wir ein eigenes Haus, denn unter den Stürmen der ſogenannten Berliner Bewegung ging das Blatt anfänglich recht flott. Die politiſche Redaktion wurde von Hammann, Dr. Pfannkuch und Dr. Gutbier geleitet, denen für einen beſtimmten Teil des Auslands noch Chriſtoph Joſeph Cremer zugeteilt war. Cremer war Katholik, hatte aber den Ultramontanismus an den Nagel gehängt, war zur Zeit des Karliſtenkrieges auch einmal in Spanien geweſen und wurde von uns deshalb gern Don Criſtobal genannt.

Digitized by Google

Er war ein sehr eleganter Herr, der viel auf sein Äußeres gab und eine gewandte Feder schrieb. Er redigierte später das im gleichen Verlage erscheinende konservative Volksblatt ‚Vorwärts', dessen Namen 1890 das Zentralorgan der Sozialdemokraten übernahm. Das Feuilleton leitete Hans Herrig, der sich schon durch eine Reihe poetischer Buchdramen bekannt gemacht hatte, eine etwas weiche Natur voll dichterischer Begabung, und die Theaterkritik hatte Wilhelm Henzen übernommen, der eben mit seinem im Nationaltheater aufgeführten Schauspiel ‚Bettina de Monk' einen hübschen Erfolg erzielt hatte, aber bald als Dramaturg des Stadttheaters nach Leipzig übersiedelte. Der gelehrte und feinsinnige Klopstockforscher und Lyriker Richard Hamel, damals ein junger Privatdozent, gehörte gleichfalls zum Redaktionsstabe, Wilhelm Tappert hatte die Musikkritik, Hauptmann Hoenig das Militärische, ein Baron Hirschfeld den Sportteil; Szczepański trat erst im zweiten Jahre ein.

Es war damals ein recht bewegtes Leben. Der Kampf gegen das Rote Haus, die fortschrittliche Stadtverwaltung, gegen Liberalismus und Judentum tobte grimmig, die Tinte wurde zu Gift, die Federn zankten wie Rohrsperlinge. Der Redaktionssekretär im Vorzimmer, Herr von Loßberg, hatte oft Mühe, den Ansturm der Zahllosen abzuwehren, die mit Wünschen, Klagen und Ratschlägen kamen. Was den Deutschkonservativen nahestand, suchte Verbindung mit uns. Stöcker, in der Vollkraft seines Wesens, ein glänzender Volksredner und unerbittlicher Kämpfer, war häufig auf der Redaktion, und mit ihm ein jüngerer Politiker, ein früherer Offizier, der das Kreuz von Siebzig trug, Max Liebermann von Sonnenberg. Einmal erschien sogar Graf Bill Bismarck, den man versehentlich eine Stunde im Vorzimmer warten ließ; der dicke Polizeipräsident von Madai kam, um persönlich eine Beschwerde vorzubringen, oft auch Professor Adolf Wagner, dem ein konservatives Mandat angetragen worden war, Prinz Handjery, Lothar Bucher und Agidy und als ragende Säule der Partei der bekannte Großkaufmann Rudolph Hertzog, der auf keiner Versammlung fehlte. Zur Wahlzeit, in der die Parteien wütend aufeinanderschlugen und sich auf das bitterste befehdeten, fanden fast Abend für Abend Versammlungen statt, in denen Berufspolitiker neben streithaften Geistlichen standen, Industrielle neben Journalisten, Bankiers neben Gelehrten. Aus der Riesenfülle der Gesichte sehe ich noch manche hervorragende, auch manche wunderliche Erscheinung vor mir, so Dr. Förster, den Schwager Nietzsches, den eleganten, geschmeidigen Baron Roëll, den langen Dr. Ernst Henrici, der sich dann im deutschen Togogebiet ansiedelte, den würdevollen Pastor Diestelkamp, den dicken, kleinen Buchdrucker Ruppel, der sich gewöhnlich als ‚Bürger Ruppel' vorstellte, den Kaufmann Pickenbach, der sein gutgehendes Weißwarengeschäft mit einer ziemlich unfruchtbaren Politik vertauscht hatte. Es tauchte im Wirbel dieser gärenden Zeit so mancher auf, der bald wieder von der Bildfläche verschwand, es fehlte auch nicht an recht zweifelhaften Elementen, die sich aus Eigennutz an die führenden Kräfte herandrängten — es fehlte nicht an ehrlichen Kämpfern und ebensowenig an Fanatikern. Zu letzteren gehörte u. a. ein wild gewordener Schuster, dem es gelungen war, einen Angriff gegen Ludwig Löwe in meiner Abwesenheit in das Blatt zu schmuggeln; da ich verantwortlich zeichnete, so war die Folge mein erster Preßprozeß, bei dem ich aber noch glimpflich genug fortkam, da Ludwig Löwe in der Verhandlung selbst erklärte, er habe sich davon überzeugt, daß der Artikel ohne mein Vorwissen aufgenommen worden sei. Die interessanteste Figur in diesem politischen Tohuwabohu war zweifellos Stöcker, dessen geistige Bedeutsamkeit auf der gegnerischen Seite nur zu sehr unterschätzt wurde, weil die Maßlosigkeit seiner Agitation allerlei Angriffspunkte bot.

Um diese Zeit trat auch eine andere Persönlichkeit in die Kreise des ‚Deutschen Tageblatts', die bald nachher viel genannt werden sollte: Karl Peters, ein junger Mensch in der zweiten Hälfte der Zwanzig, von weltsicherem Sichgeben, durchaus englisch in seiner äußeren Erscheinung. Wir hatten damals einen Konservativen Klub begründet (der sich später im Hohenzollern-Klub auflöste), und dort sah ich den Freund von später zum ersten Male. Er kam soeben aus London, wo er seinen Onkel und Wohltäter Karl Engel begraben hatte, und erzählte mir eine höchst seltsame Geschichte von der Erscheinung des Toten, die mir deshalb unvergeßlich geblieben ist, weil Peters, sonst eine ruhige und sachliche Natur und durchaus kein Gespensterseher, darauf schwur, daß es sich um ein tatsächliches Begebnis und nicht etwa um eine Halluzination gehandelt habe. Er hatte in jener Nacht in London, die er schlaflos verbrachte, den toten Ohm leibhaftig in sein Zimmer treten sehen, und so absolut lebendig wirkte die Erscheinung auf ihn ein, daß er am nächsten Morgen die Leiche noch einmal untersuchen ließ, weil er einen Scheintod für nicht unmöglich hielt, was jedoch ärztlicherseits entschieden verneint wurde. Peters war nach Berlin zurückgekehrt, um hier auf Grund seiner britischen Erfahrungen die durch Hübbe-Schleiden, Jannasch und den Fürsten Hohenlohe-Langenburg theoretisch eingeleitete Kolonialbewegung in ein zweckentsprechenderes Fahrwasser zu leiten. Da die Herren aber keine praktische Kolonialpolitik zu treiben beabsichtigten und das Auswärtige Amt wenig Interesse für die Pläne Peters' zeigte, so beschloß dieser, auf eigene Hand vorzugehen. Hilfreiche Unterstützung fand er sofort bei dem Grafen Behr-Bandelin, der bei aller Wunderlichkeit seines Wesens doch eine scharfe

Digitized by Google

Dosis Menschenkenntnis besaß und sich auch bereit erklärte, den Vorsitz der neuen Gesellschaft für deutsche Kolonisation zu übernehmen. Leider war Luckhardt minder klug, und Peters suchte deshalb für seine Veröffentlichungen Anschluß bei der ‚Täglichen Rundschau', deren Redakteur Dr. Lange ihm verständnisvoller entgegenkam. Aus der Gesellschaft für deutsche Kolonisation entwickelte sich die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, deren Erfolge den Grund für unsere erste afrikanische Kolonie legten. Jener Märzabend aber, an dem Peters im Konservativen Klub einen Vortrag über die politische, wirtschaftliche und nationale Bedeutung einer überseeischen Kolonisation seitens des Deutschen Reichs hielt, war die Geburtsstunde unserer Kolonialpolitik. Was folgte, gehört der Geschichte an: auch der unbegreifliche Widerstand der Regierung und die wahrhaft kindische Wut, mit der die liberale Presse aller Schattierungen über Peters und sein Unternehmen herfiel. Gewiß hat Peters in seinem jugendlichen Eifer für die große Sache manche Unvorsichtigkeit begangen, selten aber ist einem Mann, der sein Bestes für das Vaterland opferte, mit so unerhörter Undankbarkeit gelohnt worden wie gerade ihm. Das Denkmal, das Hände der Freundschaft ihm in Deutschost setzten, hat der Feind niedergerissen; aber es wird wiedererstehen: des bin ich gewiß.

Der sogenannte Lokalredakteur hat viel mit den Reportern zu tun, die ihm Neuigkeiten zutragen. Auch unter diesen Leuten gab es derzeit manche recht originelle Erscheinung, wie den dicken Mathias, der ungeheuerliche Quantitäten Weißbier vertilgen konnte, den kleinen Friedländer, der Spezialist für Gerichtsverhandlungen war, und wie den merkwürdigen Herrn Biberfeld, der seine Notizen in unlesbarer Handschrift mit Blaustift auf Seidenpapier zu schreiben pflegte und sich stets bitter darüber beklagte, daß sie sofort in den Papierkorb flogen. Aber auch der junge Dichterkreis näherte sich in der ersten Hälfte der achtziger Jahre dem Blatte, so Max Stempel, Karl Bleibtreu und Max Kretzer. Kretzer hatte sich bereits durch seine Romane ‚Die beiden Genossen' und ‚Die Betrogenen' bekannt gemacht und übergab nun seinen neuen Roman ‚Die Verkommenen' dem ‚Deutschen Tageblatt', ein glänzendes Gemälde aus der Berliner Arbeiterwelt, das er in seinen späteren Werken nicht übertreffen konnte. Ich hatte damals auch die Romanabteilung übernommen und fing lustig mit dem Abdruck der ‚Betrogenen' an, obwohl uns das Manuskript erst zur Hälfte vorlag. Kretzer hatte sich freilich für pünktliche Weiterlieferung verbürgt, ließ uns indessen zuweilen im Stiche, wenn er einmal die Muse nicht über sich rauschen hörte, so daß wir mit dem Roman dann und wann aussetzen mußten. Nichtsdestoweniger errang er einen mächtigen Erfolg, nur verdachten es dem Verfasser die alten Freunde, daß er in dem Roman auch sonder Scheu die immer als peinlich empfundene Judenfrage streifte. Gerade darüber hatten wir gelegentlich mit dem ehrlichen alten Robert Schweichel eine heftige Auseinandersetzung; Schweichel, der politisch auf dem Boden der ‚Volks-Zeitung' stand, der er einige Jahre hindurch als Redakteur angehörte, warf Kretzer Einseitigkeit vor, während Kretzer mit Recht betonte, daß er auch die jüdischen Gestalten seines Romans durchaus nach dem Leben gezeichnet habe. Er wohnte damals in einem kleinen Zimmer in der Alexandrinenstraße und hatte noch hart mit dem Dasein zu kämpfen, war aber doch schon im Durchringen und hatte sich auch glücklich von den Einflüssen Daudets freizumachen verstanden, die seinen Roman ‚Sonderbare Schwärmer' charakterisierten. Dies seltsame Werk war 1879 unter anderem Titel in der ‚Berliner Bürger-Zeitung' abgedruckt worden, aber die Redaktion hatte die Bedingung gestellt, daß die in ihm genannten Berliner Straßen und Plätze umgetauft werden müßten; man brachte der neuen Realistik noch herzlich wenig Verständnis entgegen — man graulte sich auch ein bißchen vor ihr.

Eng befreundet war Kretzer derzeit mit Bleibtreu, der mit einem Byron-Roman und mit der Bearbeitung der Gunlaug-Sage sich literarisch eingeführt hatte und nun mit seinem Prosaepos ‚Dies Irae' auf den Plan trat und damit seinen Ruf als ‚Schlachtenschilderer' begründete. Bleibtreu war damals ein junger Bursche von dreiundzwanzig Jahren, von prachtvoller Naturwüchsigkeit und frisch zugreifender Derbheit. Er hatte mir wegen meiner Beurteilung seines ‚Dies irae' ein grobes Wort geschrieben, ich hatte grob geantwortet, und dann kam er zu mir, um mich persönlich zur Rede zu stellen. So freundeten wir uns an und unternahmen gemeinsam manche vergnügte Kneipenreise, bei denen er die Modelle für seine erste naturalistische Novellensammlung ‚Schlechte Gesellschaft' suchte und fand: die Lieblingsfigur der Jüngstdeutschen, wie Hanstein sagt, die Berliner Kellnerin. Hammann hatte inzwischen das ‚Deutsche Tageblatt' verlassen und eine eigene Zeitung konservativer Tendenz, aber für das arbeitende Volk bestimmt, begründet, die er ‚Kleines Tageblatt' nannte. Bei ihm trat Bleibtreu als Redakteur ein; die Redaktion wurde in einer Hofwohnung der Leipziger Straße geführt und war ein fideles Gefängnis. Die Geschichte dauerte indessen nicht lange; Hammann kam in das Pressebureau des Auswärtigen Amtes und krabbelte sich dort langsam und zielsicher in die Höhe, während Bleibtreu das von Lohmeyer ins Leben gerufene und dann in den Thielschen Verlag übergegangene Witzblatt ‚Schalk' übernahm. Im ‚Schalk' und seiner Beilage ‚Kauz' begann er nun mit scharfgespitzter Feder seinen Krieg gegen die ‚Götzen' der Literatur, als parodistische Einleitung zu dem Donnerschlag seiner ‚Revo-

Digitized by Google

lution' und mehrte damit den Reigen seiner Feinde, die im Laufe der nächsten Jahre zu einem recht stattlichen Heerbann heranwuchsen. Mit manchem aus der Gruppe dieser Jüngstdeutschen, die nunmehr in geschlossenem Zuge anrückten, wurde ich damals schon bekannt, so vor allem mit meinem lieben Freunde Heinrich Hart, dessen eben gegründete ‚Berliner Monatshefte' nur ein kurzes Dasein führten, mit Alberti-Sittenfeld, Oskar Linke und Hermann Conradi, den ich als schmächtigen kleinen Studenten traf und der Lust hatte, sich in der Hauptstadt sässig zu machen, um einen Berliner Roman zu schreiben. Aber er ging dann nach Leipzig. In diesem jungen Menschen loderte eine Feuerseele, und wenn er von seinen Plänen und Absichten sprach, leuchtete die Leidenschaft aus seinen Augen. Sein erstes Buch ‚Faschings-Brevier' hatte er gemeinsam mit Johannes Bohne herausgegeben, die ‚Modernen Dichtercharaktere', den lyrischen Aufschrei der neuen ‚Revolution', mit Wilhelm Arent, der mir gelegentlich durch Bleibtreu vorgestellt wurde: ein sehr vornehmer, etwas blasierter Jüngling, der viel über seine leidenden Nerven klagte und bald nachher die ganze gelehrte Welt durch eine ebenso kecke wie geistreiche Mystifikation in Aufregung versetzte; er gab eine Anzahl eigener Gedichte als aus dem Nachlasse von Reinhold Lenz stammend heraus. Noch zweier anderer blutjunger Poeten entsinne ich mich aus jenen Tagen, eines Studenten namens Herzfeld, der dann als Franz Held in die Reihe der Jungdeutschen trat, und des zwanzigjährigen Hartleben, der schon an seinem ‚Studententagebuch' dichtete und immer in der Lichtenhainer Bierkneipe in der Friedrichsstraße zu finden war. Er las uns auch einigemal Szenen aus einem Drama vor, das ‚Otto Godern' oder so ähnlich hieß, aber meines Wissens nie im Buchhandel oder auf der Bühne erschienen ist. Ein paar Jahre später saß er bereits fester im literarischen Sattel, und wieder war eine Reihe von Jahren vergangen, da hatte ich einmal mit ihm und Peters lustig gekneipt: plötzlich begann er heftig zu schluchzen und sprach von seinem nahen Tode. Der lag zwar noch in der Ferne, aber diese seltsame Stunde trat mir wieder lebhaft in Erinnerung, als ich vor zwölf Jahren an seiner Totenurne stand. —

Zwei Berliner Salons, in denen ich häufiger zu Gast war, erwähnte ich bereits: den der Frau von Hohenhausen und den der Frau von Hülsen. Frau Elise von Hohenhausen, wie sie sich nach ihrer Mutter, der Dichterin, nannte — sie war die Witwe eines Oberregierungsrats Rüdiger — führte den Salon ihrer Eltern, in dem dereinst Fouqué, Chamisso, die Chézy und Helvig u. a. verkehrt hatten, in der Gegenwart fort und verstand es, mit ihrer Nichte, Fräulein von Düring (unter dem Namen Arthur von Loy auch schriftstellerisch tätig), in ihm immer eine Schar geistig anregender Menschen zu versammeln. Sie wohnte in der Landgrafenstraße in der Nähe des alten Ludwig Pietsch, bei dem es auch gewöhnlich recht unterhaltend, nur geräuschvoller zuging, wenn am zweiten Weihnachtsfeiertage, seinem Geburtstage, das Haus die Gäste kaum zu fassen vermochte. Stand der Besuch des Prinzen Georg in Aussicht, so pflegte Frau von Hohenhausen dies ihren Freunden unter der Hand anzukündigen; und dann lag immer eine besondere Feierstimmung in der Luft, obwohl der Prinz kein Mensch der Etikette war und häufig auch ohne seinen Adjutanten erschien. Einmal konnte ich ihn in frischer Nachtstunde bis zu seinem Palais in der Wilhelmstraße zu Fuß begleiten. Der bestellte Hofwagen fuhr hinterher, der Prinz wünschte einen kleinen Spaziergang. Er erzählte mir damals viel aus seiner in Düsseldorf verlebten Jugendzeit, wo Immermann noch das Theater leitete und die neue Malerschule im Aufblühen war, und von Paris, wo er die Rachel kennen lernte, der er auch eine kleine Broschüre in französischer Sprache gewidmet hatte, ein verschollenes Heftchen, das er mir zusandte. Der Prinz war ein unendlich bescheidener und gütiger Mensch; eine Menge armer Schriftsteller wandte sich an seine Hilfe, und er bedauerte immer nur, nicht Mittel genug zu haben, um allen Anforderungen nachkommen zu können. In den sechziger Jahren verkehrte er viel in dem Hause eines Legationsrats von Tresckow, dessen begabte Tochter Ada unter dem Namen Günther von Freiberg schrieb und mit der ihn bald ein herzliches Freundschaftsverhältnis verband. Sie war es denn auch, die ihn dazu ermunterte, mit seinen Dramen an die Öffentlichkeit zu treten, und er ermöglichte ihr dafür eine italienische Reise, deren Ergebnisse die Romane ‚Fiamma' und ‚Perle von Palermo' waren; die Ehe, die sie mit einen Italiener schloß, wurde später wieder getrennt. Das Berliner Hoftheater verschloß sich der prinzlichen Muse, dafür hat Georg von Hülsen später seine ‚Sappho' in Wiesbaden aufgeführt. In Berlin mußte der Prinz an den Weinbergsweg, um seine Dramen auf der Bühne zu sehen; auch in das elende kleine Charlottenburger Schauspielhaus bestellte er mich einmal, wo seine ‚Medea' zu wohltätigen Zwecken schauerlich gegeben wurde.

Ich weiß nicht, ob es bekannt ist, daß Prinz Georg ein eifriger Förderer Wildenbruchs war, zu einer Zeit, da die Bühnen auch von ihm noch nichts wissen wollten. Ich war Wildenbruch schon bei Frau von Hohenhausen und bei Frau von Hülsen begegnet und ebenso häufiger mit ihm in der Italienischen Weinstube zusammen gewesen, wo er einem Kreise von Studenten und Freunden gern Bruchstücke seiner neuen Dichtungen vorlas. Einmal hatte er auch Heinrich Hart und mich zu sich in seine Junggesellenwohnung geladen (er heiratete erst drei Jahre später), wo er uns im Schlafrock

Digitized by Google

und in ewig rutschenden Hosen empfing. Aber dann begann er von seinem ‚Harold' zu sprechen und trug uns einige Szenen vor, und trotz des pathetischen Schwungs, den er beim Vorlesen liebte, war im Augenblick jede Äußerlichkeit verschwunden. Er hatte mich persönlich gern, weil er mit meinen Vater Anno Siebzig gelegentlich einen Landwehrtrupp nach Frankreich gebracht hatte, und so entspann sich denn zwischen uns allmählich eine herzliche Freundschaft. 1882 (ich war damals schon in Italien) hatte Direktor Scherenberg vom Viktoriatheater es mit einer Aufführung der ‚Karolinger' versucht, die eine stürmische Aufnahme fanden; auch die Kritik ging mit, mit Ausnahme Fontanes, der sein Herz für Wildenbruch erst nach den ‚Quitzows' entdeckte. Aber nicht immer war die Kritik so günstig. Daß sie den ‚Christoph Marlow' ablehnte, konnte Wildenbruch lange nicht verwinden, und noch empörter war er über das Verhalten der Presse bei Gelegenheit seines ‚Neuen Herrn'. Das war sechs Jahre nach der Zeit dieser Schilderungen, aber das Begebnis war doch zu bezeichnend für Wildenbruch, um nicht hier seinen Platz zu finden. Ich hatte für den Verein Berliner Presse den Auftrag übernommen, Wildenbruch zu bitten, bei dem Festbankett zu Ehren des sechzigsten Geburtstages Ernst Wicherts den Kaisertoast zu übernehmen. Das lehnte er ab, und zwar schrieb er mir darüber: „Erst vor wenigen Tagen, bei Gelegenheit des ‚Neuen Herrn', hat das Verhältnis, welches Seine Majestät zu mir und meinem Werke eingenommen hat, bei dem größten Teil der Berliner Presse eine Auslegung erfahren, die mich nicht nur in meiner literarischen, sondern wesentlich in meiner menschlichen Persönlichkeit auf das tiefste gekränkt hat. Absichten sind mir untergeschoben worden, meiner Gesinnung so fremd, daß ich tagelang den quälenden Zweifel in mir herumgetragen habe, ob ich bei einer solchen Verkennung meines Wollens und Wirkens zum Schaffen in der bisherigen Weise überhaupt noch fähig sein würde. Von den Herren, die so gegen mich geschrieben haben, werden am Abend des 11. März viele, sehr viele anwesend sein — und vor deren Augen und Ohren soll ich mich erheben und über meinen Herrn und Kaiser sprechen, wie mir ums Herz ist — das kann ich nicht, und wenn ich es könnte, täte ich's nicht ..." Das war der ganze Wildenbruch: immer wohlwollend, gütig, entgegenkommend, aber hell aufflammend in seinem gerechten Zorn. Er konnte oft zornig werden und hatte auch oft Grund dazu. Neue Theater waren in Berlin entstanden, aber die Bühnenverhältnisse hatten sich nicht gebessert. Für sein ‚Neues Gebot' fand Wildenbruch keine andere Heimstätte als das ferne Ostend-Theater, das ein altes Mitglied des Wallner-Theaters übernommen hatte. Dort kam das erschütternde Drama 1886 zur Aufführung und errang einen vollen Sieg. „Ich könnte heulen vor Freude," sagte Wildenbruch mir damals, und wirklich, ihm standen die Tränen in den Augen.

Sehr komisch war ein Zusammentreffen Wildenbruchs mit Oskar Meding. Herr Meding, der seit seinem Erstlingsroman ‚Um Szepter und Kronen' nicht nur als Gregor Samarow, sondern auch unter zahlreichen anderen Pseudonymen wie Detlev von Geyern, Leo Warren, Kurt von Walfeld, Walter Morgan, schon eine Riesenreihe von Bänden auf den Büchermarkt geworfen hatte, war auf die Idee gekommen, eine neue große Zeitung ins Leben zu rufen. Anfang der siebziger Jahre, da er noch in Berlin in der Großbeerenstraße wohnte, hatte er es schon einmal mit einer Wochenschrift versucht, die bei Janke erschien und ‚Der Reichsspiegel' hieß. Aber das Unheil wollte, daß die ganze Probenummer eingestampft werden mußte, weil durch ein Versehen des Setzers aus dem ‚Reichsspiegel' ein ‚Reichsspeigel' geworden war: ein böses Vorzeichen, das sich auch als solches erwies, denn die Wochenschrift hatte nur einen kurzen Atem. Ich war mit Meding durch den Baron Cramm bekannt geworden, der später Braunschweig im Bundesrat vertrat, und nun hatte er mich gebeten, ihm eine Empfehlung an Wildenbruch zu geben, den er als Herausgeber für sein neues Blatt gewinnen wollte. Wildenbruch schrieb mir auch gutmütig zurück, daß er uns gern empfangen wolle, und so machten wir uns denn zu ihm auf den Weg. Hier hielt Meding zunächst einen langen Vortrag über sein Unternehmen, aus dem hervorging, daß er drei Millionen Mark ‚à fond perdu' brauche, dann werde die Zeitung sich aber sicher mit dreißig Prozent verzinsen. Nun fragte Wildenbruch natürlich, ob Meding die drei Millionen schon habe, und als dieser verneinte, meinte Wildenbruch lächelnd: „Lieber Herr Regierungsrat, ich schlage vor: Kommen Sie wieder, wenn Sie sich Ihre Millionen gesichert haben. Dann können wir weiter über die Sache plaudern ..." Natürlich wurde nichts aus der Geschichte. Meding hatte durch seine ersten Romane viel Geld verdient. Er selbst erzählte mir einmal, daß der Hallbergersche Verlag allein ihm 60000 Mark Jahresrente vertraglich zugesichert hatte, die als Einreichungsgebühr gelten sollten. Dann überwarf er sich mit den Stuttgartern; er hatte wohl auch eine lockere Hand, kurzum, er kam in Vermögensverfall, so daß ich mich in seinen alten Tagen sogar bei der Schiller-Stiftung für ihn verwenden mußte. Er ist denn auch bitterarm gestorben. Persönlich war er übrigens eine höchst gesellige Natur und ein unterhaltender Sprecher. Kurz vor seinem Tode trug er sich noch mit der Absicht, die Siegesallee durch eine Romanreihe zu verherrlichen; es sollte ein romantischer Parademarsch sämtlicher Hohenzollern werden. Aber die Feder fiel Meding aus der Hand, ehe er die schnurrige Idee verwirklichen konnte.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

L. N. Tolstoi: Tagebuch. Erster Band (München, Georg Müller) — Waldemar Bonsels: Menschenwege. Aus den Notizen eines Vagabunden (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) — Rudolf Haas: Verirrte Liebe (Leipzig, L. Staackmann) — Lely Kempin: Die heilige Insel (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) — Kamerad Petrenz, Ausgewählte Blätter aus seinen Schriften, herausgegeben von Friedr. Hussong (Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau)

Seit dem Frieden im Osten kommt es uns wieder stärker zum Bewußtsein, daß wir mit der russischen Regierung, nicht aber mit dem russischen Volk Krieg geführt haben. Die abgerissenen oder unter den Nägelsohlen marschierender Soldaten zu Boden getretenen Verbindungsfäden unserer Nachbarkulturen wieder neu zu knüpfen ruft die Zeit, und wir, an unserem Büchertisch, erinnern uns, daß der russische Roman seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — als die Turgenjew, Gontscharow, Dostojewski, Leo Tolstoi in der Blüte ihrer Schaffenskraft standen — uns mehr war als der damalige englische, französische und italienische Roman zusammengenommen. Immer hat es den Deutschen dorthin gezogen, wo sein Senkblei die größere seelische Tiefe peilte, und die war bei den Russen, in erster Linie bei Tolstoi, dem großen Ethiker und Epiker. Nicht als ob wir ihm in seinen Lehren unbedingt folgen sollten, oder auch nur könnten —: die sind, wie seine ganze Weltauslegung, zu osteuropäisch, nur aus der dumpfen Beengung und großen Sehnsucht der russischen Volksseele zu verstehen. Aber man soll ihn lesen. Denn sich mit den Gedanken eines tiefen und ernsten Menschen beschäftigen, zumal wenn er ein großer Dichter ist, heißt nicht seine Zeit verlieren...

Und in keinem seiner vielen Bücher kommt uns Tolstoi so nah, wie in seinem jetzt erscheinenden Tagebuch, weil man hier den Alltag mit ihm erlebt und sein unausgesetztes Ringen mit Gott und Welt, mit sich selber und seiner Umgebung aus nächster Nähe beobachtet. Erschütternd ist dieser Kampf, aber auch erhebend, wie jede große Tragödie. Die Seelengewalt dieses Mannes, der zugleich Volkserzieher, Priester, Prophet, Dichter, Philosoph, Politiker und Bauer war, zeigt sich in der unerbittlichen Wahrhaftigkeit, mit der er sich selber über das, was er innerlich erlebt und durchkämpft, in diesem Tagebuch Rechnung ablegt. Immer strebt er, ein unermüdlicher Ringer, zu den höchsten Zielen, zu dem Unsichtbaren und zu jener Liebe, die von Gott zu den Menschen führt. Es ist ein Tagebuch des Alters; der vorliegende erste Band beginnt mit 1895, dem achtundsechzigsten Lebensjahr des Dichters, und endet mit 1899, also elf Jahre vor seinem Tode. Ein abschließendes Urteil wird erst möglich sein, wenn das ganze auf vier Bände berechnete Tagebuch, dessen zweiter Band, aus des Dichters Jugendzeit, 1846 bis 1863, demnächst herauskommt, erschienen ist. Zur Einführung sei nur darauf hingewiesen, daß Tolstoi, als er dies Tagebuch begann, sich neben politischen und religiösen Fragen besonders mit dem Problem der Kunst beschäftigt hatte (‚Was ist die Kunst' und ‚Über die Kunst'), nun aber mit heftig einsetzendem Schaffensdrang sich seinem großen Gewissensroman ‚Auferstehung' zuwendet, zum Zweck einer strengen Verurteilung unserer gesellschaftlichen Zustände. Wie tief dieser reformatorische Drang, bemerke ich hierzu in Klammern, das ganze Wesen Tolstois durchdrang, erkennt man recht, wenn man seine 1857 erschienene Novelle ‚Luzern' liest, wo er in zornigem Spott eine vornehme englische Tischgesellschaft verdammt. Einzelne satirische Streiflichter aus jener Erzählung könnten wörtlich in dem vierzig Jahre später erschienenen Roman stehen. Ähnliche Vergleiche werden sich nach dem Erscheinen des Jugendtagebuchs ergeben. Das Tagebuch ist herausgegeben von W. G. Tschertkow, Tolstois treuestem Freunde, und vortrefflich übersetzt von Ludwig Berndt.

Es ist ein Buch für ernste, nachdenkliche Menschen. Drei Fragen stellt der Alte von Jasnaja Poljana: „Welche Zeit ist die wichtigste? welcher Mensch? welche Sache?" Er antwortet: „Die Zeit — der Augenblick; der Mensch — der, mit dem man es gerade zu tun hat; die Sache — die Rettung der eigenen Seele, d. h. das Liebeswerk." Man sieht wie alle Fragen bei ihm schließlich eine ethische, zu Gott hingewandte Antwort finden. Aber man hat Tolstoi von jeher zu eng gefaßt, wenn man meinte, seine Religion laufe auf die altchristliche hinaus. Er bekennt in diesem Tagebuch: „Eine der Hauptursachen des Übels in unserem Leben ist der unserer christlichen Welt eingeimpfte Glaube an den ungeschlachten hebräischen Gott, der persönlich ist, während es doch das Hauptmerkmal Gottes ist, daß er durch nichts begrenzt, folglich nicht persönlich ist." Das klingt fast an den Spinoza-Goetheschen Pantheismus an. Und doch ist Tolstois Stellung zu Gott eine andere, seinerseits persönlichere: das Streben nach Gott ist ihm das Leben. „Würde ich,"

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Prof. Georg Papperitz

Digitized by Google

Digitized by Google

so sagt er einmal in einem seiner Bekenntnisbücher, „ihn je erreichen, so wäre es um mich geschehen, denn ich würde dann nicht mehr nach ihm streben können." Seltsam, daß sehnsüchtiges Gefühl somit zu dem gleichen Schluß kommt, wie kritischer Verstand —: auch Lessing wollte nicht die Wahrheit, sondern nur das Streben nach ihr.

Es ist nicht leicht, von diesem Tagebuch mit seinem schweren Gehalt einen Übergang zu den nachfolgenden Erzählungen zu finden, aber das ist ja auch nicht nötig. Nur schmalziger Feuilletonismus sucht Übergänge um jeden Preis, das Leben liebt die Gegensätze, lassen wir sie gelten und stellen ohne Brückenschlag neben den greisen Gottsucher Großrußlands die verhätschelte Jugend des gegenwärtigen Schrifttums in Deutschland. Verhätschelt? Freilich. Niemals ist auf dem Markt, man kann auch sagen: an der Börse, der deutschen Literatur die Jugend lediglich um ihrer Jugend willen so bevorzugt worden, wie in der Gegenwart. Ein Schriftsteller braucht nur noch nicht trocken hinter den Ohren zu sein, so gilt er schon als Gesalbter. Das hat, trotz mancher Übertreibung, sein Gutes, weil so ein zweiter Fall Kleist vermieden wird und weil eine rückhaltlose Ermutigung zu freiem Wagen die Aussicht auf Erschließung neuer Gefilde und neuer Gebilde öffnet. Merkwürdig ist nur eins: daß diese in den Vordergrund gerückte, um nicht zu sagen geschobene Jugend gerade auf dem Tummelplatz der Epik so gut wie ganz versagt.

Also gar kein junger Nachwuchs, gar keine Zukunftshoffnung unter den Erzählern? Doch! Man muß den Begriff Jugend nur etwas weiter fassen. Man muß das Auge nur vom lauten Markt wenden, wo die Modejünglinge mit den bunten Kragenlitzen und Knopflochrosetten ihrer verschiedenen Ismen einherstolzieren, viel von sich reden machen und viel selber von sich reden, man muß die Ohren nur vor dem Tamtamgedröhne und der gellenden Reklametrompete, die jedes vernünftige Wort überschreit, verstopfen und man findet schon Keim und Korn genug auf den weitgedehnten Feldern der deutschen Erzählungskunst. Freilich hat auch hier der Krieg manche Hoffnung zerbrochen — es sei nur an Gorch Focks Seeroman erinnert, an die Erwartungen, die man von Flex, Sack, selbst noch von dem älteren Löns hegen durfte. Vielen der besten, die der Krieg erst zur Dichtung berufen hat, fehlt es auch noch an der Zeit, sich ihr zu widmen, sie haben vorläufig Dringenderes zu tun. Aber es *gibt* Hoffnungen. Sie liegen bei denen, die mit offenem, hellem Auge in Welt und Leben blicken, ohne sich um ein Programm von Literaturkliquen, um die hemmenden Barrikaden der Ismen zu kümmern, die vielmehr einsam wie Faust in „Wald und Höhle" sich auf der „eigenen Brust geheime, tiefe Wunder" besinnen. Zwei solche Erzähler mögen heute nebeneinander den Vortritt haben: *Waldemar Bonsels* und *Rudolf Haas*. Beide sind Wanderer. Beide haben als gemeinsames Dichtergut ihre große Ursprünglichkeit, die aus übervollem Herzen schafft, und nicht nach einer Regel. Bonsels ist mehr grüblerisch, aber auch mehr lehrhaft, Haas gibt sich anspruchloser, naturfreudiger ohne Nebengedanken. Aber bei beiden spürt man, während man sie liest, etwas wie frischen Bergwind, der heiße Sehnsucht kühlt. Ein heimliches Rauschen meint man zu hören: ist es das ferne Meer? ist es Hochwald? ein gelbes Kornfeld? Oder ist es nur eine Muschel am Ohr?... Beide dienen in ihrer verschiedenen Art der Dichtkunst in jenem reinen Streben, das zum Ziel hat: uns von der Sinnlosigkeit und der Angst der Kreatur zu befreien ...

Menschenwege nennt *Bonsels* sein Buch und fügt als Untertitel hinzu: Aus den Notizen eines Vagabunden. Dieser Vagabund, der Dichter selber, hat seinen Landstreicherberuf aus Liebhaberei gewählt. Ein geistig vornehmer Mensch, trotz der zerrissenen Schuhe, eine adlige Seele unter Lumpen. Er hat viel gelitten, wenn auch am meisten an sich selber in seiner drängenden Unrast; viel hat er über sich nachgedacht und infolgedessen haftet ihm, der zugleich Dichter und Prophet ist, eine lehrhafte Redseligkeit an, die aus der Wirklichkeit hinweg sich oft, allzuoft in Betrachtungen von bedrohlicher Länge verliert. Diese ‚Menschenwege' sind nicht für jedermann gangbar, sie führen durch das Gestrüpp reichlich wuchernder Reflexion, manchmal geht's über Höhen und durch Tiefen, manchmal auch durch flaches Land. Aber: man atmet immer reine Luft. Und hier liegt das Wesentliche an der dichterischen Erscheinung von Waldemar Bonsels: man fühlt sich wohl in seiner Nähe, man lebt gern in seinem Gesichtskreis.

Wunderliche Gestalten begegnen uns. Zuerst kommt Holler, eine engbrüstige, schmierige Seele; als armer Strolch ist er noch erträglich durch seine fuchsartige Geriebenheit, später, als wohlhabender Hausbesitzer erst, verrät er die ganze Widerwärtigkeit seiner niedrigen Natur. Ein seltsames Verlobungsfest in einem reichen Hause überzeugt den Wanderer, daß das Glück nicht in goldenem Hause wohnt. Im Verbrecherkeller lernt er Penina und ihr Dirnenschicksal kennen, das sie unrettbar an einen schweren Jungen kettet. Ein würdiges Pfarrhaus nimmt unseren Vagabunden auf, und das nachtwandlerische Töchterlein besucht ihn im Mondglanz seines Stübchens. Viel Zartes webt sich da auf Silberstrahlen von Seele zu Seele. Und was weiß nicht der Selbstmörder, der am Buchenast im Walde baumelt, Nachdenkliches zu sagen mit seiner Wehmut über zerbrochene Treue. Abenteuerlich, wie alles ist auch die Einkehr unseres Vagabunden im romantischen Schloß und das kurze Sommerglück mit der Abenteuerin Teja. Ergreifend aber haftet in der Erinnerung das tragische Glück

Digitized by Google

des verbummelten Genies Scholander und der jähe Dolchblitz seines Endes.

Daß Bonsels sich zu solchen Gefallenen oder vom Schicksal Beiseitegeschobenen hingezogen fühlt, in denen doch ein Restchen guten Kerns steckt, ehrt ihn ebenso wie sein Widerwille gegen die Leute vom Schlage Zoller. Sieht man aber näher zu, so sind die Geschehnisse dieses Buches fast durchweg unwahrscheinlich, erklügelt und bühnenmäßig gestellt. Das Abenteuerliche wird oft um seine Wirkung gebracht durch die schon erwähnte Überlast von Betrachtungen sehr verschiedenen Wertes. Die Führung der Gespräche leidet an einer fast mathematischen Geistigkeit — wie errechnet drücken sich z. B. die Gegner in der „Sommernacht" aus. Weil Bonsels ein bedeutender Mensch ist, der vieles kann, muß ihm — mit dem Hut in der Hand — gesagt werden, welche Schlacken noch zerlegend und lösend auf die Legierung seiner Edelmetalle einwirken. Er ist ein Berufener. Nach einem silber- goldenen Kelch in schön getriebener Arbeit verlangt uns aus seiner Hand.

Aus klarem Bergkristall ist der, den Rudolf Haas in seinem Erzählungsbuch Verirrte Liebe bietet. Gefüllt mit der perlenden Frische eines lustigen Sprudelquells. Das Sprudeln bedeutet seine Einfälle, die Frische seine Naturfreude, das Klare sein Schauen und Sprechen. Und daß die ganze Helligkeit dieser Glitzergabe aus der Tiefe der Erdbrust hervorbricht, vom Atem reiner Bergluft umweht, gibt ihm die große Sinnfälligkeit. Eine dieser Geschichten scheint mir höchst charakteristisch für den ganzen Rudolf Haas, sie heißt: ‚Der unruhige Grislmatzerbhahn'. Dieser arme Grislmatz ist in einer düsteren Hofwohnung der Stadt als Sohn eines Flickschneiders unter zehn Geschwistern aufgewachsen, von denen er der schüchternste und einsamste blieb, mit einer stillen verträumten Sehnsucht im Herzen. Lange Jahre muß er sie heimlich in der Brust verschließen. Da endlich macht die Mutter eines Feiertages zur Erfüllung eines Gelübdes eine kurze Wallfahrt mit den Kindern. Die andern tollen, singen und lachen, der kleine Grislmatz aber kann vor Staunen und Seligkeit nicht sprechen. Zum erstenmal in seinem sechsjährigen Leben sieht er den blauen Himmel ohne die Abgrenzung von Hofmauern und Straßen, die weite, weite Welt mit Blumen, Gräsern, Bäumen und fernen Bergen. Da rollen der Acker goldene Meere weithin, Teiche blitzen, Bäche schäumen weiß um glatte Kiesel, Grillen zirpen, Lerchen jauchzen, Bienen summen im Klee, Rinder schnauben — o, da will es dem kleinen Grislmatz die Brust zersprengen, er bricht in Tränen aus und will heim, es ist ihm zuviel geworden, er fürchtet sich vor seiner Glückseligkeit. Natürlich wird er von den Brüdern gehänselt, von der handfesten Mutter gezaust, der närrische Bub. Aber von diesem Tage an ist der Wandertrieb über den kleinen Grislmatz gekommen, die pochende Unrast und Sehnsucht: Schaun gehn, wie's drüben ausschaut! Sehr hübsch wird nun sein Lebenslauf aus dieser Sehnsucht heraus entwickelt: wie er, von allen Menschen unverstanden, allein bei einer kleinen Spielgefährtin heimliche Erkenntnis seines Wesens findet, der Evakatl. Aber auch die verliert er, als sie groß geworden ist, durch seine träumerische Weltfremdheit. Das Leben spielt ihm noch manchen Schabernack, weil er immer nur „schaun gehn will, wie's drüben ausschaut". Sogar ins Gefängnis kommt er deswegen. Und als die Evakatl, die einen andern geheiratet hat, weil sie meinte, der Grislmatz habe sie vergessen, schließlich als junge Witwe erkennt, daß er sie allein neben der schönen Gotteswelt geliebt hat, da verpaßt er noch den Hochzeitstag auf einer schönen Wanderung und sie, die den Ausreißer kennt, muß ihn schließlich mit Gewalt zu sich holen.

Nicht alle Erzählungen stehen auf gleicher Höhe, so enttäuscht die erste: ‚Das Ehepaar Hunzlinger' durch ihren etwas herbeigequälten Humor. Zwei kleinere sind reichlich harmlos, andere, wie ‚Der mutige Schuster' offenbaren wieder jenes still-schelmische Poetenlächeln, das Haas so gut steht. Erfreulich ist immer seine ungekünstelte Echtheit, die im Volkstum wurzelt, seine heiße Liebe zu seiner Heimat und ihren Menschen. In Betrachtung der Natur findet er jedesmal eine besondere Note, er weiß ihre geheimsten Reize mit dem Auge des begeisterten Liebhabers zu entdecken, er kann dem Dichter dankbar sagen: „Nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur, Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust, Wie in den Busen eines Freunds zu schauen".

Der sommerliche Heugeruch, der einem aus diesem Buch des Kärntener Poeten entgegenweht, wird abgelöst von kühlem Meereshauche und der farbenfrohe Wiesenstrauß von einer Handvoll Seemuscheln und Bernstein — wenn man Die heilige Insel von Lely Kempin aufschlägt. Wer, wie ich, an der Waterkant geboren ist, der fühlt alljährlich um die Junizeit in seinem Innersten eine pochende Unruhe und ein sehnsüchtiges Drängen, ähnlich dem des Grislmatz, nur daß es unsereinen nach Meeresrauschen und Möwenschrei zieht, nach dem unbegrenzten Blick über die blaubewegte Fläche zu traumverschleiertem Horizont. Diese Sehnsucht nach der Salzsee findet reichliche Nahrung und zugleich Befriedigung in Lely Kempins Büchlein; es ist buchgewordenes Strand- und Sommerglück. Schon wenn man darin blättert und die vielen Lichtbilder sieht, die es schmücken, wird einem so wunderlich zu Sinn, daß man am liebsten den Koffer packen und nach dem Lehrter oder Stettiner Bahnhof eilen möchte. Die Bilder, von der Verfasserin selbst aufgenommen, sind das Vollendetste was ich je an Lichtbildern in einem Buch gesehen habe, offenbar hat der Verlag der Ausstattung ganz besondere Sorg-

Digitized by Google

falt zugewendet. Die Bilder zeigen immer wieder ein hübsches Mädchen von elf oder zwölf Jahren, sie wird dem Leser vorgestellt als Ingeborg, eine Waise, ein Künstlerkind, das nun bei einer Freundin der verstorbenen Eltern, einer Malerin, untergebracht wird, die ihre Sommer auf der ‚heiligen Insel' zubringt, dem Fischland genannten langgestreckten Eiland an der mecklenburgisch-pommerschen Küste. Der seltsame Reiz dieses weltabgeschiedenen Küstenstreifens wirkt auf die Malerin, in deren Bildern sich schon eine stetig wachsende Weltmüdigkeit ausspricht, wie ein Stück Urkraft, wie ein Erfrischungsbad. Nun Ingeborg mit ihrer warmen Jugend und Frische diese Welt belebt, wird es naturgemäß eine noch gründlichere Kur. Voll holdester Poesie sind die heimlichen Beziehungen, in die das junge Mädchen zu den seltsamen Schönheiten dieser entlegenen Welt tritt und mit liebevollem Künstlerauge hat ihre Erzieherin es verstanden, diese Beziehungen im Bilde festzuhalten. Wir sehen Inge im Blumenteppich der hohen Düne, wie die schöne Kindergestalt sich von dem Hintergrund des weiten Meeres abhebt, wir sehen sie an der großen holländischen Windmühle, zu der sie mitleidig sagt: „Flügel hast du und darfst doch nicht fliegen." Hier macht sie Bekanntschaft mit dem Müller, dem alten Seemann, der seine Mühle als sein Schiff ansieht, das zittert und stöhnt im Windesbrausen. Inge — die nie eine andere Kopfbedeckung als Kränzlein getragen hat — steht mit den bloßen Füßen im Wellengeringel, ihre blühende Gestalt mit dem wehenden Röckchen neigt sich zum Zicklein nieder, das es mit Grasnelken und wilder Petersilie füttert, wir sehen sie in wehendem Strandhafer, am Ziehbrunnen mit dem Kruge schöpfend, im Sande kniend, badend mit langhinwehendem Haar, tanzend auf grüner Wiese, oder schlafend im Grase, das liebe Gesicht von Blütendolden umringt. Und die Wundermärchen, die ihr der Brunnen erzählt, und das Fischerhaus und der Rosenstrauch und die Mühlenflügel und die Blumen erleben wir mit, endlich noch die alten Sagen der Insel vom Swantewit und seinem weißen Pferde, von der frommen Nonne Barbara, die nicht um Strandbrock beten wollte wie die anderen Nönnlein und der aus der Sturmflut nur ein wächsernes Herz beschert wurde, in die eine rote Hagebutte eingedrückt war. Von dieser Frucht stammen die vielen Rosenbüsche, die im Sommer auf der heiligen Insel blühen und sie segnen. Man sieht: es sind keine ‚Sensationen', die das Buch bringt, aber mit Rosen, hellen Strandrosen beschenkt, legt man es aus der Hand.

In wehmütiger Stimmung durchblättere ich das Buch vom Kameraden Petrenz. Ein guter Kamerad, das war er. „Ich kannte ihn, Horatio; ein Bursch von unendlichem Humor, voll von den herrlichsten Einfällen." 43 Jahre alt ist er als Kriegsfreiwilliger im Osten gefallen. Eine Fülle von Witz, Humor, Poesie und ein ehrliches deutsches Herz hat er mit ins Grab genommen. Er war ‚nur' ein Tagesschriftsteller, aber einer der lebendigsten im Geist, die es je gegeben hat, von stets bereiter Spannfreudigkeit. „Wo er hinkam," heißt es in dem Nachruf des Herausgebers, „war die Welt neu zu entdecken. Wo er die Augen hinwandte, gab es etwas zu sehen. Wo er war, ging etwas vor. Wo er schilderte, gewannen die Dinge Farbe." Das spürt der Leser auch in diesem Bande, der eine Auslese seiner besten Aufsätze und Gedichte bringt. Das funkelt und glitzert wie in einem Juwelierladen (zur Friedenszeit), aber niemals ist der Witz um des Witzes willen herbeigequält, er stäubt ihm bei jeder Bewegung vom Ärmel wie dem Bäcker das Mehl. Dabei ein ‚Journalist', der sich ehrlich begeistern kann. Das macht, er ist ein Dichter. Eine Mischung von Lichtenberg und Liliencron mit einem Schuß Ulrich Hutten. Ein Kamerad, der gern in still-entlegener Weinstube den Becher lupfte. Ein ganzer Kerl, der für seine Meinung mit jedem Blutstropfen einstand. Höchst bezeichnend für Petrenz, diesen flammenden Deutschen, ist es, wie er bei Ausbruch des Krieges in der Einleitung geschildert wird: „Als der Krieg anhob, da loderte dieser Landsturmmann zweiten Aufgebots hoch auf. Dann wurde er ungenießbar und ungenießbarer bis zu dem Tage, wo er in einer unsäglich schlecht sitzenden Hose und im Range eines Feldwebels erschien, um glückstrahlend Abschied zu nehmen. Dann wurde er wieder ungenießbar, als er merkte, daß er noch Wochen, ja Monate als Lehrer der Rekruten in Berlin werde bleiben müssen. Er war geneigt, zu behaupten, dieses sein Preußen werde doch durch Günstlingswirtschaft regiert, da täglich andere als er zur Front abgingen. Auf einmal war er weg und schrieb aus dem Schützengraben."

Dort hat es ihn denn bald „gehascht", wie er selber von einem gefallenen Kameraden schrieb, der liebe Kamerad Petrenz. Wie reich er als Mensch war, erkennt man recht aus diesem Buch. Ob man da eine Luftfahrt mit ihm macht oder eine russische Reise, ob man in den Parlamenten sich die großen und kleinen Politiker von seinem ulkigen und doch scharf charakterisierenden Silberstift zeichnen läßt, oder die Berliner Straßen und Kneipen mit ihm durchbummelt, immer ist man in Spannung gehalten durch seinen regsamen Geist, in behaglichster Laune durch seinen Humor und seinen Witz. Bis man endlich am Schluß ernst wird, wenn man seine letzten Zeilen aus dem Schützengraben liest. Aber auch da ist es ganz zuletzt, als ob sein brechendes Auge noch einmal in heller Begeisterung aufleuchtete, wenn er den Schlußsatz schreibt: „Dieses Deutschland wird leben, ob es gleich stürbe und aus dem heiligen Frühling reifen die Garben."

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Die Versteigerung der Gemälde des Barons Albert Oppenheim und die der Sammlung Gumprecht — Wilhelm Trübners Nachlaß — Kuriositäten in Porzellan: Die Zwerge der Sammlung Gumprecht — Wandmalereien von W. Wohlgemuth in München — Zu unsern Bildern

Schon seit Jahren harrten deutsche Sammlerkreise der Versteigerung der Kunstwerke aus dem Besitz des Barons Albert Oppenheim entgegen, die wegen der Kriegsverhältnisse mehrfach verschoben worden war, nun aber, zweifellos infolge der außerordentlich günstigen Erfolge der letzten Auktionen, vor allem der Sammlung Kaufmann, vor sich gehen sollte. Das Ergebnis der Versteigerung, die in Rudolph Lepkes Kunstauktionshaus in Berlin stattfand, hat vier Millionen bei weitem überschritten, indessen kann man nicht sagen, daß es den Resultaten ähnlicher Veranstaltungen irgendwie gleichgekommen sei, denn es handelte sich hier um allergediegensten Besitz, der von Kennern erworben und angemessen bewertet wurde. Daß das berühmte Bild, des Peter Christus ‚Darstellung aus der Eligius-Legende' 800000 Mark brachte, konnte nicht überraschen, angesichts der Bedeutung und Schönheit des Werkes. Ihm zunächst kam ein Pieter de Hooch ‚Mutter mit zwei Kindern' mit 450000 Mark, ein Th. de Keyser ‚Bildnispaar' mit 206000 Mark, ein G. Terborch ‚Zechendes Paar', von dem eine Reproduktion oder eine Wiederholung sich in Florenz befindet, mit 175000 Mark, ein Rubens ‚Sieg der Eintracht', ein Werk der höchsten Blüte des Meisters, mit 162000 Mark, ein Studienkopf Rembrandts mit 193000 Mark. Im übrigen ließ sich das Publikum durch die etwas freigebige Verleihung berühmter Namen durchaus nicht beirren und bewertete z. B. die angeblichen Gerard David ‚Maria mit dem Kind' mit 82000 Mark und van Dyck ‚Porträt des Frans Hals' mit 54000 Mark, während es zwei unzweifelhafte Frans Hals mit 230000 Mark und 186000 Mark bezahlte. — Bedeutend bescheidener waren die Bilderpreise bei einer anderen Versteigerung, der Sammlung Gumprecht, die Paul Cassirer und Hugo Helbing in ihrem Berliner Auktionshaus vornahmen. Wenn dieses Lebenswerk eines Mannes von bedeutend beschränkteren Mitteln, als es Oppenheim war, schließlich doch zwei Millionen gleichfalls überschritt, so ist daran der Umstand von Bedeutung, daß die Sammlung neben den Bildern auch andere Objekte umfaßte, die sich augenblicklich besonderer Gunst erfreuen: Holz und Porzellan. Vielleicht war auch nicht ohne Belang, daß der

Frans Hals: Bildnis (Sammlung Gumprecht in Berlin. Das 26×32 cm messende Bildchen ward um 310000 Mark verkauft)

Peter Christus: Aus der Legende des heiligen Eligius (Sammlung Oppenheim in Köln. In deren Versteigerung als höchstbewertetes Stück mit 800000 Mark bezahlt)

Digitized by Google

Kuriositäten in Porzellan: Zwerge aus der Meißener Manufaktur

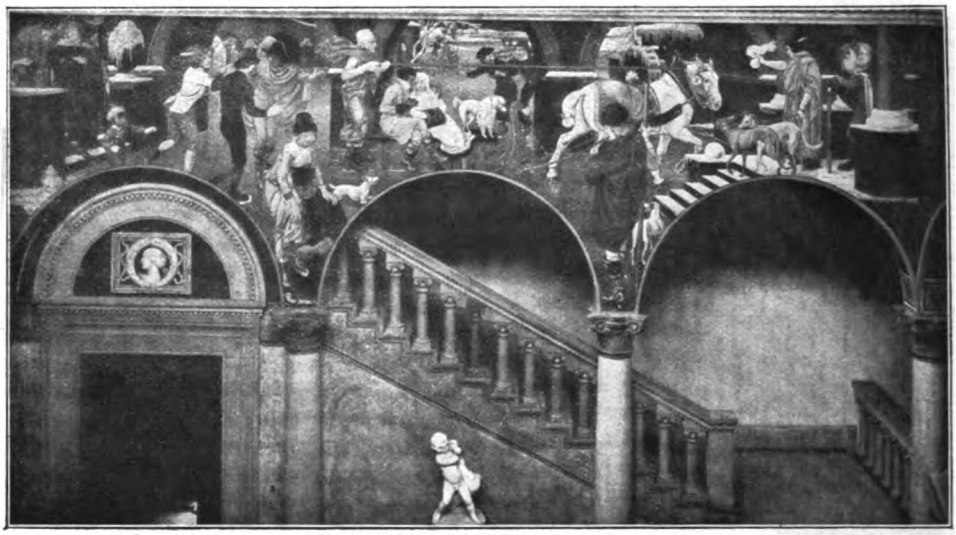
Besitz des alten Herrn aus den heimischen Räumen der Wohnung in dem großen Saal der Sezession am Kurfürstendamm so ungünstig wie möglich zur Aufstellung gebracht war. Was dort in der liebevollen Umwelt gepflegter kleinerer Räume anmutig und anmutend wirkte, das gewann hier etwas Unorganisches, Zusammengetragenes. Gleichviel, die Farbkunst hatte keinen glücklichen Tag, nur das Hauptstück, ein kleines Männerporträt von Frans Hals, ging für den angemessenen Preis von 310000 Mark nach Kopenhagen. Wenn man bedenkt, daß es vor Jahren den Besitzer nach seinen eigenen Worten eine schlaflose Nacht gekostet hatte, ob er wohl die Summe von 2400 Mark für das Bild anlegen dürfe, gewiß ein schöner Beweis für den sicheren Kunstinstinkt des Sammlers. Daneben gingen zwei schöne Bildnisse des Meisters von Flemalle und eins angeblich des Ghirlandajo für 81000 Mark und 71000 Mark billig genug fort, während eine Landschaft des Jan van Kessel 76000 Mark brachte und so die schon bei der Versteigerung Oppenheim bemerkte Vorliebe für diese Kunstgattung zu bestätigen scheint. Mußten die Preise der Bilder zu einer entschiedenen Enttäuschung werden, so entschädigte das Ergebnis bei der Holzplastik dafür bei weitem. Hier haben die Preise die Taxe erheblich überschritten. Mit noch größerem Interesse harrte man des Porzellans und vor allem der Spezialität dieses Porzellanliebhabers, der Hofzwerge aus Meißen, Venedig, Wien, Höchst und Capo di Monte. Man kann ein Bedauern nicht unterdrücken, daß es nicht gelungen ist, diese einzigartige Sammlung im ganzen zu erhalten. Es ist nicht unmöglich, daß schon jetzt in irgendeinem Sammlerherzen der Entschluß auflebt, die Zerstreuten

Meißener Arbeit

Meißener Arbeit

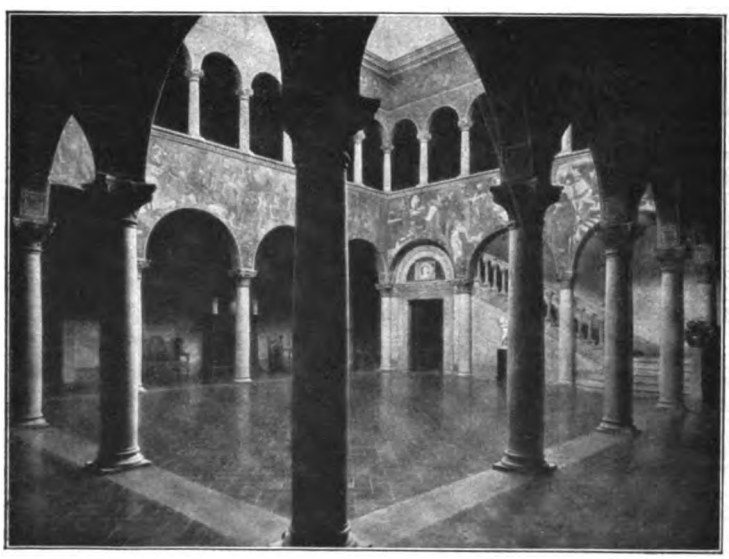
Aus der Wiener Manufaktur ◇ Zwerge aus der Sammlung Gumprecht ◇ Meißener Arbeiten

Digitized by Google



Aus der Reihe der Wandgemälde ‚Die Genüsse des Lebens' von W. Wohlgemuth in München
Ausgeführt in einer Villa in Günterstal bei Freiburg i. B.

und Getrennten wieder zu vereinen. Freilich wird dies nur mit ungleich größeren Opfern möglich sein, als der liebevolle Pfleger dieser kleinen Monstra sie zu bringen hatte. Denn so manchen seiner Kompagnie hatte er für 10, 30, oder wenn es hoch kam, für 50 Mark billig in seinen Besitz gebracht, während sie jetzt 4000 und 6000 Mark, wenn sie aus Meißen und Höchst stammten, 8000 und 10000 Mark, wenn sie der Wiener Manufaktur zugehörten, brachten. Die doch von Kennern festgelegte Taxe ist nicht selten um das Fünf- bis Achtfache überboten worden. War es die Stimmung, die diese Kauflust schuf, daß auch die Möbel zu ganz unverhältnismäßig hohen Preisen fortgingen? Eine schöne Schreibkommode war mit 15000 Mark schon sehr hoch bezahlt; daß aber Möbel und Teppiche ganz bescheidener Art Tausende brachten, läßt doch auf geringe Urteilsfähigkeit des zurzeit in dieser Art interessierten Publikums schließen. — An dieser Stelle sei im Anschluß an die eben erwähnten Auktionen noch bemerkt, daß der künstlerische Nachlaß des verstorbenen Meisters Wilhelm Trübner am 4. und 5. Juni durch Rudolph Lepkes Kunstauktionshaus in Berlin zur Versteigerung gelangen wird. —



Ansicht der Halle, deren unteren Wände den Freskenschmuck tragen

Auf den letzten drei Seiten geben wir in sieben Bildern eine Reihe von Fresken des Münchner Malers W. Wohlgemuth, die die Frührenaissancevilla eines Privatmannes in Günterstal schmücken und die im Anschluß an die vier Jahreszeiten im Stil der Zeit die Freuden der wechselnden Monate darstellen. Der Künstler, in Paris von deutschen Eltern geboren, hat nach seinen in Freiburg verbrachten Gymnasialjahren in München studiert und sodann in Rom gelebt, wo er durch Hildebrand, Böcklin, Volkmann und

Digitized by Google

Thoma manche Anregung empfing. Eine innere Verwandtschaft mit diesen Meistern ist dem sympathischen und trotz unzweifelhaft romanischer Einflüsse im Grunde kerndeutschen Künstler nicht abzusprechen. Das Vorwalten der Phantasie, die reine Freude am Schönen beherrscht seine Kunst, die sich so ganz aus der Vorstellung ergibt, da der Maler es grundsätzlich verschmäht, nach dem Modell zu arbeiten. —

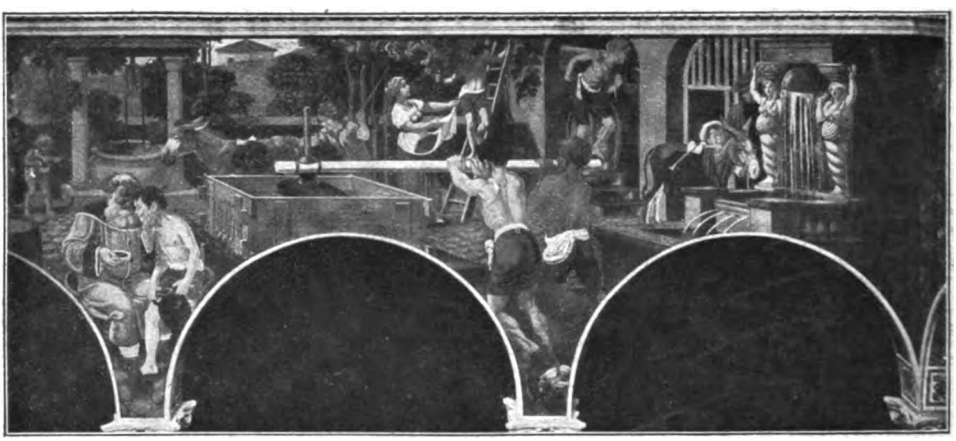
An Bilderschmuck bringt das diesmalige Heft zunächst ein reizvolles Interieur ‚Die Kavaliere der Marquise' von Prof. Hanns Pellar (n. S. 120), den unsere Leser bestens kennen,

und das besonders durch die unendlich feine Abwägung der satt gelben, hell und dunkel goldenen und mattgelben Farbenwerte interessiert, eine Frühlingsstimmung von der Elbinsel Finkenwärder in Blau und Grün

‚Die Genüsse des Lebens'. Wandgemälde in einer Villa in Günterstal bei Freiburg i. B. von W. Wohlgemuth in München

Digitized by Google

von dem jetzt im Heeresdienst stehenden Maler Ludwig Kath (n. S. 180), ein schönes Hochgebirgsaquarell von Otto Bauriedl (n. S. 168), dessen auch in dem Aufsatz über den Karpathenfriedhof gedacht ist, und ein geschmackvolles Stilleben ostasiatischer Kunst von dem Münchner Prof. Adolf Nißl (n. S. 160). Zwei Damenbildnisse, das eine von dem kürzlich verstorbenen G. Papperitz von etwas verschollener Mode, aber mit Verve gemalt (n. S. 208), das andere (unser Titelbild) von dem Münchner Julo Fehr, durch die Plastik der Herausarbeitung vor allem bemerkenswert, leiten mit dem amüsanten Flirtbildchen Eugen Spiros (n. S. 128) zu den Menschen über, während die flottgemalte Pferdeschwemme des Dresdner Prof. Emanuel Hegenbarth (s. w. S. 176 u. 177) das Auge jedes Tierkenners erfreuen wird. Den Verehrern des Berliner Meisters Klimsch wird die schöne Plastik einer ‚Reckenden' in der Reinheit der Auffassung und der bewunderungswürdigen Durchführung der Linie einen hohen Genuß gewähren (n. S. 192). Zum Schluß geben wir neben der Bildniszeichnung des nun auch gefallenen Fliegerhelden Frhr. von Richthofen, die Prof. Arnold Busch mit Meisterhand schuf (n. S. 158), für die Freunde der Lichtbildkunst eine wohlgelungene und geschmackvolle Wartburgaufnahme von Richard Thoms (n. S. 132), die allen Liebhabern dieses historischen Erdenfleckes ebenso anmutende wie große Erinnerungen wachrufen wird. J. H.



‚Die Genüsse des Lebens'. Wandgemälde in einer Villa in Günterstal bei Freiburg i. B. von W. Wohlgemuth in München

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Luise, Landgräfin von Hessen-Darmstadt
Miniatur auf Elfenbein vom Chevalier de Chateaubourg
In der Sammlung SKH. des Großherzogs von Hessen

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
32. Jahrg. Juli 1918 / 11. Heft

Fürstliche Miniaturen

Von Max v. Boehn

Aus Anlaß des im Verlage Kurt Wolff in Leipzig unlängst erschienenen Prachtwerkes „Die Miniaturen-Sammlung S. K. H. des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein"

Es gibt Künste, oder besser Kunstfertigkeiten, die so mit gewissen Abschnitten der Geschichte zusammenfallen, daß sie ihnen gewissermaßen das Gepräge aufdrücken. Dazu gehörte im 18. Jahrhundert die Miniatur, in der ersten Hälfte des 19. die Lithographie, in der zweiten die Photographie (und heute? die illustrierte Postkarte!). Eine von diesen Kleinkünsten hat immer die andere abgelöst und stets so vollständig verdrängt, daß die Vorgängerin gewöhnlich ganz vom Schauplatz verschwand, um sich in eine Verborgenheit zurückzuziehen, aus der sie erst eine spätere Generation wieder hervorzuziehen pflegt. Heute stellt man sich alle Augenblicke vor die Kamera, ein neuer Hut, ein neues Kleid sind Grund genug dazu. Früher ließ man sich einmal im Leben malen, meist nur dann, wenn man sich auf einem Höhepunkt der Existenz zu befinden glaubte, verlobt oder jung verheiratet, und dieses meist etwas geschmeichelt ausgefallene Bildnis begleitete einen dann in spätere Jahre als Zeuge einer glücklichen Epoche aus dem Frühling des Lebens. Soweit die Malerei in Miniatur, der Steindruck und das Lichtbild im Dienste des Tages standen, haben sie auch die gleichen Zwecke zu erfüllen gehabt; sie pflegten den Kultus der Persönlichkeit. Die Miniatur in der Zeit, als der Zuschnitt der Gesellschaft aristokratisch war, die Lithographie im bürgerlichen, die Photographie im demokratischen Zeitalter. In der Technik und in der Aufmachung haften ihnen deutlich diese Kennzeichen ihrer Art an. Die Miniatur ist ein feines Schmuckstück, das mit zierlichen Fingern liebevoll und zärtlich behandelt sein will, die Lithographie prangt an der Wand, wenn sie danach ist, ein Zimmerschmuck, die Photographie dagegen ist nur ein Massenartikel, auf den man nicht besonders acht gibt.

Miniaturbildnis von Prof. Hanns Pellar

Wir verstehen unter Miniatur ein Gemälde auf kleinstem Raum, gleichviel ob es mit spitzem Pinsel in Ölfarben auf Metall, Kupfer oder Messing, manchmal sogar Silber gemalt wurde, oder in Wasserfarben auf Karton in Schmelz als Email oder auf Porzellan ausgeführt wurde. Als Bildnismalerei seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgeübt, hat die Miniaturmalerei ihre Blüte im 18. Jahrhundert erlebt. Einmal hatte sich in dieser Zeit die Technik der Ausführung zu einer Verfeinerung ausgebildet, die nicht überschritten worden ist, zwei-

 Nachdruck verboten. Copyright 1918 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

A. Bencini. Die Familie der Kaiserin Maria Thereſia

tens beſchäftigte ſie in dieſer Zeit die größten Künſtler. Erſt ſeit man mit Waſſerfarben auf einem transparenten Grunde malte, erſt ſeit das Elfenbein das Papier abgelöſt hatte, erhalten die Miniaturen jenen warmen ſchimmernden Ton lebensvoller Friſche, der ſo viel von dem Inkarnat der Jugend hat und ihnen auch nach Jahrzehnten und Jahrzenten noch einen Reiz bewahrt, den keine andere Technik beſitzt. In Deutſchland, in England und in Frankreich haben ſich im Laufe des 18. Jahrhunderts große Künſtler im Anfertigen von Miniaturen betätigt. Wir nennen von Deutſchen u. a. Balthaſar Denner, Chodowiecki und Füger, von Engländern Cosway, von Franzoſen Liotard und Hall, die, obgleich ſie in Frankreich als franzöſiſche Künſtler hoch geſchätzt werden, von Rechts wegen als Ausländer zu gelten haben. Der eine war ein Schweizer, der andere ein Schwede. Die Miniaturmalerei iſt von den zünftigen Kunſthiſtorikern bis in die allerneueſte Zeit hinein völlig überſehen worden. Sie haben das ganze Gebiet ſo geringſchätzig behandelt, daß die Berliner Muſeen erſt vor zehn Jahren einen großen Teil ihres Beſitzes an Miniaturen öffentlich verſteigern ließen, ſo als fielen ſie gar nicht unter den Begriff von Kunſtwerken, deren Aufbewahrung der Mühe lohne. Die Pflege dieſer kleinen Kunſtdenkmale blieb den Liebhabern und Sammlern überlaſſen, die ſich ihrer allerdings auch mit beſonderer Liebe angenommen haben.

Man unterſcheidet leicht zwei Arten von Sammlungen, die einen ſind dadurch entſtanden, daß in alten Familien ſich Beſitz auf Beſitz häufte und durch Erbſchaft vermehrte, die anderen ſind durch ſyſtematiſches Sammeln errichtet worden. Auf beide

Digitized by Google

Weisen können stattliche Resultate erzielt werden. Den Miniaturenbesitz der Hohenzollern bewahrt ein Kabinett im Schlosse Monbijou, den älteren der Wittelsbacher das Nationalmuseum in München, die schwedischen Sammlungen im Schlosse Gripsholm, im Schlosse Rosenborg in Kopenhagen u. a. m. weisen in langen Reihen die Kleinbildnisse der Fürstenfamilien, die auf den Thronen dieser Länder einander folgten. Die bedeutendste durch Kauf zusammengebrachte Miniaturensammlung besaß wohl der verstorbene Morgan, der in verhältnismäßig kurzer Zeit unter Aufwendung von Summen, wie sie allerdings nur einem Milliardär zur Verfügung stehen, mit das Feinste und Schönste gesammelt hatte, was an Kleinkunst unter den Begriff Miniatur fällt. Der Katalog, den der Besitzer über seine Schätze veröffentlichen ließ, verzeichnet die berühmtesten Künstler mit Meisterwerken ihres Pinsels, die interessantesten Menschen, die kostbarsten Fassungen. Nur eines läßt er vermissen: die persönliche Note! Nicht in dem Sinne als schrie nicht jede Nummer: ich gehöre einem amerikanischen Milliardär, für den das Geld keine Rolle spielt, gewiß nicht, dieser Ton weht durch die dicken Bände des Katalogs dieser Sammlung wie die Grundstimmung eines verfeinerten Protzentums, das sich Kunst leisten kann, wenn sie nur viel kostet. Das was fehlt, ist die Verbindung zwischen dem Besitzer und seinen Schätzen. Was hat Herr Morgan mit Maria Stuart, mit Marie Antoinette, mit Napoleon I. zu schaffen? Die Bildchen, die sie von sich malen ließen, um sie Verwandten oder Freunden zu schenken, mit Hilfe derer sie Belohnungen verteilten oder Zeichen der Liebe und der Erinnerung, die immer einen mehr der weniger intimen Zusammenhang mit ihnen selbst besaßen, liegen nun in den Schubfächern eines reichen Mannes, nur weil er sie bezahlen konnte. Wer einmal eine Sammlung von Miniaturen in Händen hatte, die kleinen artigen Bildchen von lauter hübschen Leuten (die Miniatur kannte keine häßlichen, nebenbei gesagt) in den reizenden alten Fassungen von Medaillons, Dosen, Ringen, der wird sich von dem ganz persönlichen Zauber erfaßt fühlen, der ihnen innewohnt. Sie besitzen einen Reiz von Intimität und Traulichkeit, der den Produkten der großen Kunst der Ölmalerei völlig abgeht. Wohl dem, der als Kunstfreund und Liebhaber in der glücklichen Lage ist, von seinen Vorfahren her solche Kunstwerke zu erben. Für ihn bewahren sie den persönlichen Zusammenhang mit der Vergangenheit und halten mit ihm eine leise flüsternde Zwiesprache von alten Tagen und Menschen, die, mögen sie auch längst dahin sein, doch mit ihm eines Blutes waren. Eine solche Sammlung, von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben, gewinnt durch die Tradition, die sie umschließt, einen Wert, den keine Gelder

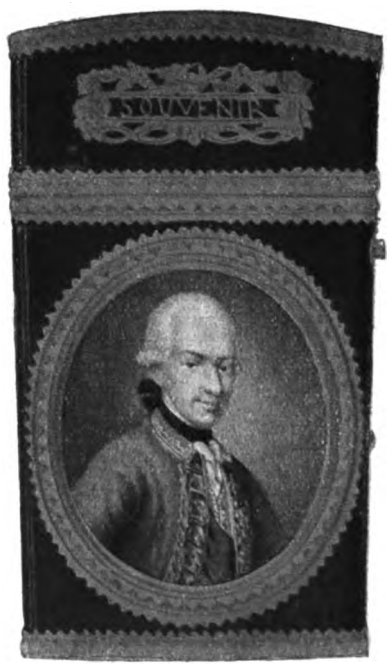
Ant. Friedr. König: Anna Amalia, Prinzessin von Preußen

Karoline, Landgräfin von Hessen (Die große Landgräfin)

Digitized by Google

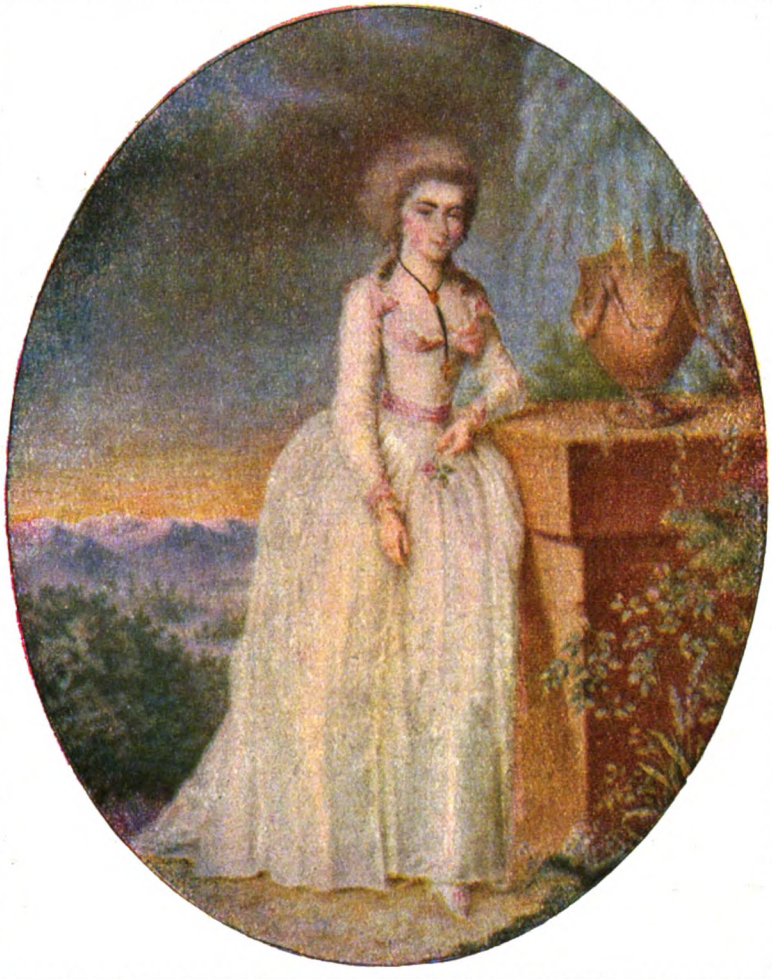
erkaufen könnten. Zu diesen gehört die des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen, die der kunstsinnige Besitzer eben in einem prächtigen Bande veröffentlicht, der sich in seiner Ausstattung würdig neben die Kataloge Morgans stellt, ja in seinen meisterhaften ein- und mehrfarbigen Lichtdrucktafeln, die dank freundlicher Bewilligung den Abbildungen dieses Aufsatzes zugrunde gelegt werden konnten, eine größere Leistung bedeutet als jene Bände, denn die Publikation der großherzoglichen Sammlung erfolgte mitten im Kriege, technisch auf allen Seiten gehindert und eingeschränkt, während die Morganbände im tiefsten Frieden hergestellt wurden. Wenn der Darmstädter Kollektion auch die großen Kanonen fehlen, die Künstlernamen vom ersten Range und die Personen von allgemeinem Interesse, so besitzt sie dafür um so stärker jenen Reiz der Intimität, den ihr der Zusammenhang mit dem fürstlichen Besitzer gewährt. Alle Bildchen beziehen sich auf die hessische Familie, ihre Anverwandten und Zugetanen, und da die einst landgräfliche nun großherzogliche Familie nahe Angehörige auf den Thronen Preußens, Rußlands und Englands besaß, so eröffnen sich von dem stillen Winkelchen dieser Miniaturenkammer aus weite Perspektiven in die Weltgeschichte. Wie das für den hohen Besitzer ein ganz besonderer Reiz sein muß, so ist er es auch für den Fernerstehenden.

Die frühesten Kleinporträts der Sammlung gehören der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an; etwa 1570 beginnend, begleiten sie die fürstliche Familie in ihren verschiedenen Linien durch volle drei Jahrhunderte. An dem Endpunkt der langen Reihe steht ein Meisterwerk der Bildniskunst im kleinen, das Porträt des regierenden Großherzogs in feldgrauer Generalsuniform, gemalt 1915 von dem in Darmstadt lebenden Wiener Hans Pellar. Auf blau und gelbgrau gestellt, ganz diskret durch das Rot an Mütze und Kragen gehöht, ist es auf kleinem Raum ein großes Kunstwerk von starker Eigenart, ein kleines Denkmal einer gewaltigen Zeit. Wenn auch manche der landläufigen Berühmtheiten fehlen oder nur mit Werken einer minderen Qualität vertreten sind, so bringt uns die Sammlung dafür andere Künstler nahe, die wie Friedrich Jakob Hill (1758—1816) von nun an unter den großen Miniaturisten genannt werden müssen. In seinem Selbstporträt wenigstens ist ihm ein glänzender Wurf gelungen. Es ist ein Meisterstück an Charakteristik und Auffassung, durch Schärfe der Beobachtung ebenso ausgezeichnet, wie durch die delikate Behandlung der Farbe, die bei größter Beschränkung auf nur wenige Töne doch eine starke malerische Wirkung zu erzielen weiß. Man wird sich wohl gewöhnen müssen, diesen hessen-darmstädtischen Hofmaler in Zukunft neben Füger zu nennen, der als Miniaturist bis jetzt in Deutschland ziemlich allein stand. Johann Heinrich Füger (1754—1818) war ein Heilbronner Kind, das es in Wien zu Ruhm und Ansehen brachte. Merkwürdigerweise nicht durch seine hervorragenden Leistungen als Miniaturmaler, über die seine Zeitgenossen sich ausschweigen, sondern durch seine großen Bravourstücke in Öl aus der alten Geschichte. Man lese nur, wie begeistert sich der Spaziergänger nach Syrakus 1801 über die Bilder ausspricht, die er in Fügers Atelier sah. Der sonst so nüchterne und trockene Seume gerät förmlich ins Schwärmen und braucht im ganzen Verlauf seiner Reise nicht wieder so viel schmückende Beiworte, als er hier an die Kompositionen des Historienmalers wendet. Gerade diese haben für uns ihr Interesse verloren, während die Porträtminiaturen des Meisters nach langer Vergessenheit wieder nach ihrer ganzen Bedeutung erkannt wurden und von Jahr zu Jahr in der Wertschätzung steigen. Füger ist seinen hochgepriesenen Zeitgenossen, dem Engländer Cosway, wie den Franzosen Augustin, Isabey, Hall u. a. entschieden überlegen. Keiner versteht wie er bei aller Anmut und Grazie die Kunst der Charakterisierung und keiner besitzt gleich ihm die Gabe, überzeugend zu individualisieren. Die Darmstäder Sammlung hat von seiner Hand ein Bildnis der Freifrau Elisabeth Ruedt von Collenberg, geb. von Harpprecht. Die Dame entstammte der Familie des Juristen Stephan Christian Harpprecht, der im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts aus Württemberg hatte flüchten müssen und sich nach Wien begeben hatte, wo er zu solchen Ehren kam, daß ihn Kaiser Karl VI. mit dem Prädikat zu Harpprechtstein in den erblichen Adelstand erhob. Sie heira-



Ludwig X., Landgraf von Hessen-Darmstadt, als Erbprinz. Späterhin Großherzog Ludwig I

Digitized by Google



Friedr. Jac. Hill ∞ Luiſe, Erbprinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt
Gemahlin des a. S. 220 abgebildeten ſpäteren Landgrafen Ludwig X.

tete ein Mitglied der uradligen Familie Ruedt, die damals noch zur unmittelbaren freien Reichsritterſchaft in Franken gehörte. Ihr ſchönes Stammſchloß Collenberg liegt am Main. Sie ſtarb in hohem Alter erſt 1834.

Wie Füger ein Wiener war, der aus Schwaben ſtammte, ſo war der Maler A. Benzini ein Wiener Künſtler, der aller Wahrſcheinlichkeit nach in Italien daheim war. Man weiß von ihm nicht mehr, als daß er gute Bildniſſe gemalt hat. Für einen Künſtler ſchließlich die Hauptſache. Das Familienbild der Kaiſerin Maria Thereſia und aller ihrer Kinder rührt von ihm her. Es war ein Geſchenk der Kaiſerin an die Landgräfin Karoline von Heſſen und iſt dadurch intereſſant, daß der Hofmaler die Stellung der hohen Ehegatten zueinander in ſehr bezeichnender Weiſe dadurch charakteriſierte, daß er der Kaiſerin die überragende Haltung gab, die der Erbtochter des letzten Habsburgers, der Königin von Ungarn und Böhmen gebührte. Kaiſer Franz hatte ihr nichts mitgebracht als ſeine Perſon und nach einigen Jahren den hübſchen Titel des römiſchen Kaiſers. Zu ſagen hatte er in den Reichen ſeiner Frau nichts, in ſeinem eigenen womöglich noch weniger. Er trägt hier nicht das Zeitkoſtüm, ſondern die goldſtoffene Zeremonientracht des Hofes, das ſpaniſche Koſtüm. Im Leben war er gar kein Freund desſelben, ſondern führte zum großen Verdruß der alten Höflinge die franzöſiſche Mode ein und legte auch die große Allongenperücke ab, die bis dahin am Wiener Hofe ein Vorrecht des regierenden Kaiſers geweſen war. Sein Sohn Joſeph, der hier neben

Digitized by Google

der Mutter im roten goldgestickten habit habillé der französischen Tagesmode steht, ging dann noch einen Schritt weiter wie sein Vater und trug selbst bei feierlichen Gelegenheiten nur Uniform, gerade wie sein großer Rivale Friedrich II. Fürst Joseph Khevenhüller erzählt, wie aufgeregt der Hof war, als der junge Kaiser unmittelbar nach seines Vaters Tode das spanische Mantelkleid endgültig abschaffte. Unter den hier auf dem Perron des Lustschlosses Schönbrunn versammelt gedachten zwölf Kindern des kaiserlichen Paares befinden sich zwei spätere Kaiser und zwei spätere Königinnen. Das Kind in der Wiege ist Marie Antoinette, die unglückliche Herrscherin von Frankreich.

Unter den Bildnissen der hessischen Familie steht an erster Stelle das Kniestück der großen Landgräfin Karoline (1721—1774). Wie ihre Zeitgenossen, der Preußenkönig Friedrich und die russische Zarin Katharina, führte sie den Beinamen der Großen, ohne daß weder ihre Schicksale noch ihr Wirken Veranlassung gegeben hätten, ihr ein so seltenes Prädikat zu verleihen. Vielleicht ist es aber nur um so ehrender für sie selbst, daß es allein ihre Persönlichkeit war, die ihr diese Auszeichnung eintrug. Der Zauber ihres Geistes war es, der jeden in Bann schlug, der mit ihr in Berührung kam. Wieland wünschte nur einen Augenblick Herr des Schicksals sein zu können, um sie zur Königin von Europa zu erheben, und nicht weniger schwärmerisch drückt sich Melchior Grimm aus, der beklagte, daß die Fürstin nicht allmächtig sei wie die Vorsehung, denn dann würde sie das Glück der Welt sein. Friedrich II. setzte ihr als Grabschrift: An Geschlecht ein Weib, an Geist ein Mann, und so hat denn auch die Nachwelt Goethes Wort „die große Landgräfin“ allgemein übernommen. In kleinen Verhältnissen geboren und groß geworden, sie war eine Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken, lebte sie mit ihrem Gatten lange in Prenzlau, wo auch vier ihrer Kinder geboren wurden und hat auch, als ihr Gatte den Thron bestieg, nie aus der Enge ihres kleinfürstlichen Daseins herausgefunden. Ihre Korrespondenz mußte sie, wie einst Liselotte in Versailles, für alles entschädigen, was ihr das Leben versagte. Sie gab sich ihr mit ganzer Seele, ja bis zur Schädigung ihrer Gesundheit hin und hat mit allen Koryphäen ihrer Zeit: Goethe, Herder, Wieland, Voltaire in regem geistigen Gedankenaustausch gestanden. Eine ihrer Töchter wurde Königin von Preußen, Friederike, die Gemahlin König Friedrich Wilhelms II, eine andere heiratete den Großfürsten Paul von Rußland, starb aber, ehe er den Thron bestieg. Eine Tochter des Großfürsten späteren Kaisers Paul ist die von Augustin Ritt gemalte Erbprinzessin Helene Paulowna von Mecklenburg-Schwerin (1784 bis 1803). Wiederholt ist die schöne und anmutige Erbprinzessin Luise von Hessen-Darmstadt von den Miniaturisten ihrer Zeit gemalt worden. Der Chevalier de Chateaubourg, Cornelius Hoyer und Friedrich Jakob Hill haben sich bemüht, ihre Züge festzuhalten. Die beiden ersten in einer poetischen Aufmachung, wie sie dem Geschmack der Zeit entsprach, der letztere mehr so, wie man sich wirklich getragen hat. Ihren Gemahl, den späteren Großherzog Ludwig I., stellt die Miniatur auf dem Souvenir dar, einem jener Kleinode in Email und Goldfassung, wie das 18. Jahrhundert sie so liebte. Das kleine

Cornelius Hoyer ∞ Luise, Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt

Digitized by Google

Elisabeth, Freifrau Rüdt von Collenberg
Miniatur auf Elfenbein von Heinr. Frieda Füger
In der Sammlung S.K.H. des Großherzogs von Hessen

Digitized by Google

Digitized by Google

Büchschen enthält auf der anderen Seite unter Kriſtall ein Monogramm aus Haaren, das den Namen der Kuſine und Braut Luiſe Caroline Henriette darſtellt, und innen Elfenbeintäfelchen für Notizen. Das ſorgfältig gearbeitete kleine Kunſtwerk verrät ſich durch die Goldſtempel als Pariſer Arbeit. Es gehörte wohl zur Ausſtattung der Prinzeſſin. Bräute aus fürſtlichen Familien fanden in ihrer ‚Corbeille' damals eine Anzahl ſolcher Doſen und Etuis, die mit Miniaturen des Bräutigams oder der Braut geſchmückt dazu beſtimmt waren, bei der Hochzeit unter die Perſonen des Gefolges verteilt zu werden. Das vorliegende Exemplar haben die Braut und ihre Schweſter benutzt, um mit Bleiſtift Widmungen an den Bräutigam und Vetter auf die Elfenbeinplättchen zu ſchreiben.

Le Chevalier de Chateaubourg ∞ Luiſe, Königin von Preußen

Eine heſſiſche Prinzeſſin iſt auch die von Johann Friedrich Tielker gemalte Herzogin Auguſte von Pfalz-Zweibrücken (1765 bis 1796), die erſte Gemahlin des ſpäteren Königs Max I. von Bayern. In dieſem hübſchen Bilde hat der Künſtler ſich ganz dem antikiſierenden Geſchmack der Zeit hingegeben. Indem er die Prinzeſſin als Opferprieſterin darſtellt, huldigt er der Mode ſeiner Tage.

Das Klaſſiſche herrſchte mit abſoluter Macht, man ſuchte ſich ſelbſt und den Stil ſeines Lebens dem Vorbilde anzupaſſen, das man im Altertum gefunden zu haben glaubte. Als 1804 der Herzog Georg von Meiningen geſtorben war, veranſtaltete man eine Totenfeier, wo Nymphen und Genien an blumengeſchmückten Altären den Manen des Verewigten opferten; als im abgelegenen Kurland die Töchter des alten Herrn von Mannteuffel ſeinen Geburtstag feiern wollen, da wiſſen ſie nichts Stilvolleres zu erſinnen, als einen künſtlichen Hain im Zimmer zu errichten und in der

Joh. Friedr. Tielker ∞ Friederike, Prinzeſſin von Preußen, und ihr Gemahl Prinz Ludwig, Sohn König Friedrich Wilhelms II. von Preußen

Digitized by Google

Mitte einen Altar, an dem sie Opfer darbringen werden. Die Herzogin, die starb, ehe der Herzog auch nur Kurfürst von Bayern wurde, ist die Mutter Königs Ludwig I., der Kaiserin Karoline von Österreich und der Prinzessin Auguste, der Gemahlin von Eugen Beauharnais. Auch von ihr liegt ein hübsches, von Gigola gemaltes Bildnis vor, das sie zurzeit ihres höchsten Glanzes als Vizekönigin von Italien mit ihrer kleinen Tochter

Joh. Friedr. Tielker ∞ Auguste Wilhelmine, Herzogin von Pfalz-Zweibrücken

darstellt. Eugen Beauharnais, unter all den Angehörigen des großen Kreises, der sich um Napoleon I. scharte, sicher die sympathischste Figur, ein schöner, liebenswürdiger und ritterlicher Mann, vermählte sich 1806 mit der 18 Jahre alten Prinzessin, mit der er eine außerordentlich glückliche Ehe geführt hat. Sie lebten als Vizekönige in Mailand, wo sie einen großen Hof hielten, von dem der Maler Albrecht Adam hübsch zu erzählen weiß. Eugen tat viel für seine Residenz, er gründete die Brera mit ihrer berühmten Galerie und durfte nach dem Sturze seines Stiefvaters eine Zeitlang mit Recht hoffen, die Würde des Vizekönigs von Italien mit der eines Königs der Lombardei zu vertauschen. Aber diese Krone blieb so gut eine Schimäre wie jene von Polen, die ihm gewinkt hatte, oder das Großherzogtum Frankfurt, dessen Anwartschaft ihm 1810 zuteil geworden war. König Max machte seinen Schwiegersohn zum Herzog von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstädt. Wer heute das abseits gelegene malerische Eichstädt besucht, kann in der ehemaligen Residenz des fürstlichen Paares noch einige der schön dekorierten Wohnzimmer sehen, die sie sich damals einrichten ließen. In der Michaelshofkirche in München steht im Querschiff das Grabdenkmal Eugens von Thorwaldsen. Das Kindchen, welches die Fürstin auf dem Schoße hält, ist ihre älteste Tochter Josephine, der Napoleon in der Wiege den Titel „Prinzessin von Bologna" erteilte. Sie heiratete 1823 den Kronprinzen, späteren König Oskar von Schweden. Auch die übrigen Kinder Eugens und der Prinzessin Auguste haben glänzende Partien gemacht. Die zweite Tochter heiratete der Fürst von Hohenzollern-Hechingen, die dritte der Kaiser von Brasilien, der eine Sohn wurde König von Portugal, der andere als Gemahl der jüngsten Tochter Kaiser Nikolaus' I. von Rußland Kaiserliche Hoheit. Er verlegte den Sitz der Familie Leuchtenberg von Bayern nach Rußland und gab auch sein Münchener Palais auf, dessen Einrichtung seinen Vater allein an Mobiliar 1 800000 Franken gekostet hatte.

Ein feines Bildchen von Desvernois zeigt die zweite Gattin des Königs Max von Bayern Karoline (1776 bis 1841), eine geborene Prinzessin von Baden. Der Sohn, welchen sie hier im Arme hält, ist nur drei Jahre alt geworden. Von ihren Kindern blieben nur ihre vier Töchter am Leben, von denen sie durch die dritte, Sophie, Großmutter des eben verstorbenen Kaisers Franz Joseph von Österreich wurde. Die älteste, Elisabeth, wurde die Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, die zweite, Amalie, heiratete den späteren König Johann von Sachsen, die letzte endlich, Maria, wurde durch ihre Ehe mit

Digitized by Google

Augustin Ritt ∞ Helene Paulowna
Großfürstin von Rußland

König Friedrich August II. ebenfalls Königin von Sachsen.

Unter den für Preußen besonders interessanten Bildnissen der Darmstädter Miniaturensammlung heben wir noch die schönen Schwestern hervor, die Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz, jene von dem Chevalier de Chateaubourg, diese nebst ihrem Gatten von Johann Friedrich Tielker gemalt. Beide lebten lange Zeit in Darmstadt, wo sie unter den Augen ihrer mütterlichen Großmutter, der Witwe des Landgrafen Georg Wilhelm, erzogen wurden. Während dieses Aufenthaltes kamen sie häufig nach dem benachbarten Frankfurt am Main, wo sie unter andern auch mit Goethes Mutter Freundschaft schlossen. Frau Rat hat Bettinen erzählt, wie harmlos fröhlich die jungen Prinzessinnen sich in ihrem Hause tummelten und daß es für sie ein Hauptspaß war, den Brunnen im Hofe auszupumpen. Solche Freuden waren ihnen in Darmstadt versagt. In diese Zeit ihres Darmstädter Aufenthaltes fällt auch die Bekanntschaft mit den beiden preußischen Prinzen, dem damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm III. und seinem Bruder, dem Prinzen Louis. Diese Bekanntschaft führte rasch zur Verlobung und zur Hochzeit, die 1793 stattfand. Die Miniatur der Königin Luise, entweder 1795 oder 1799 ausgeführt, zeigt die hohe Frau mit stark ins Rötliche fallendem Haar. Das kann sowohl künstlerische Lizenz sein, wie Modelaune, denn damals trugen die Damen Perücken von verschiedenen Nüancen, die sie je nach ihrer Stimmung oder der Farbe ihrer Toilette wechseln konnten, z. B. morgens rot, zum Mittag schwarz, abends blond. Diese Bizarrerie der Mode hing wohl damit zusammen, daß von vornherein niemand glauben konnte, die Fülle der Locken, die verlangt wurde, könne überhaupt Eigenbau sein und der Wechsel der Farben mit schöner Offenheit eine Tatsache zugestand, die ohnehin jedem bekannt war. Die Schwester der Königin, Prinzessin Friederike, hat ihr eheliches Glück an der Seite des Prinzen Louis nur drei Jahre genossen. Sie wurde bereits 1796 Witwe. Im ersten Schmerz über ihren Verlust beschloß sie, ihrem verstorbenen Gat-

J. Desvernois ∞ Karoline, Königin von Bayern, mit ihrem Sohn
Maximilian

Digitized by Google

ten ein großartiges Marmordenkmal zu setzen, mit dessen Ausführung sie Schadow beauftragte. Der Künstler hat in seinen Erinnerungen erzählt, welcher Unstern ihn bei dieser Arbeit verfolgte, denn ehe er nur die erste vorläufige Skizze beendet hatte, war die trostlose Witwe schon wieder verheiratet. Sie vermählte sich 1798 mit dem Prinzen Friedrich von Solms-Braunfels und als sie 1814 abermals Witwe geworden war, im folgenden Jahr mit dem Herzog Ernst von Cumberland. Das fürstliche Paar hätte von Rechts wegen in England leben sollen, aber da der Herzog dort äußerst unbeliebt war und die Königin Charlotte die Herzogin geradezu boykottierte, z. B. nicht litt, daß sie bei Hofe vorgestellt wurde, so zogen sie 1819 nach Berlin, wo sie bis 1828 lebten und ein großes Haus machten. Sie bildeten den Mittelpunkt der vornehmen Berliner Gesellschaft, in der der Herzog seiner scharfen Zunge wegen allerdings ziemlich gefürchtet

Friedr. Jac. Hill ∞ Die Prinzen Ludwig und Karl von Hessen, Söhne Großherzog Ludwigs II.

war. Als er 1837 König von Hannover wurde, verlegte das Ehepaar seinen Wohnsitz nach der neuen Residenz. Die Königin hat die neue Krone nicht mehr lange getragen, sie starb, dreiundsechzig Jahre alt, 1841 und liegt in dem stimmungsvollen Mausoleum von Herrenhausen an der Seite ihres Gatten. Beide Sarkophage mit den liegenden schönen Statuen des Herrscherpaares wunderlicherweise so orientiert, daß sie dem Altar den Rücken drehen.

Noch ein anderes Bildchen der Sammlung weist nach Preußen, das von Anton Friedrich König gemalte, der Prinzessin Anna Amalia (1723 bis 1787), der jüngsten Schwester Friedrichs des Großen. Sie war die einzige derselben, die unvermählt blieb, und wuchs sich im Laufe der Jahrzehnte zu einem Familienschreck aus. Prinzessin Luise Radziwill, ihre Nichte, hat in ihren hübschen Erinnerungen berichtet, wie gefürchtet sie im Kreise der Ihrigen war. Weiteren Kreisen gilt sie als die Heldin des unglücklichen Liebesromans, dessen Held der schöne Leutnant von der Trenck war, der seinerseits als Opfer Friedrichs durch seine Fluchtversuche aus Silberberg und Magdeburg berühmt wurde. Er wurde aus der Zitadelle von Magdeburg nur frei, um in Paris unter der Guillotine zu enden. Die Musik half der Prinzessin, die seit 1756 regierende Äbtissin von Quedlinburg war, über Einsamkeit und Leid hinweg. Sie komponierte selbst in strengem Kirchenstil und brachte in ihrem langen Leben eine kostbare Sammlung von Musikalien zusammen, die sie bei ihrem Tode dem Joachimstalschen Gymnasium vermachte.

Friedrich Jacob Hill ∞ Selbstbildnis

Weit weniger sympathisch als die Persönlichkeit Eugen Beauharnais' ist die des ‚Königs Lustik', den uns eine Miniatur von Aubry in seiner westfälischen Generalsuniform vorführt. Ein Bruder Liederlich auf dem Thron. Wieviel man auch dem Umstande zugute halten mag, daß er „im Schatten des Titanen" stand, muß man doch dabei bleiben, daß er der minderwertigste der Familie war, ein Urteil, an dem auch die merkwürdige Schönfärbung Lilly Brauns nichts ändern wird. Jérôme

Digitized by Google

war der einzige aus der Familie des ersten Napoleon, der lange genug lebte, um sich auch noch im Glanze des zweiten Kaiserreiches zu sonnen. Sein Neffe machte ihn zum Gouverneur des Invalidenhauses, eine ehrenvolle Sinekure, die ihm die ganz unverdiente Auszeichnung eintrug, nach dem Tode an der Seite seines großen Bruders beigesetzt zu werden.

L. F. Aubry ∞ Jérôme, König von Westfalen

Die lange Reihe der Gekrönten und Gefürsteten beschließt eine Königin der Bretter: Therese Peche (1810—1882). Als sie jung war, so schön, daß sie von einer Bühne zur anderen wandern mußte, weil ihr trotz lebenslänglicher Kontrakte der Neid der Kolleginnen das Bleiben unmöglich machte. So kam sie von Hamburg nach Darmstadt, nach Stuttgart, schließlich an das Wiener Hofburgtheater. Fröhlich erzählt in seinen unterhaltenden Erinnerungen: Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten, Therese habe ihre Laufbahn in einer umherziehenden Menagerie als Schlangendame begonnen. So lange sie schön und jung war, auch als Schauspielerin gefeiert, der greise A. W. von Schlegel war von ihr „überrascht, erstaunt und bezaubert", blieb ihr der Erfolg treu, doch als sie aus dem Rollenfach der tragischen Liebhaberinnen in das der Salonschlange überging, bemerkt der boshafte Saphir, ihre Darstellungen seien „am Element der Mäßigung gezeitigt". Sie heiratete 1840 einen Herrn Vimel de Jauzat.

Giov. Bapt Gigola ∞ Auguste Amalie, Vizekönigin von Italien mit ihrer ältesten Tochter Josephine

Digitized by Google

Das Pünktlein auf der Welle

Roman von Ottomar Enking

Fortsetzung

Dampf wider Wasser

Sein Mackeprang war vor urlanger Zeit der erste Rahner gewesen, der Gutenbergs Kunst erlernt und nach Krukeluhn verpflanzt hatte Er hatte auch schon das große Hintergebäude errichtet, wo jetzt noch die Setzer wirkten. Seine Hausmarke, ein nach unten zu gewandter, oben im Schaft durchkreuzter Pfeil, war noch an der Mauer zu sehen. Die Mackeprangs waren fleißig gewesen und hatten sich ein Privilegium vom Landesherrn geben lassen, daß niemand außer ihnen auf Rahne eine Zeitung herausgeben dürfe. Nun war der Rahner Hausfreund bereits über hundert Jahre alt, und alle Rahner waren mit ihrem Blatte, das jetzt sogar täglich gedruckt wurde, recht zufrieden, denn Mackeprangs verstanden es, jedermann gerecht zu werden.

Sie taten nicht dem Landmanne weh, indem sie seine Arbeit und Wichtigkeit etwa unter die des Städters stellten — sie kränkten auch den Städter nicht dadurch, daß sie etwa sagten, der Bauer sei doch der erste Stand.

Und auch innerhalb der Stadt fanden sich alle nach Gebühr in dieser kleinen, aber geschickt geleiteten Zeitung gewürdigt. Mackeprangs meinten es mit allen ehrlich gut und waren dabei zu großem Wohlstand gekommen.

Als daher nun Bäcker Tystrow und sein Verein anfingen, für ihren Hafenplan zu wirken, da wies Kale sie nicht hochmütig von seiner Schwelle, sondern er gab Reinhold Wilkens Nachfolger auf, gerne einmal die Stimmen dieser für die Wiederbelebung alter Zeiten begeisterten Mitbürger in die Öffentlichkeit zu bringen, und es kam infolgedessen so weit, daß man Tystrows Pläne in Krukeluhn wirklich nicht für ganz unbeachtbar und unausführbar hielt.

Aber bei einem Manne stieß der Provisor auf den schärfsten Widerstand: Senator Konning erklärte in der Bürgerausschußsitzung die Absichten des Hafenvereins für keiner Besprechung würdig.

Man kann sich denken, daß Bäcker Tystrow dem Ratsmitglied, das die schönen heimlichen Provisoreinnahmen abgeschafft hatte, nun erst recht nicht mehr grün war. Aber Senator Konning buhlte nicht um die Gunst der Leute, sondern ging seinen stillen, geraden Weg.

Ehrlichkeit und Ehre waren ihm alles. Und furchtbar drückte es deshalb ihn und seine Frau, daß es ihnen trotz aller Liebe und auch trotz aller Strenge nicht gelungen war, ihre beiden Kinder zu tüchtigen Menschen zu erziehen.

Sie hatten die Tochter, die da glaubte, Begabung zum Malen zu besitzen, auf eine Akademie gesandt, aber sie warf sich an irgendeinen Menschen weg und geriet mit ihrem Kinde ins Elend, bis sie sich endlich ihren Eltern zu offenbaren wagte. Die sorgten dann für sie, und zuletzt fand sich einer, der sie heiratete und dadurch ihre Schande deckte, aber es war ein ungebildeter und roher Geselle, den nur die paar tausend Taler gelockt hatten, die der Senator mühsam genug als Mitgift für seine Tochter aufbrachte.

Der Sohn war auf der Schule trefflich vorwärts gekommen und dann nach seiner Neigung Soldat geworden, aber da verfiel er dem Trunk, machte Schulden über Schulden, mußte den Offiziersstand verlassen, arbeitete bei einer Lebensversicherung, tat auch dort nicht gut, fing Agenturen an und kam mit dem Gesetz in Widerspruch. Dabei war er gutmütig, schrieb herzzerreißende Reuebriefe an seine Eltern, versprach ein über das andere Mal Besserung, und wo ist das Vater- und das Mutterherz, das solchen Tönen nicht immer wieder traut? Der Senator leistete Bürgschaft für ihn, richtete ihm dies und jenes Geschäft ein, aber alles war vergebens. Der Sohn konnte sich nicht beherrschen, vernichtete sich selber in seinem Leichtsinn alle Aussichten und kam dann und wann in Krukeluhn an: sein Rock war zerrissen, der ganze Mensch vom Trunk aufgedunsen.

Konning und Frau gaben ihm immer wieder, was sie nur an Hab und Gut entbehren konnten — die Mutter aus reiner Liebe, der Vater doch auch sehr aus dem Gefühl der Scham über solche verwahrloste Nachkommenschaft heraus.

Der Sohn zog ab, mit überströmenden Dankesworten, und alsbald war es die alte Geschichte: er hatte alles vertan.

Konning und seine Frau schränkten sich mehr und mehr ein, je älter sie wurden.

Digitized by Google

Therese Pedie, Großherzogl. Hess. Hofschauspielerin
Miniaturbildnis von Wilhelm von Harnier
In der Sammlung S.K.H. des Großherzogs von Hessen

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Senator kannte keine Erholung, keine Lebensfreude, es sei denn, daß er am Sonntage in seinem Bauernhäuschen weilte. Das lag eine Stunde weit vor der Stadt, am Eingang eines Dorfes. Der Senator hatte es vor Jahren billig erstanden, und es war der einzige Genuß, den er sich gönnte, dort in seinem Garten auf und nieder zu gehen und die Augen an seinen Blumen zu weiden. Oder aber auf der Bank unter dem Strohdach im Sonnenschein zu sitzen, während seine Frau drinnen das ländlich bescheidene Mahl bereitete.

Da atmete der Mann wohlig auf, da wich der Druck, der sonst immer auf ihm lastete, ein wenig von seinem Herzen, und mit einem leisen Seufzer machte er sich, wenn der Tag sich neigte, wieder auf, um in die Stadt zurückzukehren. In der eisernen Pflichtarbeit, die er die Woche über leistete, war es immer sein Gedanke, der ihn doch ein bißchen froh machte: nächsten Sonntag konnte er hoffentlich wieder mit seiner Frau zum Häuschen hinauspilgern.

Niemand merkte ihm diese seine Sehnsucht an, es schien, als kenne er überhaupt nichts anderes als sein Amt, und kraft dieses Amtes trat er nun den Tystrowitern schroff entgegen.

„Nur die Eisenbahn kann uns heben und in den Wettbewerb mit den Städten des Festlandes bringen," so war seine Rede. „Es ist eine Schmach, daß wir noch nicht an das große Verkehrsnetz angeschlossen sind. Wir sollten alles tun, sollten auch vor Anleihen und hohen Opfern nicht zurückschrecken, um dies einzige, unserer Stadt würdige Ziel zu erreichen. Die Hafensache ist eine Utopie, um nicht zu sagen, eine Narrheit."

Und der Senator setzte es bei seinem Kollegen Stümpemann durch, daß dem Hafenverein jegliche Graberei auf dem städtischen Moor strengstens verboten wurde. Allezeit stand da ein tapferer Stadtsoldat, dem strenge befohlen worden war, jeglichen zur Wache zu schaffen, der sich dort mit Hacke und Schaufel zu tun machte.

Ums Haar wäre es Tystrow selbst geschehen, als Gefangener durch die Straßen geführt zu werden, wenn er nicht schließlich doch das bessere Teil der Nachgiebigkeit erwählt und den Schauplatz seiner Spatenstichfeier verlassen hätte.

Der Bäcker schäumte vor Wut.

Er kam zu seinem Duzbruder Osewald gelaufen, um den zur Rechenschaft darüber zu ziehen, wie er es dulden könnte, daß ein Bürgerausschußmitglied so von der Polizei behandelt wurde. Das Bild von Ohmsens brennender Scheune wurde dem Senator oft drohend vor die Augen gestellt, und Osewald war die ganze Angelegenheit äußerst peinlich.

Er sah ja ein, Konning hatte recht, aber nach dem weisen Spruche:

„Man soll sie hören alle beide,
Sonst tut einem einer was zuleide,"

ließ er sich auch von Rinke Tystrow erzählen, was für eine Zukunft die Stadt haben würde, wenn unter ihren Mauern erst wieder Schiffe ankerten. Und Osewald Stümpemann versuchte, einen diplomatischen Mittelweg einzuschlagen, um die Gegensätze in der Stadt zu versöhnen.

„Könnte man nicht," so schlug er Konning vor, „die doch immerhin ziemlich große Partei der Hafenfreunde vielleicht dadurch für die Eisenbahn gewinnen, indem man wenigstens den Graben, der von der ehemaligen Herrlichkeit übriggeblieben ist, erweiterte, sodaß er als eine Art Kanal tauglich werden kann?"

Aber Konning ließ sich auf nichts ein.

„Solch ein schmales Wasser nützt uns gar nichts. Man muß einfach dabei verharren, daß der Vernunft der Sieg gehört. Krukeluhn muß sich schlankweg bereit erklären, die nötige Brücke über den Sund zu bauen, dann bewilligt uns der Landtag die Bahn ohne jede Schwierigkeit. Alles andere ist mit meinem Gewissen nicht vereinbar."

Na, wenn Konning von seinem Gewissen anfing, dann war eben gar nichts mehr zu machen, und doch hätte sich Osewald dem Bäcker und seinem Anhang gern gefällig gezeigt, denn es rückte ein Ereignis heran, worauf er scharf hinlugte.

Der weißhaarige Bürgermeister Fabricius hatte eine bald fünfzigjährige Tätigkeit im Dienste der Stadt hinter sich. Schon ihrer dreißig davon war er der oberste Beamte des Gemeinwesens. Nun dachte er daran, sich der tatsächlich wohlverdienten Ruhe hinzugeben. Wer aber sollte sein Nachfolger werden?

Ja, das zu entscheiden, war die Sache von ganz Krukeluhn, denn jeder richtig Eingesessene hatte ein Stimmrecht bei der Bürgermeisterkürung. Es konnte sich auch jeder Mann von den nötigen wissenschaftlichen Graden um diesen Posten bewerben, seit alters aber war es der Brauch, daß einer von den beiden rechtsgelehrten Ratsherren zur höchsten Spitze der Krukeluhner Verwaltung emporstieg, und gemeiniglich trat bei dieser Wahl natürlich der Amtsjüngere hinter dem älteren zurück.

So war auch an sich wahrhaftig kein Grund vorhanden, den tüchtigen Senator Konning zugunsten Osewald Stümpemanns zu übergehen, aber bei der Unbeliebtheit, die sich der gestrenge und hafenfeindliche Herr in den unteren Schichten zugezogen hatte,

Digitized by Google

konnte man doch immer nicht wissen, wie sich die Dinge diesmal entwickelten.

Weil außerdem die in viele Häuser hineinverzweigten Familien Stümpemann und Mackeprang den Ehrgeiz besaßen, einen der ihrigen auf dem Throne zu sehen, so wurde in Osewald selbst der Wunsch rege und reger, seinen Amtsgenossen zu überspringen.

Bürgermeister mit dem Namen Stümpemann gab es in Krukeluhns Geschichte schon drei. Warum sollte er denn nicht als Stümpemann IV. das Zepter ergreifen?

Da ließ sich ja ganz langsam und in aller Ruhe arbeiten. Ein paar Jahre blieb Fabricius gewiß noch am Ruder. Man weiß ja, wenn alte Leute auch von Berufsmüdigkeit sprechen, sie haften doch an der gewohnten Beschäftigung, solange es irgend geht.

Seinem älteren Kollegen fühlte sich Osewald durch nichts verpflichtet. Daß der bestimmt auf den Bürgermeisterplatz rechnete, war begreiflich, aber jeder ist sich eben selbst der Nächste, nicht wahr? In Dingen des Vorwärtskommens Rücksichten üben, das heißt töricht handeln und sein eigener Feind sein.

Konning würde sich, um ganz sicher zu gehen, jedenfalls mit in die Reihe der Bewerber stellen; Osewald aber schwebte ein Mittel vor, um noch gewisser ans Ziel zu gelangen; er wollte sich bitten lassen, daß er in seiner Person der Stadt ein neues Oberhaupt gäbe.

Wer sollte ihn bitten? — Nun, das Volk, die Bürgerschaft von Krukeluhn.

Und wer sollte es dem Volke einträufeln, das ganze Heil der Stadt wäre verspielt, wenn diese Bitte nicht ausgesprochen wurde? — Nun, wozu hatte Osewald den ihm oft lästigen Jugendfreund?

Der war gut im Zug: seine dumpfe Romantik, die alte Zeit wieder heraufzubeschwören, verwirrte viele Köpfe. Konnings unklug gerader, grober Widerspruch empörte sie. So mußte Konning denn sein selbst bereitetes Schicksal haben.

Es galt nur, das Wasser nicht gar zu sehr vom Dampfe verdrängen zu lassen, dann konnte man recht beliebt werden und erlebte es wohl, daß einem eines schönen Tages die Stadtmusik mit blankgeputzten und rotumwundenen Hörnern und Baßtrompeten vor die Haustür zog, um das Bürgermeisterständchen darzubringen.

Vorsicht!

Knösplein am Zweig

Wenn sich auch eine Frau in innerster Seele wider die Liebkosungen ihres Mannes wehrt, weil sie zu ihrer Betrübnis spürt, daß seine Zärtlichkeit eigentlich einer ganz anderen gilt als ihr, so ruht doch die Natur nicht, bis sie den Schoß auch eines solchen Weibes geheiligt und neues, sprossendes Leben darin erweckt hat.

Und also stand im vierten Jahre, nachdem Osewald Stümpemann seine zweite Thronde heimgeführt hatte, eines schönen Abends — es war gerade um die Zeit, wo Onkel Jakobs Obstbäume wieder ihre Pracht entfalten wollten — im Blättchen zu lesen, daß ein kleiner Krukeluhner Senator geboren worden sei.

Osewald wandelte im Vaterstolz einher, Gesine war geräuschvoll gerührt, bei Pasche gab es ein mächtiges Faß Freibier zur Feier des Familienzuwachses, und Frau Seminardirektor Stümpemann, ‚meine liebe Cäcilie', kam und sprach ein langes Gebet an Garderuts Bett, wovon diese denn auch einen richtigen christlichen Kopfschmerz bekam.

Das war ja alles ganz nett, am rührigsten aber ging es auf die freudige Nachricht hin doch in dem kleinen Hause her, das eben rechts von der Kirche hinter dem weißen Holzstaket mitten in einem lauschigen Garten lag.

Da hausten zwei Schwestern, zwei alte, wohlhabende Jungferchen miteinander, die nahmen, vielleicht weil ihnen selbst das liebe Mutterwerden versagt geblieben war, an allen Geburtsfällen in der Stadt einen regen Anteil.

Die eine, die eine hellblaue Haube trug, strahlte, wenn sie die Ankunft eines neuen Erdenbürgers aus der Zeitung erfuhr, über das ganze weiche Gesicht. Sie dachte an alles Schöne, Gute, Freundliche und Erhebende, was so einem Menschen nun während seiner Pilgerschaft begegnen würde, und weil sie alles so ins rosige Licht getaucht sah, so hieß sie allgemein in Krukeluhn Tante Liebe.

Die andere jedoch schüttelte bei derlei Gelegenheiten immer bedenklich den Kopf, denn sie stellte sich all das Weh und die Pein und die traurigen Dinge und die Angst und Verfolgung vor, die keinem hinieden zu ersparen waren, und sie mußte auch immer schon darüber nachgrübeln, daß doch jedes Erscheinen in der Welt auch ein Wiederverschwinden aus dem Lichte bedingt.

Wegen dieser ihrer wehmütigen Auffassung vom Geborenwerden und Dasein nannte man sie Tante Leide. Auf ihren grauen Haaren aber saß auch ein ganz graues Häubchen.

Doch mit wie verschiedenen Gefühlen die Schwestern auch alle Geburtsankündigungen betrachteten, darin waren sie miteinander

Digitized by Google

einig, daß eine Frau, die Mutter ward, nicht davon zu Kräften kommt, wenn man bloß über das nachdenkt, was dem Neugeborenen bevorsteht.

Sobald sie daher vernahmen, daß der Storch in ihrem Bekanntenkreise — und wen kannten Tante Liebe und Tante Leide nicht? — zu Besuch gekommen war, setzten sie ein Hühnchen ans Feuer, kochten erst eine gute Suppe davon und brieten es dann in klarer Butter sacht an, so daß es auf dem Bäuchlein und am Rücken mit einer appetitlichen, braunen Kruste überzogen wurde.

Dann brachten sie es der Wöchnerin hin, auf daß sie sich pflege und nach dem schweren Werk recht bald wieder genese.

Also handelten Tante Liebe und Tante Leide auch jetzt.

Fünf, sechs Tage, nachdem Karsten Stümpemann einen kleinen Stiefbruder gekriegt hatte, sah man die beiden alten Mädchen auf der Straße. Bis auf die Hauben waren sie ganz gleich gekleidet, denn beide hatten sich in dicke, braune Mäntel mit großen Kragen gehüllt und, obgleich es völlig trocken war, saßen an ihren Füßen Überschuhe aus Gummi.

Zwischen sich aber, und zwar so, daß Tante Liebe rechts und Tante Leide links festhielt, trugen sie einen großen Korb aus weißem Weidengeflecht.

So wanderten die treuen Seelen zum Senatorshause, Tante Liebe mit einem sinnenden, sie geradezu verjüngenden Lächeln um den Mund und jedem herzlich zunickend — Tante Leide mit schmerzlich zur Seite geneigtem Kopf und den Blick meist kummervoll auf die Erde geheftet.

Auf den Granitstufen vor dem Hause taten sie erst ihre Gummischuhe ab, denn niemals hätten sie Leuten auch nur den geringsten Staub in den Flur gebracht, dann zog Tante Liebe sanft an der Glocke, und als ihnen Martha, des Hauses und der Hausfrau treffliche Stütze, geöffnet hatte, da schlüpften sie hinein, setzten den Korb auf die Diele, nahmen den Deckel fort und knieten rechts und links beim Korbe nieder, als wollten sie in andächtig fromme Betrachtungen versinken.

Martha lud die Damen ein, in die Stube zu treten, aber Tante Liebe wehrte ab und flüsterte nur: „Nein, nein, lassen Sie, gutes Kind. Wir wollen gar nicht stören. Unsere kleine Garderut braucht Ruhe. Dann wird sie rasch gesund."

Tante Leide aber setzte, ebenfalls im Flüstertone, hinzu: „Ja, und das Kleine auch. Sonst wacht es auf. Ach, glauben Sie mir: die Zeit, die der Mensch verschläft, ist noch seine beste."

Dann hoben sie die sorglich in Linnentüchern verwahrten Schüsseln aus dem Korbe: die kleine Terrine mit der Suppe, die Schale mit dem Huhn, den Napf mit der duftenden Tunke, die Kumme voll Kartoffeln, den Teller mit Kraut und eine Tasse voll Obstmus.

Das reichten sie Martha hin, die es erst einmal auf den Flurtisch stellte und in Frau Senators Namen vielmals dankte.

So, nun war der Korb leer. Tante Leide schob den Deckel darüber, die beiden standen auf, faßten wieder an den Griff, Tante Liebe grüßte in aller Mildigkeit, Tante Leide schüttelte bedauernd den Kopf, als ob sie sagen wollte: Was hilft das alles? Wenn die Mutter auch Hühnersuppe ißt — das Kind hat es deshalb doch nicht besser auf dieser traurigen Welt.

Die beiden Jungferchen huschten hinaus, hüllten die Füße wieder in ihre Überschuhe und trippelten davon, um daheim zu warten, bis abermals ein Hühnersüpplein für eine Wöchnerin zu kochen war.

Und wer auch gar keine Zeitung gelesen hätte: er brauchte bloß Tante Liebe und Tante Leide mit ihrem Korbe zu sehen, so wußte er: die Zahl der Krukeluhner hatte sich um eins vermehrt.

Den jungen Müttern aber tat diese mit soviel Liebe zubereitete und auch mit einiger Schwermut gewürzte Speise so gut, daß sie sich wirklich danach immer sehr gekräftigt fühlten.

Als daher Onkel Jakob aus Glannbeck kam, um nach Garderuts Ergehen zu fragen, da durfte er schon an ihr Bett kommen.

Er hatte ein paar Zweige voll aufbrechender Kirschblüten mitgebracht. Die legte er zur Hälfte dem schlummernden Knaben auf die Kissen, zur Hälfte reichte er sie Garderut.

Die dankte, meinte dann aber scherzend vorwurfsvoll: „So etwas soll man doch nicht abpflücken, Onkel Jakob! Das verbietest du doch so strenge."

„Nun, mein Kind, die hab' ich noch für dich übrig. Du hast hier drinnen ein Stück Frühling geschaffen, so soll dir der Frühling da draußen auch seinen Gruß senden."

Garderut wies auf den Kleinen hin: „Ist das nun auch nur ein Pünktlein auf der Welle, Onkel Jakob?"

In sanftem Ernst erwiderte der alte Mann: „Im großen Meere des Lebens — ja, mein Liebling. Aber freue dich nur, freue dich nur so recht von Herzen an seinem hellen Blinken."

Mein Bote kommt; er meldet dir:
Ach, unvergessen bleibst du mir!

Ist der Mann gesund, so merkt es auch eine achtundzwanzigjährige Frau kaum, wenn er beträchtlich mehr Jahre hat als sie.

Digitized by Google

Obgleich also Oswald aufs fünfundvierzigste zuschritt, konnte man ihn doch noch immer für einen jungen Menschen halten. Die Sorgfalt und Pflege, die er sich allerwege angedeihen ließ, hielten ihn frisch und spannkräftig. Daß er daneben schon stark seine Gewohnheiten hatte und seine Bequemlichkeiten liebte, kann allerdings nicht geleugnet werden.

Garderut ließ es ihm an nichts fehlen.

Ihr Sohn war zur Erinnerung an ihren verstorbenen Vater — denn in Krukeluhn tut man eigentlich alles im Andenken an die Toten — auf den Namen Pawel getauft worden, und sie ging auf in ihrem eigenen Mutterglück, hütete sich indessen sehr davor, daß Karsten jetzt bei ihr etwa zu kurz käme. Sie stand nun einmal an Throndes Stelle, wollte das auch für so etwas wie eine Ehre ansehen, da die Schwester jedenfalls die weitaus klügere und tiefer veranlagte von ihnen gewesen war, und verschloß das, was sie selber bedeutete, einstweilen in ihr Herz. Es kam wohl, so hoffte sie, noch einmal die Zeit, wo sie es in ihrem Jungen ausströmen konnte.

Mit ihrer Jugendliebe hatte sie sich abgefunden, wie eine tüchtige und gewissenhafte Frau mit so etwas fertig wird.

Nur ganz bisweilen dachte sie noch an die Augenblicke in der Nische, und Reinholds Briefe lagen seit langem unangerührt in dem geheimen Fache.

So hätte sie denn schlecht und recht eine jener Ehefrauen sein und bleiben können, wie es deren ja so ungezählte gibt. Sie lieben ihren Gatten nicht gerade, aber sie kommen ohne großes Wehsal durchs Leben, klagen nicht, enthüllen es vor niemand, daß sie sich bisweilen nach ganz etwas anderem sehnen, als sie besitzen, und werden dem Manne, dessen Geliebte sie nie waren, mit der Zeit eine ruhige und nützliche Gefährtin.

Aber da kam eines Tages etwas, was in Garderuts Stille einbrach wie die Brise ins Schilf. Es raschelt in ihm, und seine Stengel, die sonst so ordentlich nebeneinander aufragen, werden verwirrt.

Der Briefträger brachte nämlich ein Päckchen, darin war ein Buch.

Ja. Ein Roman. Von Reinhold Wilkens.

Er hatte eine höchst ehrerbietige Widmung hineingeschrieben. Darum lag kein Grund vor, daß Garderut die Sendung vor ihrem Manne verheimlichte.

„Ach," sagte der. „Von dem? Das war ja wohl mal dein Seelenfreund, nicht wahr? Schreibt der jetzt solche Geschichten? Na, denn man tau."

Damit war die Angelegenheit für ihn zu Ende, denn ein Krukeluhner Senator, muß man wissen, auch wenn er Münzen und Altertümer sammelt, hält doch jeden, der sich mit dem Romanverfassen abgibt, keiner weiteren Gedanken für wert.

Es war ja Garderut ganz lieb, daß Oswald die Sache so gleichgültig behandelte, und als sie das Buch dann las, da wurde sie sogar recht froh zu dieser seiner Mißachtung.

Denn was sie las, war nichts Geringeres als ihr eigenes Sein und Nichtsein, von einem Dichterherzen durchahnt und — betrauert.

Zwar Namen, Ort und Umgebung: all das hatte nichts mit Krukeluhn zu tun, aber die Heldin — ja — in jeder Regung fühlte sich Garderut erkannt und geschildert.

Beklommen tastete sie sich durch, von Zeile zu Zeile.

Da war geschrieben von dem Werden des reinen Sichzueinanderneigens zweier Seelen, von dem Entzücken des Zusammenfließens, von den dumpfen, plump zutappenden Schicksalsgöttern mit ihren höchst menschlichen Eigenschaften, von dem Zerreißen solch eines Seelenbündnisses, von dem Hinopfern des Weibes auf dem Altare der Familie, der mit so vielen Tränen getränkt ist, vom Zermürben, vom Zerrädern alles Persönlichen, das in einem Frauengemüt lebte, und schließlich von dem Untergang der Frau in jener Gemeinheit, die man eine gute und zufriedene Ehe zu nennen pflegt und die schlimmer ist als tausend Tode.

Es sprach schon aus dem Titel des Buches, daß Reinhold der Frau, die sich so zu einer unförmlichen Masse zermalmen ließ, die größte Schuld an ihrem trostlosen Leben zumaß.

Und durch jedes seiner Worte hindurch zuckte der Schmerz: Warum bist du nicht stark genug gewesen, um mit mir zu kommen? Meine Liebe hätte dich so hoch hinaufgetragen — du wüßtest jetzt nichts vom Alltagssumpfe!

Ja, aus jedem Worte tönte es hervor: Laß es dir durch diesen meinen so beredten Boten melden, daß ich dich noch immer liebe und daß ich dich warne vor dem seelischen Sterben!

Garderut war zuerst wie betäubt — dann dachte sie mit Schrecken daran, daß Reinholds Werk ja nicht nur ihr vor die Augen kam. Nein, es geriet in viele, viele Hände. Und alle die Menschen erfuhren also — aber doch nicht! Niemand außer ihr selbst verstand das Buch ja ganz, und wenn der Roman auch in einer Kleinstadt spielte: niemand konnte sich denken, daß Frau Senator Stümpemann mit der Gestalt gemeint war, deren ödes Geschick Reinhold entrollte.

Digitized by Google

Politiker. Gemälde von Prof. Adolf Adam Oberländer

Digitized by Google

Digitized by Google

Garderut beruhigte sich, und es keimte schließlich etwas wie eine Freude in ihr auf: die gesamte Welt konnte lesen, was Wilkens geschrieben hatte, und dennoch blieb das Buch ein Geheimnis zwischen ihnen beiden.

Oswald fragte nach einiger Zeit: „Nun? Hast du die Geschichte von dem — wie hieß er doch noch? — schon mal durchgesehen? Was steht denn drin?“

„Ach,“ erwiderte Garderut, „ich glaube, es wird dich weitek nicht interessieren. Er beschreibt nur eine Frau, die einen andern nimmt, als sie wirklich lieb hat.“

„Aha, solche gräßliche Liebesgeschichte? Da hast du recht. Dafür habe ich nichts übrig,“ sagte der Senator. „Daß diese Menschen nichts Nützlicheres zu tun wissen, als solches Zeug zusammenzuschreiben.“

„Er hat das alles sehr fein abgezeichnet.“

„Laß nur. Überflüssig ist so was doch.“

„Für uns Frauen vielleicht nicht ganz.“

„Zuviel von dem Kram sollt ihr jedenfalls nicht lesen. Thronde hat kaum jemals einen Roman in die Hand genommen.“

„Du weißt ja, ich vergeude auch keine Zeit damit. Ich habe das Buch schon weggelegt.“

„Sehr vernünftig, mein Deern.“

Und er gab ihr einen Kuß.

Ja, gewiß, das Buch war von ihr weggelegt worden, nachdem sie alles herausgesogen hatte, was für sie darin stand. Und wo lag es?

Bei Reinholds Briefen im geheimen Fache.

Soll ich denn nie mein eigen sein?

Reinhold Wilkens wußte lange nicht alles aus Garderuts Leben, und sein menschliches und künstlerisches Zartgefühl hatte ihn auch daran gehindert, alles zu schildern, was er wußte: doch einerlei, sein Buch bedeutete für die Frauenseele, an die es gerichtet war, den Mahnruf: Sei du selbst, sonst bist du gar nichts!

Der Ruf drang gerade in einer Zeit zu Garderut hin, wo sie, im Mutterglück versunken, geneigt war, mancherlei Sehnsucht, also das Wertvollste, was der Mensch besitzt, abzulegen.

Sich unter dem nun einmal vorhandenen, von den andern ganz ungewollt und ohne böse Absicht ausgeübten Zwange ducken — — heimlich wohl ein Dasein führen, es aber auch ganz für sich behalten und nicht beanspruchen, daß sonst einer daran teilnehmen, geschweige denn es achten solle: so lautete die schlimme Lebensweisheit, zu der sich hindurchzuringen die junge Frau stark auf dem Wege war.

Wie jemand, der gemach seine Bahn schreitet und plötzlich vor einer aus dem Seitengebüsch springenden und sich mitten auf die Straße stellenden Erscheinung aufschrickt, so wurde Garderut durch Reinholds Buch aus ihren abebbenden Gedanken emporgescheucht.

Sie fühlte sich furchtbar ernst gewarnt: Geh nicht weiter, oder du endest in dem großen Morast, der schon so unendlich viel kostbares Seelengut verschlungen hat. Mach' halt und biege ab, solange es noch Zeit ist.

Und sie entschloß sich schnell, dieser Warnung zu gehorchen und den Kampf gegen ihre verstorbene Schwester zu beginnen.

Aber seltsam: sie tat das zunächst viel weniger, weil sie etwa Thronde oder Oswald oder ihrer ganzen Familie gezürnt hätte, als weil sie vermeinte, von ihrem Jugendfreunde gekränkt zu sein.

Der sah in ihr also wirklich nur eine so schwache Natur, daß sie völlig ins Simple verfallen und darin verenden könnte gleich den anderen Frauen, denen sie täglich begegnete und die nichts zu reden wußten, es sei denn von Dienstboten oder von den Fehlern ihrer Mitmenschen?

O, sie wollte dem Dichtersmanne schon zeigen, daß er sich geirrt hatte, als er annahm, ihr Wesen sei ein guter Stoff für einen solchen Roman!

Gewiß, ihre Erziehung und der Wille der Ihrigen waren zu mächtig gewesen, als daß sie damals Reinholds Flehen, mit ihm zu kommen, erfüllen konnte — aber zu den ewig Unerlösten, Unerlösbaren gehörte sie deshalb doch noch lange nicht, wollte sie nicht gehören! Sie hatte Reinhold beim Schreiben seines Werkes vorgeschwebt. Nun gut, ihm sollte bewiesen werden, wie falsch seine Phantasie geflogen war, als er es überhaupt nur für denkbar hielt, ein Mensch von Garderuts Anlagen und Eigenschaften könne schlimmeren Tod erleiden als den des Körpers! Sie war ganz gewiß kein Modell für solche in Weichheit zerfließende Halbnatur.

Sie dankte Reinhold nur in aller Förmlichkeit für sein Geschenk, dann ging sie langsam an ihre Arbeit, das Leben im Senatorhause so zu gestalten, wie es sie selber richtig und gut dünkte.

Throndes Mitgift mochte vergilben — Garderut duldete nichts mehr davon an sich. Thronde hatte Kleider von einem dunklen, ein wenig ins Bläuliche übergehenden Rot geliebt, diese Farbe war daher auch Oswald die liebste geworden, und Garderut hatte ihm bisher den Gefallen getan, oft in solcher Seide zu erscheinen.

Jetzt brach sich ihr Wille zum Hellen Bahn; von einem leuchtenden warmem Gelb

Digitized by Google

ließ sie ihre Glieder umfließen. Das war ihr schon eine Befreiung aus drückender Schwüle!

Osewald fand diese Art von Tracht zu grell.

„Man sieht das hier sonst nicht. Du fällst auf," sagte er, und sie hatte den Mut, ihm zu entgegnen: „Die Hauptsache ist doch, daß ich mich darin wohl fühle. Ich mag das Dunkle nicht. Wer sich über mich aufhalten will, muß sein Vergnügen haben."

Eine kleine Wolke zeigte sich auf des Senators Stirn: „Thronde war darin vorsichtiger."

Da trat Garderut vor ihren Mann hin, faltete die Hände wie gerungen vor der Brust und sah ihn an ... nicht trotzig, nicht unlieb, nein, es lag sogar eine innige Bitte in ihren Worten: „Osewald, soll ich denn nie mein eigen sein?"

Überrascht blickte er auf: „Ich verstehe dich nicht."

„Ich heiße Garderut und nicht Thronde, lieber Osewald."

„Das weiß ich."

„Mir graut ja vor mir selbst, daß ich nur die wiederauferstandene Thronde sein soll. Begreifst du das denn nicht?"

„Ja, wer verlangt das von dir?"

„Du. Wenn du's auch selbst nicht weißt. Ahnst du nicht, wie bitter das für mich ist, daß ich selber dir nichts bin mit allem, was ich in mir habe? Ich kann mein Gehirn nicht länger zwingen, mit Throndes Gedanken zu denken. Ich kann es nicht länger ertragen, daß du immer bloß Thronde in mir suchst!"

„Was sind das für weibliche Übertreibungen!"

„Nicht die Spur übertreibe ich. Du kennst mich ja gar nicht, gibst dir gar keine Mühe, mich kennen zu lernen."

Er rückte unwillig auf dem Stuhl herum: „Kommt das vom Romanlesen, daß du mir hier solche Szene machst?"

„Und wenn es mit davon käme, so wäre das noch nicht die schlechteste Folge."

„Ich bitte dich, sei nun doch ja keine von diesen sogenannten unverstandenen Frauen. Die Sorte ist mir, wie jedem vernünftigen Manne, von Grund auf zuwider."

„Und doch hättet ihr vernünftigen Männer vielleicht allen Anlaß, euch einmal darüber klarzuwerden, warum es so viele wirklich unverstandene Frauen gibt. Wir haben nun einmal nichts anderes oder wenigstens nichts Wichtigeres als die Liebe, und wenn uns die nicht auch von unserm Manne geschenkt wird, dann sind wir freilich einsam und fühlen uns verkannt oder besser gesagt: ungekannt und nicht so geschätzt, wie wir es verdienen."

„Du kannst mir nicht vorwerfen, daß ich es im geringsten an der Anerkennung für alles, was du tust, mangeln lasse."

„Ja, weil ich das gehorsame Geschöpf bin, und weil ich mich mit aller Gewalt hinter Throndes Schatten verkriech. Sie hat die Ehre von meinem Schaffen."

„Ich leugne nicht, daß du mir augenblicklich allerdings als gründlich unverstandene Frau gegenüberstehst. Deine Worte sind mir durchaus rätselhaft."

„Das sind sie, Osewald, weil du mich nicht liebst."

„Ich bitte dich dringend, höre mit dieser Art von Reden auf. Die sind für die Backfischjahre gut, aber dafür bin ich wahrhaftig zu alt, und du solltest auch darüber hinaus sein."

„Ich möchte sehr, sehr alt werden und mir doch immer das Recht bewahren, zu meinem Manne von Liebe zu sprechen. Das wäre mein Ideal von einer Ehe."

„Ideal, mein Kind —" Ein Achselzucken.

Garderut nickte wehmütig: „Freilich, mir wird es immer deutlicher, daß Onkel Jakobs Verse von dem Pünktlein auf der Welle nur zuviel Wahrheit enthalten: All, was wir sonst mit Bangen — Ersehnen und verlangen, — Ist Wahn und Trug."

Der Senator erhob sich: „Du bist in sehr poetischer Stimmung, liebe Frau."

Er wollte das Ganze mit einem Scherz, womöglich mit einer Liebkosung beenden, aber Garderut wich zurück: „Du irrst, Osewald. Mir war noch nie so prosaisch zumute, wie in dieser Zeit. Aber ich habe mir fest vorgenommen, ich will mir ein bißchen Lebenspoesie erringen. Mit dir oder ohne dich, wie es dir beliebt."

Osewald schüttelte ärgerlich den Kopf: „Das verschwommene Zeug! Laß mich doch in Ruhe damit."

„Deine Ruhe vor mir kannst du haben, Osewald. Aber das versichere ich dir: ich mache meine Schuld wieder gut."

„Welche Schuld?"

„Daß ich deine Frau geworden bin."

„Nimm's mir nicht übel — du mutest meinem Begriffsvermögen zu viel zu. — Da wir nun aber einmal sehr zu meinem Leidwesen bei einer ehelichen Auseinandersetzung angelangt sind — die ich zu Throndes Zeiten übrigens auch dann und wann durchmachen mußte —, so ersuche ich dich denn auch" — und dabei ließ er sich seufzend wieder in den Stuhl fallen — „dich ganz deutlich auszudrücken. Dann kommen wir ja wohl mit diesem einen Male aus. Wiederholungen möchte ich nämlich vermeiden. Also: die Schuld, meine Frau geworden zu sein?"

Digitized by Google

„Ja, auf euer aller Befehl, ohne das" — sie zeigte auf ihr Herz — „hier drinnen."

Der Senator wurde sehr ernst: „Hm. Ich mußte aber annehmen, daß ich dir sympathisch war. Du hast keinerlei Widerspruch geäußert."

„Doch! Ich hab's getan. Meiner Mutter gegenüber. Die wußte, wie sehr ich an Reinhold Wilkens hing."

„An dem Redakteur? Der dir jetzt das Buch —?"

„Ja, aber meine Mutter hat natürlich keine Rücksicht auf mein Gefühl genommen."

„Das kann ich nur loben. Die Schwärmerei hätte dich höchstens ins Unglück gebracht. Was ist denn so einer?"

„Guter Oswald, er ist vielleicht mehr als ihr würdigen Männer alle zusammen hier in Krukeluhn."

Der Senator fuhr auf: „Erlaube mal! Wenn du damals schon diese Ansicht hattest, dann hätte ich es freilich verlangen können, daß du dich offen und ehrlich mit mir aussprachst."

„Es hätte nichts geholfen, Oswald, du magst es nun glauben oder nicht. Du wärest sehr leicht über das hingeglitten, was ich dir sagen konnte. Denn du wolltest mich doch einfach haben. Aber wie ich mich ja selbst anklage: Eine Schuld habe ich doch begangen, weil ich mich in dein Haus bringen ließ. Oswald," fuhr sie fort und ging wieder nahe zu ihm hin, „nun mißversteh' mich nicht. Es kommt soviel auf diese Stunde an. Es hat ja noch alles keine Not. Ich bin dir ja aufrichtig gut. Wir haben ja unser Kind. Nur um das eine bettle ich: Hab' mich lieb, weil ich Garderut heiße. Sieh es ein, daß ich dann erst anfange, dir etwas wert zu werden, daß du dann überhaupt erst anfangen kannst, mich ... verzeih mir das Wort, aber es gibt ja immer nur das eine . . mich zu lieben. Du wirst ja reicher dadurch, Oswald. Du hast die Erinnerung an Thronde, und die will ich dir gewiß nicht rauben, aber du hast dann doch auch etwas Lebendiges im Arm, mich, deine zweite Frau, die ein selbständiges Geschöpf ist und sich nicht damit begnügen kann, nur eine Wiedergekommene darzustellen. Nun begreifst du mich doch ganz gewiß, nicht wahr, Oswald?"

Sie hatte im Stehen ihr Haupt auf seinen Scheitel gelehnt und strich ihm über die Wange. Er merkte ja: das war keine Frau, die einen Streit mit ihrem Manne hervorrufen wollte. O nein, so konnte nur eine Frau sprechen, die sich nach voller Einigkeit mit dem Manne sehnte. Und gerade durch ihre Milde siegte Garderut stark in ihm. Hätte sie weiter so aufbegehrt, wie sie es am Beginne ihres Gespräches einmal tat, so wäre es nur zu einem Zwiespalt zwischen ihnen gekommen. Aber dies Anschmiegen — es rührte ihn, er ließ sich auch unwillkürlich dadurch schmeicheln.

Ihr böse zu sein, hatte er also keinen Grund. Er sah ja natürlich alles, was sie vor ihm ausbreitete, von der Höhe seiner reifen Männlichkeit an, und in der Tat rückte Garderuts Bild jetzt ein wenig aus Throndes Schatten heraus und wurde zu einer eigenen Gestalt für ihn, die er ganz gern betrachtete.

Was sie ihm vorschlug: in ihr selber zu forschen, sie um ihrer selbst willen lieb zu haben, das war am Ende keineswegs unmöglich. Ja, es durchzuckte ihn: Hatte er es unwissentlich nicht vielleicht schon getan?

Jedenfalls gelangte Garderut in dieser Stunde, wo sie klug aller Entzweiung mit ihrem Manne aus dem Wege ging, immerhin soweit, daß er beschloß, das Gehörte mit allem Wohlwollen in seinem Herzen zu bewegen.

Er erhob sich, nahm ihren Kopf in seine beiden Hände, küßte sie und sprach: „Es wird ja schon so werden, liebes Kind, wie du es wünschest. Du weißt ja, ich bin kein Unmensch. Warum bist du aber nicht eher offen gegen mich gewesen?"

Sie errötete leicht: „Einmal wird so etwas erst in mir locker, Oswald, und dann muß es auch von der Seele."

„Nun ja," sagte er lächelnd, „siehst du, wie sehr du deiner Schwester gleichst? Fast genau dieselben Worte bekam ich immer von Thronde zu hören, wenn sie so ihren plötzlichen Ausbruch hatte und ich mich wunderte, warum sie den Druck, über den sie dann klagte, solange auf ihrem Gemüte herumgeschleppt hatte."

Thronde. Immer wieder Thronde.

Garderut hatte von Oswalds Freundlichkeit, womit er zuletzt ihre Bitte anhörte, viel für sich gehofft. Jetzt ging sie enttäuscht an ihre tägliche Arbeit.

Es war doch alles vergeblich gewesen. Sie sollte eben nie ihr eigen sein.

Gehaßtes Grab, gehaßtes Angedenken!

Der Senator hatte den Kopf voller Pläne und konnte den ehelichen Dingen nicht viel Nachdenken widmen. Aber es fiel ihm doch auf, daß sein Hauswesen eine Wandlung erfuhr, und fast bedauerte er, Fräulein Katinka auf Garderuts Wunsch fortgeschickt zu haben.

Merkwürdig, wie unruhig seine Frau war. Immer fing sie was Neues an. In den

Digitized by Google

Stuben sah es ganz anders aus als früher. Woran lag das? Die Möbel standen schließlich doch noch einigermaßen auf ihrem altgewohnten Platz, aber sie hatten einen so eigentümlich frischen Glanz. Ein anderes Licht fiel auf sie, denn die Fenster waren mit helleren Vorhängen versehen, als der Senator sie gern hatte.

So war alles im Hause freier — die Zimmer, so kam es Oswald vor, hatten etwas Erweitertes. Dadurch büßten sie manches von ihrer alten Gemütlichkeit ein.

Auf dem Tische anderes Geschirr und andere Speisen darin, wie sie seit Jahren auf dem Herde des Senators zubereitet worden waren. Garderuts Ton bestimmter, lauter. Die Art, wie sie Karsten behandelte, recht entschieden. So, als wenn sie wahrhaftig etwas über ihn zu sagen hätte und nicht nur Mutterstelle an ihm vertreten sollte.

Auf die Weise wirkte Garderut im großen Seelischen und im kleinen Äußerlichen mit Macht daran, sich durchzusetzen und ihr Sein zu retten. Sie hatte das Zutrauen gewonnen, daß sie an ihr Ziel kommen müsse. Oswald war ja kein unbeugsamer Mensch. Es lag ja nichts Unübersteigbares zwischen ihnen.

Bis zu einer schönen, dauernden Wärme wollte sie ihrer beider Miteinandersein steigern. Das war ihr ehrlicher Wille. Nicht von ihrem Manne weg also, sondern zu ihrem Manne hin strebte diese Frau; ihr ganzes Tun sollte letzten Endes für ihn, nicht gegen ihn gerichtet sein. Nahm er es dann nur so, wie sie es meinte, von ihr selbst, nicht nur von ihr als Throndes Nachfolgerin, dann wollte sie schon zufrieden sein.

Aber es ging stets wie bei ihrem Gespräch. Er wurde über ihren Drang ins Eigene nicht gerade unwillig, schien auch bisweilen sogar Gefallen daran zu finden, glitt indessen doch immer wieder darauf zurück, sie mit ihrer Schwester zu vergleichen.

Insbesondere mißfiel ihm Garderuts strengerer Ton gegen Karsten, und er kam auf den Argwohn, daß sich der stiefmütterliche Zug bei ihr entfalte, seitdem sie richtige Mutter geworden war.

Dies Mißtrauen wuchs, je fester Garderut Throndes Kind anfaßte, je mehr sie z. B. darauf hielt, daß er erst seine Schularbeiten machte und danach zum Spielen hinausgelassen wurde, während es früher, wo sie noch nachgiebiger gegen den Knaben war, meist umgekehrt herging.

Der Senator sah in ihrem Benehmen das, was Garderuts Herzen völlig fremd war: eine Härte, und die wollte er nun ausgleichen, indem er dem Jungen desto mehr seinen Willen verstattete.

Das gab kleine Zwistigkeiten zwischen ihm und Garderut, die da beanspruchte, Karsten müsse ihren Weisungen folgen und dürfe nicht Gelegenheit haben, sich darauf zu berufen, daß der Vater ihm das von der Mutter eben Verbotene doch erlaubt hat.

„Sonst kann ich keine Verantwortung mehr für Karsten übernehmen," sagte sie kurz und bündig.

Da konnte sich Oswald nicht enthalten, ihr zu erwidern: „Wenn es dein eigenes Kind wäre, würdest du allerdings wohl weniger bedenklich sein, daß ihm jemand anders mal eine Freude macht, die du nicht für ganz angebracht hältst."

Garderut schaute ihn starr an: „Du denkst, ich bringe Karsten nicht genug Liebe entgegen?"

„Vielleicht gehört ja der arme Junge auch mit zu der Erinnerung an Throndе, die du hier im Hause mit aller Macht zurückdämmst."

„Um dir diesen Glauben zu nehmen, werde ich in Zukunft jede Entscheidung über Karsten dir überlassen."

„Das ist dann sehr bequem für dich. Aber ein Beweis für die Liebe zu ihm, weil du doch dies Wort jetzt so gern in den Mund nimmst, ist das meiner Ansicht nach nicht. Ich habe ein sehr feines Ohr, liebe Garderut, und es gibt nichts, worin ich so empfindlich bin, als alles, was Karsten betrifft, denn das Kind ist mir, um es einmal etwas pathetisch auszudrücken, ein heiliges Vermächtnis. Und ich merke sehr gut, daß Pawel den größeren Teil deiner Zärtlichkeit erhält."

„Karsten kann sich längst selbst helfen. Es ist doch natürlich, daß man zu einem zwölfjährigen Knaben anders spricht, als zu einem kleinen Kinde."

„Anders in den Ausdrücken — ja. Anders im Ton? Nein. Eine gerechte Mutter wird sich da gleichbleiben."

„Ich gebe mir weiß Gott alle Mühe, Karsten auch nicht eine Ahnung Liebe weniger zuteil werden zu lassen als Pawel."

„Ja, Mühe geben — das heißt schon, nicht mehr ganz selbstverständlich handeln."

„Ja, Oswald, was willst du? Daß ich nicht so eins mit Karsten bin, wie mit unserm Pawel, kann ich denn dafür? Aber Karsten soll wahrhaftig nur die Mutter und nicht die Stiefmutter in mir kennen lernen!"

„Ich hoffe wenigstens, du wirst dich nicht etwa in eine Abneigung gegen Throndе hineinbohren, unter der ihr Kind dann zu leiden hätte. Es ist doch auch mein Kind, das mußt du dir immer vor Augen halten." —

Als Garderut das erstemal ihrem Herzen vor Oswald Luft machte, da war der Lebenskelch, woraus die beiden gemeinsam trinken

Digitized by Google

mußten, noch heil gewesen. Jetzt aber saß schon ein kleiner Sprung im Glase, und wie das nicht anders ist: solch ein Sprung geht nie zurück, sondern zackt immer weiter vorwärts. —

Thronde genoß nicht die hohe Ehre, wie sie den Stümpemannschen Eltern dargebracht wurde. Die Begräbniskalesche wurde an ihrem Todestage nicht angespannt, aber der Senator versäumte es nie, an diesem Tage ihre Ruhestätte zu schmücken.

Und als nun wieder einmal ein Jahr um war, seitdem Oswald das Weib, dem seine Liebe galt, hatte in die Erde senken müssen, da sagte er zu Garderut: „Fabricius hat plötzlich für heute nachmittag eine Sitzung anberaumt, die kann lange dauern. Du bist wohl so gut, den Kranz hinauszubringen."

„Gewiß Oswald."

Eigentümlich schwer hatte Garderut an dem bißchen Blatt- und Blumengewinde zu tragen, und als sie dann vor dem Grabe stand, vor diesem weiten, gartenähnlichen Grabe, das so viele, viele Jahre schon alle in sich aufgenommen hatte, Männer und Weiber, Kinder und Greise, die sich der Zugehörigkeit zur Familie Stümpemann rühmen durften — da kamen ihr absonderliche Gedanken.

Hier lagen sie alle friedlich zusammen.

Man konnte sich ordentlich einbilden, sie seien auch jetzt noch stolz darauf, daß der Name Stümpemann über ihnen auf den Grabsteinen oder auf den Platten in der Hinterwand prangte.

Hatten sie aber auch im Leben wahrhaftig zueinander gehört, inniger als nur durch den Namen? Was an Gefühlen, ja sogar an Leidenschaften durch die hier vermodernden Herzen und Hirne gezogen war — hatte sich das immer nur auf den engen Familienkreis beschränkt? Waren die Begierden nie nach außen geflogen? Hatten sie auswärts nie ihre Sättigung gefunden?

Hatten sich die Mitglieder dieser Familie vielleicht nicht dann und wann verabscheut, waren sie einander nicht oft im Wege gewesen, hatte einer nicht dem andern heimlich den Tod gewünscht, um zu dieser und jener Erbschaft zu gelangen — hatte nie einer des anderen Weib mit wünschenden Augen angesehen?

War die dicke, eiserne Kette, die sich rund um das Grab zog, nicht ein Sinnbild der Knechtschaft, die ihnen allen der Name Stümpemann auferlegt hatte, und müßte nicht, wenn der Friedhof wirklich der Platz war, wo alle Lüge aufhörte, statt des Engels dahinten die Gestalt eines gebundenen Sklaven stehen?

Mußte nicht statt des frommen Spruches von der Hoffnung auf das Wiedersehen in den Granit der Spruch eingegraben sein:

Weh dir, wenn du ‚Familie' hast!
Da schleppst du eine schwere Last!

Undurchdringlich war die Erde des Grabes für Garderut.

Sie besaß von einigen der Menschen, die hier schlummerten, höchstens noch ein ganz schwaches, undeutliches Erinnerungsbild. Sie konnte sich kaum noch die Stimmen derer vergegenwärtigen, die sie gekannt hatte, und wußte nichts von den geheimen Schwingungen, die ihnen einst süßes oder qualvolles Empfinden verursachte.

Nur bis zu Thronde vermochte sie hinunterzuschauen. Und was wußte sie von ihrer Schwester?

Ach, Thronde hatte ja den Platz in diesem Ehrengrabe gar nicht verdient. Sie hatte nicht einmal ein Recht darauf, daß der Name Stümpemann über ihr leuchtete, denn sie war ja mit dem Herzen immer außerhalb der Familie gewesen.

Garderut lächelte.

In Oswalds Namen legte sie einen Kranz innerhalb der massigen Steineinfassung auf Throndes Hügel nieder, und doch war Thronde nie sein eigen! Ja, die da unten schlief, war vielleicht nur eine einzige Stunde ihres Lebens wirklich Weib gewesen, und diese Vollendung hatte sie im Arme eines anderen Mannes gefunden.

Oswald aber hing an ihr als der einzigen, die er liebte, liebte über den Tod hinaus.

Wie nun, wenn Garderut hinging und ihm Throndes Geheimnis enthüllte? Wenn sie ihm von jenen Briefen erzählte, die die schwerkranke Thronde nicht mehr vernichten konnte und die sie deshalb in Garderuts Eigentum übergehen ließ?

Untreue hatte Thronde an Oswald geübt, ob nur mit der Seele oder auch leiblich, das blieb sich ja gleich.

Oswald das zu offenbaren, ihm zu zeigen, wie Thronde in Wahrheit war, ihm zu beweisen, daß er seine Liebe einem Menschen geschenkt hatte, der so, wie er es sich vorstellte, in Wirklichkeit niemals lebte — ja, das wäre am Ende ein gutes Mittel für Garderut gewesen, Throndes Andenken in seinem Herzen zu zertrümmern und selber die Gewalt an sich zu reißen.

Dann sorgte Oswald vielleicht noch jetzt dafür, daß die Überreste der Unwürdigen aus dieser geweihten Familienstätte fortgeschafft würden!

Oder doch nicht?

O nein, ganz gewiß nicht ...

Digitized by Google

Die Stümpemänner bedeckten alles, was sie als Schande betrachten mußten, gern mit einer Schicht dunklen Sandes, da war es verschwunden, und kein Mensch hatte mehr das Recht, darüber zu reden.

So würde auch Thronde in ihrem Grabe liegen bleiben.

Und Osewalds Liebe zu ihr — ginge die dann so ganz sicher auf Garderut über?

Auch dessen war sich die Frau, als sie weiter nachsann, durchaus nicht gewiß. Wahrscheinlich stand nur ein tiefer Abscheu wider die Verräterin in ihm auf — Thronde aber verzieh er.

Nein, nein, Garderut mußte schweigen von den Briefen, die in Onkel Eenbooms Garten zur Asche wurden, nicht nur, weil es ja ihre ganz selbstverständliche und im Ernste auch in dieser Stunde nicht angezweifelte Pflicht gegen die Verstorbene war, sondern auch, um nicht ihrem eigenen Leben an ihres Mannes Seite zu schaden.

Damit, daß sie ihm das Gedächtnis an Thronde für immer niederriß, baute sie sich selber noch nichts auf.

„Schlafe still weiter, liebe Thronde, dein Geheimnis ist in guten Händen."

Da lag der Kranz. Der war von der Familie, feierlich.

Und Garderut ging auf den Rasen nebenan und pflückte einen kleinen Strauß Marienblumen. Die legte sie mitten in den Kranz hinein. Die waren von ihr.

Sie hatten ja in den Jahren ihrer Ehe der Schwester so oft gezürnt, weil die sie daran hinderte, sich zu entfalten, jetzt aber brachte sie der Toten doch lauter Liebe entgegen.

Warum?

Weil Thronde sich in aller Heimlichkeit ihr Eigenstes bewahrt hatte, weil sie trotz allem Zwange, worunter sie leben mußte, innerlich frei gewesen war.

Noch einen Blick auf das Grab mit seinen plumpen Steinen und den dicken Ketten.

Hier sollte sich also auch einmal ein Schlund für Garderut auftun, um sie zu verschlingen und unentrinnbar mit all den andern Familienmitgliedern da unten zu vereinigen. Qual! Ach, wenn sie doch hätte eingegraben werden können irgendwo ... irgendwo ... an einer Stelle, die niemand kannte, die auch niemand schmückte.

Aber das half nichts! Hier wurde sie dereinst unter Prunk und Geläute und mit großem Geleite hinabgesenkt.

Eine Tafel mit dem Namen Garderut Stümpemann wurde über ihr eingepflanzt, und ihr Leib löste sich auf, und die Erde, in die er sich verwandelte, wurde ganz, ganz eins mit all der Erde, die vordem als Stümpemannsche Herrlichkeit unter den Menschen einhergeschritten war.

Und es gab auch für sie kein Vergessenwerden! Jedesmal an ihrem Todestage kam einer heraus und legte das Zeichen der Familientrauer über ihr nieder.

Ihr war, als würde sie von diesen Kränzen so erdrückt werden, daß sie dann erst wirklich sterben würde.

Sie verließ den Friedhof, und sie haßte das Massengrab, zu dem sie verurteilt war, sie haßte das Angedenken, das sie als Glied der Familie notgedrungen den anderen, den richtigen Stümpemanns weihen mußte, von denen sie nur den Namen kannte, und das auch ihr dereinst von all den noch kommenden Stümpemanns geweiht werden sollte.

Einmal die Augen schließen
Zu süßer Träumerei ...

Frau Gesine Mackeprang seufzte ihrem Sohne allerhand vor: „Was ist das bloß jetzt mit unserer Gaddi? Von der bekommt man ja in der letzten Zeit nichts als patzige Antworten."

„So?" fragte Kale. „Gegen mich ist sie immer sehr freundlich."

„Aber nicht gegen mich; gegen ihre Mutter tritt sie auf, das kann ich gar nicht sagen, wie. Und auch sonst. Nicht einmal zu Cillis Geburtstag ist sie gekommen. Kopfschmerzen, sagt sie, hat sie gehabt. Wenn Geburtstag in der Familie ist, darf man keine Kopfschmerzen haben. Mir ist das noch nie passiert. Osewald klagt auch. Sie macht jetzt so recht mit Absicht alles anders, als er es bei Thronde gewohnt gewesen ist. Er hat es gar nicht mehr gemütlich, der arme Mann. Und in der Kirche setzt sie sich nicht auf unsere Erbbank, nein, ganz hinten bei Höker Meyersch hab' ich sie neulich gesehen. Ist das nicht unerhört?"

„Sie wird wohl ein bißchen nervös sein. Das gibt sich."

„Nervös. In unserer Familie ist noch nie jemand nervös gewesen. Von wem sollte sie das also wohl haben? Von mir gewiß nicht. Ich bin gesund."

Kale pfiff sich nach seiner Art ein kleines Lied und ging an seine Geschäftsbücher.

Recht hatte Mutter Mackeprang ja. Es war kein leichtes Auskommen mit Garderut. Sie nahm gar zu wenig Rücksichten auf ihre vereinigten Familien Stümpemann-Mackeprang.

Die Frau Seminardirektor war ihr längst nicht wohl gesinnt, denn Garderut hatte sich zwar als Mitglied des Frauenvereins einschreiben lassen, aber sie kam nie hin, wenn

Digitized by Google

frommer Zwieback in frommen Tee gestippt und dazu ein frommes Lied gesungen wurde. Sie stand eben zum Bedauern ihres Schwagers und seiner lieben Cäcilie nicht auf dem wahren christlichen Boden, denn sie konnte sich den lieben Gott nun einmal nicht als einen bisweilen etwas sehr süßlich liebenswürdigen, zumeist aber recht cholerischen Generalsuperintendenten vorstellen.

Auch mit Pasche Stümpemanns Frau — das war so eine mit Ringen! — hatte sie es verschüttet, denn sie war nicht dazu zu bewegen, am regelmäßigen Kaffeeklatsch teilzunehmen.

Osewald mochte ja seine beiden Schwägerinnen weiter nicht leiden, aber Garderuts abstoßendes Verhalten war ihm doch unlieb.

„Man soll schließlich mit ihnen leben," meinte er. „Zur Familie gehören sie nun einmal."

So suchte er durch zuvorkommendes Benehmen gegenüber den beiden Damen gutzumachen, was seine Frau an Freundlichkeit versäumte.

Die Gatten standen einander ziemlich kalt gegenüber; Osewald ließ seiner Frau ihren Willen, und sie gab sich jetzt keine große Mühe mehr, ihm ein Verständnis ihres Wesens und berechtigten Wünschens beizubringen.

Sie fanden eine Weise, so zusammen zu leben, ohne daß schlimmere Dinge geschahen, als gelegentliche kleine Aufwallungen widereinander.

Es kam der Herbst. Der Senator nahm seinen Urlaub und wollte seine alljährliche Reise in die Berge machen. So in dieser angenehmen Form: wo man fahren kann, soll man nicht gehen, und eine nicht ganz hervorragend schöne Aussicht bei gutem Essen ist mehr wert als der vorzüglichste Blick bei mangelhafter Verpflegung.

Garderut sehnte sich danach, allein zu sein.

„Laß mich dieses Jahr zu Hause bleiben," bat sie.

„Du weißt, mein Kind, ich nötige dich zu nichts, was dir nicht paßt."

Des war sie froh und packte ihm seine Koffer mit besonderer Sorgfalt. Während sie bei dieser Arbeit war, traf ein Brief von Reinhold ein. Sie überflog ihn nur und legte ihn dann beiseite. Richtig lesen wollte sie ihn erst in ihrer Einsamkeit.

Osewald freute sich darauf, mal vier Wochen lang ganz sein eigener Herr zu sein und nicht immer Gefahr zu laufen, von seiner Frau in tiefsinnige Gespräche über ihre Persönlichkeit verwickelt zu werden. Sehr heiter reiste er ab.

Allein! Garderut dehnte sich. Wonnig war es. Sie wollte diese Zeit ausnutzen, ganz eigensüchtig. Selbst ihre Kinder sollten sie nicht darin stören. Verschlürfen wollte sie jede Stunde wie eine köstliche Frucht.

An ihrem ersten Ferienmorgen tat sie Reinholds Brief in ihre Tasche und ging vors Tor.

Warme Septembersonne. Zwischen den Stoppeln sproßte üppiges Kraut auf. Die Wiesen satt dunkelgrün — behäbiges Vieh darauf gelagert. Die Gräben an den Rändern des Landwegs ganz mit wucherndem Pflanzenwerk gefüllt. Das streute seinen Samen aus den berstenden Kapseln.

Garderut kam nach Glannbeck.

„Darf ich unten in der Laube sitzen, Onkel Jakob?"

„Meinst daß ich nein sage, klein Deern?"

Der alte Eenboom war mit Rahmkirch, dem Findelkind, dabei, die schwerst behangenen Fruchtzweige durch Stützen vor dem Abbrechen zu bewahren. Auch lagen Leitern, Körbe und Pflückgeräte auf dem Rasen, ein Zeichen, daß die Ernte ihren Anfang nahm.

Unten, wo der Obstgarten endigte, war eine dichtbuschige Laube errichtet. Den Eingang dazu mußte man sich durch einen Vorhang von lauter Ranken erzwingen. Nach der Wiese zu war eine runde Öffnung in das Laub geschnitten. Dahindurch sah man auf den Sund, der gleich einem mächtigen Strome seine blauen Wogen dahinrollen ließ, jede mit ihrem Pünktlein.

Bank und Tisch standen in diesem weltabgeschiedenen Gemache, alles aufs sauberste.

Das war der Platz, da konnte man das Alleinsein so deutlich fühlen, als wäre es etwas Körperliches.

Lange saß Garderut mit gelösten Gliedern da, unsagbar wohlig von der Stille durchrieselt.

Erst folgten ihre Augen dem Wellenzuge, dann sanken ihr die Lider herab, ihr Haupt neigte sich zur Seite und sie lehnte sich in das kühle Gewirre der Blätter. Sie entschlummerte.

Das war der Schlaf, womit diese Frau ihren Alltag beschloß, um nach kurzer Weile in ihrem Sonntage zu erwachen.

Merkwürdig gestärkt, als hätte sie mehrere Stunden und sehr tief geruht, reckte sie sich empor. Alles war so hell! Kam das nur von dem heiteren Sonnenlicht da draußen, oder waren ihre Augen plötzlich klarer geworden?

Wundervoll war das Wasser — und wie schön erhoben und wellten sich die Felder hinter dem jenseitigen Ufer! Unendlich friedevoll lugten die Dörfer aus ihren Baumhaufen heraus.

Digitized by Google

Garderut deuchte es, sie habe während ihres Schlummers etwas ganz Erhabenes geträumt, und dazu sei mächtige Orgelmusik erschollen. Ihr war so rein, abgeklärt, feierlich zumute. Ewig fern von ihr lag Krukeluhn mit seinen engen Lebenspflichten, mit seinen ach! so ermattenden Kämpfen, die immer ihren Ausdruck in Kleinigkeiten fanden und doch das Ringen nach dem großen Ganzen ihres Frauentums bedeuteten. Ewig weit weg war sie von dem allen!

Und das schien ihr die rechte Stimmung zu sein, sich in Reinholds Brief zu versenken. Sie holte ihn hervor, sie las.

Er beschrieb ihr den Weg, den er bisher gegangen war. Er hatte nach der Krukeluhner Zeit zuerst Schweres durchgemacht. Eine neue Stellung war nicht gleich zu finden. Seinen Eltern mochte er seine Not nicht offenbaren. Schließlich bot sich ihm Arbeit, er griff zu, so unerfreulich sie war.

Lokalredakteur. Mit dem Gendarmen Duzbrüderschaft trinken, um herauszubekommen, was der Raubmörder bei seiner Verhaftung gesagt hatte. Einen Gang durch eine Blechwarenfabrik mit den höchsten Jubelworten über das Erschaute schildern, weil der Besitzer mit im Aufsichtsrate der Zeitungs-Verlagsanstalt saß. Sich von dem Herrn Direktor des Blattes furchtbar heruntermachen lassen, weil bei der Aufzählung der Personen, die an einem Begräbnis teilgenommen hatten (Wir bemerkten unter andern ...), ein wichtiger Abonnent vergessen worden war.

„Glauben Sie vielleicht, jemand läuft zum Vergnügen hinter solcher toten Leiche her?“ fragte der Direktor. „Das bilden Sie sich nur nich ein. In die Zeitung will man kommen. Sonst hat's weiter keinen Zweck.“

Dann als Weihnachtsgeschenk die Kündigung: die Aktien der Verlagsgesellschaft waren gesunken; es mußte gespart werden, hauptsächlich, weil der Herr Direktor einer Gehaltserhöhung bedurfte. Schließlich, wenn er Reporter für Schöffengericht und derlei werden wolle, die Zeile für fünf Pfennige, so war man großmütig geneigt, ihn trotz der schlechten Zeit zu behalten. Er tat es, und jeder Gerichtsdiener drückte ihm seine Verachtung aus.

So ging's lange, bis er in reinliche Verhältnisse kam. Da fing er wirklich zu arbeiten an. Da durfte er aussprechen, was ihn künstlerisch bewegte, da blitzten seine Gedanken von selbst, während sie sich ihm nur qualvoll entrungen hatten, solange seine höchste Leistung der Bericht über die Stadtverordneten sein konnte.

Aufwärts im Beruf, mit einem anständigen Rock angetan — das Glück!

Und doch ein Drängen, ein Suchen ... bis zu jener Nacht, wo er fiebernd erwachte: da war sein ganzes erstes Buch fertig in ihm, das Buch, aus seiner Liebe zu Garderut geboren.

Ein heißes Schaffen, die Freude des Gelingens, und das fast noch frohere Bewußtsein, anerkannt zu werden!

Jener Verlagsdirektor ließ drucken: Herr Wilkens hat bekanntlich auch unserem Blatte eine Zeitlang seine wertvollen Dienste gewidmet und haben wir denselben immer hochgeschätzt.

Neue Pläne, neue Werke. Der kleine Krukeluhner Redakteur war ein bekannter Mann geworden, der viel Gutes über sich zu lesen bekam.

Das Kühlste, was mir über meinen Roman geschrieben worden ist, so schloß er seinen Brief, kam von ihr, der ich ihn verdanke, der ich ihn gewidmet habe, wenn auch ihr Name nicht hinter dem Titel steht. Lieber hätten Sie mir gar nicht bestätigen sollen, daß Sie das Buch erhalten haben. Ich mußte es Ihnen senden, aber von Ihnen zu verlangen habe ich nichts, das weiß ich wohl. Nur — es schmerzt, wenn man selber so innig mit jemand weitergelebt hat, der einem einst nahe war, und wenn man dann erfährt, daß dieser Mensch die frühere Freundschaft vergessen hat und also auch das Ganze nicht mehr verstehen kann. Verzeihen Sie mir, daß ich das schreibe. Es ist so eine Art Epilog zu dem Werk. Leben Sie wohl —

Leben Sie wohl! Nicht wahr? Das hieß: Ich nehme fest an, ja, ich wünsche eigentlich, daß Sie hierauf schweigen. Oder hieß es doch etwa: Ist es denkbar, daß du dich auf diesen bitteren Vorwurf nicht verteidigst?

Garderut konnte das nicht gleich entscheiden. Nur soviel war ihr gewiß: Ohne Entgegnung durfte der Brief nicht bleiben. Die Worte „vergessen“, „nicht verstehen“ waren zu herb, und sie war es ihm ja auch wirklich noch schuldig, etwas über sein Buch zu sagen.

Ein paar Zeilen, hastvoll noch in dieser Stunde mit einem Bleistift auf irgendein Blatt Papier geschrieben, waren der erste Gruß, den Garderut ihrem räumlich nicht sehr weit von ihr entfernt wohnenden Jugendfreunde sandte.

Bald schreibe ich ausführlicher, hieß es da, und dann kamen die nicht ungefährlichen Sätze: Ich habe jetzt viel Zeit, denn ich bin allein. Mein Mann ist verreist. — —

Einen herrlichen Morgen hatte Garderut in der Laube verbracht, und sie beschloß, sich

Digitized by Google

Mucki

Gemälde von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Digitized by Google

dieses Träumen zu gönnen, so oft sie konnte. Fast täglich pilgerte sie daher nach Glannbeck hinaus, und fast täglich hatte sie einen Brief an Reinhold bei sich, den sie dann sofort erwiderte.

Zwischen den beiden Menschen, die einander so gut kannten und denen doch Gesetz und Sitte verboten, so herzlich zusammen zu reden, wie sie es mochten und konnten, entwickelte sich jener Austausch von Gedanken, jenes seelische Hin- und Herschwingen, die aus lauter verhaltener Sehnsucht stammen.

Eigentlich kann jeder andere solche Briefe lesen, und doch enthalten sie nichts als die tiefsten Geheimnisse. Unter dem Sie der Anrede schimmert das Du hindurch. Auf die geringste Nebenbemerkung wird geachtet, sie wird zergrübelt, nicht begriffen ... Erklärung tut not ... Fragen ... Zweifel ... leise Verstimmungen ... kleine Abkältungen — feurige Aufwallungen — geringe und dabei so bedeutsame Beigaben: ein Band, eine Blume.

Reinhold wagte wohl einmal, kühner zu werden und Garderut an jene Nische zu erinnern. Sie erwähnte die verklungenen Zeiten nie, und dennoch vermochte er es, zwischen ihren Zeilen zu lesen, wie gern sie daran zurückdachte.

Nie klagte sie über ihre Ehe, aber von ihrem Manne war bald in ihren Briefen gar keine Rede mehr; sie erzählte kaum von ihren Kindern.

Reinhold wollte am liebsten von allen anderen Menschen um sie herum gar nichts wissen.

„Ich sehe Sie, als ob Sie ganz allein vor einer ungeheuren weißen Wand stehen," schrieb er, „und so müssen Sie mich auch sehen. Wir stehen uns in einem leeren, leeren Raume gegenüber und so sprechen wir zueinander. Niemand sonst hört und sieht uns. Wir sind zusammen und doch durch einen Abgrund getrennt." —

Ja, dieser Abgrund! Wehvoll blickten beide in ihn hinunter. Er sprach das aus und deutete sein Verlangen an, die Kluft zu überspringen. Sie war ihm huldvoll genug, indem sie wenigstens nicht schrieb, daß sie ihm den Sprung verwehren möchte.

Sie hatten beide auf der Welt nichts Wesentlicheres und Eiligeres zu tun, als sich Briefe zu senden. Er mit der Freude, sich ihr innerlichst zu enthüllen, sie mit dem Wohlgefühl, dort jemand zu haben, der ihren leisesten Gedanken nachsann und der ihr auch alles Frauenglück, alle Zartheit gewährt haben würde, wenn es nur eben im Bereiche seiner Macht lag. Die Macht aber hatte er ja nicht. Nun, so wollte sie wenigstens davon träumen!

Während Onkel Eenbooms Äpfel immer rötere Backen bekamen, füllte sich auch Garderuts Seele wie mit einem reifen, süßen Safte: mit der Gewißheit, daß sie die wirkliche Liebe eines dichterisch empfindenden Mannes war, daß er ihr auch die wahre Treue gehalten hatte, selbst wenn ihm, wie er das gar nicht leugnete, andere Frauen einmal reizvoll waren.

Garderut war stolz. Was er ihr gab, das konnte er keiner anderen geben. So wußte sie nichts von Eifersucht. Die andern — ach! — er suchte und suchte in ihnen ja nur seine Garderut, und er suchte vergebens, denn Garderut war nur einmal auf der Welt vorhanden. Die saß im Sonntagskleide hier in der Laube und ließ sich von der Liebe überströmen, die aus seinen Briefen quoll.

Was sie daheim tat, das ging ihr alles so triebwerksmäßig von der Hand; ihr richtiges Dasein fing erst an, wenn sie sich über das Papier beugte und schrieb: „Mein lieber, guter Freund."

Ihm wurde es bald geläufig, sie wieder bei ihrem Vornamen anzureden, und sie wäre sich jämmerlich vorgekommen, wenn sie ihn etwa in die sogenannten gesellschaftlichen Schranken gewiesen hätte. Wozu Schranken?

Sie vernachlässigte ja nicht das geringste von dem, was ihr oblag, sie berichtete auch ihrem Manne alles ihm Wissenswerte, deshalb durfte sie sich denn auch ohne jegliche Gewissensbisse aus dem Quell laben, den Reinholds und ihre Freundschaft ihr bot.

Onkel Jakob hörte bisweilen mit Obstpflücken auf und steckte den Kopf durch das Rankenwerk in die Laube: „Sage mal, du! Du dichtest wohl, was? Willst mir Konkurrenz machen, scheint mir."

Garderut schaute ihn lachend an: „Ja, ich dichte. Denn man nennt es doch dichten, wenn man sich etwas einbildet, was es in Wahrheit nie geben kann."

„Da bin ich neugierig, wann wir das zu lesen kriegen."

„Nie, Onkel Jakob. Ich bin so eine ganz heimliche Dichterin und sehne mich nicht nach Ruhm."

„Hm, da wärst du die erste, die nicht gedruckt werden will."

„Das kann schon sein. Meine Gedichte eignen sich überhaupt nicht für die Öffentlichkeit."

„Oh," sagte Onkel Jakob und hob warnend den Zeigefinger, „dann sind es wohl so diese modernen Verse?"

„Ach, Onkel, modern? — Ja, das ist so etwas, wie ich es schreibe, wohl immer gewesen."

Digitized by Google

Immer mehr erfuhr Garderut von Reinhold, immer mehr erfuhr auch er von ihr, nicht so sehr durch das, was sie ihm mitteilte, als durch das, worüber sie schwieg. Es war manchmal ganz so, als ob sie sich noch wirklich aneinander drängten. Aus dem geistigen Mittel kristallisierte sich etwas körperlich Gefühltes heraus.

So lebte Garderut in ihrer Abgeschiedenheit tiefbefriedigende Tage. Vor ihr der Sund mit seinem Wellengeflimmer und Geblinker. Draußen im Obstgarten taten Onkel Jakob und sein Knecht ihre stille, friedliche Arbeit, indem sie eine Frucht nach der andern von den Zweigen brachen und sie sorglich in die mit Stroh ausgelegten Körbe bargen.

Zu beiden Seiten des Laubeneingangs aber hielten Kule und Wix ernste Wache, damit niemand die Frau dort drinnen störe. Sie nahmen dabei die Haltung ein, als wären sie Sphinxe und lägen im Lande der Pyramiden vor einem Königsbau.

Faden ans Licht?

So golden durchflutet wie der Himmel in diesen ersten Herbstwochen erschien Garderut ihr gesamtes Erleben.

Sie hatte ja einen Stiefsohn und ein eigenes, innigstgeliebtes Kind, aber sie mußte sich manchmal darauf besinnen: war sie wirklich Mutter?

Sie kam sich so schlank, jungmädchenhaft vor. Sie konnte und mochte es sich gar nicht vorstellen, daß schon je ein Mann das Recht gehabt hatte, ihrem Lager zu nahen.

Ihre Ehe war wie versunken.

Alles, was sie vom Manne, von der Liebe wußte, das waren jene wohl heißen, aber doch scheukeuschen Zärtlichkeiten, die sie von Reinhold empfangen hatte.

Nein, sie war keines männlichen Wesens Eigentum, sie wurde nur ersehnt, und die ihr geweihte Sehnsucht, wie sie aus den Briefen ihres Freundes sprach, besaß nichts von dem Allzumenschlichen eines Gattenbegehrens.

Die Sehnsucht war ätherrein, aber nicht etwa entsagungsvoll, denn schmerzlicher Verzicht kann ja doch nur da entstehen, wo das Gefühl einer vergeblichen Begierde waltet.

Reinhold indessen war zufrieden mit dem, was sie voneinander hatten, mit diesem feinen und doch so starken Austausch ihrer Gemüter. Es würde sie furchtbar gestört haben, wenn sie hätte denken müssen, daß dieser ihr Freund schließlich auch nicht anders war als die anderen Männer, vor allen als ihr eigener Mann.

Keinen Augenblick schwebte ihr die Möglichkeit vor, sie könne je mit Reinhold Wilkens ins Alltägliche, Gewöhnliche tauchen.

Die Räume, die sie mit ihm durchschwang, gehörten zu einer anderen Welt, da gab es nichts Dumpfes, nichts nach irdischer Erlösung Lechzendes, keine Sattheit und erst recht keinen Überdruß nach gemeinem Genuß.

Ausgelöscht die brutale Wirklichkeit des Ehelebens — eine Jungfräulichkeit, als hätte sie eben zum ersten Male Brot und Wein am Altare empfangen und beginne überhaupt erst zu ahnen, daß sie Weib sei — Rückkehr in eine Jugend, der sie sich aber jetzt mit Bewußtsein hingeben und deren volle Schöne sie also nun begreifen konnte.

Ein seliger Zustand, worin ihr zumute war, als ob die Luft, die sie atmete, nicht nur ihre Brust erfüllte, nein, als ob dieser Hauch überall in ihre Glieder eindringe und sie leicht mache, daß es eine Kleinigkeit für sie sein mußte zu fliegen.

Dabei kein Haß gegen irgend jemand. Im Gegenteil, sie war die Güte selbst, und sogar die Briefe, die sie an ihren Mann schrieb, waren bei aller Sachlichkeit nicht unwarm.

Ja, so ging es in den ersten Wochen, als sie sich aber dann eines Morgens erhob, hingen graue Regengardinen vom Himmel herunter. Ihren Lieblingsplatz in der Laube konnte sie heute nicht aufsuchen. Und während sie sich nun, um ihre Enttäuschung und ihren Verdruß über den verdorbenen Vormittag zu dämpfen, um so eifriger der häuslichen Beschäftigung widmete, fiel es ihr ein: jetzt war ihre Ferienzeit bald um. In einer Woche kam Oswald zurück. Da war sie wieder die Pflichtfrau. Da wurde ihr Mädchentraum jählings zerstört.

Grauen.

Stäubte der Regen zu ihr herein, obgleich die Fenster dicht geschlossen waren? Es war ja alles so feuchtkalt um sie herum. Wie Nebelschwaden zog es vor ihren Augen durch das Zimmer.

Fröstelndes Grauen.

Was half's? Seufzen und sich ins Unabwendbare schicken, das Flügelgewand mit dem soliden Hausfrauenkleid vertauschen — Marktfrau und Wäscherin wieder für wichtige, lebenerhaltende Kräfte ansehen, dem Schlachter ein Stück Fleisch zurückgeben, weil es nicht das war, was der Mann gern aß.

Der trefflichen Martha, die in dieser Zeit alles regiert hatte, wieder in die Zügel fallen, denn es ging nun doch einmal nicht an, daß Dienstmädchenverstand über Herrinnenvernunft emporragte.

Wohl, mochte es denn so werden, wie es nicht anders sein konnte, aber was wurde

Digitized by Google

aus ihr und Reinhold? Sie schrieb ihm: „In einigen Tagen ist mein Mann wieder da. Dann habe ich wieder viel zu tun."

Sie fühlte, wie ungewandt sie sich ausdrückte, aber einerlei, die Hauptsache war, daß er sie verstand. Daran mangelte es denn auch nicht.

Während das Wetter noch fernerhin trübe blieb, erwiderte er: „Es steht ja ganz in Ihrem Belieben, Garderut. Ich will nichts, was Sie nicht wünschen. Sehen Sie sich den Seidenfaden an, den ich diesem Briefe beilege. Sie brauchen ihn nur zu spannen und an ein Licht zu halten und mir dann die beiden Enden zurückzuschicken. So weiß ich, es ist vorbei und bescheide mich. Kann ich es Ihnen leichter machen, uns voneinander zu trennen?" —

Faden ans Licht. Garderut betrachtete das grünschillernde Gebilde. Eine Sekunde brauchte die Flamme nur daran zu spielen, dann war der Faden mitten durchgebrannt. Und sie glaubte Reinhold; er würde sich still vor ihrem Abschiedswillen beugen.

Ja, welch eine Kleinigkeit war es, diese Zeit zu enden, sie gleichsam in eine Kapsel einzuschließen, die man nur dann und wann öffnet, um einen Erinnerungsduft daraus aufsteigen zu lassen. Oder auch sie wie eine jener Rosen aus dem heiligen Lande eintrocknen zu lassen und sie hin und wieder ins Wasser zu legen, daß sie sich zu der immer in ihr schlummernden Blätterpracht entfalte. Eine Kleinigkeit. Reinhold machte es ihr in der Tat bequem. Er begriff sie, er wollte ihr gewiß sogar Gutes erweisen. Sie sollte kein zerreißendes Doppelleben führen, sollte sich nicht quälen, als ob sie etwas täte, was sie nicht vor ihrem Manne verantworten könnte. Sie sollte aller Fesseln los sein und wissen, daß sie ihrem Jugendfreunde durch nichts verpflichtet war. Und so wollte er ihr auch jede Auseinandersetzung mit ihm ersparen. Er konnte sich ja freilich auch denken, was eine Frau in einem solchen Falle zu sagen hat.

Wahrlich: sorglicher, liebevoller konnte er nicht gegen sie handeln.

Oder war es gar mehr als Schonsamkeit? Wollte er sie vielleicht darauf hinweisen, daß es gut sei, wenn sie wieder ihrem Manne ganz allein angehörte? Aber nein! So trocken und nüchtern dachte er nicht, sie an ihre Pflicht zu gemahnen. Sein ganzes Bestreben war nur, sie davor zu schützen, daß ihr ein noch so geringes Unlustgefühl im Gedanken an ihn erwachen konnte. Und das war ja auch sehr klug und richtig. Denn sobald er, und wäre es auch ganz unwillkürlich gewesen, einen Druck auf ihre Seele ausübte, dann war auch schon alles zwischen ihnen vernichtet. Dann blieb er eine Last, und wer liebt es denn, eine Last zu sein?

Hatte sie sich durch den Verkehr mit ihm eine Freiheit gegönnt, so mußte er ihr auch alle Freiheit lassen, wenn sie ihm Lebewohl sagte.

Diese Wochen waren ungestört dahingegangen. Unmöglich würde das so bleiben. Sie konnten einander nicht mehr zwischen jenen zwei weißen Wänden gegenüberstehen. Die Wirklichkeit kam, und es war gar nicht zu vermeiden, daß sie auch über das Papier hinkroch, worauf Garderut an ihren Freund schrieb. Das hinterließ plumpe, häßliche Spuren und löschte ihre Herzensworte aus.

Sie hatten Köstliches miteinander genossen, und nun mochte denn, wenn es auch wehe tat, das Auseinandergehen kommen. Besser und zweier gescheiter Menschen würdiger war es, wenn sie solche Zwiesprache beendeten, bevor sich ein dritter hineinmischen konnte, oder bevor solch ein Zusammensein ermüdend wirkte, oder auch, was ja schon dagewesen war, gar zu nahe wurde.

Die Kunst, alle diese drei Störungen zu vermeiden, war sicherlich zu schwer.

Das Höchste und Schönste, wozu sie ihren vertrauten brieflichen Umgang miteinander steigern konnten, war sicherlich, wenn sie ihm jetzt entsagten.

Ihre Freundschaft, das rein Innerliche, starb deshalb ja doch nicht. Also!

Garderut entzündete das Licht auf ihrem Schreibtisch, sie nahm den grünen Faden, spannte ihn nach Reinholds Weisung und hielt ihn — —

Nein! Trotz allen weisen Überlegens: es war ihr doch unmöglich, die seidige Zartheit durch die Flamme zu zersprengen.

Warum sich denn so grausam berauben? Das hieß alles wieder aufgeben, was sie sich in der letzten Zeit fest vorgenommen hatte, hieß zurückfallen in das schreckliche Uneigene, woraus sie sich jetzt mit Macht emporarbeiten wollte.

Sie mußte die Lebenskünstlerin werden, ihrem Hause untadelig vorzustehen, sich aber zugleich Gebiete in ihrer Seele zu schützen, wo sie allein schaltete und waltete und wo sie Zwiesprache halten konnte, mit wem und so lange es immer in ihrem Belieben stand.

Dann war sie mehr als Frau und Weib — dann war sie Mensch!

Und niemand wollte sie Rechenschaft dafür schuldig sein, weil sie es wagte, hier aus freiem Entschluß die zweite Thronde zu sein, wie sie es gezwungen schon in so vielen Dingen hatte sein müssen.

Wie sich alles gestalten würde, sie wußte

Digitized by Google

es nicht, aber jetzt mit Reinhold zu brechen, und war es auch nur äußerlich, das brachte sie nicht fertig. Es wäre ja eine Art von Selbstvernichtung gewesen.

Garderut nahm den Faden und tat ihn sorgfältig wieder in den Brief hinein. Vielleicht kam ja noch einmal die Stunde, wo sie ihn ans Licht führte und dem Freunde die verbrannten Enden zurücksandte. Jetzt sollten und mußten die Fäserchen noch heil ineinandergreifen, ein feines Sinnbild für das, was sie mit Reinhold verband.

Unzweifelhaft war der Ton der Briefe, die Garderut in dieser letzten Ferienwoche an Reinhold schrieb, ein wenig gedämpfter als vorher. Aber daran war ja gewiß auch viel das trübe Wetter schuld. Im Anblick des blauen Sundes konnte sie sich rückhaltloser geben, als wenn sie bei einem Blick nach draußen nur den grauen, nassen Markt vor Augen hatte. Indessen mochte sie auch sonst nicht mehr jeglicher Hemmung ledig sein — sie blieb fest dabei: den Faden nicht ans Licht zu führen!

Sie kämpfte so lange mit sich, bis ihr der Gedanke an Oswalds Rückkehr nicht mehr geradezu peinlich oder auch nur unangenehm war, ja, sie wußte ihm sogar aufrichtigen Dank für diese Ferienwochen, und um ihm eine Freundlichkeit zu erweisen, ging sie zur ‚schönen Taube' in den Kuhgang. Diese Gasse war ein Beweis für den unausrottbaren Trieb der Natur, überall Leben zu schaffen, denn zwischen ihren Pflastersteinen grünte und sproßte es mit solcher Gewalt, daß man lieber von einer Kuhweide als von einem Kuhgange hätte sprechen sollen.

Die schöne Taube nun hatte just ein prächtiges Zinngerät, wie es der Herr Senator immer gern bei ihr kaufte. Das erstand Garderut, ließ sich von der alten Jüdin zum Scherz aus der Hand wahrsagen und erfuhr, daß sie zwar lange leben, aber noch einmal viel Schweres überstehen müsse, und tat auch in dem geheimnisvollen Hintergemache einen Blick in die magisch erleuchtete Kugel. Wessen Antlitz erschien ihr da? O, nicht nur eines, sondern sie sah zwei Gesichter, und das war merkwürdig: so sehr sie sich auch bemühte, dem jüngeren davon recht kräftige Züge zu verleihen, es blieb blaß und verschwommen, das ältere aber mit der unverkennbaren Stümpemannschen Nase trat immer deutlicher hervor.

Es war doch ein kümmerliches Ding um die Magie der schönen Taube, nicht wahr?

Als Oswald angeregt und frisch heimkam, prangte die Zinnsache mit einem Kranz rund herum als Willkommensgruß auf dem Tische, und er küßte Garderut in ehrlicher Freude über ihre Aufmerksamkeit. Und wie das ja häufig bei sonst nicht sehr aneinanderhängenden Gatten nach längerer Trennung der Fall ist, so folgten jetzt auch im Senatorhause freundliche, beinahe glückliche Monate.

Throndes Schatten wandelte nicht mehr von Stube zu Stube, sondern durfte wohl endlich seine Ruhe finden.

Es war Oswald keineswegs unbekannt, daß seine Frau Briefe mit dem früheren Redakteur wechselte, dessen die Zeitungen jetzt öfters Erwähnung taten. Er war durchaus nicht neugierig, was die beiden einander schrieben — vielmehr behandelte er diese dauernde Seelenfreundschaft mit dem gewissen gutmütigen Spotte des über derlei Jugendlichkeiten erhabenen Mannes.

Garderut brauchte also nichts vor ihrem Gatten zu verbergen. Ja, hatte sie denn überhaupt Geheimnisse vor ihm? Äußerlich nicht und innerlich? Allerdings, sie war dazu durchgedrungen, daß sie ihr qualvolles Doppelleben in ein zwiefaches Leben umwandelte. Diese beiden Leben waren ganz voneinander geschieden, das eine wußte kaum etwas vom andern, konnte daher das andere auch nicht stören.

Garderut gab ihrem Manne, was ihres Mannes war, und blieb für den Freund das jungfräuliche Wesen mit dem Wissen des Weibes. In solcher Art von Dasein, das sie sich mit einem starken Willen geschaffen hatte, fühlte sie ihr Gemüt nicht mehr zerrissen, und so ging es denn ja wohl wirklich gut an, daß der Faden unversehrt und fern dem Lichte blieb!

Letzte Rose

In der berühmten Hansestadt Wismar, die in manchen Dingen unserm Krukeluhn nicht unähnlich ist, lebte vor alters ein Wollenweber. Hieß Claus Jesup. Muß ein Kerl mit einem unheimlichen Trieb nach oben gewesen sein. Hatte es schon einmal soweit gebracht, daß man ihn Herr Bürgermeister nannte, war dann wieder in die Unbeamtetheit zurückgesunken, hielt es da aber nicht aus, sondern suchte abermals, wie man so sagt, der erste Mann an der städtischen Spritze zu werden.

Und als nun der Ratsherr Hinrich von Haaren das Unglück hatte, daß die Dänen der wismarschen Koggenflotte, die er befehligte, eine arge Niederlage beibrachten, da ließ Claus Jesup, der seinen Weizen reifen sah, flugs unter den Bürgern ausstreuen: Haaren sei ein Verräter. Richtig erlangte er auch, daß man den geschlagenen Admiral in den Turm setzte.

Digitized by Google

Damit nicht genug, verfolgte Claus Jesup ebenfalls den Bürgermeister und kaiserlichen Ritter Johann Bantzekow mit seinem Hasse, indem er behauptete, dieser lasse der Stadt Tore offenstehen, damit der Feind bequem eindringen könne.

Bantzekow war schlaff und pflichtvergessen, denn er lieferte dem Volksanführer die Schlüssel der Tore aus, und als er dann, Gefahr witternd, Wismar mit Flucht verlassen wollte, da schickte ihm Jesup seine Helfershelfer nach. Auch der Bürgermeister kam in Ketten und beide, der Ratsherr wie der Herr Bantzekow, wurden auf Jesups unerbittliches Betreiben auf offenem Markte mit dem Schwerte hingerichtet. Der Wullenweber aber hat seine Tage weiter gelebt, wenn er denn auch sein Schreckensregiment nicht mehr ausübte.

Diese machtbegierige Gestalt und ähnliche Männer, von denen die Chroniken berichten, waren Bäcker Tystrows Vorbilder.

Koste es, was es mochte — er wollte etwas zu bedeuten haben! Seine niedere Herkunft wurmte ihn, er fühlte seine Unbildung, woraus er sich doch mit allem Herumschmökern in den alten Schweinslederbänden nicht befreien konnte, er beneidete alle die, die in guten Häusern groß geworden waren, er wollte es ihnen aus eigener Kraft gleichtun, sie womöglich überflügeln, er verschmähte es, seine kleine Gabe wirklich selbstlos in den Dienst des großen Ganzen zu stellen, wo er denn hätte Nützliches leisten können — nein, er selber wollte Herr sein, und die andern sollten ihm dienen; je höher sie standen, desto mehr wollte er sie für seine eigenen Zwecke gebrauchen.

Daher seine Freude an der Gewalt, die er über Senator Stümpemann besaß, daher sein Toben wider Senator Konning, der ihn überall bekämpfte und alle seine Anträge im Bürgerausschusse zu Fall brachte.

Für dieses Widersachertum, das er für persönliche Feindschaft nahm, rächte sich der Bäcker dann, indem er dem Rat alle möglichen Steine in den Weg warf.

Derlei Gegnerschaft bereitete aber manchen Leuten ein Vergnügen, und deshalb genoß Tystrow den Ruf eines unabhängigen und mutigen Mannes und wurde immer wiedergewählt, obgleich es der Stadt sehr zum Wehe gereicht hätte, wenn er das durchgesetzt haben würde, was ihr nach seiner Ansicht wohl tun sollte.

Er saß im ‚Rauhen Loch', hielt lange Reden und erntete lauter Beifall. Ein Senator Konning war hier ja nicht unter seinen Zuhörern. In diesem Wirtshause lebte auch noch immer der Hafenverein. Sein Siegel zeigte einen Spaten, dessen Spitze von Wellen umspült wurde. Ja, Bäcker Tystrow wollte auch jetzt noch kein anderes Heil für Krukeluhn sehen, als wenn die alte Hafenpracht erneuert ward. Senator Konning aber hatte mittlerweile unter beleidigender Nichtachtung der Tystrowschen, aus mißverstandener Geschichte und vor allem aus grober Selbstsucht herstammenden Pläne die nötigen Schritte getan, um die Eisenbahn endlich auch über die Insel zu leiten.

Der Bürgermeister ließ sich von diesem tätigen Beamten schieben; Senator Stümpemann konnte nicht widersprechen, die beiden nicht rechtsgelehrten Ratsherren und braven Nullen, sowie der Bürgerausschuß, mit Ausnahme der Tystrow-Partei, wurden gewonnen, und so geschah denn alles, was geschehen mußte, damit Landtag und Regierung sich der Stadt und ihren Wünschen geneigt zeigten.

Das lange vernachlässigte Krukeluhn sollte an die große Welt geknüpft werden, und im Rahner Hausfreund schrieb der Redakteur einen sinnigen Aufsatz über das demnächst aus vielhundertjährigem Schlafe erwachende Eiland-Dornröschen.

Die Männer, die mit dem Eisenbahnbauen Bescheid wissen, kamen und sahen sich die Gegend an, und da stellte es sich überraschenderweise heraus, daß es keineswegs am vorteilhaftesten sein würde, wenn man da, wo sich jetzt die Holzbrücke über den Sund hinzog, auch den neuen eisernen Steg streckte. Sondern es erschien viel praktischer, die Verbindung mit dem Festlande ein gut Teil weiter westwärts herzustellen. Dort lag auf dem jenseitigen Sundufer der betriebsame Ort Wullenhagen, und von ihm aus kam man leichter ins Binnenland als von Neustadt, wohin sich bisher alle reiselustigen Krukeluhner begeben mußten.

Der Plan war teurer auszuführen, denn der Sund hatte bei Wullenhagen eine größere Breite als bei Neustadt, aber ein Gutes war, wenn man dort die Pfähle einrammte, besonders auch darin zu erkennen, daß die Insel mehr aufgeschlossen wurde: an drei blühenden Törfern vorbei schlängelte sich dann die Bahn, um in Krukeluhn zu münden, während bei der kürzeren Verbindung nur die Stadt selbst unmittelbaren Nutzen hatte.

Es ward also beschlossen, die längere Strecke zu wählen, und alsbald trafen die Leute mit ihren Maßstäben und Sehrohren ein und erkundeten das Gelände, damit man an das Ausschürfen oder Aufwerfen des Erdreiches gehen konnte.

Dabei ergab es sich, daß von dem Dorfe,

Digitized by Google

an dessen Rande Senator Konnings geliebtes Häuschen lag, etliche Gebäude fallen mußten, und zuletzt wurde man sich klar darüber, daß die Haltestelle nirgend besser aufzumauern war, als gerade auf Konnings Grundstück.

Was jetzt darauf stand, Haus und Garten, mußte zerstört werden.

Das war ein harter Schlag für den Ratsherrn. Wie hing er nicht an diesem Fleck Erde, was verdankte er ihm nicht! Wie konnte er seine Blumen liebkosen, wie konnte er seine Blicke fast zärtlich auf dem Strohdache ruhen lassen!

Wie fühlte er sich wohl auf der Bank neben der Tür, wo er das Beet mit den hochstämmigen Rosen, seinen Lieblingen, vor sich hatte, wie herzenswarm war ihm stets zumute, wenn er in die niedrige, kleine Stube trat und dort auf dem Sofa, die eine Hand sacht auf die Hand seiner neben ihm sitzenden Frau gelegt, seine Pfeife rauchte!

Alles, was er an Frieden, Ruhe, Erholung, ja man konnte sagen: an innerlichem ungestörten Glück kannte und genossen hatte, alle die langen, langen Jahre schon, das war mit diesem Häuschen und mit diesem Garten verbunden.

Und nun? Nun wollte man es ihm rauben?

In dem stillen Mann schrie etwas auf: nein, das darf niemand!

Seine Frau bezwang sich mit aller Macht, um ihm nicht ihren Gram über den bevorstehenden Verlust zu zeigen. Sie dachte, so sehr auch sie das Haus liebte, dabei nicht an sich selbst — nur, daß ihr Mann diese seine einzige ungetrübte Freude entbehren sollte, das tat ihr so weh.

Es war nicht Senator Konnings Art, sich über seine Schmerzen zu äußern, aber seine Frau fühlte sein ganzes Leid, und sie versuchte es, ihn zu trösten: „Wir kaufen uns für das Geld, das wir dann kriegen, ein anderes solches Haus, Erhard.“

Doch der Senator schüttelte nur den Kopf und preßte die Lippen zusammen. Seine Frau wußte, wenn er dies verschlossene Gesicht machte, so wollte er nicht, daß sie über das, was ihn bewegte, noch weiter redete.

Gehorsam schwieg sie. Er mußte seiner Natur gemäß alles mit sich allein abmachen.

Sein Häuschen? Sein liebes Besitztum? War es möglich — das sollte der Erde gleich werden — da sollte sich ein nüchterner Kasten erheben, da sollte sich eine gelbe Sandfläche ausdehnen? Da sollte er nie mehr weilen, um den wunderbaren, frischklaren Hauch des Sonntagmorgens zu trinken, während aus der Ferne — ihm war das weihevoller, als wenn er in der Kirche saß — die Glockenklänge vom Turme des großen Gotteshauses zu ihm hindrangen?

Was war das für eine ungeheure Grausamkeit, ihm den einzigen Ort zu nehmen, dem er es schuldete, wenn er trotz allen ihm von seinen Kindern bereiteten Wehsals noch ein so ausdauernder und, wie er sich selber sagen durfte, seiner Stadt wohldienender Berater war.

Sich anderswo ankaufen? Und wieder schüttelte der Senator den Kopf, als er allein war und vor seinem Schreibtisch saß. Anderswo — das wurde nichts Rechtes mehr. Sich an ein anderes Haus zu gewöhnen, sich einen anderen Garten auszubauen, dazu war er schon zu alt.

Die Sonne schien nirgend so golden hin, wie gerade auf die Bank neben seinem Häuschen, der Wind kam nirgend so balsamreich herübergeweht, wie gerade auf die kleine Anhöhe zu, die hinten in seinem Garten lag, der Rundblick war nirgend so schön, wie gerade von diesem Hügel aus, der Regen sickerte nirgend so fruchtbar nieder, wie just in seine Blumenbeete!

Und das sollte nun verloren sein?

Gab es kein Mittel, um ihm das bedrohte Eigentum zu retten?

Er war doch schließlich ein angesehener Mann. Wenn er nun zu den Herren, die die Pläne ausarbeiteten und auf der Landkarte den Lauf der Schienen einzeichneten — ja, wenn er nun zu diesen Herren hinging und sie bat: „Laßt mir mein Haus stehen. Durchquert nicht meinen Garten. Führt die Bahn ein bißchen weiter nach links oder rechts, damit mein Platz verschont wird!“ Sollte man seiner Bitte nicht willfahren? Warum nicht? Was war dabei, wenn die Schienen einen kleinen Umweg machten?

Die Versuchung, so etwas für sich selber zu tun, war groß und lockend, und schon stand der Senator im Begriff, in die Hauptstadt zu reisen und da in bescheidener, aber doch dringlicher Form seinen Einfluß zugunsten des lieben Häuschens geltend zu machen, da fiel ihm ein: mußten nicht auch die andern, deren Felder und Wiesen zerschnitten und deren Scheunen niedergelegt wurden, sich in ihr Schicksal fügen? Hatten nicht die drei Bauern, denen das altererbte Vaterhaus von der heranbrausenden Lokomotive umgestürzt wurde, einen noch viel größeren und schwereren Verlust zu ertragen, als er mit seinem immerhin nur erkauften Besitztum?

Und wenn man seiner Bitte willfahrte, ging die Bahn dann nicht vielleicht gerade über einen Acker oder durch einen Garten,

Digitized by Google

woran auch jemand seine innige, vielleicht einzige Freude empfand? War der Wert, den er einbüßte, höher zu schätzen, als das, was seine Mitmenschen fahren lassen mußten?

Nein. Gleiches Recht für alle.

Er hätte sich schämen müssen, wenn er seine geachtete Stellung benutzte, um einen Vorteil vor andern für sich herauszuholen — er hätte sich danach nie mehr auf seinem Gütchen der Ruhe hingeben können, wenn er daran dachte, daß seinen Nachbarn etwas entrissen worden sei, damit er, der Senator Konning, nur sein Eigenes behielte. Die anderen, deren Grund und Boden da lag, wo die Eisenbahn gebaut werden sollte, wurden auch nicht danach gefragt, ob ihnen der Abschied von der alten Scholle schwer oder leicht fiel — welch eine Unehrlichkeit würde er begangen haben, wenn er danach strebte, daß man auf ihn allein Rücksicht nahm!

Er selber hatte die neue Zeit aufs Inselland gerufen, sie sollte fortan auch in Nahne daheim sein, und so durfte er sich nicht beklagen, daß sie ihm entriß, was sie zu ihrer Nahrung und Notdurft brauchte.

Außerdem: wenn er sich von den Herren da oben nur das geringste schenken ließ, so war er nicht mehr der freie Mann wie jetzt. Er mußte ducken, sobald die winkten, er mußte seine Meinung umbiegen, sobald die anderer Ansicht waren als er.

Wie konnte er noch vor seine Mitbürger hintreten und behaupten, daß er nur das Gemeinwohl im Auge habe? Er hatte sich ja durch eine Gefälligkeit bestechen lassen — wer konnte ihn noch achten und überhaupt auf der Rechnung haben?

Nein. Es galt, nicht mit der Wimper zu zucken, wenn Schaufel und Hacke kamen, um ihr Vernichtungswerk zu beginnen. Das war das Einfache, das große Notwendige. Dazu rang sich der Senator durch, und wenn er auch seine Frau nicht ferner darüber sprechen ließ: ihr tröstendes Wort arbeitete doch in ihm weiter.

Nicht unreichlich war das Geld bemessen, das alle Anlieger der Eisenbahn und auch der Senator als Entschädigung erhielten. Irgendeinen Ersatz konnte er sich also am Ende doch schaffen. Ja, es würde dann gewiß noch ein Platz auf der Insel zu finden sein, wo er seine Mußestunden verbringen durfte, wenn es auch lange nicht so ward, wie auf dem ersten.

Diese Aussicht, die allmählich zur Hoffnung wurde, und sein gutbewahrtes Gewissen verliehen dem Senator nach und nach wieder etwas Freudigkeit.

Da traf eines Tages ein schlimmer Brief aus Berlin ein.

Konnings Sohn war dort in einem Geschäft angestellt gewesen. Man hatte ihm Vertrauen geschenkt, er hatte es böse enttäuscht, Betrug verübt, einen falschen Namen unter ein Schriftstück gesetzt — er war reif fürs Gefängnis. Noch wollte man Gnade für Recht ergehen lassen, schrieb der Inhaber des Geschäfts, wenn die veruntreute Summe alsbald wieder eingezahlt und überdies eine Buße geleistet wurde. Aber in acht Tagen mußte alles klipp und klar sein, sonst sagte man dem Gericht Bescheid.

Der Senator schritt mit tiefgesenktem Haupte, zitternden Armen und gekrampften Händen stundenlang in seiner Stube auf und nieder. Endlich konnte seine Frau, die ihn sonst nicht gern störte, es nicht länger aushalten, sie kam zu ihm hinein, sah den Brief und fragte gleich: „Wieder was mit August?“

Er nickte: „Lies.“

Sie ging zum Schreibtisch und beugte sich, ohne sich erst zu setzen, über das Papier.

Ihre ganze sowieso schon dürftige Gestalt schrumpfte immer mehr ein, je weiter sie las. Dann sank sie in den Stuhl und nahm die Schürze vors Gesicht.

Konning, von diesem stummen Leide seiner Frau auf das tiefste erregt, geriet in eine für ihn ganz ungewöhnliche und um so schrecklichere Wut: „Nichts tu' ich mehr für ihn! Nichts! Laß ihn unter die Verbrecher kommen! Da gehört er hin! Er geht uns nichts mehr an!“

Immer wiederholte er scharf zischend dies eine Wort: „Nichts! Nichts! Nichts!“

Seine Frau hielt die Hände schlaff im Schoß und schaute trübe zu dem Familienbilde auf, das am Tage von Augusts Konfirmation gemacht worden war. Ihr Mann und sie selbst und die beiden blühenden Kinder. Die Tochter Margot so lieb und unschuldig — der Sohn so frisch und fröhlich. Und nun? Wie war es denn nur geschehen, daß beide Kinder in furchtbare Unzulänglichkeit hineingerieten und daß ihr Sohn sogar immer tiefer und tiefer stürzte? Wie war es möglich? Wer war daran schuld?

Sie wußte es nicht, aber ihr Mutterherz entlastete den Sohn, wie es einst, als sich das Schlimme mit der Tochter ereignete, diese entlastet hatte. Die Welt war arg und voller Versuchungen, und wer nun einmal einen schwachen Charakter besaß, der ging nur zu leicht im schlammigen Strudel unter.

Schuld? Die ganze Welt hatte sicher ebensoviel Schuld wie August selbst. Das sagte ihr Mutterherz, aber ihr Mund war nicht gewohnt, ihrem Manne zu wider-

Digitized by Google

sprechen — sie war auch nicht gewohnt, vor seinem Angesicht in Tränen dazusitzen.

So erhob sie sich, strich ihm über die zornerhitzten Wangen und erwiderte auf seine heftigen, den Sohn beinahe verfluchenden Reden nur leise: „Wie du willst, Erhard. Du weißt es ja alles am besten."

Sie verließ ihn, und eine so liebe und aufrichtig gehorsame Frau die Senatorin war, so viel weibliche Klugheit wohnte ihr doch auch inne, daß sie wußte, ihr Mann war durch nichts leichter zu besänftigen und von harten Entschlüssen abzubringen, als indem sie ihm immer nachgab.

Ihre Berechnung trog sie auch diesmal nicht. Hätte der Senator es wirklich vermocht, den Sohn sein Elend auskosten zu lassen — die Trauer, die seine Frau tragen würde, wenn der Sohn unter den Unehrlichen saß, war zu schwer, als daß die Ärmste trotz all ihrer Zähigkeit nicht darunter zusammenbrach.

Das wußte der Senator, und darum mußte er dafür sorgen, daß ihr dies Äußerste erspart blieb. Sie hatte ja schon genug durchgemacht, solange sie an seiner Seite lebte. Außerdem, was ja immer bei diesem Manne von höchster Bedeutung war: sein Name durch die Zeitungen geschleppt? Zu wem durfte er selbst dann noch das Auge aufschlagen?

Der Senator verließ das Haus, ging zur Bank, wo er das ihm für sein Grundstück bereits ausgezahlte Geld liegen hatte, nahm noch ein Beträchtliches von seinen sonstigen Ersparnissen hinzu und eilte damit, als könne es schon zu spät sein, nach Neustadt, denn er hatte es nicht gern, daß man in Krukeluhn auf der Post mit seinen geschäftlichen Dingen Bescheid wußte.

Als er die Bescheinigung in der Hand hielt, daß die Summe an jene Stelle gebracht würde, wo sein Sohn vom Wege der Redlichkeit abgewichen war, da atmete er auf, weil es aber doch immerhin über einen Tag dauerte, bis das Geld ausgezahlt wurde, so telegraphierte er noch an den Kaufmann: Decke alles. Betrag unterwegs. Konning.

Dann ging er, von einer Last befreit und dennoch voller Schmerz, nach Krukeluhn zurück und dachte, als er über die Brücke schritt: Wär' es nicht am besten, wenn er in den Sund hinabsprang? Wozu dies ganze Leben? Dies Arbeiten für andere Leute, die ihm gar nicht dafür dankten — was sollte es? Diese Aussicht, daß sein Sohn alsbald wieder etwas Neues, womöglich gar nicht wieder Gutzumachendes anstellen werde — war die sehr verlockend? Beileibe nicht!

Ja, welche Macht fesselte ihn dann trotzdem noch immer an sein Dasein?

Das blasse Gesicht seiner treuen Gefährtin tauchte vor ihm auf, da wußte er, wie jene Macht hieß — es war die Liebe zu ihr, die alles mit ihm teilte.

Nach seiner Rückkehr blieb er wieder lange allein auf seiner Stube. Als seine Frau dann bei ihm anpochte, zum Zeichen, daß Tee und Brot für ihn bereit standen, da kam er heraus. Und auf dem Flur legte er ihr den Arm um die Schulter, sah sie ernst und doch innig an und sprach: „Es ist alles beglichen, Anna. Der Junge behält seine Freiheit. Möge er denn endlich lernen, sie gut anzuwenden."

Die Frau stand eine ganze Weile still bei ihm, dann beugte sie sich tief hinunter, daß sie fast vor ihm kniete, ergriff seine rechte Hand und küßte sie. Der Senator aber strich ihr über die grauen Haare und sagte: „Es mußte ja sein. Wir hätten ja an Haus und Garten, die wir uns für das Geld kaufen wollten, doch keine Freude gehabt beim Gedanken an August. Haus und Garten, ja, meine liebe Frau, damit ist es nun vorbei. Soviel ersparen wir uns nicht mehr."

Lange verharrte die Senatorin in ihrer Stellung. Dann richtete sie sich auf und schaute ihn dankbar an: „Was dir da draußen fehlen muß, das will ich dir hier drinnen ersetzen mit allen meinen Kräften." Sie faltete die Hände. „Dazu verhilf mir, lieber Gott."

Ein paar Tage darauf kam August, verliedert und verlottert. Nicht von Reue zerrissen, sondern nur von Furcht vor der verdienten Strafe gepeitscht.

Wohl ließ es der Senator geschehen, daß ihn die Mutter erst sättigte und kleidete, dann aber war er Manns genug, den Ungeratenen mit in sein Zimmer zu nehmen, den Türschlüssel umzudrehen und den schreckensbleichen Menschen mit einer Stimme anzudonnern, die niemand seiner schmalen Brust zugetraut hätte. Ja, der Senator hob die Hand, doch — er schlug den Sohn nicht ins Gesicht, denn der schaute ihn an mit Augen, die waren trotz allem gut, die hatten so etwas kindlich Staunendes, als ob sich August selbst über all das Schlechte wunderte, was er nach den Vorhaltungen seines Vaters getan haben sollte, und, wie er ja eingestand, auch getan hatte.

Diese Augen ... sie erinnerten den Senator zu sehr an die seiner Frau. Die drohende Hand fiel herab, die Wut verschwand, das Mitleid kam, und aus dem strengen Vater wurde der väterliche Ratgeber, der wieder einmal — ach, zum wievielten Male nun schon? — die Möglichkeiten erörterte, auf welche Weise der in Tränen und Jammer

Digitized by Google

Luſtige Weiber. Gemälde von Prof. Franz Kiederich

Digitized by Google

Digitized by Google

zerfließende und ewige Besserung schwörende Sohn doch noch auf die richtige Bahn gelangen könne.

In Krukeluhn war nichts für ihn zu suchen, und so schrieb Konning an einen ihm bekannten Gutsbesitzer im Holsteinischen, ob der nicht eine Unterkunft für einen Menschen habe, der gern ehrlich und fleißig arbeiten wollte, es aber im städtischen Betriebe zu nichts Rechtem bringe.

Es kam bejahende Antwort, denn auf dem Lande kann man alle willigen Hände gebrauchen.

Der Senator und seine Frau atmeten auf. Der Sohn bekam noch einen Zehrpfennig, sein Vater schärfte ihm nochmals ganz gehörig das Gewissen.

Die Mutter wollte August zur Bahn bringen, aber das Wetter war rauh, und die Senatorin litt unter den Aufregungen der letzten Zeit an schwachen Füßen. Konning selbst hatte zu tun. So nahm August einen übermäßig weinerlichen Abschied aus dem Vaterhause und pilgerte davon.

Sobald er aber auf der Straße war, verflog die weiche Stimmung rasch. Er freute sich auf das Landleben, er sah sich schon als flotten Inspektor über die Felder reiten und die Leute mit scharfen Worten zum Schaffen anhalten, er träumte von Erntebieren und drallen Mägden.

Ja, nun war alles gut, das Vergangene lag abgetan hinter ihm, kein Mensch verfolgte ihn wegen der seiner Ansicht nach doch nur kleinen Unregelmäßigkeiten, die er sich mehr so aus Versehen hatte zuschulden kommen lassen. Geld für die erste Zeit fehlte ihm auch nicht — warum sollte er also den Kopf hängen lassen?

Und wie das mit solchen armen Menschen geht: wenn sie vergnügt und sorglos werden, so wollen sie diesen Zustand immer noch steigern. Aus sich selbst heraus können sie das nicht. Also brauchen sie Mittel von außen, und da ist denn nun ein Glas Bier oder ein Schnaps ausgezeichnet dazu, um sie in die möglichst hohe irdische Seligkeit zu versetzen.

August sah sich um. Oh, Vater und Mutter waren ja daheim, die brauchte er nicht zu fürchten.

Er schlich — denn sein Gewissen war doch nicht ganz mit seinem Tun einverstanden — in das ‚Rauhe Loch' und ließ sich einen einschenken.

So! Das spülte den Rest von Abschiedsweh und überhaupt allen Kummer weg. — Noch einen! Die Zukunft wurde immer rosiger. Nun, schließlich, weshalb nicht noch einen? Da löste sich seine Zunge. Saßen ja doch ein paar nette Menschen da. Zu denen rückte er. Was? Die Uhr war gleich sieben und halb acht ging der Zug von Neustadt? Ach was, um zehn ging auch noch einer. Wozu die Hast? Die Arbeit lief nicht weg.

„Einen kleinen nehm' ich noch, Herr Wirt! Und wenn ich die Herren dazu einladen darf?"

„Bitte, nicht mehr als gern."

Das wurde gemütlich. Die netten Menschen! Bäcker Tystrow war darunter. Sie kannten ja den jungen Konning gut — sie wußten ja auch, daß er nicht viel taugte, aber wenn er ihnen Freibier schenkte, so war er ihnen doch immer gut genug, daß sie bei ihm saßen und mit ihm anstießen.

August begann zu prahlen: „Stadtleben — pfeif' ich drauf. Ich hab' jetzt eine feine Stelle. Als Oberinspektor. Kolossales Gut. Gehört einem Grafen. Ja, Freund von meinem Vater. Und wenn ich mich da erst in die Landwirtschaft eingelernt hab', dann kauft mir mein Vater selbst einen Hof. Kommt ihm ja gar nicht darauf an. Was der allein jetzt für die Stelle bekommen hat, da draußen auf dem Dorf, wo die Eisenbahn hin soll — das glaubt ja gar kein Mensch. Überhaupt, wenn man so lange Senator ist und alle Fäden in der Hand hat, da soll man doch wohl was übrig haben, wie? Meine Alten leben bloß so, daß sie sich nichts gönnen. Na, wenn sich mein Vater pensionieren läßt, dann nehm' ich ihn zu mir, und dann soll er es nochmal gut haben. Das hat er verdient."

Bäcker Tystrow hörte sich das alles sehr genau an.

Gegen zehn Uhr schafften die Freunde, die sich August Konning so rasch gewonnen hatte, den Schwankenden über die Brücke und setzten ihn in den Zug.

Die Senatorin erfuhr schon am nächsten Morgen von einer Klatschbase den Vorgang. Sie griff sich ans Herz und schwieg, und zufällig hörte ihr Mann auch sonst von keiner Seite, wie August seine neue Laufbahn angefangen hatte.

— — — — — — — — — — —

Der Bahnbau begann. Die gemauerten Pfeiler streckten sich immer höher aus dem Sund empor. Die Eisenbalken wurden darübergelegt, die mächtigen Bogen wölbten sich von Ufer zu Ufer. Zu Lande wurden die Hügel durchschnitten und die Dämme aufgeschüttet, um den Pfad zu schaffen, worauf die Schienen glänzen sollten.

Was da im Wege stand: Bäume, Scheunen, Wohnstätten — herunter damit.

Jetzt war es soweit: Nächste Woche mußte

Digitized by Google

der Senator sein Häuschen räumen. Diesen Sonntag konnte er noch einmal draußen neben der Tür sitzen.

Rosenzeit. Wie brausten die Hochstämmigen auf dem Beet in ihrer Überpracht. Der Senator konnte sich nicht satt daran sehen. Er trat hinzu und streichelte über die lebensvollen Blüten hin, so zart, wie er ja auch bisweilen über das Haupt seiner Frau hinstrich.

Die Senatorin schaute zur Tür hinaus. Da wußte er, sie hatte ihm zum letzten Male die ländliche Kost bereitet. Fortan würde kein Feuer mehr auf dem bald zerstörten Herde flackern.

Bedrückt saß er in der kleinen Stube, und nachdem er ein Geringes genossen hatte, ließ er seine Augen an den schlichten Wänden herumschweifen.

Das kärgliche Hausgerät! Aber das paßte hier hinein. Es paßte auch nur hier hinein. Hier lebte es. Überall anderswo waren diese Gegenstände tot. Auch Möbel freuen sich nur einmal ihres Daseins.

Leise begann er: „Wenn ich dir nun diese Tage über hier helfen soll ..."

Sie wehrte ab: „Nein, nein, das schaff' ich ganz alleine. Das ist eine Kleinigkeit. Du sollst alles so in der Erinnerung behalten, wie es jetzt ist."

„Ja, das wäre mir lieb. Aber ich bin doch ein rechter Egoist, daß ich dir allein den Schmerz überlasse, hier auszuziehen."

„Wir Frauen fühlen das wohl nicht so tief," sprach sie mit erzwungener Munterkeit. „Wenn wir nur etwas zu tun haben, dann kommen wir leicht darüber hinweg."

Am Nachmittag ging der Senator noch einmal durch den Garten und nahm Abschied von jedem einzelnen Stachelbeeren- und Johannisbeerenstrauch, von jedem einzelnen Löwenzahn- und Rittersporнbusch.

Noch einmal zupfte er das Unkraut aus der Erde, zerklopfte die Schollen auf den Beeten, sammelte die welken Blätter von den Pflanzen, begoß die Gewächse und harkte die Steige fein säuberlich, wie er es jeden Sonntagnachmittag tat, bevor er sich heimbegab.

So. Das war geschehen.

Und nun machte er zuletzt vor seinen Rosen halt.

Die dunkelgrünen Blätter glänzten, und sanft wiegten sich die schweren Blütenhäupter im Winde. So grüßten die herrlichen Rosenstämme ihren lieben Senator, von dessen freundlichen Blicken sie immer den ganzen Winter über geträumt hatten — so grüßten sie ihn zum Lebewohl.

Wenn sie auch verpflanzt wurden — so schön bekamen sie es nie wieder wie an dieser Stätte.

Lange betrachtete der Mann seine Lieblinge, zuletzt holte er die kleine Schere hervor, die an seinem Taschenmesser war, wählte sorgsam und schnitt sich vom stolzesten Strauch eine wundervolle, halberblühte hellrosa Blume ab.

Dann wandte er sich zu seiner Frau, die mit ihrem Strickzeug auf der Bank saß und sagte: „Ich möchte jetzt schon gehen, Anna. Du kommst dann wohl später nach. Bitte, laß mich."

Die Bitte war für diese Frau, die ihren Mann so ganz verstand, Befehls genug. Sie nickte ihm nur zu.

Er aber ließ nun seine Augen noch einmal zu dem Strohdach hinaufschweifen, aus dessen Schornstein der lockere, graue Rauch des im Verlöschen begriffenen Feuers gen Himmel zog. Er blickte noch einmal von Fenster zu Fenster und in den engen Flur hinein. Dann war es genug. Ein Händewinken nach seiner Frau hin, und nun sah ihn diese, wie er über den kleinen Hof, durch die Holzpforte und auf die Straße hinauswanderte, langsam, schwerfällig trotz seiner kleinen und hageren Gestalt.

Nicht ein einziges Mal blickte er zurück. Nun war er schon hinter den andern Häusern verschwunden. —

An seinem Schreibtisch saß der Senator und hatte die Rose in der Hand. Er näherte sie seinem Gesicht und sog ihren Duft ein, ganz tief, wie zum Gedächtnis an alle die tiefen, wohligen Atemzüge, die er da draußen auf seinem kleinen Besitztum getan hatte.

Nicht ins Wasser stellte er die Rose, sondern er wickelte sie sorgfältig in ein Stück Papier und legte sie in ein Schubfach, wo er allerhand ihm werte Dinge aufbewahrte.

Dann schlug er seine Akten auf.

Nicht nur in jenen Rosen dort, nein, auch in diesen nüchternen Buchstaben und Zahlen hier lag ein Glück beschlossen.

Und Senator Konning wußte es zu finden.

Bist du endlich wieder da?

Ellina von Bühel kam aller zwei, drei Jahre auf einige Wochen nach Rahne. Auch in diesem Sommer weilte sie mit ihren zwei prächtigen Kindern im Elternhaus. Sie war lebhaft und lebensfroh, hatte sich zur Großstadtdame entwickelt, verstand sich aber doch noch auf das beste mit allen Krukeluhnern.

Ihr Mann war rasch zu leitender Stellung aufgerückt, und ihr ganzes Wesen strömte die heitere, sichere Gelassenheit aus, wie sie nur einem sich geliebt wissenden Weibe eigen ist.

Digitized by Google

Wie es mit ihrer kleinen Gaddi stand — daß diese mit ihrem Manne nicht die vollkommene Zweieinigkeit bildete, das fühlte Ellina ja, ohne daß die Schwester von ihrer Ehe gesprochen hätte. Ellina vermied es auch im allgemeinen, sich in Dinge zu mischen, die, wenn sie einmal nicht heil sind, niemals von außen her, sondern höchstens nur noch von innen heraus wieder zu etwas Ganzem verschmolzen werden können.

Als die Schwestern aber einmal beieinander saßen, da fragte Ellina doch: „Was soll denn nun eigentlich aus Karsten werden? Es nützt ihm ja nichts, daß er hier die Realschule ganz durchmacht. Er muß doch möglichst früh aufs Gymnasium."

„Ich nehme an, daß sich Osewald schon näher mit dem Gedanken beschäftigt hat," erwiderte Garderut, „wenigstens hörte ich neulich so etwas von ihm, als er mit Görges sprach. Ich selbst weiß nicht, was er mit dem Jungen für Pläne hat, und hüte mich auch, davon anzufangen."

„Weshalb? Es handelt sich doch um Karstens ganzes ferneres Leben."

„Wäre hier in Krukeluhn ein Schulwechsel möglich, so würde ich auch darauf dringen. Weil Karsten aber nach auswärts muß, so rate ich Osewald nicht dazu, denn du mußt immer bedenken, daß ich Karstens Stiefmutter bin, und es sieht dann leicht so aus, als wollte ich ihn gern aus dem Hause haben."

Ellina erstaunte: „In den Verdacht kannst du bei deinem Mann geraten?"

„Ich bin mir wenigstens nicht ganz gewiß, daß dieser Verdacht bei ihm ausgeschlossen wäre."

„So, so."

Ellina, die Throndes aufgewecktem Sohne alles Gute gönnte, begriff es, warum die Schwester den Gegenstand nicht vor ihrem Manne berührte, fürchtete aber, es könne zu Karstens Schaden etwas versäumt werden, und redete deshalb mit Osewald freimütig darüber, wie er sich die Zukunft seines Ältesten wohl vorstellte.

„Ich sehe ein, er kann nicht hier bleiben," sagte der, „ich bin ja auch selbst früh zu fremden Leuten gekommen. Aber ich zögere noch immer, denn ich werde ihn schwer entbehren."

„Unsere Eigenliebe darf sich nicht melden, wenn es sich um unsere Kinder handelt," entgegnete Ellina, „ich will dir einen Vorschlag machen, Schwager: Gib mir den Jungen mit. Meinem Manne wird's recht sein. Da weißt du ihn geborgen."

Die Lösung war einfach und befriedigend — Osewald konnte, wenn ihm das Wohl seines Sohnes wirklich am Herzen lag, nicht nein sagen und Karsten, der die muntere Tante Ellina mehr liebte als die gegen ihn immer etwas ernste Stiefmutter, jubelte auf bei der Nachricht, daß er nach Dresden aufs Gymnasium kommen solle. Schon Michaelis trug er die schmucke Mütze der Wettiner.

Sein Vater vermißte ihn in der Tat sehr und beobachtete mit einer Art Eifersucht, wie Garderut nun, was ja ganz natürlich war, ihrem eigenen Kinde um so mehr Aufmerksamkeit und Liebe zuteil werden ließ. Gerade, was seine Frau hatte vermeiden wollen, das trat jetzt doch bei ihm ein: Es bildete sich in ihm so etwas wie ein Mißtrauen, Garderut habe sich vielleicht auf irgendeine Weise hinter Ellina gesteckt, um Karsten eher, als unumgänglich notwendig gewesen wäre, von Hause zu entfernen. Wohl äußerte er darüber nichts zu Garderut, ließ aber Pawel ungerechterweise die vermeintliche Schuld seiner Mutter büßen, indem er ihn ziemlich strenge behandelte. Darunter litt dann Garderut wieder, und nicht nur draußen auf den Feldern und auf der Straße lag diesen Winter viel Eis und Schnee, sondern auch im Senatorhause ging es recht kalt her, obgleich das Feuer in den Kachelöfen reichlich gespeist wurde.

Die Briefe aber, die Garderut an Reinhold schrieb und von diesem erhielt, waren desto wärmer durchpulst, und in den beiden entstand der Wunsch, einander bald einmal wieder zu sehen. Reinhold Wilkens hatte seinen immer weiteren Aufstieg genommen. Der Trieb aller Epiker zum Drama hatte auch ihn erfaßt. So war er aus seinem Arbeitszimmer ins rauschende Theatergewoge geraten und lernte da nun alles kennen, was des Bühnendichters Leid und Freude ist. Im ganzen war der Erfolg mit ihm, und als im Frühling die stillere Zeit kam, da wurde seine Sehnsucht, eine recht ruhige Stätte zu besuchen, wenn es auch nur für einige Tage sein konnte, immer mächtiger.

Und wo ging es ruhiger her als im alten Krukeluhn? Mit wem konnte er sich über sein Leben und Hoffen einmal besser aussprechen als mit seiner Jugendfreundin?

Reinhold führte seinen Plan aus und wurde überall, wo er sich in Krukeluhn zeigte, sehr gut aufgenommen. Denn er war ja ein Mann geworden, über den auch der ‚Hausfreund' mehrfach schon mit großer Achtung geschrieben hatte.

Mutter Mackeprang strahlte ihn unbefangen an: „Na, Herr Wilkens? Nun sind Sie ja schrecklich berühmt geworden. Das hab' ich gleich gedacht! Alle die schönen Artikel, die Sie immerin unser Blatt setzten!

Digitized by Google

Wie lange ist das nun schon her, daß Sie von Rahne weg sind?"

„Etwa acht Jahre werden es wohl sein, gnädige Frau."

„Gott ja, wie die Zeit geht, nicht? Ja, man wird immer älter, Herr Wilkens, nie jünger. Na, denn danke ich Ihnen vielmals für Ihren Besuch, und denn kommen Sie man Freitag nachmittag und trinken Sie eine Tasse Kaffee bei mir. Meine Kinder kommen auch alle. Das soll wohl gemütlich werden."

Reinhold sagte zu, weil ihm gerade keine passende Ausrede einfiel.

Auch bei Herrn Senator Stümpemann machte er seine Aufwartung. Osewald empfing ihn durchaus wohlwollend, denn die Anerkennung, die Reinhold überall fand, hatte ihm ebenfalls eine bessere Meinung von dem ehemaligen Redakteur beigebracht, und es schmeichelte ihm sogar, durch die Freundschaft zwischen seiner Frau und Wilkens mit einem so allgemein geachteten Schriftsteller in Verbindung zu stehen.

Alles ging ganz gut. Nur bei der, um derentwillen er doch hierhergekommen war, erfuhr Reinhold eine Enttäuschung. Garderut war zurückhaltend, und er selbst fühlte sich befangen ihr gegenüber. Er sprach sie in diesen Tagen ja auch kaum einmal allein. Auf einem kurzen Spaziergange zu zweit kamen sie ebenfalls nicht von Oberflächlichem fort. Das ärgerte ihn. Er hätte die, die er in seinen Briefen so glühend Freundin nannte, am liebsten mit ‚Frau Senator' angeredet. Was hatte also sein ganzer Besuch für Zweck? Er beschloß, ihn möglichst abzukürzen, teilte das Garderut mit, und die machte keine Anstrengung, ihn zu längerem Bleiben zu veranlassen. — —

Ja, aber etwas Gemütlicheres als den Nachmittag bei Mutter Mackeprang konnte man sich trotzdem doch gar nicht denken!

Die ganze Familie hatte sich versammelt, und der berühmte Dichter war der Mittelpunkt der Gesellschaft. Jeder wollte etwas von ihm wissen. Kale fragte ihn nach allerhand Zeitungsverhältnissen und Honoraren — Pasche tippte augenzwinkernd bei ihm an, wie das eigentlich mit den Schauspielerinnen sei? Die wären wohl sehr — hehe, was? Na, er sollte man abends mal in die Bierstube kommen, da könnte er ja ein bißchen was Nettes erzählen.

‚Meine liebe Cäcilie' verlangte mit aller Entschiedenheit die Versittlichung der deutschen Kunst von ihm, und der Herr Lizentiat forderte überdies, daß jedes Kunstwerk seinen pädagogischen Wert haben müsse. Reinhold versprach ehrerbietigst, daß er sein mögliches nach dieser Richtung hin tun wolle.

So war es eine sehr angeregte Unterhaltung, nur Garderut saß schweigsam und verstimmt in einer Ecke. Ihr Mann aber hatte eine großmütige Aufwallung und lud Herrn Wilkens für den Tag vor seiner Abreise zu Tische ein. Reinhold hatte keinen Grund abzulehnen.

Auch bei Senators ging es angenehm her. Eine gute Flasche Wein half nebst dem reichlichen Mahle über allerhand Verlegenheiten hinweg. Nach dem Essen zeigte der Hausherr seinem Gaste Münzen und Zinnsachen, und als dann der Kaffee eingenommen war, mußte sich Osewald entschuldigen, weil ihn sein Amt aufs Rathaus rief.

Reinhold und Garderut hatten einander allein. Nun kam es darauf an, ob ihnen die Worte noch tiefquelliger und lebendiger strömten als in ihren Briefen, oder ob die Wirklichkeit wie ein verdorrender Wind über ihre Herzen flog, die lange im Unwirklichen miteinander verweilt hatten.

Ihre Freundschaft stand auf dem Spiele. Schied er, ohne daß die Enttäuschung dieser Tage in gesättigte Hoffnung sich wandelte, so war alles vorbei. Sie verharrten in fast ängstlicher Spannung, tasteten vorsichtig zueinander hin und trauten sich kaum zu sprechen.

Garderut hielt es zuletzt nicht länger aus. Sie ging beklommen ans Fenster, schöpfte Luft und wandte sich dann entschieden zu Reinhold um: „Sie haben hier nicht gefunden, was Sie erwarteten."

„Bis jetzt wenigstens nicht. Nein."

„Das geht wohl immer so, wenn man an eine Stelle zurückkehrt, die einem lieb war. Im Gedächtnis war alles goldig. Kommt man hin, so liegt es grau auf grau."

„Das mag bei Häusern und andern Sachen stimmen. Wenn wir sie nicht sehen, können sie uns auch nichts von sich berichten. Und damit sie nicht dem Roste des Vergessens anheimfallen, denken wir uns eine Kruste von Schönheit um sie herum. Beim Wiedersehen gibt es freilich keine Zweifel: die schützende Phantasie-Patina hat den besten Wert der Dinge ausgemacht. So ist es mit dem Greifbaren. Aber mit den Seelen?" Er sah sie voll an. „Was rede ich von der Mehrzahl? Wir wissen, daß ich nur eine einzige meine. Von der bin ich in der Ferne nie getrennt gewesen. Sie hat mir soviel von sich erzählt, daß ich sie immer deutlich vor mir hatte. Warum erkenne ich sie denn jetzt aus der Nähe nicht so recht?"

„Ach, Reinhold, ich habe Ihnen ja doch lange nicht alles gesagt. Ich wollte für Sie immer Garderut Mackeprang bleiben. Noch

Digitized by Google

Strandleben am Abend. Gemälde von Prof. Otto Heinr. Engel

Digitized by Google

Digitized by Google

als Sie schrieben, daß Sie herkämen, habe ich das auch für möglich gehalten. Aber heute, wo sie in diesen Stuben bei mir sind, ist es mir klar; es war erträumt, sogar ein furchtbar falscher Traum. Ich bin eben doch Frau geworden und kein Mädchen mehr. Die Stunden, die wir miteinander hatten, wiederholen sich nicht."

„Ihre Ehe ist mir immer ganz gleichgültig gewesen, Garderut, nachdem ich schließlich mit unserem damaligen Erlebnis fertig geworden war, und sie konnte mir so gleichgültig sein, weil sie Ihnen selber, wenn Sie ganz aufrichtig sein wollen, ja nur eine Äußerlichkeit ist. Sie haben mir kein trauriges Wort darüber verraten, aber eine Frau, die mit ihrem Manne eins ist, kann gar nicht anders, als daß sie einmal auffjauchzt: Ich bin glücklich! Davon steht nichts in Ihren Briefen. In keinem."

„Vielleicht habe ich es vermieden, weil ich fürchtete, Ihnen irgendwie wehezutun."

„Eine glückliche Frau ahnt nichts von solchen Rücksichten. Freude und Zufriedenheit brechen sich von allein Bahn. Ich durchschaue Ihr Leben sehr genau. Und deshalb sind Sie für mich tatsächlich noch dasselbe Geschöpf wie damals."

„Phantasie-Patina, Reinhold."

„Nein. Ihre Ehe hat nur das eine bewirkt: daß mir der Weg zu Ihnen verriegelt ist und, wie ich Sie kenne, hülfe es mir gewiß auch heute nichts, wollte ich an dem Schloß rütteln und Ihnen zurufen: Komm mit! — Oder irre ich mich? Würden Sie solchem Rufe etwa folgen?"

„Ich glaube nicht. Dazu fehlt mir noch immer der Mut. Und mein Gott, ich bin ja doch auch gar keine so unglückliche Frau. Die Freundschaft mit Ihnen — das ist etwas so für sich, etwas so Besonderes!"

„Sehen Sie? Wir fühlen das gleiche. Gerade darum geht es mich gar nichts an, daß Sie einem andern Manne gehören. Was ich von Ihnen habe, das ist doch mein ganz ausschließliches Eigentum. Ich werde innerlichst gar nicht von Ihrem Verheiratetsein berührt, so wenig, wie es mich irgendwie kümmert, daß Sie ein Kind haben. Ich verleugne alle Menschen, von denen Sie umgeben sind. Und trotzdem weiß ich ja alles, alles. Wodurch, Garderut?" Er trat dicht vor sie hin. „Dadurch, daß auch sonst ja manches in unseren Briefen verschwiegen blieb, in deinen so gut wie in meinen, nicht wahr?"

Sie hielt die Hand abwehrend gegen ihn, er ließ sich aber nicht fortdrängen, sondern sprach weiter: „Wir sind uns auch über die Menschenpflicht einig, uns das Verschwiegene einmal rückhaltlos einzugestehen. Woher kommt es denn, daß es uns so sauer fällt zu reden, wie wir möchten und müßten? Jedenfalls, weil wir uns zu sehr daran gewöhnt, einander das Tiefste zwischen den Zeilen lesen zu lassen. Nun scheuen wir uns davor, alles ganz schlicht beim richtigen Namen zu nennen."

Leise entgegnete sie: „Wozu erst viel sprechen? Von dir ist mir ja nichts verborgen, Reinhold. Und von mir? Du hast recht: mit Worten ist das schwer auszudrücken."

„Dann vertrau' es mir auf andere Weise. Sei wahr gegen dich und auch gegen mich, damit ich morgen fröhlich über die Brücke gehe, weil sich das zwischen uns erfüllt hat, was notwendig war. Du brauchst ja keine Angst zu haben, kleine Garderut, daß du dir und mir zu viel gönnst. Ich bleibe so bescheiden, wie ich immer gewesen bin. Du wirst von mir nie etwas erfahren, was du nicht selbst wünschest. Ich stürze dich, auch wenn du dich einmal ganz vor mir aufschließest, nicht gegen dein jetziges Leben in Kämpfe, die du am Ende doch nicht bestehen könntest. Ja, ich versichere dir: ich schlinge kein Band um uns, das dir zur Fessel werden soll. Denn ich selber liebe ja meine Freiheit heiß genug und würde sie nur unter einer Bedingung hingeben."

„Und die wäre?"

„Daß Garderut Mackeprang sie aus eigenem Antrieb von mir verlangte."

„Das bin ich dir?"

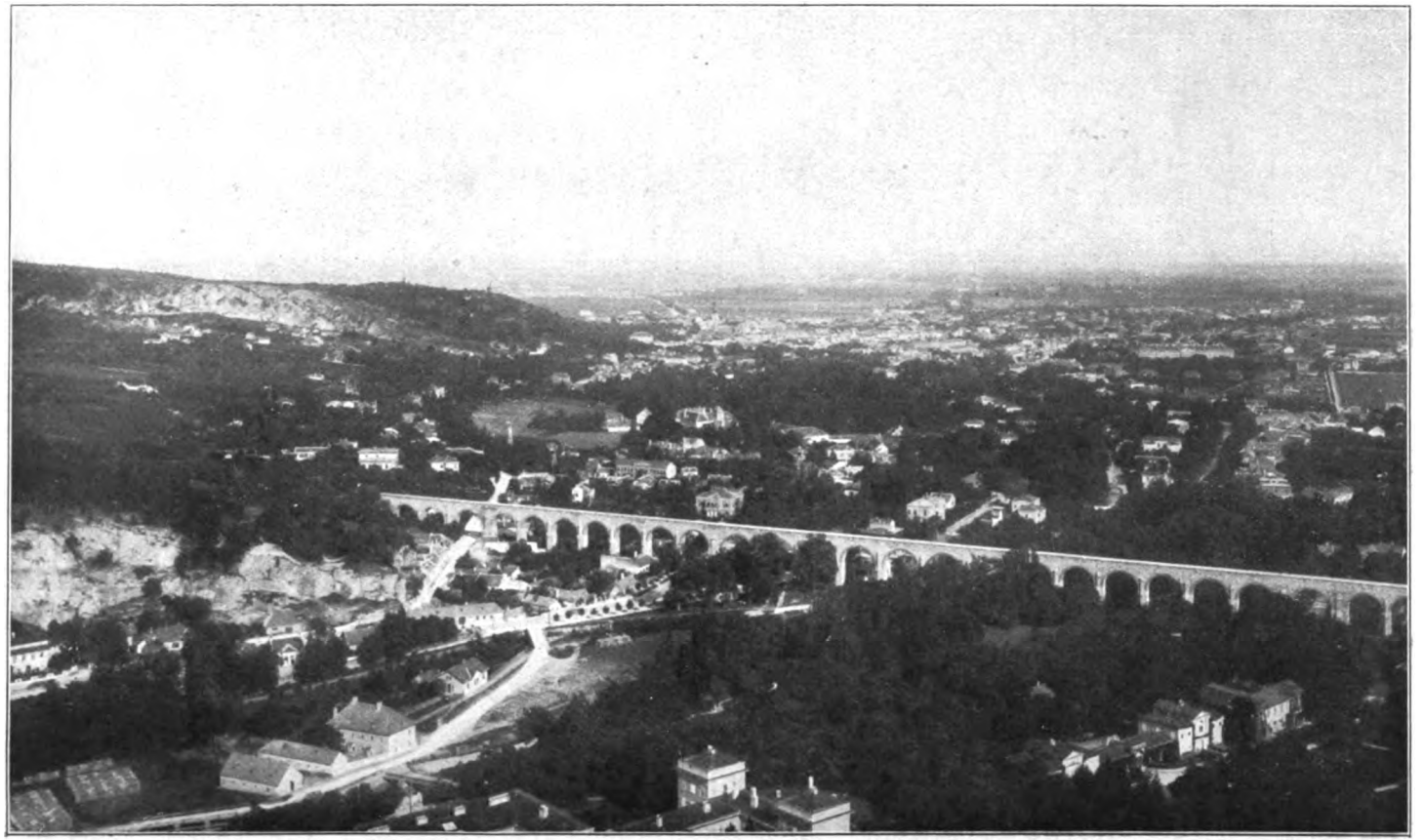
Er nickte. Sie war nahe bei ihm. Er legte den Arm um sie, ließ sacht seine linke Schläfe über ihre rechte streifen und genoß so ihr Wesen auf die zarteste und feinste Art, wie der Mann überhaupt das Weib zu genießen vermag. Warmwohlig flutete es ihnen von Haupt zu Haupt. Dann hub er wieder an: „Wir stehen in dem anderen Raume, den du dir für unsere Freundschaft geschaffen hast. Ganz allein in der Welt ..."

„Wie damals ...?"

„Ja, besinnst du dich noch? Die Sonnenstrahlen? Die rankten sich dort genau so in dein Haar wie jetzt hier. Sollten sich die Stunden nicht doch noch einmal wiederholen? Wollen wir einander nun nicht bekennen, was wir immer in den Briefen unterdrückt haben, obgleich wir uns doch immer brennend nach solcher Offenbarung sehnten? Soll sich's nicht mit uns vollenden, kleine Garderut?"

Da erhob sie die Stirn, schlang ihre Arme um seinen Nacken, kam mit ihren Lippen zu ihm empor, wie eine Dürstende sich zu einem frisch aus dem Felsinnern brechenden Quell aufstreckt, und flüsterte: „Bist du denn endlich, endlich wieder da?" (Schluß folgt)

Digitized by Google



Baden vom Kalvarienberge aus gesehen. Im Vordergrund die Hochquellwasserleitung. (Aufnahme aus dem Jahre 1890)

Digitized by Google

Baden bei Wien

Bildchen aus einer kleinen österreichischen Stadt

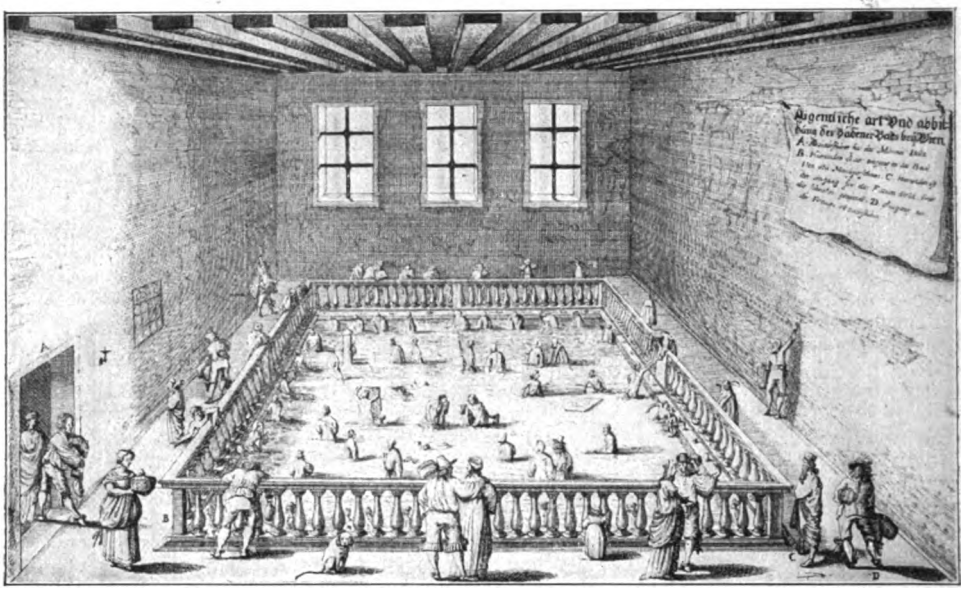
Von W. Fred

Wer in Wien aus der inneren Stadt über die Ringstraße hinaus an der Sezession mit ihrem goldenen Krautkopf, wie der einheimische Witz das einstmals moderne Ornament, das das Haus krönt, genannt hat, vorbeikommt, vor sich den Naschmarkt hat mit den seligen Freuden von einstmals und den Obstweibern, die in die böse Zeit nur ihre nicht minder bösen Zungen gerettet haben, der begegnet bald eleganten blauen Wagen einer elektrischen Bahn, halb Straßenbahn, halb Fernbahn, schon äußerlich durch die heiteren Farben, mehr aber noch durch das Bild der Insassen deutlich geschieden von jenen anderen, die dem inneren Stadtdienst gewidmet sind. So ist auch die Bestimmung eine gegensätzliche: Die blauen Wagen, und in ihnen Menschen der verschiedensten Klassen gemischt, fahren, wie der Wiener sagt, ‚aufs Land', nach Baden hinaus, nach jener österreichischen Provinzstadt, die immer halb Vorort Wiens gewesen ist trotz der 30 km Entfernung, die zwischen der Residenz und diesem, fast könnte man sagen, letzten Ausläufer liegt, halb Stadt für sich mit eigenem Leben und eigener bedeutender Vergangenheit, überdies aber Kurort und beliebte Sommerfrische der Wiener, der Österreicher überhaupt, die zu Tausenden Jahr für Jahr morgens in die Stadt fahren, abends hinaus, oft sogar auch mittags noch einmal hin und her, also viermal am Tage den Weg zurücklegen, um so Stadt und Land, Hauptstadt und behäbige Kleinstadt in denkbar großer Ausnutzung aller Möglichkeiten zu genießen. Das ist, das war seit Jahrzehnten, fast seit Jahrhunderten so. Nun hat der Krieg noch ein übriges dazu getan, und die blaue Fernstraßenbahn ist voller denn je. Von den österreichischen Emigranten haben so und so viele aus den verschiedensten Ständen Baden als Stätte für ihr unfreiwilliges Exil gewählt, und in der allerletzten Zeit — ich verrate kein militärisches Geheimnis — ist Baden gar groß, man könnte sagen weltberühmt geworden, denn der junge Kaiser Karl hat die Stadt, eigener Neigung und zugleich traditioneller Liebe seiner kaiserlichen Ahnen aus früheren Generationen folgend, zum Hauptquartier gemacht, zur kaiserlichen Residenz linker Hand möchte man sagen. Das hat natürlich dem Leben dort einen ganz eigentümlichen Stempel aufgedrückt, und die Menschenströme, die hin- und herfließen zwischen Baden und Wien und wiederum zwischen Wien und Baden, nur noch reicher und eigenartiger werden lassen. Manche der früheren Bewohner und früheren Gäste durften ja nun allerdings nicht mehr kommen, oder sie müssen sich wenigstens zuerst mit einem amtlichen Paß ausweisen, wozu in früheren Zeiten der Badener Sommergast den Kopf geschüttelt hätte, bis ihn ein Kenner der Ortskunde

Älteste Ansicht Badens (16. Jahrh.) Unten im Bilde das naiv-sinnbildliche Stadtwappen. (Aus einem Kalender für 1562)

Ansicht der Burg Rauhenstein (17. Jahrhundert) Die Burg ist erbaut im 11. Jahrh.

Digitized by Google



Die Badekur: Das Innere des Herzogsbades. Aus Merians Topographie von 1649

daran erinnert, daß schon einmal zwischen Baden und Wien eine ähnliche amtliche Fürsorglichkeit gewaltet hat: Als nämlich die Pest Baden heimsuchte, verlangte die hohe Obrigkeit, wenn auch aus anderen Gründen als jetzt die militärische, daß jeder, der die Grenze zwischen den beiden so nahen und so vielfach miteinander verschwägerten Städten überschritt, durch einen regelrechten Paß seine Ungefährlichkeit ausweise. Allerdings, die Sache klingt ein wenig gefährlicher als sie ist. Der ‚Paß nach Baden' ist nicht schwer zu erreichen für den richtigen Badener Gast, und zu den vielen alten Freunden der in den Wiener Wald und das niederösterreichische Weinland eingeschmiegten Stadt hat man nun neue kommen sehen, soldatische Gestalten, von dem Offizier des A. O. K. und des Generalstabs eine bunte Reihe bis herab zu dem ‚Gemeinen', wie man den chargelosen Soldaten, ohne jeden bösen Nebenton übrigens, in Österreich nennt, eine rechte Musterkarte: elegante, schlanke, geistige, kräftige, auch zarte und invalide Gestalten, die einen noch ein wenig ungeleckt, frisch von der Front ins Hauptquartier befohlen, die anderen hier Heilung suchend und mit ihnen alles, was an Damen und Frauen, an Mädchen und Backfischen dazu gehört.

Bald genug hat der blaue Wagen die graue Vorstadt, die Bannmeile, den Gürtel der Fabriken überwunden, ein paar Eisenbahngleiskreuzungen hinter sich gelassen, und schon öffnet sich das Land, zeigen sich die Ansätze des Wiener Waldes, die Rebenhügel. Noch bevor man auf den Schildern der kleinen Stationen die dem Weinkenner wohlbekannten Namen Gumpoldskirchen oder Guntramsdorf gelesen hat, zeigen die bis hart an die Bahn heranreichenden Weinberge die Zeichen des Ruhmes dieses Ländchens. So vergeht die Fahrt von Wien nach Baden hinaus rasch genug, und man hat kaum das Gefühl einer Reise. Es ist ja auch nur, um ein österreichisches Lieblingswort zu gebrauchen, ein Ausflug; und ein Sommeraufenthalt draußen ist nach örtlichem Sprachgebrauch auch keine Sommerreise, sondern eine Sommerfrische. Nur darf man nicht glauben, daß die Wiener erst, seit sie es so bequem haben und es so rasch geht, seit neben der wirklichen Bahn diese Bahn verkehrt, den Weg nach Baden so leicht und so oft und so zahlreich finden. Lange bevor die erste Dampfeisenbahn die kleine Sadt in den Bereich der Verkehrsmöglichkeiten rückte, also noch vor 1841, in welchem Jahre die Wien-Raaber Eisenbahn über die in vielen Gassenhauern genannte Station Atzgersdorf nach Gloggnitz gelegt worden war und damit auch die Stadt Baden zur Schnellzugsstation gemacht, gab es regelrechten Post- und Wagenverkehr der vielfältigsten Art.

Die ordentliche Post, die war ja allerdings ein wenig beschwerlich. Man konnte um sechs Uhr früh von Baden oder um drei Uhr nachmittags von Wien abfahren, aber verreiste doch den halben Tag.

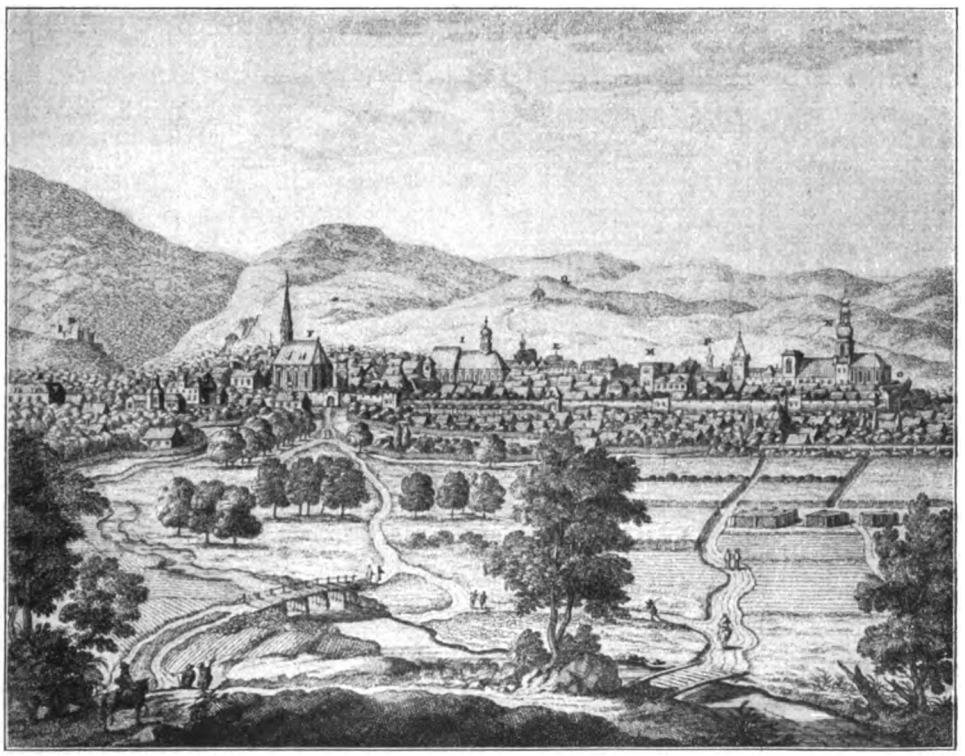
Dabei waren aber mancherlei freundliche Stationen beim Wirt vom ‚Schwarzen Adler' oder in der Renngasse beim ‚Burgundischen Kreuz' mitgerechnet. Außerdem aber gab es mancherlei ‚Gelegenheiten': die Zeisel- oder Steirerwagen mit ihren Zeltdächern, die ‚Wurst', eine offene Kalesche, eine Art Char-à-banc, für Gesellschaften, die

Digitized by Google

sich zu vergnügter Fahrt zusammentaten, die Gefährte der Landkutscher und überdies, oder eigentlich an erster Stelle, die Fiaker, die eleganten Wiener Mietwagen, altberühmt und altberüchtigt, deren schnellen Rössern es nichts ausmachte, den steilen Badener Berg hinaufzufahren.

Das Amt des Wirtes übte in Baden bis spät ins 19. Jahrhundert die Geistlichkeit. Den Klöstern gehörten Quellen und Bäder und die dazu gehörenden Wohnhäuser, wenigstens zum allergrößten Teil, und wenn wir von vornehmen Persönlichkeiten, von Fürsten, Kaisern, von Aneas Silvio Piccolomini, der später Papst Pius VI. war, lesen, daß sie in Baden Heilung von mancherlei Gebrest suchten, so fehlt die Angabe nicht, daß sie im Hause der Augustiner oder der Benediktiner Gastfreundschaft genossen und dafür sich ihrerseits den Mönchen, die sich auch in der Heilkunst betätigten, erkenntlich zeigten. Dafür mußten die Geistlichen allerdings auch Arme unentgeltlich heilen, und selbst der Preis, den der Begüterte laut kaiserlicher und amtlicher Vorschrift dem Kloster zu zahlen hatte, hielt sich in recht mäßigen Grenzen: Bis 1579 zahlte man 1 Pfennig für ein Bad, und erst nach der Verwüstung Badens durch die Heerscharen der Türken durften die Klöster 2 Pfennige fordern, um die Bäder wiederherzustellen.

Man sieht schon aus der und jener flüchtigen Andeutung, daß dieses Baden bei Wien, Sommerfrische, Kurort, österreichische Kleinstadt, eine ganz stattliche geschichtliche Vergangenheit hat. Aber dabei ist noch gar nichts vom stolzen Anfang der Dinge erwähnt. So sei denn die Wahrheit gesagt, ohne daß eine lange und langwierige geschichtliche Auseinandersetzung gefürchtet werden muß: Die alten Römer sind die Gründer der Stadt Baden. Ihr Quellengott Uxellinus ist der Ahnherr jener Badener Schwefelgötter, deren Atem man manchmal an Sommertagen doch lieber vermißte, und Soldaten der 15. Legion des Vespasian haben den Quellnymphen in Baden im Jahre 70, also ganz zu Anfang unserer Zeitrechnung, einen Denkstein gesetzt, den man aufgefunden hat, als vor wenigen Jahren die schmucke, neue Arena hoch oben im Kurpark gebaut wurde. Dieser Ziegelstein der römischen Legionäre ist wohl das älteste Denkmal jenes Ur-Baden, das damals Aquä hieß; einen ganz ähnlichen hat übrigens die deutsche Namensvetterin der Stadt, Baden-Baden, aufzuweisen. Die römischen Soldaten haben aber auch das älteste Dunst- und Schwefelbad erbaut, wohl mehr zu ihrem eigenen Gebrauch als für Fremde; immerhin, von jenem Tage an ist Baden Kurort, wechselt noch das eine oder das andere Mal seinen Namen, bis es schließ-



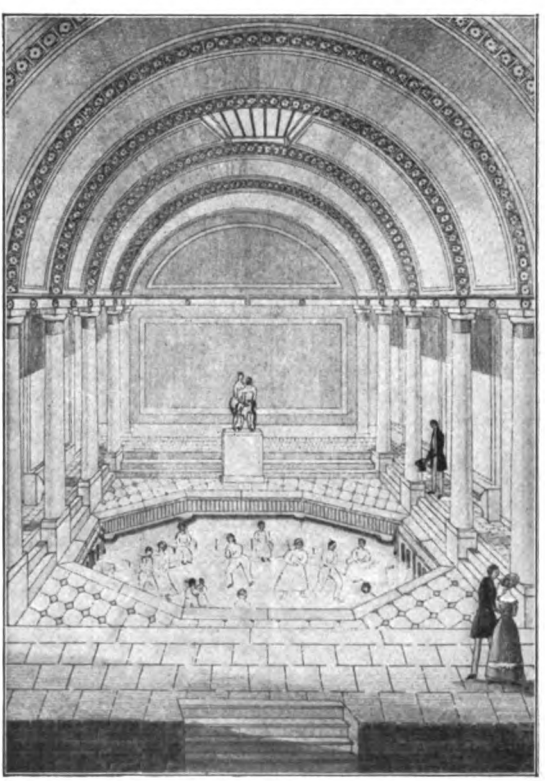
Ansicht der Stadt Baden um 1700. Von Peter Schenk in Amsterdam

Digitized by Google

Ansicht von Baden im Jahre 1802

lich in deutscher Zeit endgültig bei ‚Baden' bleibt, das ja auch dem Orte Sinn und Bedeutung gibt, wie das naive Stadtwappen es überdies zeigt.

Wo die römischen Soldaten ihren Stein setzten, ist heute vielleicht der Mittelpunkt des Kurlebens. In einem offenen Theaterchen wird Operette gespielt oder auch von einem Wiener Gast Theater gemacht, was ganz der Tradition des Ortes entspricht, in dem Raimund selbst auch in der Arena, allerdings noch in der alten, aufgetreten war. Unten aus dem Park aber kommen die Klänge der Musik von Wagner und Strauß, vom alten und vom jungen, dem ernsten und dem heiteren, von Lanner, der hier mit Strauß' Vater zusammen ein Denkmal hat, also sozusagen gute Musik und sozusagen schlechte fliegt hier durch die Sommerluft, und ihre Töne decken halb und halb die flirtenden Gespräche der Menschen, die promenieren, etwas über, etwas unter dem bürgerlich-gesellschaftlichen Niveau ihre Sommerspiele leben; so war es immer schon, ist es erst recht, seit das Hauptquartier da ist und mit ihm die vielen Offiziere. Am Sonntag kommt dann noch halb Wien dazu, und außerdem gibt es dann recht oft Pferderennen, das beliebte ‚Traben', das sportliche Vergnügen und die Spielleidenschaft des Mittelstandes und aller jener, die nicht fehlen können, wo etwas los ist. Allein man täte Baden, seinen Stadtvätern und seinen Quellen, vielleicht auch seinen Gästen bitteres Unrecht, wenn man den Anschein wecken wollte, daß ein solches, flüchtig wie eben erwecktes Bild das wahre Badener Kurleben zeigt. Baden ist ein ‚ernstes' Bad, jetzt auch mit allen neuzeitlichen Heilmitteln ausgerüstet, und das gesellschaftliche Hin und Her gibt nur einen Ton neben anderen Tönen; das war aber wohl immer so. Immerhin, man darf sogar aus ganz ernsthaften, geschichtlichen Quellen feststellen, daß Baden in seinen frühen Zeiten bereits den Ruf einer recht verliebten, ja sogar sündhaften Stadt hatte. Die ‚galante Messe', der Sonntagskirchgang der hübschen Frauen, hatte ihren ganz besonderen Ruf und Ruhm, und sogar



Das Innere des Sauerbades
Nach einem Kupferstich von B. Reins

Digitized by Google

der gelehrte Theophrastus Paracelsus hatte schon die Meinung ausgesprochen, daß in Baden die Liebe eine größere Rolle spiele als die Heilkunde.

Man weiß, daß die Bäder im Mittelalter und in den Jahrhunderten bis zum 19. eine ganz besondere Rolle im deutschen Kulturleben gespielt haben. Sonderbar genug begegnen sich Römer und Deutsche in einer ähnlichen Art, aus dem Bad ein Spiel, aus der Kur eine Unterhaltung zu machen. Wie überhaupt im Deutschland jener Zeiten, so badeten auch in unserem Baden Männer und Frauen gemeinschaftlich, trotzdem, wie schon erwähnt, fromme geistliche Herren die Besitzer und heilkundigen Verwalter der Quellen und Bäder waren. Erst den Jesuiten fiel es ein, gegen solche natürliche, damals noch von freien Menschen nicht als sittenwidrig empfundene Art Einspruch zu erheben. Aber es half ihnen nichts; die Babenberger, Kaiser Friedrich III. und seine Frau Eleonore, im 17. Jahrhundert Zar Peter von Rußland und etwas später August von Sachsen, der König von Polen, der in Baden katholisch geworden war, ein halbes Jahrhundert darauf Maria Theresia, sie alle badeten, sei es im Hofbad, sei es im Leopoldsbad oder im Josefsbad nach der Sitte der Zeit. Man saß damals mindestens zwei, aber bis zu neun Stunden im heißen Schwefelwasser, und aus dieser Übung, lange Zeit im Bade zuzubringen, entwickelte sich naturgemäß ein ganz besonderer Ton. Man nahm schwimmende Tische mit, spielte mit dem Würfelbecher oder den Karten, und der Wein, der so reich rund um Baden wuchs, der durfte natürlich auch nicht fehlen. Ein Sprüchlein jener Zeit faßte es kurz zusammen: „Aussig Wasser, innen Wein, laßt uns alle fröhlich sein." Daß es dabei nicht immer ganz harmlos zuging, beweist allerdings die Tatsache, daß nicht nur förmliche Badeordnungen notwendig waren wie auch in den meisten deutschen Quellenstädten, sondern ein gar gestrenges Badegericht ständig tagen mußte, an dessen Spitze der Bürgermeister zu stehen hatte und das fleißig amtierte.

Im Jahre 1755 gab es in Baden ein sonderliches Ereignis, das neue Kräfte aufschloß. In Lissabon fand das große Erdbeben statt, und in der gleichen Stunde öffnete sich in Baden als einziges in dieser Weltgegend sichtbares Zeichen dieser Erderschütterung eine Quelle, die Engelbergquelle. Im 18. Jahrhundert ist Baden vorzüglich der Kurort der Kranken. Seit Maria Theresia den Benediktinern als Dank für Bad und Verpflegung die Verpflichtung auferlegt hatte, Offiziere unentgeltlich zu heilen, sieht man dort viel Militär. Aber auch an Gästen aus den anderen Ständen fehlt es nicht. Immerhin, die ersten Kurlisten weisen nicht mehr als tausend Personen für das Jahr auf. Seine Glanzzeit hat Baden erst Kaiser Franz II. zu verdanken. Er faßte eine besondere Liebe für die Stadt mit ihren Barockhäusern und dem sich eben in der Architektur ausprägenden Empire. Er machte dort häufige Kuren, rühmte ihre Wirkung und erwählte schließlich den bis dahin noch ziemlich engen Ort zu seiner Sommerresidenz. Zuerst hat auch er bei den Augustinern gewohnt, dann ließ er sich das Kaiserhaus am Hauptplatz bauen, wie wir es noch heute sehen, ein rechtes Zeichen bürgerlicher Fürstlichkeit, wenn dieses Wort gestattet ist. Eine sehr charakteristische Lithographie zeigt

Das Strauß-Lanner-Denkmal im Kurpark
Von Hans Mauer

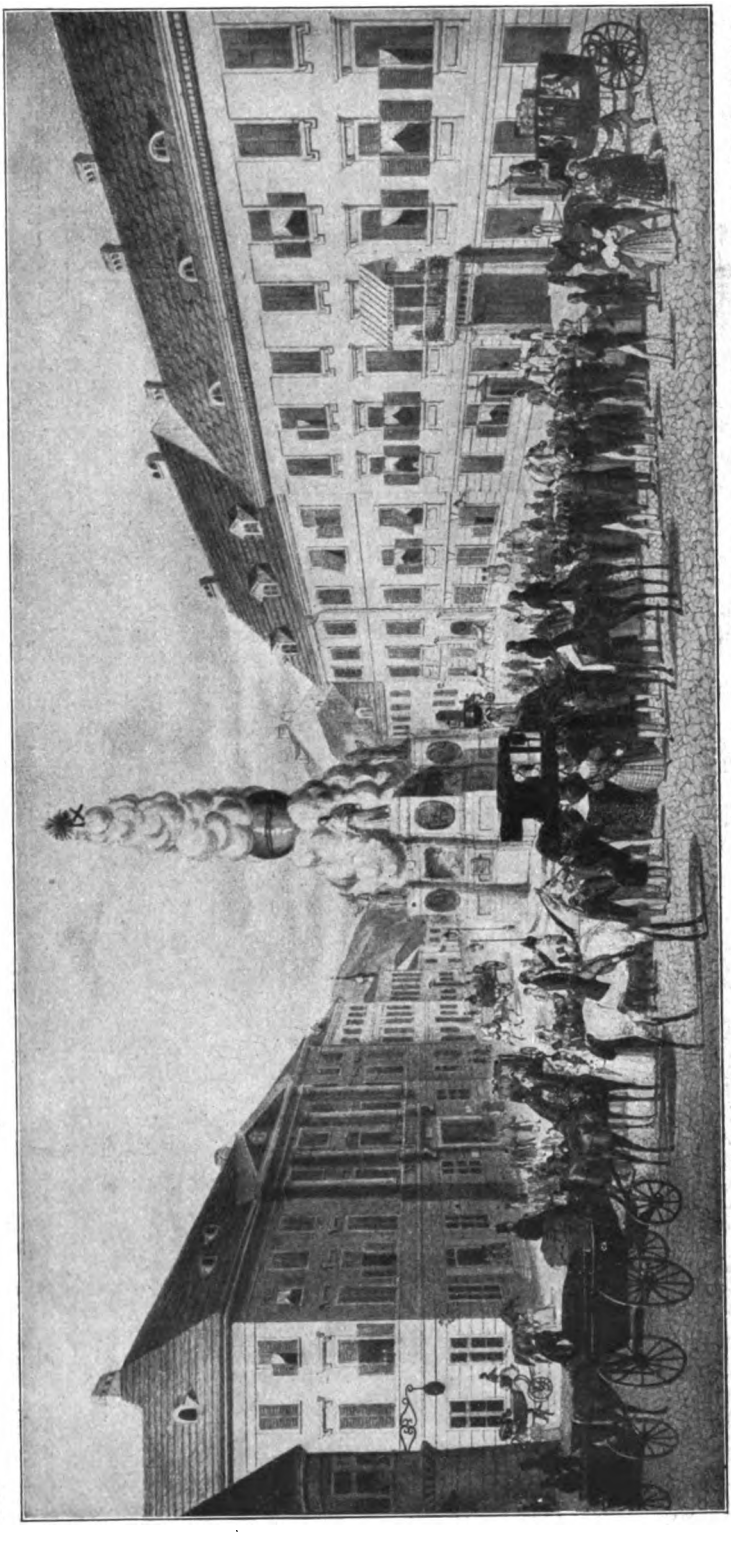
Digitized by Google

Das Josefsbad. Nach einem farbigen Stich E. Gurks aus dem Jahre 1825

uns denn auch seine und seiner Gemahlin Karoline Augusta Ankunft in Baden, das Haus, in das sie eintreten, den Hauptplatz, der sich bis zum heutigen Tage kaum im wesentlichen geändert hat, links das Rathaus und in der Mitte die Pestsäule, die 1714 zum dankbaren Gedächtnis an das Erlöschen der letzten Pestepidemie, die Baden heimgesucht hat, nach einem Entwurf Martino Altomontos von Giovanni Stanetti ausgeführt und nachdem die Mittel hierzu durch eine öffentliche Geldsammlung aufgebracht worden, an der Stelle, wo früher der Pranger stand, errichtet worden ist. Kaiser Franz im blauen Frack oder langem braunem Tuchrock, mit engen Hosen, hohen Stiefeln und dem Zylinder jener Zeit, das ist eine bekannte Erscheinung in Baden gewesen; mit dem Kaiser und dem Hof, der mit ihm kam, erschien alles, was in jenen Jahrzehnten, den ersten dreißig Jahren des 19. Jahrhunderts Österreich Glanz und Licht verlieh, Metternich und die Wiener Bankiers und Patrizier, die Tänzerin und der Dichter, Beethoven und Grillparzer, Nestroy und Raimund, eine lange Reihe... Mit dem Jahre 1805, in dem auch die erste gedruckte Kurliste erscheint, beginnt Baden ein großes, gesellschaftlich belebtes und lebendiges Bad zu sein. In den Tagen des Wiener Kongresses ist es gewissermaßen eine ländliche Filiale von Wien, fast so wie das Seebad Scheveningen es während des Friedenskongresses in moderner Zeit für die holländische Hauptstadt Haag war. Die noch vor wenigen Jahren kleine, ein wenig provinziale Stadt wird in kurzer Frist sowohl dem architektonischen Bilde nach wie auch im Rhythmus des alltäglichen Lebens — aber fast jeder Tag war ein Sonntag — eigenartig, merkwürdig, von künstlerischen, besonders musikalischen Anregungen befruchtet, und sie zeigt sich den Künstlern ihrerseits wiederum durch Gastlichkeit dafür dankbar. Von jener glücklichen Zeit, die damals, im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, mit dem späten Barock und dem bürgerlichen Empire für Österreich angebrochen war, fällt auch ein heller Glanz auf Baden selbst. Ein starker Einschlag musikalischer und dichterischer, besonders aber gesellschaftlich amüsanter Art wirkt auf das Kurleben jener Tage, ja gibt noch für Jahrzehnte hinaus dem Orte seine besondere Note. Das Badener Theater spielt eine Rolle, weit größer als der Einwohnerschaft an sich zukam. Die Gäste sowohl auf der Bühne als im Parkett können sich sehen lassen, und das Gesellschaftsspiel setzt sich von der Kurmusik über den Spaziergang zur ‚Hauswiese', wo man Liszt, aber auch Strauß hören kann, ins Theater fort; doch wenn der letzte Akt gespielt ist, gehen die lebenslustigen Leute noch lange nicht schlafen. Man hat rechtzeitig einen Redoutensaal gebaut, ein Kasino steht auf dem Hauptplatz neben dem Kaiserhaus — heute ist das Gebäude ein beliebtes Gasthaus — und es gibt sogar ein ganz nach englischer Sitte und Londoner Muster gebildetes Etablissement, das stolz Vauxhall heißt und allerlei Variété beherbergt. Solche Internationalität mußte begreiflicherweise ihren besonderen Anlaß haben. Gerade den hatte der Wiener Kongreß gegeben. In den altmodischen Häusern mit den schiefen kleinen Dächern und den unregelmäßigen Fensterchen wohnten damals die höchsten Herren, die Mächtigsten der Zeit, die damals Weltgeschichte machten, und in ihrem Umkreise, in ihrer Atmosphäre gedieh, der Sitte des Tags entsprechend, ein reges und geistvolles Gesellschaftsleben, beeinflußt von schönen und koketten Frauen beider Welten, für die österreichische und fremde Diplomaten und Publizisten, offizielle und geheime Politiker neben ihren Geschäften noch Zeit genug hatten. Gentz, der berühmte und berüchtigte Staatsmann, ging in Baden nicht nur mit seinem Gönner Metternich oder mit Humboldt spazieren, er

Digitized by Google

hatte dort auch seine Freundin Fanny Elßler, die berühmteste Tänzerin Wiens und der Zeit, einquartiert. Und wo Fanny Elßler damals Hof hielt, da versammelte sich das geistige, das sinnenfreudige, das lebensfrohe Wien. Hatte man seine Kur im Klosterbad bei den Benediktinern oder den Augustinern hinter sich, war das Mittagessen im Sauerhof oder im Helenental — all diese Stätten kann der Besucher Badens heute fast unverändert wiederfinden — in Fröhlichkeit vorbei, so gab es für jene, die weder politische noch künstlerische Arbeit in die Sommerfrische mitgebracht hatten, Zeit zu Ausflügen genug, bevor man sich dann im Kasino, auf der Redoute bei Bällen, die nicht immer das Lob der Sittenprediger fanden, wiederum traf. Vom Morgen bis zum Abend geleitete den Besucher Badens eine sinnliche Melodie. In der freien Natur so gut wie im geschlossenen Konzertsaal ließen sich alle Virtuosen hören, die das Ohr der Zeit erobern wollten, und mit ihren Interpreten kamen die Komponisten selbst. So wie im Theater Raimund und Nestroy in eigener Person auftraten und selbst ihre Stücke auf die



Einzug Kaiser Franz II. und seiner Gemahlin in Baden (1814). Der Hauptplatz: in der Mitte die Pestsäule, das Haus rechts ist das ‚Kaiserhaus', gegenüber das Rathaus

Digitized by Google

Das Mozarthäuschen

herum die Kinder spielen, für Architektur und Lebensart der Menschen jener Zeit und jener Orte nicht weniger charakteristisch erklärt als den spanischen ‚Patio' oder irgendein anderes pompöses fremdländisches Baudenkmal. Man hört förmlich kleine verliebte Lieder aus diesen Höfen herausklingen, sieht kleine und große Mädel um die Abendstunde da einen improvisierten Reigen ausführen, und ist es kein getanzter Reigen, so ist es doch der ewige Reigen der Liebe, der da vor sich geht. Frau Konstanze, Mozarts Ehegattin selbst, scheint solchem Tun leider nicht abgeneigt gewesen zu sein, wenn sie in Baden zur Kur weilte, und der arme Wolfl in Wien sich als Junggeselle die Finger wundschreiben mußte, um das Geld für die teure Kur aufzutreiben. In einem seiner nach Baden gerichteten Briefe versucht er ihr schüchtern vorzuwerfen, sie mache sich doch zu „gemein, sei mit Herrn N. N. zu freye gewesen", kurz, er muß sie immer wieder ein bißchen auszanken, sie schreibt auch nicht regelmäßig, hat keine Geduld für ihn und, was das Ärgste ist, sie „ist ihren Courmachern vis-à-vis zu nachgebend".

Szene brachten, so waren auch von der musikalischen Fakultät — um nur die ‚ernsten' zu nennen — Mozart, Liszt, Haydn, Beethoven häufige, eifrige und enthusiastische Gäste der Stadt. In einem jener kleinen Häuser mit dem unscheinbaren Äußeren und dem unterhaltsamen Hof, auf dessen Inneres man durch die immer offene Tür gern blickt, weil dort zu jeder Tagesstunde ein hübsches Stück Leben vor sich geht, wohnte Mozarts Frau Konstanze, wohnte Mozart selbst, in einem und dem anderen ähnlichen Beethoven, der vielerlei Quartiere in Baden gehabt hat. Man sagt wohl nicht zu viel, wenn man diese Höfe altösterreichischer Häuser mit ihren Innengalerien, dem großen Baum, um den

Diese paar Zeilen aus einem Brief des armen Mozart geben ein Bild Badener Lebens, nicht weniger einprägsam in seiner Art als die Theaterstücke, die mit gutem Recht Baden zum Schauplatz der Geschehnisse nahmen und deren es eine ganze Reihe gibt, von den hanswurstartigen über Nestroy bis zu dem modernen ‚Einsamen Weg' unseres Arthur Schnitzler, der allerdings nicht daran dachte, wie Nestroy in seiner Posse ‚Die Köchin von Baden', Episoden aus dem Alltagsleben der Badener und ihrer Gäste auf die Bühne zu bringen. Immerhin zeigt auch diese Verknüpfung des Dichterischen mit dem Zeitgeschichtlichen, daß die Literaten nicht weniger oft und

Hof eines Alt-Badener Wohnhauses
Hier arbeitete L. van Beethoven an der Neunten Symphonie

Digitized by Google

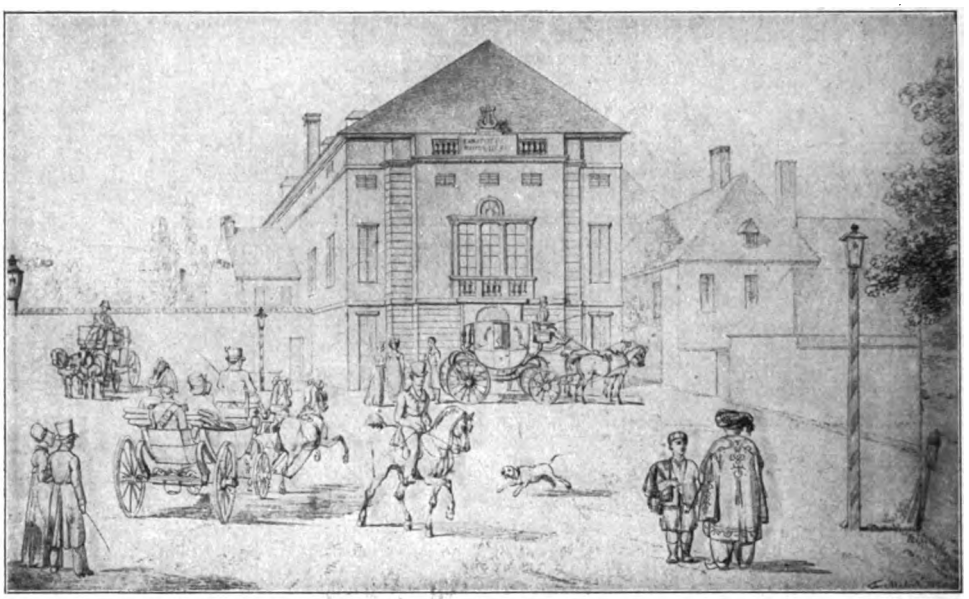
gern den Weg hinaus fanden wie die Musiker. Von Raimund und Nestroy war schon die Rede, Saphir, der spitze und nicht immer sympathische Mann, den man mit Unrecht einen Humoristen nannte — er machte nur Witze —, und Kürnberger, den seine Zeit verkannte und der erst jetzt als einer der schärfsten österreichischen Schriftsteller gewürdigt wird, hielten vielbesuchte Vorträge im Badener Kasino. Grillparzers dichterische Schicksale sind sogar durch ein ganz besonderes Erlebnis an die kleine Kurstadt gefesselt. Denn als er im Jahre 1818 das erstemal zur Kur hinreiste, mußte er in dem vorausbestellten Quartier auf den Gepäckwagen warten und — wie er selbst erzählt —: „Da meine Bücher noch nicht angekommen waren, ergriff ich einen von ihm (dem Studenten, der das Zimmer vorher bewohnt hatte) zurückgelassenen Schweinslederband. Es war Hederichs mythologisches Lexikon. Darin herumblätternd fiel ich auf den Artikel Medea." Und dieser Zufall verstärkte in Grillparzer den wohl schon früher gelegentlich aufgetauchten Gedanken, diesen tragischen Stoff zu behandeln, und in einem der vielen Sommer, in denen Grillparzer in den Jahren zwischen 1819 und 1871, also mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch, in Baden zur Kur war, entstanden dort Teile der ‚Medea' und manches anderen Werks des großen Österreichers. Grillparzer hatte überdies schon vor seinem ersten Kommen Grund zu einer gewissen Dankbarkeit Baden gegenüber, denn in dem kleinen Theater dort war 1817 die ‚Ahnfrau' zum ersten Male gespielt worden.

Hof eines vornehmen Alt-Badener Hauses

Es würde viel zu weit führen, wenn man jedem großen und kleinen Dichter auf den Lebensspuren folgen wollte, die er in Baden ließ oder zu lassen meinte. Erwähnt sei nur noch, da wir die Zeit, von der wir früher sprachen, längst verlassen haben, daß auch Nachkommen Goethes in Baden ihre Schicksale hatten. Wolfgangs Großneffe Hermann starb in den allerletzten Jahren, 1911, in Baden, nachdem er sich dort mit Arbeiten über den Badener Weinbau beschäftigt hatte, und auch der Enkel Goethes, Wolfgang, war als Gast in Baden gewesen.

Fast jedes der alten Häuser und manches neue überdies kann so einen ‚illustren' Gast aus dem Reich der Kunst oder der Geschichte aufweisen. Und über die Treppen der klassizistisch-stilisierten Badehäuser, die fast alle im Geschmack des Empirestils, vielleicht auch aus einer Erinnerung an römische Thermen gebaut sind, schritten in den Jahrzehnten seit dem Wiener Kongreß deutsche und österreichische Kaiser, Kaiserinnen und Fürsten, die Fürsten der Länder und die Fürsten der Musenreiche. Die Baudenkmäler Badens sind in ihrer Art weit interessanter und stilvoller, als es sonst in einer immerhin kleinen Provinzstadt der Fall ist. Das Künstlerische, das Musikalische drückt sich eben auch architektonisch aus. Und Josef Kornhäusel, der Badener Architekt, hat manches Haus geschaffen, das ein vollgültiges und vollwertiges Beispiel bürgerlichen Empirestils gibt. In der Glanzzeit Badens, den durch Kaiser Franz eingeleiteten Jahren, begann dann natürlich auch in anderer Hinsicht eine

Digitized by Google



Vor dem alten Theater. Erbaut von Josef Kornhäusel. Nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1820

rege Bautätigkeit. Die kleine Stadt dehnte sich. Erzherzöge, Adelige und Bürger ließen Villen und Sommersitze erbauen, und mancher Garten wurde angelegt, der durch die Gunst des Bodens und der klimatischen Verhältnisse, gehegt von der Liebe der Bewohner, zum prächtigen Park wurde. So sieht man in Baden draußen neben den winzigen Häuschen, die Grillparzer oder Beethoven bewohnt haben, auch stattliche Anlagen wie die Weilburg Guttenbrunn, die Herrensitze im Helenental. Und die neueste Zeit hat englische ‚Cottages' und sezessionistische Villen dazugefügt. Der nachdenkliche Spaziergänger hat jetzt die Wahl zwischen einem durch den Bewohner geadelten, oft recht unscheinbaren Gebäude wie jenes, das eines unserer Bilder zeigt und in dem Beethoven seine neunte Symphonie komponiert hat, und prunkvollen oder architektonisch sonderlichen Anlagen, wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders auf der Linie zwischen der Bergstraße und dem Helenental österreichische Aristokraten, Wiener Bürger und mittendrin auch mancher Fremde sich erbauen ließen. Da nun der Name Beethovens schon ein paarmal gefallen ist, so darf in diesem Zusammenhang wohl auch gesagt werden, daß der große furiose Gast der kleinen anmutigen Stadt eine fastenthusiastische Liebe geweiht hat. Mehr als ein dutzendmal hat er sie besucht, hat in den verschiedensten Häusern gewohnt, Webers und vielleicht auch Richard Wagners Besuche dort empfangen, der schlichten Berufsangabe ‚Tonsetzer', die ihm in der Kurliste zuteil wurde, wahrhaftig Ehre gemacht, indem er außer als ‚Kompositör' auch als Konzertgeber in Baden sich betätigt hat. Neben heiteren hat er auch tragische Tage dort gesehen. Trotzdem fühlte Beethoven sich in Baden meist glücklicher als in Wien. Dort brachte er es sogar über sich, vor einem nicht allzu gewählten Publikum zu wohltätigem Zwecke eine Violinsonate zu spielen und zu phantasieren. Dort aber auch, bei der Ruine Rauhenstein, mußte er es erleben, daß sein über alles geliebter Neffe Karl sich das Leben zu nehmen versuchte.

Franz Liszt, ein Badener Kurgast
Nach der Lithographie von
Josef Kriehuber

Erinnerungen, nur allzuviel Erinnerungen aus alter Zeit wie aus der neuesten drängen sich auf, wenn man die Geschichte der kleinen Häuser oder der großen

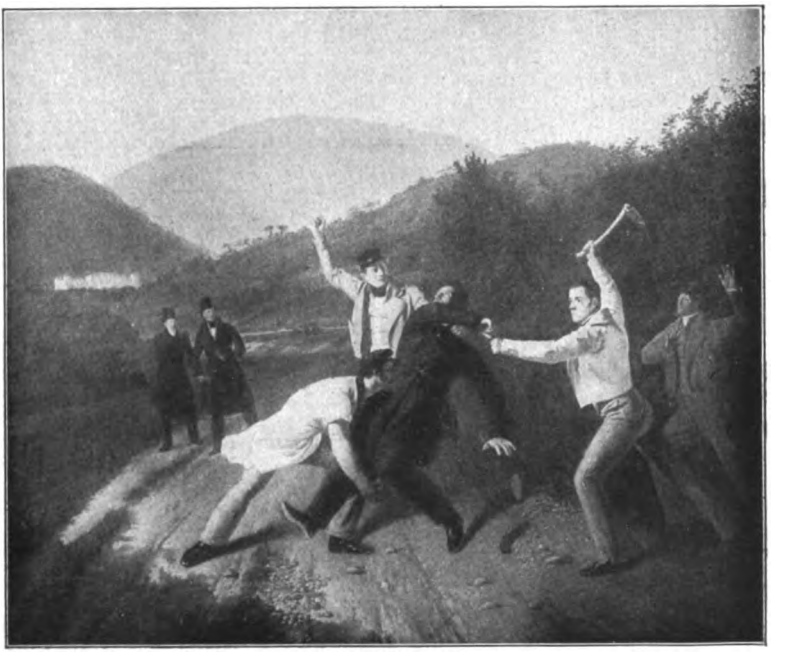
Digitized by Google

Wohnsitze durchforscht, oder auch wenn man nur, geleitet von kundigen Kennern der Ortsgeschichte*), die beliebten Spaziergänge macht oder jene Ausflüge unternimmt, die seit Jahrzehnten immer und immer wieder zum Programm einer Badener Kur gehören. In der Krainerhütte und bei der Jammerpepi verkehrten vor hundert Jahren wie heute Künstler, Aristokraten und die Badener Kurgäste aller Stände, auf der Hauswiese spielt die Musik die Weisen des Tages, einstmals Arien aus der italienischen Oper, jetzt vielleicht abwechselnd alle drei ‚Strauß'. Die Ruine Rauhenstein, die schon erwähnt wurde, hat auch Napoleon I. schon erstiegen, als er von Schönbrunn nach Baden geritten war, und Bonapartes Sohn Franz Josef Karl, besser bekannt unter dem Namen eines Herzogs von Reichstadt, ist ein richtiger Badener gewesen. Er ist hier gefirmt worden, hier wird seine Totenmaske bewahrt, und in dem Floragebäude, das die Exkaiserin Maria Luise, seine Mutter, mit dem Grafen Neipperg, den sie in morganatischer Ehe, als die Napoleonische Tragödie ausgelebt war, geheiratet hatte, bewohnte und wo der arme Herzog von Reichstadt vielleicht ein paar heitere Jugendtage erleben durfte, erkennen Literaturkundige den Schauplatz für ein berühmtes französisches Stück, Rostands ‚Aiglon', den die Sarah Bernhardt, aber auch deutsche Bühnen zu unserer Kenntnis gebracht haben.

Große und kleine Schicksale, eingerahmt von einer Landschaft, deren Eigenart schmiegsame Anmut ist, deren Romantik selbst in den ausgeprägtesten Gegenden wie dem ‚Eisernen Tor' den Charakter der Liebenswürdigkeit nie vermissen läßt. Nach den großen Tagen unter Franz II. waren stillere Jahre gekommen, bis dann die moderne Zeit Baden zum Weltbad gemacht hat. Zwischendurch durfte allerdings ein österreichischer Nörgler klagen, was solle denn dieses Baden sein, „ein Bad ohne ‚Maison de conversation', ohne Roulette und ‚Trente et Quarante', ohne französischen ‚Entrepreneur de jeux et de plaisirs', das ist stark und kann nur in Österreich angetroffen werden, wo zwar weniger die ‚jeux de l'amour', aber um so strenger die ‚jeux du hasard' verpönt sind". Der strenge Kritiker hat zwar seinen Wunsch, in Baden ein Monte Carlo aufgerichtet zu sehen, nicht erreicht, Kurhaus und Vergnüglichkeiten gibt es aber für den, der sie dort sucht, jetzt in Fülle.

Die alten Reize Badens aber, die stilleren, sind nicht erloschen. In den ruhigen Nächten hört man, zumal in den Zeiten, wo zum Zeichen, daß der junge Wein geschenkt wird, ein Buschen Reisig vom Wirt ausgehängt wird, Geigentöne, abgerissene Klänge von Liedern oder Liebesworte, und geht man nicht allzu nahe, so sind diese leisen Töne heute wie ehedem voll Poesie.

*) Ich habe Herrn Prof. Dr. Reiner von Reinöhl, städtischem Archivar, für manche Hilfe und Anregung zu danken, ebenso dem Schriftsteller Paul Taufig, dessen Schrift ‚Die Glanzzeit Badens' viel kulturgeschichtlichen Stoff enthält. W. F.



Attentat auf den Kronprinzen Ferdinand von Österreich (1832)
Votivbild in Maria-Zell von Ludwig Beyfuß

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Wie ich Carl Alexander malte. Von Hanns Fechner

... So, ein paar letzte Farbenstriche noch und Tag und Jahreszahl darunter in die Ecke. Nun war die Studie fertig. Durch bizarrgestaltete Felsblöcke zwängen sich in violetten und gelben Farben spielende Wildwasser ... lenzfrohe, im ersten zarten Grün schimmernde Bäume und blütenbesäete Sträucher uferseits ... im Hintergrund der verblauende Wald mit der Silhouette der machtvoll gelagerten Wartburg gegen den abendlich stilleuchtenden Himmel — so war's auf die Studie gebannt. Eine Stimmung, durch die wohl das lichtumflossene Bild der heiligen Elisabeth wandeln mochte ... O du schönes Thüringer Land! Aus deinem Reichtum hattest du mir gegeben. Ein Stück aus der Natur heraus, wie das Herz es erfühlt: solch eine richtige Studie von ehedem ist doch, gleich einem Bildnisse, letzten Endes eine Urkunde, die von Wesen und Seele des Dargestellten zeugt.

„Mit Heimataugen schaut's mich an. Dies Gesicht hat eben nur mein Thüringer Land," nickte anerkennend das alte, weißhaarige Dämchen, das lange Zeit meinem Werkeln zugeschaut hatte.

Wir wohnten im gleichen Gasthause, und ihre glückstrahlende Freude an allen Künsten, ihr feines Verständnis dafür, gab den Anlaß, uns öfter zu anregendem Gedankenaustausch zueinanderzufinden. Mit ihren Kinderschuhen hatte sie noch in der Goethezeit gesteckt, und jedesmal, wenn ich später diese Thüringer Studie unter die Finger bekam, war mir's, als ob des Fräuleins feine, zarte Hände mich berührten, die Hände, die ich ihr damals in seltener Ergriffenheit küßte, weil des Altmeisters Goethe Lippen einst darauf geruht. — Oh, sie mußte ein bildschönes, junges Ding gewesen sein. Das kündeten, trotz ihrer Jahre, noch immer der edle Gesichtsschnitt und die wunderbar gütigen Augen mit der tiefen Bläue, wie sie sonst nur Kinderaugen eigen ist.

Damals gab's für mich, den jungen Burschen, eigentlich nur ein Vorausschauen, ein Vorwärts, den Zielen entgegen, die mir in der Ausübung meiner Kunst leuchteten. Das alte Fräulein aber lehrte mich auch nach rückwärts blicken und fühlen, wie wir alle doch Glieder einer großen Kette sind, die sich unmerklich ineinanderfügen. Manchem werden sie zu schweren, eisernen Fesseln, die ihn zu Boden ziehen, anderm aber zu goldenen, edelsteinfunkelnden Bindegliedern, die durch ihr glitzerndes Leuchten eine strahlende Helle um sich verbreiten. Bis dahin hatte ich die Werke alter Meister immer nur auf ihre künstlerische Wirkung hin, auf die Art, wie sie gemalt waren, angesehen. Meine Freundin nun lehrte mich den eigentümlichen Reiz erkennen, der in der körperlichen Berührung eines Werkes liegt, das vor Hunderten von Jahren unter lebenpulsenden Händen entstanden war, und wie darum das Ehedem und das Jetzt so nahe beieinander wohnen.

Unvergeßlich bleibt mir das bedeutsame Lächeln der feinsinnigen Lebensdeuterin, als uns der alte Graf seine Ahnenbilder droben in seinem Schlosse zeigte. Von jedem seiner Vorfahren wußte er irgend etwas Wichtiges zu berichten, von diesem und jenem ein Schwänklein zu erzählen. Selbst der alte Urahne in glänzender Ritterrüstung war ihm ganz der vertraute Freund, dessen Leben und Taten er bis ins kleinste hinein kannte. Das Ehedem und Jetzt so nahe beieinander, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, der alte Graf spräche da von Menschen, die noch lebten, zu denen er als der Jüngsten einer gehöre.

Das war damals.

Und dann, viele Jahre später, erfaßte mich wieder einmal dies seltsame Pulsieren des Lebendigen in der Historie, als Großherzog Carl Alexander, der sorgsame Pfleger und stille Hüter jener bedeutsamen Weimarer Kunsttraditionen, sein Bildnis von mir gemalt haben wollte. Wieder dies eigenartige Empfinden, als er mir seine Hand reichte mit dem Bemerken, daß sie einst in des greisen Dichterfürsten Goethe Hand gelegen habe. Und aus der Vergessenheit tauchte meine Thüringer Wartburgstudie herauf, und mit ihr wurde die Erinnerung lebendig an das damals Erlebte.

Am 24. Juni jährt sich der Geburtstag Carl Alexanders zum hundertsten Male. Eine eigene feierliche Stimmung überkommt mich immer, wenn Menschen, die ich kannte und malte, sich dem hundertsten Gedenktage nähern. Und haben wir, die wir ihnen nahe gekommen waren, mit ihnen lebten, nicht die Pflicht, die Erinnerungen wachzuerhalten und treu zu hüten wie das Licht der ewigen Flamme, treu zu hüten dem großen Leuchten, das ausstrahlt und weiterwirkt mit radiumistischer Kraft von allen jenen, die wirkliche Menschen waren, und als solche wahrhafte Menschheitsziele verfolgten! In langem Zuge gleiten die Gestalten vorüber

Digitized by Google

Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach,
geb. 24. Juni 1818
Steinzeichnung von Hanns Fechner

Digitized by Google

an meiner sehenden Seele: Der alte Kaiser Wilhelm, der, wie selten ein Patriarch, als Vater des Volkes auf uns Jungen wirkte, seine beiden großen Helfer Bismarck und Moltke, die Kriegsmänner Roon und Manteuffel. Dann der alte Botaniker Alexander Braun, den ich als Schulfreund seines Sohnes Johannes öfter auf seinen Streifzügen in die Wasserpflanzenwelt der vielerlei Dorftümpel um Berlin begleiten durfte. Sodann der feinsinnige Künder hellenischen Wesens: Ernst Curtius, und nicht zu vergessen mein alter Direktor Ferdinand Ranke. Sein Bild zeichnete ich damals als fünfzehnjähriger Schüler zum Todestage für die Aula des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums und führte damit mein erstes Bildnis den Augen einer anerkennenden Menge vor. Da ist ferner die kleine Exzellenz, der große Menzel, dem die Künstler das Beispiel verdanken, wie nimmer rastender Fleiß hochgesteckte Ziele erreicht. Und schon erscheinen jene aus der Reihe der Großen im Volke vor meinem geistigen Auge, deren hundertster Geburtstag in Kürze sich jähren wird — so der Dichter der Mark, Theodor Fontane, der 1819 geboren wurde. Nicht schemenhafte Gestalten oder symbolistische Wesen, nein, alles Menschen, die kernhaft, gesund, lebendig in der Erinnerung stehen, die in ihren Abbildungen uns wieder zum Leben erwachen, wenn wir in ihren Bannkreis treten. —

Auf Wunsch des damaligen Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Strelitz hatte ich vor etwa fünfzehn Jahren eine kleine Bilderausstellung für die Residenz zusammengebracht. Sie sollte Kunstfreudigkeit im Obotritenlande erwecken, gleichzeitig aber den Künstlern und Künstlerinnen neue Absatzmöglichkeiten erschließen. In einem geeigneten Gebäude gegenüber dem Schloß wurden unter befohlener militärischer Hilfe alle Bilder in unglaublich kurzer Zeit auf das geschickteste untergebracht und aufgestellt. Überraschend wie ein Wunder wirkte anderntags das improvisierte Werk und mittags konnte ich die Großherzogin, eine alte, zierlich vornehme Dame mit dem ganzen Charme der guten alten Zeit, bei der feierlichen Eröffnung vor meinem Ölbildnisse Carl Alexanders von Weimar zu einem Sessel führen, um den sich eine Reihe junger Damen des Hofes und der angesehensten städtischen Familien gruppierte. Lange saß die alte Dame wortlos versonnen, vertieft in Betrachtung des Bildes. Mäuschenstill all das frisch junge, blühende Leben, in ehrerbietigem Schweigen diese Erinnerungsszene erlebend. „O mon cher Charles Alexandre," redete die weißhaarige Fürstin zu dem Bilde des einstigen Jugendgenossen. Und mit einem feinen Lächeln der Erinnerung in Augen- und Mundwinkeln: „Was war er doch für ein wundervoller Walzertänzer, Charles Alexandre. Kein anderer kam ihm gleich. Wie leicht und sicher wußte er zu führen! — Doch," fuhr sie fort, mit einem Blick auf all die neugierigen jungen Gesichter wie aus ihrem Traum vergangener Zeiten erwachend, „Doch nein, meine Damen, das verstehen Sie nicht. Es ist gar lange, lange her."

Ich aber sah den alten Weimarer Fürsten vor mir, nicht den bewunderten flotten Tänzer von einst, sondern den Achtzigjährigen, gebeugt zwar von der Last der Jahre, doch scharfen Auges und voller Anteilnahme an allen Dingen der Weiterentwicklung in Kunst und Wissenschaft.

Wieder stand vor mir die Wartburgstudie. Wie war ihm doch ein unvergänglich Werk gelungen mit seinem künstlerisch sicheren Wiederaufbau der verfallenen alten Landgrafenburg droben auf dem wundervollen Stücklein Gotteserde. Auch dafür gebührt ihm unser Dank, daß er mit rechtem Blick den echt deutschen Moritz von Schwind auswählte, die von altersher die Burg umschwebenden Sagen in reizvollen Bildern zu bannen. Von Kindheit an war Carl Alexander eben vertraut mit den großen Ereignissen, die durch die Jahrhunderte die alte Feste mit Rosen, blauen Wunderblumen, mit Lorbeer und Eichenzweigen umkränzten. Hatte nicht Dr. Martinus, der ‚Junker Jörg', dort droben wohl behütet von starken Mauern sein gewaltiges kulturhistorisches Werk der Bibelübersetzung geschaffen! Waren die alten Burgmauern nicht Zeugen der aufleuchtenden Morgenröte einer neuen Zeit bei der deutschen Burschenschaftler Wartburgfest ein Jahr vor Carl Alexanders Geburt. Ganz leise, weit her durch die Jahrhunderte, sagen und singen die Steine vom edlen musischen Wettstreite im Sängerkrieg auf der Wartburg. Nahe und eindringlich aber tönte dem feinsinnigen Fürsten der Klang der Goethezeit herüber. Wohl ist es zu verstehen, wenn es in treuer Heimatliebe zum sagenumwobenen Thüringer Lande seine größte Lebensaufgabe war, im edlen Sinne weiterzuwirken als ein guteingefügtes Glied in der Kette seiner Vorfahrenschaft. Der Zusammenklang „Weimar und Potsdam" sollte weiterhin von deutscher Wesensart Zeugnis ablegen.

⁂ ⁂ ⁂

Eine Sammlung meiner Bildnis-Steinzeichnungen — man begann damals auch in Berlin die künstlerischen Werte des Original-Steindrucks zu erkennen — war aus dem R. Bongschen Verlage auch von dem Weimarer Museum erworben worden. Sein Landesherr, der regste Anteilnahme zeige für alle Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Kunst, habe — so teilte mir der Museumsdirektor Dr. Ruhland mit — den Wunsch ausgesprochen, mich persönlich kennen zu lernen. Nach schöner Weimarer Überlieferung, Wertvolles anzuerkennen und es besonders auszusprechen, hatte mir der Großherzog inzwischen ein ähnlich den Dokumenten aus früherer Zeit vorzüglich kalligraphiertes Anerkennungsschreiben mit eigenhändiger schön verschnörkelter Unterschrift

Digitized by Google

zugehen lassen. Gleichzeitig wurde mir mitgeteilt, der Fürst sei zur Zentenarfeier Kaiser Wilhelms in Berlin und wünsche mich dann kennenzulernen. Leider aber kam es zu dieser persönlichen Begegnung zunächst nicht, denn der Tod seiner Gemahlin rief ihn sofort wieder nach Weimar zurück.

Etwa ein halbes Jahr später wurde ich dann nach Weimar gerufen zur Anfertigung einer Steinzeichnung. Die Weimarer Renten- und Pensionsanstalt für die deutsche Künstlerschaft lag dem alten Herrn besonders am Herzen. Kein Wunder also, daß er Feuer und Flamme für meinen Vorschlag war, sein Bildnis in Original-Steinzeichnungen zum Besten der Anstaltskasse herauszugeben und ihr zu diesem Zweck den Stein zu stiften.

Sehr interessant gestaltete sich die erste Sitzung selber. Morgens um neun Uhr erschien der Fürst — ohne Begleitung — in großer Gala und sprach in huldreichem Ton einige Worte zu mir. Ich war in der größten Verlegenheit. Kein Mensch hatte mich vorbereitet auf die schwerverständliche Sprechweise des Fürsten, an die das Ohr sich erst gewöhnen mußte. Aber diese Schwierigkeit war bald glücklich überwunden und während seiner Fragen nach meinem Namen und Begehr hatte ich mich soweit gesammelt, ihn nicht nur daran zu erinnern, daß er mich ja selber eingeladen, sondern ihm nun meinerseits mit der Bitte zu kommen, die Interimsuniform anzulegen. Scheinbar strafend sah der hohe Herr mich an und mit ironischen Fältchen in den Augenwinkeln meinte er: „Schon gut, schon gut. Aber — die Zeit werde ich Ihnen an der Sitzung abziehen." Der in der Zwischenzeit erschienene altehrwürdige Kammerdiener entschuldigte sich, Serenissimus habe, trotzdem er meinem am Abend ausgesprochenem Wunsche gemäß den Interimsrock für die Sitzung gebracht, dennoch die große Gala-Uniform befohlen ...

Mißtrauisch sah der Fürst von seinem Sesselplatz zu dem photographischen Apparat hinüber, den ich für alle Fälle tags zuvor in der richtigen Entfernung aufgestellt hatte, um mir während der Arbeit an meiner Pastellskizze besonders interessant wirkende Stellungen des Kopfes schnell nebenher festhalten zu können. Wieder ein verstohlener Blick nach dem Apparat: „Sagen Sie mal, mein lieber ... wie war doch Ihr Name?" — Verbeugung und Auskunft „... mein lieber Professor, ich denke, Sie sind der Maler, nicht der Photograph aus ... aus ..." — „Berlin, nein, Königliche Hoheit, das ist mein Bruder." — „Aber, Sie haben dort einen photographischen Apparat!" — „In der Tat, Königliche Hoheit" — und nun konnte ich ein kleines Privatissimum abhalten über die Nützlichkeit solcher Lichtbild-Dokumente. Konnte erklären, wie es zwar verschiedene Meinungen gäbe, sicherlich aber die Photographie in den Händen des Nichtkönners ebenso schädlich sei als in den Händen des wahren Künstlers brauchbar. Eine Meinung, für die der berühmte Herkomer immer eingetreten sei und die ruhig allgemein anerkannt werden darf. Deren gäbe es genug, die öffentlich dagegen eiferten und sich insgeheim doch gar zu gern die Vorteile zunutze machten. Kann doch eine rechte Photographie als Material nebenher dem Gedächtnis zu Hilfe kommen und immerhin eine nicht zu unterschätzende, oft gefürchtete Kontrolle geben. „Und, Königliche Hoheit, in gewissen Fällen, Zeitersparnis, wenn der hohe Auftraggeber die Sitzungen nur kurz bemessen kann oder gar — sich vornimmt, dem armen Künstler noch etwas an der Sitzung abzuziehen." Lächelnd drohte der Fürst mit dem Finger.

„Aber eine Aufnahme wird Ihnen nicht gelingen, mein lieber ... hm, hm ... mein lieber Professor." — Ich hatte die Gelegenheit benutzt, schnell einmal einen prüfenden Blick vor dem Apparat auf mein Modell zu tun. — „Wenn Sie Ihren Kopf vor das ... das Objektiv halten, gelingt Ihnen keine Aufnahme. Ich weiß das." Natürlich konnte der Fürst nicht bemerkt haben, daß sein Bild zwischendurch längst auf die Platte gebannt war durch einen heimlichen Druck auf den Gummiball.

Nun war die Pastellskizze vollendet und bald waren auch noch ein paar notizenhafte Bleistiftzeichnungen im Skizzenbuch. Der Fürst aber fragte wißbegierig, wie denn davon die Steinzeichnung zustande käme. Interessiert hörte er, daß die eigentliche Steinzeichnung nun erst nach den Skizzen mit Hilfe eines Spiegels umgekehrt auf den Stein gezeichnet werde, damit sie im Abdrucke wieder richtig herum erscheine. —

Der Abend führte mich mit einigen älteren Malerfreunden zusammen. Und ganz von selber setzte sich Frau Erinnerung zu uns an den Tisch und ließ so manchen wieder lebendig vor uns erscheinen von den Fürsten im Reiche der Kunst, die, durch Carl Alexanders verständnisvolle Wahl an die Kunstschule berufen, einst hier gewirkt hatten. Sicher gehörten die besten im Vaterlande zu ihnen und manch Glas guten Rheinweines wurde ihnen getrunken, ihnen und dem kunstfreudigen Landesherrn.

In vorgerückter Stunde ging's dann aber an ein Erzählen gar lustiger Schwänklein. Hat doch jeder bedeutende Mensch auch seine Eigenarten und die schlechtesten Früchte sind es nicht, aus denen der Humor sich seinen Honigseim saugt. All die bekannten Scherze wurden mit viel Vergnügen wieder einmal aufgetischt, die die Jugend dem alten Herrn nachsagt.

Alt wie Methusalem die Geschichte vom Fliegenschrank ,— o arme, mißhandelte deutsche Sprache! — der Serenissimus bei Besichtigung eines neuen Krankenhauses vorgeführt wird und nach dessen Betrachtung er sarkastisch äußert: „Es wird aber schwer halten, die Fliegen da alle hineinzubekommen."

Digitized by Google

Ebenso belustigte sich der alte Herr über die falsch ausgedrückten Anzeigen im Stadtblättchen: „Lesen Sie nur hier, mein lieber X. Ein ganz famoses Naturspiel. ‚Zu verkaufen eine Kuh, die täglich kalben kann.' Dieses Tier müssen Sie sofort für uns erwerben. Denken Sie, das gibt 313 Kälber im Jahr, die Sonntage abgerechnet . . ."

Nicht so bekannt ist die Erzählung vom Stottererheim, das im Ilmflorenz neuerbaut, von Serenissimus feierlich besichtigt wird bei der Eröffnung. Der Besitzer führt seinen hohen Gast durch die schönen, luftigen Räume, die zweckentsprechend einer größeren Anzahl Heilungsuchender Unterkunft geben sollen. Höchst befriedigt verläßt der Fürst das Gebäude. Vor dem Eingange aber steht zuwartend ein Bäuerlein, seinen Knaben an der einen, das Köfferchen an der anderen Hand. Der kinderfreundliche Fürst streichelt dem frischen Jungen leutselig über den Flachskopf: „Nun, mein Söhnchen, was willst du denn hier?" Und treuherzig der: „Ich s-s-s-so-so-soll da n-n-nein w-w-wägen Schtt-t-t-toddern." Serenissimus aber nickt ihm lachend zu: „Das hast du ja gar nicht erst nötig, mein Söhnchen, du stotterst ja schon sehr schön."

Am bezeichnendsten aber waren doch die hübschen kleinen Anekdötchen, die in das Kunstgebiet schlagen und einerseits davon Zeugnis ablegen, wie der Fürst auch den übermodernen Kunstrichtungen gerecht werden, anderseits aber sich seinen Blick nicht trüben lassen wollte für die wertvollen Überlieferungen der Kunst.

Ihm war erklärt worden, wie die Modernen ihre Kunst durchaus ernst nähmen und man sie zu verstehen suchen müsse. Serenissimus also betrachtet in der Ausstellung ein solches Gemälde aufmerksam nach allen Seiten, läßt sich den jungen Künstler herbeirufen, damit er ihm das Werk erkläre. „Also das Blaue hier unten ist kein See, sondern eine Wiese. Hm . . . hm . . . Warum aber steht darauf eine Rokoko-Kommode?" Darauf der Künstler in tiefster Seele empört: „Nein, Königliche Hoheit, das stellt eine Kuh dar und keine Rokoko-Kommode." Wieder ernsthaftes Betrachten des Bildes aus verschiedenen Entfernungen und dann: „Hören Sie, mein Lieber, hm . . . hm . . . Sie können von Glück sagen, daß Sie Maler sind. Wären Sie par exemple Gutsbesitzer geworden, müßten Sie sich doch recht vorsehen beim Einkauf einer Kuh. Sie könnten leicht aus Versehen statt ihrer eine Kommode einhandeln."

Ein andermal wurde der Fürst vor dem Aufsuchen der Werkstatt eines der Jüngsten wieder besonders darauf hingewiesen, mit wie tiefem Ernst diese ihre Kunst nähmen. Sie gäben die Dinge bewußt nicht in ihrer Realität wieder, sondern nach ihrem individuellen Empfinden und Sehen. Serenissimus betrachtet also die Werke des Künstlers wiederum mit regstem Interesse und tiefster Aufmerksamkeit, lobt das ernste Streben und nickt zustimmend, als der junge Künstler versichert, er male eben das alles so, wie er es sähe. Nachdenklich schaut der hohe Kunstfreund sich noch einmal Werk für Werk an, bevor er das Atelier verläßt. An der Tür aber wendet er sich plötzlich noch einmal zu dem Künstler: „Sie sagen, Sie malen alles, wie Sie es sehen, hm . . . hm . . . — Sie sollten aber auch einmal sehen, was Sie malen!"

Musensang

Ernst im würdigen Maß wallt singend der Reigen der Musen,
Und ihr vollendetes Lied,
Das sie gewaltig umzieht,
Weisheit ist's, Wohlklang und Tanz,
Sternenleuchten und himmlischer Glanz.

Aber Chariten voll Anmut ziehen kindheitsselig mit ihnen,
Singender Engel ein Chor
Schwebt über ihnen empor.
Durch die parnassische Luft
Flügelt verlockender Blütenduft.

Unten im Tal des Parnassos voll Andacht lauschen die Dichter,
Was sie fernher berauscht,
Was noch kein Ohr je erlauscht,
Weit hinter Raum und Zeit
Orgelt das Weltlied der Ewigkeit.

Doch ihnen näher Charitengesang: sanft Ewigkeit anmutgemildert.
Dichter, fangt euch den Klang,
In euren Erdengesang,
Daß nur durchs Lied, das ihr singt,
Fernher segnend der Musenpsalm klingt!

Hugo Salus

Digitized by Google

Nur ein Vorspiel

Novelle von Margarete Siebert

Meine gute Schwester!

Da hocke ich als ein zusammengeschossener Mann in meinem Bau, und das Leben, soweit es an mich heranspülen mag, kommt mir feindselig und widerwärtig vor. Du trittst zu mir, du sagst: es nutzt doch nichts, immer nur zu grübeln und zu brüten. Tue etwas, nur etwas. Wozu deine Kräfte reichen. Schreib mir auf, was du mit angesehen hast. Nichts vom Kriege und von der Politik. Das laß auf später, wenn du wieder stark bist. Ich war so lange fort von dir und von Europa; schreib von vorher, von deinem Leben, vom Hofe, vom Erbprinzen. Du hast da wunderliche Dinge mitgemacht. Ich muß lächeln über deinen schönen, schwesterlichen Eifer. Aber auch im Andenken an damals. Es ist, als sollte ich Rosensträuße vor mich hinstellen. Aber du hast recht, es nutzt nichts, immer nur zu grübeln, auch wenn einer vorläufig noch nicht auf seinen eignen Füßen durch die Stube gehen kann. Ich will versuchen, dir Genüge zu tun.

Ich ging an den herzoglichen Hof, und du warst erstaunt. Aber es sei mir ein Trost, mehr als ich kannst du dich nicht gewundert haben. Es kam nur alles so schnell. Ich saß auf Hohengeismar und trieb einen ziemlich minderwertigen Müßiggang. Moritz Blankenstein schrieb an mich: Komm herüber, für morgen oder übermorgen; der Herzog Friedrich ist da und hat deinetwegen sogar seinen Erbprinzen mitgebracht. Ich habe ihm stundenlang von dir erzählt. — Eine solche Einführung macht verlegen; ich fuhr dennoch hin und fand die beiden Fürstlichkeiten. Der Prinz war damals das rührendste Geschöpf von der Welt, sehr schön, groß gewachsen, ganz licht und frisch, mit einem lieblichen, vollen Mund und strahlenden, freundlichen Augen. Aber er war erstaunlich, bedrücklich, zur Beklemmung unentwickelt. Ein solches Maß von Weltunerfahrenheit stellt eine Naturerscheinung dar. Natürlich war er sehr anziehend dadurch. Es hieß, daß er in seinem Heimatsorte vergöttert werde. Er enttäuschte auch nicht durch irgendwelche, seiner äußeren unbesiegbaren Hülle nicht angemessene Ansprüche oder Ansichten. Er schwieg größtenteils überhaupt. Allerdings, schon damals und beim ersten Sehen mußte auch das trockenste Gemüt davon ergriffen werden: So allem Weltwesen und allem groben Sein ganz entfernt konnte dieser erhabene Junge nicht bleiben. Aber es mochte nicht eilen, ihm Erfahrungen beizubringen. Von sich aus war er gewiß aller Bequemlichkeit von Herzen zugeneigt. War er dumm? Nun, er war herrlich schön.

Am Nachmittag gingen der Herzog, sein Vater, und ich durch den Park spazieren. Der Herzog ist ein älterer, feiner Herr; er hängt beim Gehen vornüber; alles schlottert an ihm; er ist früh gealtert und recht abgebraucht. Allmählich sind ihm ungefähr alle Anforderungen ziemlich schwer geworden. Er kann aber auch zuzeiten ganz kindlich und heiter froh sein. Alles in allem, eine feine Seele; für seinen Posten reicht seine Kraft vielleicht gerade noch; aber mehr dürfte ihm auch nicht um ein Gramm zugemutet werden. Die Bevölkerung des Herzogtums ist vernünftigerweise zufrieden mit ihrem Landesvater, schließlich auch die Opposition.

An jenem Nachmittag gingen wir durch den Park. Der Herzog nahm, trotz der Hitze, den Mantel um; er ist fast immer etwas zittrig vor Frost. Er redete freundlich über einige Belanglosigkeiten, etwa von Bodenkultur in dieser Gegend und ähnlichem. Ich wartete auf die Eröffnung, was er wirklich wollte; denn offenbar zog er mich nicht dieser Erkundigungen wegen so auffallend in ein Einzelgespräch. Aber von seiner wahren, raschen Absicht ahnte mir nicht das mindeste. Wir gingen immer durch denselben verschnittenen Buchengang hin und zurück, der durch ein großes Rund führt, über dem die Buchenhäupter kuppelförmig zusammenwachsen. Hier saß die übrige Gesellschaft beisammen mit dem Prinzen. Der Herzog winkte ihnen, sich durch sein Vorbeigehen nicht stören zu lassen. Wir gingen hindurch; er kam nun mit seiner Absicht heraus. Er sagte einfach und blickte auf den Prinzen: „Ich liebe dieses Kind namenlos. Sie wissen, es ist das einzige, das mir von sechs übriggeblieben ist. Meine Frau starb mir auch; sie war so zart; sie konnte den Verlust der Kinder nicht überwinden. Lieber Baron," sagte er und lächelte, rührte auch flüchtig meinen Arm an, „nun möchte ich, daß es diesem letzten Kinde auch recht gut ginge. Das will jeder Vater, ich weiß; es ist ein selbstsüchtiger und verbreiteter Wunsch. Aber warum soll er bei mir ein Unrecht sein? Ich weiß, mein Sohn muß endlich mehr in die Welt hinaus. Er lernt ja genug; aber er muß selbständiger werden; ich weiß; ich weiß." Und nun machte er mir jenen Vorschlag. Ich war vollständig verblüfft. „Euer Hoheit, wenn ich nur geeignet wäre!" Wir näherten uns wieder dem Rund. „Lieben Sie denn den Prinzen nicht?" fragte der Herzog erstaunt. „Ich?" — „Ja. Ich meine, könnten Sie ihn nicht lieben?" — „O gewiß, natürlich. Wie sollte ich nicht. Er gefällt mir sehr gut," erwiderte ich verwirrt. Der Herzog redete weiter: alles, was ich mir ausbäte, an äußeren Bedingungen, sollte mir

Digitized by Google

gewährt sein. „Wenn ich nur der rechte Mann bin!“ sagte ich. „Euer Hoheit“ — ich kam nun frei mit meinen Bedenken heraus — „ich bin viel in der Welt herumgefahren; ich habe zu viel gesehen; ich habe nicht immer die richtige Schätzung für die Werte in diesen Ländern hier herum, wenigstens nicht für die, die ich hier gemeinhin als selbstverständlich anerkannt sehe —“ nun, ich redete und drückte mich dabei immer höchst ungeschickt aus. Aber der Herzog war nur sehr eifrig. „Das will ich ja gerade, solch einen Mann. Solch einen aufgeklärten, gescheiten, feinen und liebenswürdigen Menschen,“ sagte er. „Er muß auch noch jung sein; der Prinz muß Zutrauen zu ihm fassen können; er soll ihm freundschaftlich zur Seite stehen. Er darf gar nicht aus unserm engen Kreise stammen, sondern muß von außen herkommen, muß größere, freiere Anschauungen, weitere Formen als wir haben. Der Prinz braucht durchaus so jemanden. Er muß ihn haben: es ist die höchste Zeit dazu.“ Er bat gütig und dringend: „Lieber Baron, lassen Sie mich nicht im Stich.“ — „Wird aber auch Seine Hoheit der Prinz das Vertrauen zu mir haben?“ — „Doch, doch. Er wird Sie sehr gern mögen. Und er ist nicht schwierig von Gemüt.“ ‚In Gottes Namen,‘ dachte ich, ‚solch eine Anlage kann sich nach Toresaufschluß auch sehr ändern.‘ Ich bat mir Bedenkzeit aus.

Am Abend suchte ich den Prinzen, unternahm es, mit ihm in ein Gespräch zu kommen. Er bot wenig Anknüpfungspunkte. Wir gingen längs der Abhänge. Die Welt lag im Abendfrieden; ich schleppte ihn bis zu einem weiten Aussichtspunkt, einen ziemlichen Weg entlang, und sah ihn an und dachte: ‚Was ist das? Am Ende zu allermeist ein wunderschönes, zufriedenes, ruhiges Tier?‘ Da stand er bewundernd still, und sein schönes Gesicht färbte sich von echter, innerer Freude hell. Seine Verklärtheit vor dieser schimmernden stillen Natur griff mir ans Herz, so daß ich unbedacht etwas ganz Ungeschicktes sagte: „Über alle diese Strecken werden einst Euere Hoheit gesetzt sein.“ Er lächelte freundlich und einschränkend und antwortete das einzig Richtige. „Mein Vater hat hier zu sagen; ich habe mich mit allen diesen Dingen noch nicht beschäftigt.“ Ich war über dieser Antwort still. War sie so gewandt oder so einfach? Während wir zurückgingen, sagte ich: „Man hat mich für Euere Hoheit zum Gesellschafter ausersehen.“ — „Ja,“ erwiderte er und sah mich freundlich an, „es wäre schön.“ Viel mehr redete er an diesem Abend nicht. Ich schwieg auch; man empfand neben ihm keinen Zwang, ihn zu unterhalten. Andern Tages nahm ich die Berufung an.

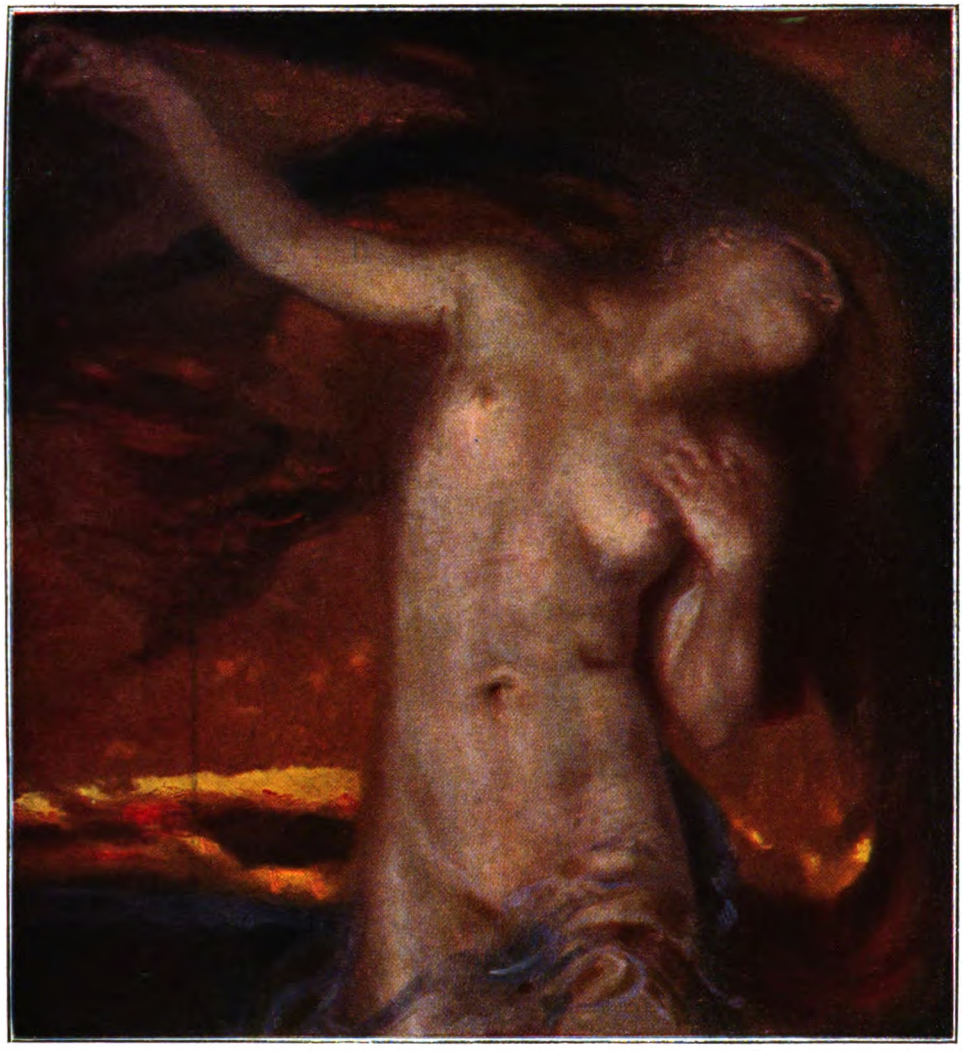
— — — — — — — — — — —

Ich kam nun in die Stadt; wir richteten uns in dem Schlößchen des Prinzen ein. Wir hatten auch Zimmer im großen Stadtschloß. Das liegt schön, am Wasser mitten im Park; man kommt über eine große Zugbrücke hinein. So ist das Schloß dem Alltag ganz entrückt; auf dem Wasser rundum ziehen Schwäne. Unser Schlößchen liegt eingenestelt in eine Parkecke; es ist nur klein. Aber der Vorzug eines ganz eigenen Haushaltes ist nicht zu unterschätzen. Um den Prinzen war noch der General Bedra, der ihn in die Militärwissenschaften einführte. Er wohnte aber nicht im Hause. Von den Adjutanten wurden mir keine Schwierigkeiten bereitet. Dorneichen, der eine, war froh, wenn er in Ruhe gelassen wurde, aus angeborner Faulheit heraus. Winterfort ging im Dienst auf. Ansichten über die Dinge der Welt im allgemeinen wurden von keinem von beiden sondern nur vom General Bedra zur Geltung gebracht, von ihm allerdings lebhaft. Am wesentlichsten auch für unsere Hofhaltung war die alte Gräfin Kumritz. Sie war die Oberhofmeisterin der verstorbenen Herzogin gewesen. Den Prinzen kannte sie von seinem ersten Atemzuge an. Frau von Herste, die Frau des früheren Erziehers meines Prinzen, kam auch noch in Betracht. Sie bestritt sozusagen den unruhig geistigen Lebensanteil in diesem Kreis. Im allgemeinen lebten wir in unserm Schlößchen sehr still. In der herzoglichen Familie waren keine Frauen. Über dem Hof hing auch immer noch die Trauer wegen der vielen Todesfälle schöner, liebenswerter, hoffnungsreicher Geschöpfe; manches der verstorbenen Kinder war schon halb erwachsen gewesen. Die Stadt vor unserm Park und um ihn herum war sauber, elegant und selbstbewußt. Merkwürdigerweise kann ich mir immer nur vorstellen, als habe dort stets die Sonne geschienen. Kamen wir vom Marsch- und Übungsplatz, so mußten wir durch die Hauptstraßen reiten. Sie waren lebhaft genug; die Stadt hat an dreißigtausend Einwohner. Dennoch blieb etwas Familienhaftes an unserm öffentlichen Leben.

Aber wir hatten Schulen, Museen, Theater. Das Theater war sogar sehr gut. Das herzogliche Haus ist reich und hat von jeher viel Geld für das Theater aufgewendet. So ist es Stil. Damals hatten wir einen fähigen Intendanten, einen Fachmann, der Talente aufzuspüren, zu bilden und zu halten verstand. Die Theaterleute spielten auch eine ziemliche Rolle in der Gesellschaft, sogar in der ersten. Man hielt auch auf feine Leute unter den Schauspielern, auf gute Formen schon bei ihrer Anstellung. Augenblicklich wurde bei uns vorzugsweise das Schauspiel gepflegt. Oper und Operette traten zurück. Die Richtung des Intendanten, der vom Schauspiel herkam, entschied.

Mein Dienst beim Prinzen war zu ertragen. Harter Zwang wurde mir nicht auferlegt. Der Prinz hatte mich glücklicherweise wirklich gern. Ich lebte mit ihm; interessant war er nicht in einem platten Sinne, aber sehr liebenswert. Die ungeheure Verwöhnung durch Natur und Schicksal,

Digitized by Google



Dämmerung

Gemälde von Prof. Carl von Marr

Digitized by Google

Digitized by Google

durch seine Schönheit und seine bevorzugte Stellung, hatte ihm im Wegräumen fast jeden Widerstandes fast ganz in eine freundliche Genügsamkeit versinken lassen. Er kannte auch nichts anderes, als daß es aller Umwelt Pflicht sein sollte, ihn zu lieben; ja, er sei geradezu dazu da, in diesem Umkreis den Gegenstand von Verehrung und Liebe abzugeben. Diese Aufgabe war, wenigstens jetzt, so wie die Umstände lagen, nicht schwer; was an ihn herankam, schien ihn von vornherein mit großer Bereitwilligkeit zu vergöttern. Warum auch nicht? Er tat niemandem etwas zuleide und war schön; man erzählte sich sogar von allen möglichen Zügen besonderer Gutherzigkeit von ihm. In Wirklichkeit war an diesen Geschichten fast nie auch nur ein einziges Wort wahr; man hätte anderes und vielleicht nicht weniger Lobenswertes erzählen können. Es kam bei uns und bei der Art des Prinzen nur lange Zeit überhaupt nicht zu erzählenswerten Ereignissen. Er war wirklich von Herzen und Gemüt so vornehm, daß nur zu oft das Schämen über ihm war: im Grunde schätzte er die Schuster und Schneider oder kleinen Beamten und Kaufleute, die da drüben in der Stadt ihr betriebliches Sein förderten, viel höher als sich selbst ein. Einmal sagte er mir seufzend: „Ich wäre doch nicht imstande, mir selbst auch nur eine Mark zu verdienen, und es ist doch alles so teuer.“ Ich mußte lachen. „Hoheit würden durchaus einen ordentlichen Weg gehen.“ — „Nein, nein,“ versicherte er betrübt, „ich kann ja nichts.“ Er erzählte mir den Anlaß seines Kummers. „Neulich kam ein junger Tischlergeselle und flickte an meinem Schreibtisch aus. Er leimte so flink und bastelte so geschickt, und nun hält es sogar. Ich habe mich mit ihm unterhalten; ich kam zufällig dazu. Er wußte über alles viel besser Bescheid als ich. Und ich habe immer so gute Lehrer gehabt.“

Er ging zutraulich aus sich heraus. „Wenn ich einmal regieren sollte,“ sagte er, „da ist mir angst und bange. Wenn der alte Knautschke,“ das war der Gerichtspräsident, „kommt und mir sagt, so soll es sein, so ist es sehr einfach. Er weiß soviel mehr als ich und kann reden und da hat nur er recht. Aber dann habe ich neulich mit dem Regierungsrat Besenbinder gesprochen. Und da waren alle Dinge ganz anders. Ich wünschte, ich brauchte einmal nicht zu regieren. Aber was ich dann sein sollte, das weiß ich auch nicht.“

Er war viel zu eingeschränkt erzogen. Er war märchenhaft behütet worden. Die Angst, die Angst, auch dieses Kind könnte sterben! Dabei war er ein wahres Bild von Gesundheit und Blühen.

Zuletzt flog denn auch der Stein, der sogar auch diesen See stiller Träumerei in Bewegung brachte.

Frau von Herste bat ihn eines Tages zum Tee, dringend. Sie hatte schon einmal angefragt und auch eine Zusage erhalten. Nun wiederholte sie ihr Anliegen, lächelte verschlagen, den Kopf auf die Seite gelegt. Sie war eine unruhige, spitzige Frau. „Ich habe auch eine Überraschung für Euer Hoheit,“ zirpte sie. Der Prinz hielt sich zu dem Hause Herste; er hatte seinen früheren Erzieher gern gehabt, dachte sich zu Verehrung verpflichtet; die Herste war auch eine unterhaltliche Dame. Dieses Mal wurde ihm bänglich. Überraschungen liebte er nicht, und solche der Frau von Herste! Sie mochte schon in Furcht und Schrecken versetzen. Aber sie hielt stand, beschaute ihn immer nur so lächelnd. Er wiederholte unbehaglich zögernd, daß er mit mir kommen würde. Nachher sagte er zu mir: „Was hat sie nur? Was wird es nur sein? Haben Sie keine Ahnung? Wenn ich es nur wüßte und vorbereitet wäre!“ — „Ich glaube,“ sagte ich schließlich, „sie wird jemanden vom Theater einladen wollen oder hat es schon getan.“ Er stand geradezu versteinert still. „Aber die Theaterleute liebe ich gar nicht!“ Ich mußte lachen: „Nun, und wenn es die Wilmans selbst wäre?“ Ihm trat wahrhaft der Schweiß auf die Stirn. „Ach, gerade, wenn sie so berühmt sind, sind sie so anspruchsvoll.“ — „Na, wir werden ihnen am Ende noch zu genügen vermögen,“ sagte ich. „Ich meine, sie sind dann so gespreizt und unnatürlich,“ sagte er, „und das ist mir schrecklich.“ — „Ach,“ erwiderte ich, „ich möchte die Wilmans ganz gern einmal von nahem sehen. Für gespreizt und unnatürlich halte ich sie nicht; dazu spielt sie zu lebhaft und auch zu talentvoll. Sie ist schon ein feines, kleines Weib.“ Er gab es zu. „Aber wie kann eine Dame, noch dazu eine junge Dame, heute die Maria Stuart spielen und morgen die Kleopatra, und am nächsten Tage sogar die Kameliendame. Es ist mir immer so unangenehm, wenn sie sich so herausstellen, ich meine, auf dem Theater, auf der Bühne.“ — „Wir wollen doch sehen,“ erwiderte ich und dachte im stillen: ‚Da bin ich begierig, wie du es anfangen wirst.‘

An jenem Nachmittag waren wir zuvörderst allein mit der Hausfrau. Die Wilmans war wirklich eingeladen; ich hatte ja den Wink erhalten. Aber sie kam nicht sogleich. Sie ahne doch gar nicht, welcher ungemeinen Ehre sie entgegenginge, sagte die Herste zur Entschuldigung dieses Ausbleibens. Der Prinz schwieg sich verlegen und schmollend aus. Schließlich verlor die Herste auch von ihrer Sicherheit. Ich gab mich gemütlich, ohne daran zu denken, einem von ihnen beiden zu Hilfe zu kommen. Endlich trat die Wilmans ein und war wirklich ein reizendes Frauenzimmer, wie sie da durch das große, halbhelle Zimmer kam, schmal und schlank, bräunlich, sehr dunkel; sie hatte gewaltige Augen. Sie stutzte beim Anblick des Prinzen. Die Herste ging ihr entgegen. „Ich konnte nicht eher kommen,“ sagte die Wilmans einigermaßen atemlos; „ich bin nicht

Digitized by Google

Herrin meiner Zeit; ich mußte ins Theater." Die Herste brachte sie an der Hand zum Prinzen, stellte sie ihm vor. Sie machte ihm eine hübsche, aber nicht allzutief versinkende Verneigung. Sie war in anmutige, weite, modische und doch besondere Kleider gehüllt, die sich ihren feinen Bewegungen zierlich schmiegten. Der Prinz, der sich überfallen fühlte, rang sich doch ab, wie sehr er sich freue, dem so sehr geschätzten Mitglied ihrer Bühne einmal im Leben zu begegnen. Sie quittierte durch ein freundliches Lächeln. Dann saß sie im Sessel, hielt die Teetasse in ihren feinen Fingern, stellte sie aber bald hin; sie sprach sehr viel. Guter Gott, wie lebhaft das Frauenzimmerchen an diesem Nachmittag war! Ich glaube, sie hat sich über die Ehre, den Prinzen so ausführlich und vertraulich zu treffen, schon recht gefreut. Aber ihre Freude äußerte sich so, daß sie in eine besonders liebliche Laune geriet. Sie bestritt die Unterhaltung an diesem Nachmittag fast allein und auch mit Recht; denn sie hatte uns viel zu bringen; wir kannten unsre Welt ja. Sie redete mit ihrer süßen, klingenden Stimme; ja, die war wirklich ausgebildet. Geziert oder unnatürlich war nichts an ihr: sie war nur ein glücklicher Mensch, und Erfolg leuchtete um sie.

An diesem Nachmittag erzählte sie von den Proben, die sie gerade vorhatte, und von der nächsten Theaterneuheit. Die Salome von Oskar Wilde sollte aufgeführt werden, und sie hatte die Titelgestalt zu spielen. Der Prinz sagte steif: „Das ist doch aber eine schreckliche Rolle. Macht es Ihnen denn Spaß, eine Frau zu spielen, die zuletzt einen abgeschlagenen Kopf küßt?" Er blickte auf sie mit reichlich viel von der abgründigen Abneigung des echten Fürsten für die vom Theater. Sie merkte sein Widerstreben nicht oder es war ihr gleichgültig. Sie sagte feurig: „So etwas wie unangenehme oder angenehme Rollen gibt es nicht für mich, für unsereinen, in dem Sinne, ob die Leute, die wir spielen sollen, nun verrucht oder gutmütig sind. Für uns handelt es sich darum: verlohnt sich die Rolle?" Der Prinz schwieg ablehnend. „Oh," sagte sie, „ich brenne darauf, die Salome zu spielen. Gerade so umstrittene, deutbare Rollen — wie sind sie zu erklären, was bietet sich nur da?" Sie wurde sehr gesprächig. „Ich will sie begriffen und beherrscht haben. Nachher wird sie mir vielleicht abgeschmackt. Ich bin sehr froh, daß wir hier so rasch wechseln. Mehr als sechs-, siebenmal kommt man an keine Rolle; aber ich habe sie mir hundertmal überlegt. Mit sehr vielen Rollen balgte ich mich über Jahr und Tag. Dann spiele ich; ich werde da leicht müde; es geht wie beim Kochen; was man davon hat und sehen kann und gibt, steht in keinem Verhältnis zur aufgewandten Mühe. Und wie beim Mittagessen ist die Hauptköchin oft müde. Nur tut es mir leid, wenn nicht später, nach Jahr und Tag, dieselbe Rolle wieder neu aufgelegt wird. Dann ist sie plötzlich wieder anders; alles, was ich damals tat und dachte und mir fand und was mir so wundergescheit vorkam, ist nun wie ganz abgeschmackt, wertlos und kindisch. Nur so, wie ich es jetzt weiß, so soll es sein." — „Das merken doch die Leute gar nicht, soviel Mühe," sagte der Prinz. „Ich tue es doch auch nicht für sie," versetzte sie lebhaft. „Höchstens vielleicht noch für den Dichter. Aber nein, auch nicht seinetwegen. Es ist nun einmal wunderschön, sich mit etwas Klugem auseinanderzusetzen. Ich möchte so klug sein, daß alle Dichtung vor mir läge wie Glas, und ich wüßte alle Absicht des Dichters. Nein, sie ist ja fast immer zu merken, wirklich, sogar leicht. Dichter sind ja Menschen und, weiß Gott, nicht immer große. Alle Absicht dessen möchte ich wissen, der den Dichter machte, sei es nun das Schicksal oder die Weltmacht oder der liebe Gott, wie es heißen mag." — „Da kommen Sie aber nie zu Ende," sagte der Prinz staunend. „Ach, ach," widersprach sie und winkte ganz schnell mit der Hand, „dabei ist mir froh; ich komme nie zur Ruhe und fühle immer, es geht mit mir voran; ich brauche solch einen geschwinden Beruf." Sie erzählte noch, daß sie jetzt tanzen lerne, um der Salome willen. „Orientalische Tänze, natürlich, und sie sind sehr viel ruhiger als zum Beispiel die russischen. Das ist noch ein Glück, aber man lernt auch die orientalischen nie ordentlich. So das wahrhaft Berückende. Da ist es wieder, es kommt nicht eher heraus, als bis alles Können ganz erreicht ist. Das ist Seligkeit, sich so fühlen zu dürfen, so als Könner, begnadet, und man durfte solchen Fleiß aufwenden. Das ist es auch bei aller Tragik; hier ist das Geheimnis. Die ganz große Kunst löst sie in Seligkeit auf. Darum ist bei Shakespeare nichts peinvoll und schwer; er konnte es so wunderbarlich, alles mit seiner Kunst, und wir jubeln und lachen nur immer im Entzücken mit, daß der Welt einmal so etwas wie das Wunder Shakespeare gelang. Und jede Tragödie von ihm ist nur ein neuer Beweis dieses wunderbaren Glücks." So redete sie; aber niemand nahm ihre Rede auf. Der Prinz hatte keine ausgebildeten Ansichten über dichterische, darstellende oder überhaupt eine Kunst. Die Herste war mundflink genug und sonst jeder Auseinandersetzung über alle Dinge, von denen Gott und die Welt weiß, nur allzu hurtig zugeneigt. Doch zu ihrer Ehre sei bemerkt, diesmal war auch sie still. Ich wollte mit Fleiß nichts sagen, da mich die Darstellung der kleinen Dame und wie mein Prinz sie zuletzt aufnehmen würde, und auch sie ihn, höchlich ergötzte. Aus Mangel an Antwort kam das kleine Weib nun wieder aufs Tanzen zu reden. Ordentlich lerne sie es nicht mehr; dazu müsse man als Kind angefangen haben. „Ich darf gar nicht daran denken," sagte sie. „Tanzen, das bedeutet, zuletzt seine eigene Schwere aufheben. Es geht ja nicht vollständig. Aber ich habe einmal den russischen

Digitized by Google

Tänzer Nischinski gesehen. Der schwebte dahin, vom Boden auf und zu ihm hernieder, o, es war wirklich wie Elfen." Es lerne sich vielleicht nicht so schwer, sehr hohe Sprünge zu machen. „Obgleich, da möchte ich immer bis an die Decke kommen. Ich träume immer in der Nacht von solchem Schweben; es muß ganz leicht und wie von selbst kommen, und wer es nur sieht, der muß vor Freuden auch mit leicht werden und so schwebend. Aber man muß auch so leicht wieder herniederkommen; Nischinski konnte es; er schwebte aus dem Himmel so sacht wie eine Flocke oder wie ein Blumenblatt, lautlos; er hatte geradezu gleichsam seine Schwere verloren. So möchte ich tanzen können; aber ich lerne es nie. Drum fange ich auch nicht erst mit Wollen an. Aber in meiner Kunst, da will ich mir alles zutrauen dürfen. Guter Gott, da möchte ich niemals etwas erleben, von dem ich nicht sagen dürfte: dadurch lernst du. Und du wirst es auch können. Nicht so, sondern auf deine Art. Ich will alles überwinden. Und —" sie errötete und sah uns flehend an: „Schätzen Sie mich nicht für eitel oder anmaßend ein. Aber ich habe noch nichts in meinem Fach zu sehen brauchen, wo ich mir nicht sagte: du könntest vielleicht sogar mehr sein. Die Pein ist sogar die des völlig Unbegreiflichen, wie so sehr viel ganz richtiger Unwert, ganz Wertloses und Albernes, was sogar reizlos ist, einfach Schund und Quark, über alles Maß gefeiert wird. Es gefällt; wie kann es nur sein? Das ist ein wirklicher Quell zum Verzweifeln. Wie soll man es begreifen?"

„Ich habe mir nie die Schauspielkunst so schwer vorgestellt und gedacht, daß es daran soviel zu lernen und zu begreifen gibt," sagte der Prinz staunend.

„Ach," erwiderte sie, „sie ist schwer? Ich weiß nicht. Es ist nur nicht so ohne weiteres damit. Und das ist gut. Denn wenn eins sogleich damit zu Ende wäre . . ." Sie sah nachdenklich und betroffen vor sich nieder.

„Aber alle sind doch nicht so fleißig," sagte er, „ich meine, vom Theater, die Schauspieler."

„O doch," widersprach sie. „Die meisten doch. Die meisten wollen fleißig sein. Und wer faul ist . . . nichts wird so sehr wie Faulheit bei uns übel genommen. Das geht nicht; daran verdirbt alles. Einer hängt vom andern ab. Der Faule wird da gehörig herangenommen. Aber ein Eifriger kann das ganze Spiel mit sich fortreißen. Schließlich tut man einander auch viel zuliebe, gerade beim Zusammenspiel."

Der Prinz erhob sich bald darauf. Mir war soviel Selbständigkeit neu an ihm; bisher hatte er stets von mir den Wink zum Aufbruch geben lassen. Auf dem Heimweg fragte er mich: „Glauben Sie wirklich, daß die Schauspieler ihren Beruf alle so ansehen wie das Fräulein?"

„Ich weiß nicht," sagte ich. „Vielleicht schon. Vielleicht werden sie sich nur in der Mehrzahl weniger geläufig und klar auszudrücken wissen."

„Ja, geläufig ist ihr alles sehr," sagte er seufzend.

„Ich hätte nie gedacht, daß die Schauspieler einander auch soviel zuliebe tun," meinte er noch. „Die Wilmans sagt es, und sie muß es doch wissen. Aber man hört immer vom Gegenteil."

„Beim Theater muß man sich vor allen Dingen aufeinander einstellen," erwiderte ich. „Sonst geht es wohl kaum; ein jedes Theaterstück stellt jedenfalls etwas unendlich Verwickeltes und ineinander Geschobenes dar."

Der Prinz redete nicht weiter über den Gegenstand. Aber er ging, als der große Tag kam, nicht in die Salome. Ich fragte ihn; ich wollte gehen. Er errötete, lächelte. „Bitte, bitte, gehen Sie doch. Sie müssen gewiß auf jeden Fall gehen. Nur ich, sehen Sie" — ihm war unbehaglich — „warum soll ich mir das Fräulein nun einmal in einer so niederträchtigen Rolle ansehen? Sie ist doch sehr nett, und dann hüpft sie nur so in ein paar Schleiern herum, vor allen Leuten . . ."

„Oh, sie hat tanzen gelernt und wird es sicherlich können."

„Nein, nein, ich mag nicht. Gehen Sie nur."

Mir kam im letzten Augenblick auch etwas zwischen diesen Theaterbesuch. So mußte sich diese Vorstellung ohne uns abspielen. Sie war übrigens sehr glanzvoll: alle Welt sprach davon; die Wilmans sei als Salome reizend, himmlisch, berückend. „Reizend als ein Frauenzimmer, das einen Hingerichteten küßt," sagte der Prinz grimmig. Der Herzog besuchte die zweite Vorstellung; mein Prinz weigerte sich und ich hatte nun auch keine Lust mehr. Er ging überhaupt selten ins Theater; es kam ihm sinnlos vor. Die nachgemachten Prinzen behagten ihm nicht. Ihm waren schon die echten sehr oft zweifelhaft genug. Aber als der Othello gegeben wurde, ging er doch ins Schauspielhaus. Die Wilmans war eine süße, wunderbare Desdemona; oh, ich habe nie etwas Lieblicheres und auch Frischeres gesehen; es war so schmerzlich um den Untergang dieser schuldlosen Menschlichkeit. Der Prinz war nachher doch in einiger Erregung: „Wie kann man nur so etwas spielen! Wenn man keinen Mann hat und doch nicht weiß, wie einem bei so etwas zumute ist. Ob die Schauspielerinnen wohl viele Liebesverhältnisse haben? Sie werden wohl gar nichts dabei finden." Er seufzte und sagte: „Ach, ich habe keine Phantasie." Aber nach einiger Zeit gab er mir den Auftrag: „Erkundigen Sie sich doch, aus was für einer Familie die Wilmans ist. Ich möchte wissen, woher sie stammt." Ich tat es; sie war aus gutem Hause; die Tochter eines hohen Beamten aus einer benachbarten höfischen Stadt.

An dem Prinzen waren solche kleinen Anfragen auffallend; er hatte sich sonst um

Digitized by Google

weibliche Wesen überhaupt nicht bekümmert. Ich hatte zeitig genug den Eindruck bemerkt, den das Fräulein auf ihn machte. Aber er ihr? Er hatte unendliches Glück bei den Menschen; jeder, der mit ihm in Berührung kam, verwöhnte ihn zuletzt doch nur grenzenlos. Geneigt zu solchen Abenteuern kam sie mir nicht vor, noch weniger als er. Sie war so ausgefüllt von einem Ehrgeiz. Doch Frauen sind bei der Entfaltung von Ehrgeiz schwer zu kennen. Vielleicht hatte mein Prinz auch ganz recht, und sie meinte, ohne ein solches Erlebnis ginge es nicht. Ich konnte mir denken, daß sie ihrer Sache jedes, aber auch jedes Opfer bringen würde, und daß alle Tugend in ihrem Ehrgeiz beschlossen war.

Der Prinz fragte mich einmal geradezu um seine Meinung, ob wir die junge Dame wohl ebenso wie die Frau von Herste zum Tee besuchen könnten. Ich erwiderte, hingehen könnten wir schon.

„Fragen Sie den Herzog darum oder nicht," sagte er hastig. „Ich werde nicht fragen," entgegnete ich. „Das habe ich mir ausbedungen, Verhaltungsmaßregeln über mein Benehmen hole ich in keinem einzelnen Falle ein."

— — — — — — — — — —

Nun wartete mein Prinz auf eine Anknüpfung des Besuches, ging auch einige Male inzwischen ins Theater, aber ohne Freude. Er kam eher verärgert und unangenehm berührt heim.

Eines Tages aber brachte er mir einen besonderen Einfall. „Sagen Sie der Wilmans nichts von dem Teebesuch," meinte er lebhaft. „Sie haben es doch noch nicht getan?" — „Nein, ich habe das Fräulein noch nicht allein ausführlich gesprochen." — „Ach, sehr gut. Wir wollen etwas ganz anderes. Wir wollen Shakespeare lesen; die Wilmans soll uns Shakespeare vorlesen. Das kann sie doch so gut; für Shakespeare schwärmt sie doch so sehr." — „Ja," antwortete ich einigermaßen erstaunt, „aber wo wollen wir lesen? Soll die Wilmans zu uns kommen? Oder wir zu ihr gehen? Wie denken sich Eure Hoheit die Sachlage?" — „Sie kommt ins Schloß," sagte er sehr bestimmt. „Wir gehen auch hin; und die alte Kumritz ist dabei. Sie will auch sehr gern; sie tut mir den Gefallen. Ich habe sie dazu bewogen. Sagen Sie der Wilmans Bescheid; meine liebe Kumritz tut es auch. So geht es sehr gut."

Das war eine Verabredung! Nun, warum nicht? Ich sprach zuerst mit der alten Gräfin Kumritz die Sache durch. Sie sagte befriedigt: „Er meint natürlich die kleine Schauspielerin. Nun, warum nicht. Man läßt sie kommen und besieht sie sich einmal." Von Shakespeare hatte die alte Dame nicht viel Begriff und dachte auch nicht daran, sich nach einem umzutun. Sollte sie bei dem Abenteuer durchhalten, vorausgesetzt, daß es nicht an sich aufflog, so kam es darauf an, daß es ihr Spaß machte.

Ich suchte an das Fräulein selbst heranzukommen, ein Unternehmen, das unschwer glückte, und trug ihr den Wunsch des Prinzen vor. Sie war erstaunt. „Das hätte ich mir zu allerletzt träumen lassen," sagte sie, „daß sich der Prinz für uns interessieren möchte. Er verdirbt mir manchmal die Laune, wenn er so ablehnend und mißvergnügt in seiner Laube sitzt, und ich denke: ei der Tausend, so bleib doch weg, wenn wir dir nicht passen." Ich redete für ihn; sie sagte: „Dieser Wunsch muß mir ja Befehl sein." — „Ach, kommen Sie nur auch gern," meinte ich; „wir sind wirklich recht nette Leute." — Sie lächelte. „Ich werde ja sehen."

Sie kam nun bisweilen, manchmal sogar in jeder Woche einmal. Ein Wagen holte sie ins Schloß. Der Prinz pflegte am Fenster zu stehen, wenn die Kutsche von der Zugbrücke her in unser Hofviereck einfuhr; stieg das Fräulein aus, so trat er sofort zurück. Die alte Kumritz erschien pünktlich. Sie ist eine ungeheuer dicke, gescheite, gutmütige Frau. Sie zuerst verliebte sich in die feine, kleine Dame, die uns von ihrer Kunst vorzuschwärmen und von ihrer Weisheit zu spenden kam. Da saß das junge Weib in einem Sessel, einem schmalen mit niedrigen Lehnen; sie war nicht gern in hohe Stuhlwände eingezwängt. Und sie lehrte ihre erhabene Kunde voller Begeisterung, über ihr Buch hinweg, von dem sie ihre staunenswerten Augen erhob. Es konnte ihr auch geschehen, daß sie eifersvoll aufsprang und, hin- und hergehend, die großen Verse sagte, völlig hingerissen. Dann war ihr alles außer Shakespeare ganz einerlei, und sie war nur mit ihm allein. Prinzen, und waren sie noch so schön und herzensfreundlich, Hofleute männlicher und weiblicher Art, von welchem Range auch, waren ihr dann doch nur kleine Leute. Die Tränen traten ihr in die Augen vor Erschütterung und rannen ihr langsam über ihre schmalen Backen. Wir staunten bewegt auf sie. Nie aber verfiel sie in den Fehler der meisten Sprecher, Versdarstellung für die Bühne mit der für das Zimmer, für den ganz kleinen Kreis zu verwechseln. Sie hatte schon einen ungemeinen künstlerischen Instinkt. So traf sie einfach das Rechte, weil sie mit den Dingen eins war, die sie liebte. Der Prinz lehnte betroffen in seinem Sessel. Er war zuerst ungefähr wie unter einem Guß, unter dem man sich ducken muß. Dann löste sich ihm eine höchst beglückende Offenbarung ab. Er hatte an eine künstlerische Welt bisher immer nur mit großem Unbehagen gedacht; er hatte keine Werkzeuge für sie, und irgend etwas stimmte da auch wirklich nicht. Und Künstler waren nun einmal wilde Leute, und man sollte sie in ihrem Wesen auch noch verhätscheln und großziehen. Aber nun, diese Welt war ja doch ganz anders. Viel löblicher; sie konnte sogar beglückend sein. Er hatte nur bisher eine falsche Schule gehabt. Man hatte ihm gefärbte Gläser vorgehalten, durch die alles Erscheinen schwelend brannte. Aber gerade diese Welt wurde richtig nur ganz klar ge-

Digitized by Google

sehen; Himmelsluft wehte hier; dem Sterblichen ward auf ihren Fluren götterhaft. Es darf auch gesagt werden, vor der kleinen Dame legten sich die Dinge einfach hin; sie hatte schon einen prachtvollen Verstand. Mir wurde immer wieder von Zeit zu Zeit überwältigend, sogar lächerlich, daß wir drei so oder so gewichtige Leute nun von einer schönen, zarten, jungen Frau ins Gebet über so wunderbare Dinge genommen werden sollten. Aber sie selbst fand nichts Absonderliches bei dem Unternehmen. Die Sache verlohnte sich, und ward nur etwas rund, so ward es auch für sie noch ganz erträglich.

Von all dem vielen Hübschen und Gescheiten, was sie vorbrachte, weiß ich am deutlichsten noch einige Ausführungen über den Sommernachtstraum und über den Hamlet. Sie sagte ungefähr: „Ich habe auch immer an die Einheit der Handlung geglaubt, daß sie nötig ist, und dieser Ansicht bin ich allerdings auch jetzt noch ganz fest. Aber vor dem Sommernachtstraume: jeder hat die Empfindung, die Einheit ist vollkommen vorhanden. Nur wo? Vier Handlungen kreuzen sich; sie fördern sich wohl, beanspruchen aber auch jede einzelne ihr ganzes Recht. Und zersplittern sich doch nie. Liegt die Einheit in der Herausbildung einer Gestalt, die alle überragt, alles an sich reißt, die zu vollenden alle Kräfte dienen müssen? Nein. Sogar Oberon hat eine solche Stellung nicht. Die schaffende Liebe gilt hier vielen; alle müssen sich in sie teilen. Ich dachte und dachte und mir schien schließlich: hier handelt es sich um die Darstellung einer Leidenschaft, die des Verliebtseins an sich. Dieses Empfinden wird durch alle Grade und Möglichkeiten abgewandelt; dafür wird unsere Teilnahme aufgerufen. Dadurch, daß seine Darstellung so rund, so erschöpfend, so vollständig gelingt, sind wir so wunderbar froh. Alles ist nur Mittel zu diesem Zweck." Hamlet nannte sie die Tragödie zwischen Mutter und Sohn. „An der Mutter geht Hamlet zugrunde," sagte sie. „Daß er diesen Zusammenbruch erleben muß, diese Heirat, diese Witwenschaft! Er muß sie wahrhaft vergöttert haben; sonst wäre der furchtbare Auftritt zwischen ihnen auch nicht möglich; die beiden standen einander ganz nahe. Nun ist ihm alles vergiftet; der armen Ophelia traut er nicht mehr; sie ist ja eine Frau. Nur den Freund erträgt er noch zur Not, der nichts für sich sein will, nur die Wand, an die er sich anlehnt. Seitdem ihm das Vertrauen zu der Mutter zerbrach, was hält noch? Und nun wird auch noch die Rachepflicht auf ihn gelegt. Mein Gott, er soll rächen, der aller Dinge unendlich viele Seiten so ganz gründlich kennt." Sie redete wohl auch über die einzelnen Auftritte, Menschen, Verflechtungen, über die Sprache. Aber sie sah doch immer alles zuerst von einem festen Punkt aus an und dann ordnete sich ihr alles. Shakespeare war für sie der glücklichste Mensch, den es jemals gab. Er hatte wirklich gekonnt, was ihm die Götter spendend reichen wollten.

Die alte Gräfin Kumritz liebte unsere junge Freundin bald mit Haut und Haaren, trotzdem sie ein übers andre Mal staunte: „Sitzt da so ein junges Weib und hält uns alten Leuten oder noch viel schlimmer den jungen Vorträge über Liebe und Ehe und Sterben und Begrabenwerden!" Die tüchtige Alte gab auch ihrem Wohlwollen kräftige Folge: sie behielt das Fräulein zu behaglichem Schwatzen stundenlang bei sich, nahm sie in ihrem Wagen mit; sie schenkte der jungen Schönheit kostbare alte Spitzen und erlesene Schmucksachen. Die beiden befreundeten sich innig. Mit dieser Freundschaft und der wachsenden Zutraulichkeit des Prinzen kam eine warme Freude der Zusammengehörigkeit über unsern ganzen kleinen Kreis; wir fuhlten uns eines dem andern zu Dank und freundlichem Gegengeschenk verbunden. Daß wir am gegenseitigen Genuß so schöner und edler Dinge hochwuchsen und untereinander eins wurden! Gesprächig ward der Prinz auch jetzt noch nicht; dazu war der Stoff, der sich so strahlend zwischen uns ausbreitete, noch viel zu überwältigend für ihn. Aber seine Haltung, seine Mienen wurden stetig freier und inhaltreicher. Er verlor das Puppenhafte in Antlitz und Gebärdenspiel. „Ich werde nun, so glaube ich, das ganze Leben lang immer Shakespeare lesen," sagte er freudig eines Tages zu mir, und wirklich lag ihm für die Mußestunden immer einer der zierlichen Bände zur Hand, in denen er sich die Werke dieses Dichters angeschafft hatte. Aus der nebeligen Gräue seiner ungestalteten Traumwelt hoben sich ihm lebendige und stark umrissene Gestalten, die als Deuter des Lebens kamen, wie sie sein Niederschlag waren. Ich glaube, daß er sich damals nur einfach wohl fühlte, geraume Zeit hindurch, um der Beschäftigung mit herzlich Schönem und ganz Großem willen über weite Stufen seines früheren Lebens erhöht. Gefühle, die Zweifel, Sehnsucht und Unruhe bringen mußten, blieben ihm wohl lange zum mindesten unbewußt. Aber es handelte sich nun einmal um menschliches Sein.

— — — — — — — — — — —

Eines Tages, plötzlich, ohne Grund, wurde er in Gegenwart der beiden Frauen aufgeregt gegen mich. Ich machte irgendeine bedeutungslose Bemerkung im Zusammenhang mit der Vorlesung; er sagte scharf: „Es ist doch vielleicht nicht nötig, daß Sie immer von einer besonderen Meinung sind!" Ich, höchlichst verdutzt, schwieg; er bekümmerte sich überhaupt nicht mehr um mich. Nachher, als uns das Fräulein zusamt der alten Gräfin verlassen hatte, ging er schnurstracks, ohne mich mit einem Wort auch nur noch zu grüßen, aus dem Zimmer fort; ich sah ihn den ganzen Abend nicht mehr. Über Nacht mochte ihm sein Betragen leid werden; am Morgen war er besonders freundlich gegen mich; er faßte

Digitized by Google

mich unter den Arm, war fast zärtlich, von einer abbittenden Aufgeregtheit. Und als ich, bei Gelegenheit der Abrede für den Abend, die Wilmans erwähnte: wir sollten doch ins Theater gehen; sie spiele heute und sei gut in ihrer Rolle, wie ja allerdings immer, da arbeitete es in seinem Gesicht. Ich dachte: Hallo! natürlich, es mußte ja so kommen! Esel, und das hatte ich nicht schon längst gemerkt. Ich wollte nun Klarheit und pries das Fräulein mit solchem Nachdruck, daß jede weniger kindliche Seele sofort die Fährte aufgespürt hätte. Ihm verzerrten sich die Mienen vor Qual, und er sagte schroff: „Wie Sie doch verliebt in sie sind!“ Nun mußte ich lachen, so gradhinaus war mir mein kunstloser Plan geglückt. „Ich?“ fragte ich, und fügte das Dumme bei: „Wie wäre es möglich!“ — „Nun, so etwas ist doch nicht auf dem Mond,“ versetzte er unwirsch. „Man muß sich doch in sie verlieben,“ sagte er noch. „Warum wollen Sie es nicht tun?“ Er seufzte und quälte sich gründlicher: „Sie liebt Sie wahrscheinlich schon lange wieder. Es ist auch sehr natürlich.“ — „Nein, ich bin gar nicht in sie verliebt,“ sagte ich, „und sie denkt nicht daran, mich zu lieben. Das fällt ihr nicht in ihrem letzten Traume ein.“ — „Ach, das können Sie nicht wissen,“ beharrte er. — „Hoheit,“ sagte ich, „ich bin einmal einer schönen, guten und hochherzigen Frau sehr leidenschaftlich zugetan gewesen, und sie liebte mich auch. Aber es hat zu keinem guten Ende geführt. Ich quälte sie namenlos. Sie ist gestorben. Das steht zwischen mir und jeder andern, wenn sonst nichts wäre. Und es ist alles noch gar nicht so lange her; ich bin ja auch noch jung.“ Ich erläuterte noch, an so etwas Reizendem wie der Wilmans könne ich mich gewiß von ganzem Herzen freuen. Sie sei wirklich eine prachtvolle kleine Frau. „Aber sie ist gar kein Teil meines Schicksals. Vielleicht genieße ich deshalb ihre Schönheit um so nachhaltiger.“ — „Ach, wenn man jemanden lieb hat, so hat man doch am meisten von ihm, und daß sie so schön ist,“ sagte er trübe. „Da möchte man doch immer alle solche Schönheit nur in sich hineinreißen. Nicht wahr,“ sagte er noch, „Sie würden ohne weiteres die Wilmans heiraten, wenn Sie sie liebten?“ — „Und sie mich möchte!“ Ich lachte. Er lächelte erleichtert.

Er nahm nun an, was ja auch zutraf, daß ich von seiner Empfindung unterrichtet sei. Allmählich wagte er sich zu eignen Schritten vor. So kam er unterm Regen naß durch den dampfenden Park heim. „Ich war bei ihr,“ sagte er glückstrahlend, „und habe ihr Rosen gebracht. Sie behielt mich zum Tee; sie hat mir selbst den Tee bereitet.“ — „Na, da wird sie ja wohl Bescheid wissen,“ dachte ich. Als sie aber kam, war sie in ihrem Wesen wie sonst, höchstens gehaltner. Er nahm sich vor der alten Gräfin Kumritz sehr zusammen.

Ich weiß nun nicht, ob die gute Alte schon damals um den Sachverhalt merkte; sie stellte sich jedenfalls durchaus ahnungslos an. Vielleicht kam ihr der Prinz immer noch am meisten wie ein Knabe vor, dessen Liebesgefühle nicht ernst zu nehmen sind. Man kannte ihn stets nur als lenksam, als ruhig, recht bequem. Und die Wilmans war der Liebling der Alten. Sie war nur eine kleine Schauspielerin; nun ja; für ein prinzliches Liebesspiel war sie ihrer alten Gönnerin am Ende doch zu schade. Die Gräfin ärgerte sich auch über den Beruf der kleinen Freundin. Es war doch ein starkes Stück, gegebenenfalls allabendlich halbnackt über die Bühne springen zu müssen, zur Belustigung und Auferbauung von drei- bis fünfhundert schaulüsternen und abgeschmackten Leuten, nur, weil diese Leute zwischen fünfundsiebzig Pfennig und zwanzig Mark bezahlt hatten. Und alle Männer sollten im Grunde in die halbnackte Springerin verliebt sein, so war die gründliche Absicht doch. Dazu war dieses kleine Fräulein zu gut. Sie sollte auch nicht immer von Liebessachen reden und Auseinandersetzungen halten, sogar vor jungen Männern. Es war unpassend und unweiblich, ein solches fortgesetztes Beginnen.

Aber nur ein Beweggrund war denkbar, dieses junge Weibchen von ihren Beschäftigungen abzuziehen. Es mußte gründlich aufgehoben werden, mußte Besseres unter die Hände bekommen. Die alte Kumritz ließ sich herbei, sogar aus ihrem eigenen Lebenskreis zuteilen zu wollen. Ihr kam in diesen Tagen ein Neffe von langjährigen Reisen zurück, kein ganz naher; immerhin, zu ihrem Hause gehörte er noch, ein Baron Grünewald. An den empfahl sie die Wilmans oder brachte ihn nur mit ihr zusammen. Jedenfalls glückte ihr Plan. Man muß auch gestehen, sie hatte ihn ganz ordentlich ausgedacht. Der Neffe war ein fein gebildeter Mann, unabhängig nach Verwandtschaft und Besitz, von schlankem Äußern, auch sonst recht hübsch. Er war schon in der Mitte der Dreißig, liebenswürdig und ruhig. Eine Begeisterung für die Holdseligkeit und Anmut der Wilmans leuchtete ihm bald aus seinen freundlichen Augen. Alles entwickelte sich wünschenswert. Jedermann sah die beiden viel zusammen. Die meisten sagten: „Was macht doch das Fräulein für ein großes Glück!“ Nur ein paar waren enttäuscht: „Sie hat doch größer als die Duse werden wollen.“

Für den Prinzen wuchs die Qual. Er riß sich zusammen, sah ein, es war unmöglich, er durfte sich nicht gehen lassen, vor niemandem; er schämte sich auch vor mir. Aber er ward von Wut, Verzweiflung und Sehnsucht wahrhaft zermartert. Er sagte mir: „Ich will eine Reise um die Welt machen; ich will auf Jahr und Tag fort. Sie kämen doch mit?“ Dann wiederum ging er jeden Abend ins Theater, so oft die Wilmans spielte, saß in seiner Laube und starrte auf die Bühne hinunter, wo die Ver-

Digitized by Google

götterte zirpte und zwitscherte, jubelte, klagte und in Schönheit und Liebe starb. Gewöhnlich hatte sich der Nebenbuhler gerade unter uns auch dicht vor der Bühne in seiner ganzen schlanken Freundlichkeit aufgebaut, und die ganze Luftschicht des kleinen Hauses schien mit Verliebtheit für das angenehme Weibchen durchzittert. Oft brach der Prinz jählings und mitten im Spiel aus dem Theater auf.

Wir wurden zu einem Sommerfest um unser Erscheinen ersucht. Der Herzog sagte zu, legte dem Prinzen sein Kommen nahe. Er meinte zuerst verdrießlich: „Ach, da ist Hinz und Kunz und geradezu alle Leute," und ich wußte, er fürchtete sich vor dem Erscheinen des Baron Grünewald. Schließlich lag ihm sehr viel an dem Fest, und er trieb mich, wir sollten doch ja hingehen, als ob wer weiß was für Hindernisse einzutreten imstande gewesen wären. Der Herzog nahm ihn in seinem Wagen mit. Wir fanden die kleine Wilmans, die als der besondere Schützling der Gräfin Kumritz kam, schon als einen wahren Mittelpunkt. Wie vorgesehen war, trat sie bald nach dem Erscheinen der Fürstlichkeiten auf einen erhöhten Platz, von wo sie, herrlich anzusehen, einige Verse sprach. Nachher hatte sie beide Arme voll Blumen. Der Herzog redete sie freundlich an; der Prinz strahlte, während er sich mit ihr unterhielt. Alle wollten sie wenigstens gesehen haben. Sie war ganz umdrängt. Es war damals einfach Mode, in der Gesellschaft und in der ganzen Stadt bis zu den Ladenfräulein und Grünkramfrauen, ihr den Hof zu machen. Der Baron Grünewald wich ihr kaum von der Seite; sie gab ihm einen Teil ihrer Blumen aufzuheben. Er war fast so beglückt wie der schon berechtigte Ehemann. Der Prinz konnte sich ihr naturgemäß nicht viel widmen: aber ich merkte, wie seine Blicke das Paar verfolgten. Er litt grausam; schließlich war er fort und ich fand ihn, als ich ihn zu suchen ging, im Dickicht auf einem Baumstumpf sitzen, zerschmettert, in bitterer Not. „Ich muß wieder hin, ich weiß schon," sagte er. „So gönnen Sie mir doch nur diesen einzigen Atemzug!" Ich wollte mich zurückziehen; er mochte denken, daß er mich beleidigt habe, erhob sich. „Ich komme mit Ihnen." Er lächelte bitter. „Seien Sie getrost; ich mache Ihnen schon keine Schande mehr." Wir fuhren bald vom Feste fort; der Herzog stellte seinem Sohn frei, zu bleiben, aber er wollte nur nach Hause. Am Abend war Ball; der Prinz erschien, und einmal gestatteten es die Umstände, daß er seine Angebetete als ihr Tänzer im Arme hielt. Nur rissen ihn seine Verpflichtungen bald genug von ihr fort.

Am Tage darauf sollte unser Lesenachmittag stattfinden. Der Prinz hatte sich zur Beherrschung durchgefunden. Sie auch, wenn sie überhaupt unruhig war; aber ich habe sie niemals sichtbarlich mit ihm kokettieren sehen.

Einige Tage darauf hatte sie in einer neuen Rolle aufzutreten, als Künstlersfrau in dem Shawschen Stück ‚Der Arzt am Scheidewege.' Der Prinz ging natürlich hin. Am Mittag vorher sahen wir das Fräulein schon. Wir ritten vom Marschplatz heim, stumm und müde. Da sahen wir, noch vor der Einbiegung in die innere Stadt, im Baumgang die Wilmans und den Baron Grünewald uns entgegenkommen. Die beiden standen, wie nicht mehr zu vermeiden war, zur Seite still, um zu grüßen. Der Prinz dankte; ich sah sein Antlitz vor Qual erblassen. Als wir am Abend ins Theater kamen, fiel mir der wunderliche Gegensatz in seinem Leben auf: er trat ein; alles wich zur Seite, errötend, wirklich beglückt; man spürte förmlich die vor Freude klopfenden Herzen. Er schritt durch die Gassen der tief knicksenden jungen und alten Frauen; die Männer beugten ihre Rücken, und alle fühlten sich erwärmt und erhöht in Liebe und Verehrung für ihren schönen Prinzen und daß sie solch einen hatten. Aber was machte er sich aus soviel Vorzug? Er dankte wohl für alle ehrerbietigen Grüße; so war er von Jugend an gewiesen, abgerichtet worden. Aber er dachte über soviel ungemeinen Vorzug überhaupt nicht nach. Sein Herz brannte, daß er nicht wußte, wie er um die Frau, die er liebte, werben sollte. Denn war sie ehrbar, so mochte sie ihn nicht. Ich aber dachte: und war er, wie er war, vielleicht wirklich nicht interessant, so doch sicherlich ein wunderschöner, unverbrauchter, junger Mensch, und das Märchenspiel war um ihn. Und sollte die Verwöhnung seines Lebens nicht doch eine junge lebhafte und phantasievolle Frau es als eine außerordentliche Genugtuung empfinden lassen, von seinen Gedanken gesucht, von seiner Sehnsucht umfangen zu werden? Die Gasse derer, die ihn liebten, schloß sich hinter ihm; er trat in die herzogliche Laube ein. Im Theater aber fühlten sich alle untereinander verbunden in der gemeinsamen Schwärmerei für diesen bevorzugten Jüngling.

Der Vorhang flog zurück; das Stück hob an. Mehrere Männer trabten über die Bühne; endlich kam die Wilmans als die bescheidene junge Frau, die für das Leben ihres Mannes zittert und fleht. Die Handlung nahm ihren Fortgang. Wie es in diesem Theater Brauch war, dankte die Wilmans nach jedem Aktschluß durch besondere Verneigung nach der herzoglichen Laube hinauf, wo der Prinz matt und verdrießlich Beifall spendete. Danach saß er mit der Welt zerfallen im Sälchen hinter seiner Laube. Ich ließ ihm den Theaterintendanten kommen, ebenso die Frau von Herste, die ich auch im Hause gesehen hatte. Er redete zu beiden wenig; glücklicherweise gerieten sie sofort untereinander in ein leidenschaftliches Theatergespräch, so eifrig, daß die Pause unter keinen Umständen auch nur zur notdürftigsten Erledigung der erörterten Fragen ausreichen konnte. Der Prinz hörte ihnen zu und nachher kam er mit einem für seine Art geradezu wunder-

Digitized by Google

baren Einfall: „Ich möchte noch Tee auftragen lassen," sagte er, „nach dem Theaterschluß, hier im Hause, für ein paar von den Schauspielern und sonst noch für einige Bekannte. Was meinen Sie wohl, ob es geht?" — „Warum soll es nicht gehen?" fragte ich. — „So sagen Sie es doch, bitte, dem Intendanten und an Frau von Herste und an einige von den Schauspielern. Nicht gerade an alle; Sie wissen schon. Und noch an ein paar Leute aus unserm Kreis, wer da so im Theater ist. Aber doch nicht an zu viele; mehr als zwanzig im ganzen will ich nicht." Endlich nannte er auch den Baron Grünewald, dessen Gegenwart er immer suchte, um sie nachher zu verfluchen. „So etwas Unvorbereitetes kann doch einmal wunderhübsch sein, nicht wahr?" fragte er noch, und ich beruhigte ihn in jeder Hinsicht. Das harmlose Unternehmen erschien ihm schon als ein zitterndes Abenteuer. Ich gab leichten Herzens die letzten Auftritte dieses Spiels für die Gelegenheit preis, ihm freundwillig einmal wirklich zu Diensten zu sein. Zum Ende trat ich zu ihm: alles sei in Ordnung; der Tee und was dazu gehöre, werde sofort kommen. Der Intendant, die hauptsächlichsten Schauspieler, — von den Damen kam ja außer der Wilmans nur eine einzige in Betracht — seien eingeladen und ob dieser Ehre natürlich hoch erfreut. Die übrigen Leute ebenso, das Ehepaar Herste, der Baron Grünewald und noch einige andre. Alle kamen auch wirklich sehr bald, höchst vergnügt und angeregt über die hübsche Überraschung. Der Prinz hatte gewünscht, jeder solle so erscheinen, wie er oder sie gerade seien, im gleichen Anzug. Der kleine Saal hinter der herzoglichen Laube war ohne weiteres in Ordnung; die Diener hatten den Tee und die übrigen Erfrischungen schon in Bereitschaft und begannen beim Eintreffen der Gäste herumzureichen. Der Prinz empfing die Männer und Frauen mit einer Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, die seines Daseins Bereicherung und Aufrichtung durch die Erlebnisse glänzend bewiesen. Die Wilmans erschien fast zuletzt mit dem Intendanten zusammen. Sie trug noch das allerdings sehr schöne schimmernde Kleid, in dem sie zuletzt aufgetreten war. Der Prinz ging ihr entgegen, dankte ihr für ihr Spiel und für ihr Erscheinen nach einem so anstrengenden Abend. Sie lächelte, blieb wortkarg. Der Kreis war klein genug, um an eine allgemeine Unterhaltung denken zu lassen; man setzte sich um die Teetische. Ich hatte mir Gedanken gemacht, ob der Prinz der Führung des immerhin nicht ganz einfachen Abends gewachsen sein würde. Aber er wußte sich aufs beste Rat, knüpfte an die Äußerungen der Herste von vorhin aus dem Zwischenakt an, die ihm nicht so recht klar geworden seien. „Ich bin so schwerfällig," sagte er, „ich muß gestehen, ich bin auch jetzt noch nicht aus dem ganzen Stück so recht klug geworden. Ja, was für ein Mensch soll nun dieser Maler sein? Ist er ein Schuft oder ein Genie? Oder beides? Und braucht er kein anständiger Mensch zu sein, weil er so begabt ist? Und es ist nun doch schade, daß er sterben muß? Aber so viele Leute müssen doch sterben, ich meine vor der Zeit." — „O, das ist sehr einfach, das ist so, so ..." erwiderte die Herste und erläuterte lebhaft ihre Meinung. Der Intendant widersprach: „Da möchte ich, gnädigste Baronin, doch auch noch eine andere Ansicht zur Geltung bringen," und er setzte seine Erklärung des Tatbestandes hin. Einige Schauspieler mischten sich ein, zustimmend, ergänzend, ablehnend. Alles redete ohne Unterlaß. Der Prinz schwieg, als ob er nur den Ball hätte werfen wollen. Auch die Wilmans sagte kein Wort, sondern lehnte müde in ihrem Sessel. Dabei hatte ich mehrere Male die Meinung, daß ihre einfache Verstandesschärfe einige verwickelte Punkte ungefähr sofort geklärt haben würde. Der Baron Grünewald, von dem die meisten wohl annahmen, er sei ihr Verlobter, saß neben ihr und umsorgte sie auf seine alte Art, im Zuvorkommen ihrer Wünsche. Sie ließ sich alle Aufmerksamkeit gleichmütig und als selbstverständlich gefallen. Ich betrachtete sie, ihr schmales, feines Gesicht; sie kam mir rührend vor. Sie mochte sich wirklich schon dem liebenswerten Manne neben ihr versprochen haben, bei dem sie es sehr gut haben würde. Trotzdem konnte ich sie mir immer nicht als Baronin Grünewald, überhaupt nicht als verheiratete Frau vorstellen, so oft ich sie auch schon, und zuletzt noch an diesem Abend, die Rollen junger Frauen hatte spielen sehen. Endlich hatte ich Mitleid mit dem Prinzen, setzte mich zwischen sie und den Nebenbuhler und redete ihn ausführlich an. Der Prinz beugte sich sofort zu dem Fräulein. Er sagte: „Ach, nun sind Sie müde! Nun hätte ich Sie doch nicht hierher bemühen sollen." Sie antwortete zerstreut: „Ich? Müde?" besann sich: „O nein, nein." Sie lächelte und fand sich zum Erforderlichen: „Hoheit müssen wissen, wie sollte ich nicht von Herzen eine solche Ehre schätzen." — „Ach, bitte, lassen Sie doch alles das," sagte er traurig. „Sie sind müde; das ist die Hauptsache; alles quält Sie; aber es soll auch nicht spät werden." Er rang mit jeder Silbe, mit jedem Tonfall um ihre Zustimmung, Vergebung, nur um einen Blick, der ihr Einverständnis erklärte. Aber sie sagte nur erloschen: „Es ist nicht so schlimm." — „Doch. Sie fallen mir ja fast um. Der Abend war so anstrengend für Sie; Sie müssen nach Hause fahren." Ich redete in den Baron hinein und sprach von meinen und seinen Reisen, wovon noch, von Gott und Welt, von ausländischen und heimischen, sozialen, künstlerischen, politischen Fragen, und unterdessen schoß mir immer bänglicher der Gedanke im Kopf hin und her: Wunderbar mußte es doch zugehen, wenn diese Leute um uns, die schon von Berufs wegen auf Beobachtung und Erkennen jeder noch so leichten Liebesbeziehung eingestellt waren,

Digitized by Google

Aus deutschen Landen: Biskirchen im Lahntal. Künstlerische Aufnahme von Reinhold Blömeke

Digitized by Google

Digitized by Google

hier nicht Witterung erhalten sollten. Der Prinz stand bald auf; alles erhob sich; er trat noch zu diesem und jenem. Die Diener brachten Wein und andere Labung. Da merkte ich, die Wilmans war aus dem Kreis geglitten, und der Baron Grünewald fehlte auch. Wahrscheinlich war sie wirklich zu müde, und er wollte sie nach Hause bringen. Aber wie deutlich mußte sie sich des Prinzen abhängiger Stellung zu ihr schon bewußt sein, um sich einen solchen Aufbruch vor ihm zu gestatten, aus einer von ihm geladnen Gesellschaft. Plötzlich war auch der Prinz fort; ich stürzte, aufs höchste betroffen, in den Mantelraum, um dort Zeuge eines ganz unerhörten Vorgangs zu werden. Im Flur, vor einem der großen Spiegel, standen die Wilmans und der Baron Grünewald, sie schon im Mantel und Schleier; er hatte auch seinen Überrock umgetan und hielt den Hut in der Hand. Aber sie waren auseinandergefahren, denn zwischen sie hatte sich der Prinz gestürzt, der das rechte Handgelenk der Dame umklammert hielt, als habe er ihre Hand soeben zurückgerissen. Im Augenblick, da ich herzutrat, ließ er die Hand fallen. Ich sah in dem Spiegel, wie eine gespenstige Wiederholung des ganzen Vorgangs, die weißen, entsetzten Gesichter, die zurückfahrenden Bewegungen. Alles ging blitzschnell vor sich. Sekundenlang stand der Prinz auch wie vom Schreck versteinert; er ward dunkelrot, trat von der Dame fort, murmelte: „Verzeihen Sie doch," grüßte sie und ging. Den Baron beachtete er überhaupt nicht. Ich konnte, mit einem bedauernden Achselzucken an das Paar, es nur sich selbst überlassen und zu der Gesellschaft zurückkehren. Der Prinz lasse noch herzlich grüßen; man solle sich vergnügen, solange jemand Lust habe. Sie nahmen die Kunde hin; zu mir sprach natürlich niemand weder Vermutung noch Verwunderung aus. Vergnügt waren alle und alle tranken noch viel von des Prinzen Wein. Daß sie bis zum Morgen beieinander geblieben sind, hörte ich anderntags; ich selbst ging nach etwa einer Stunde fort. Unterwegs überlegte ich mir die nicht ganz einfache Sachlage. Immerhin, was wußte man? Den letzten dramatischen Abschied hatte außer mir niemand beobachtet. Viel wichtiger als die Meinung und auch das Gerede der Leute war aber: wie nahm der Baron Grünewald diese Wendung auf? Ich dachte in der Beklommenheit dieser Nacht schon daran, mit ihm zu sprechen, ruhig und vernünftig; er war ein reifer und kluger Mensch ... Aber ums Himmels willen, was konnte ich ihm sagen? Vielleicht führte ihn gerade dieser Zwischenfall rasch ans Ziel seiner Wünsche, und der einzige Leidtragende blieb zuletzt nur mein Prinz. Ich legte mich zu Bett, las noch ein wenig, auch um mich zu beruhigen, daß es wahrlich noch ganz andere Wirklichkeiten gab als diese an sich so einfache und kleine Liebesverwicklung. Schließlich schlief ich ein, erwachte aber bald, von einem Licht geblendet. Ich fuhr auf: vor mir stand der Prinz. Er stellte das brennende Licht neben mich auf den Tisch. Ich wollte sofort aufstehen. „Bleiben Sie doch nur liegen! Lassen Sie doch nur einmal um alles in der Welt diese lächerlichen beschämenden Umständlichkeiten! Was soll ich denn nur tun?" — „Wie kann ich Ihnen dienen, Hoheit?" sagte ich herzlich. „Euer Hoheit wissen doch sicherlich ..." Nun saß er auf meinem Bettrand. Vielleicht hatte er etwas Bestimmtes gewollt; vielleicht trieb ihn nur eine wesenlose Beängstigung seines Herzens um. Ich liebte sein schönes, jetzt so tief betrübtes Jünglingsantlitz unsagbar in diesem Augenblick. „Was kann ich ihr doch bieten?" sagte er gepreßt. „Ja, will sie denn etwas?" fragte ich. „Was? Mich? Natürlich will sie mich nicht," sagte er. „Sie haben ganz recht." — „Ach, ich meinte es ganz anders," entgegnete ich. Er hob verzweiflungsvoll die Hand, er ließ sie sinken. „Ach, ich kann ihr doch nur immer langweilig vorkommen," sagte er trostlos. Da mußte ich auflachen. „Als ob Interessantsein zum Geliebtwerden gehörte!" Er hätte nun ganz gewiß und nicht nur prinzlich tief beleidigt sein können. Aber es fiel ihm überhaupt nicht ein. Sondern er umspannte nur meine Hand mit beiden Händen und fragte immer nur leidenschaftlich: „Glauben Sie es? Glauben Sie es wirklich? Ach, Sie haben doch soviel Erfahrung; glauben Sie es denn?" Ich mußte lächeln; da warf er sich neben mich, drückte sein Gesicht an meinen Hals und fing heftig zu weinen und zu schluchzen an. Mich erbarmte er ganz; aber was sollte ich ihm raten? Nach einem Weilchen richtete er sich auf. „Ich will sie doch einmal fragen," sagte er. „Ich will mich erkundigen. Aber ich will nicht allein gehen. Ich kann nach heute abend nicht mehr allein zu ihr gehen. Sie würde mich auch gar nicht mehr annehmen. Nicht wahr, Sie kommen mit? Sehen Sie, ich bin doch so im Nachteil. Es ist doch mit mir ganz anders als mit allen andern, zum Beispiel als mit dem Baron Grünewald." Ich glaubte nicht, daß er mit dem Morgen noch Lust haben würde, mich auf solch einem Gang mitzunehmen. Er erzählte: „Ich bin noch ein paarmal bei ihr gewesen; sie war immer sehr lieb zu mir. Wir können sehr gut beide morgen zu ihr gehen. Uns beide zusammen weist sie sicher nicht ab." — „Hoheit," sagte ich, „morgen ist noch einmal der Lesenachmittag." — „Ja," meinte er. „Aber ich kann ihr nicht mehr zumuten, mich dabei zu sehen. Es wäre doch auch demütigend für sie, wenn sie nun noch zu uns kommen sollte." Er versank in Nachdenken. „Sie kommt auch gar nicht. Sie werden sehen, sie sagt ab." „Wir wollen also sehen," entgegnete ich. „Ja, ja," erwiderte er traurig und stand auf. „Ich will Sie nicht mehr quälen. Es nutzt ja doch nichts. Seien Sie mir nicht böse. Vielen Dank." Er ging davon.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Kriegssozialismus

Von Prof. Dr. Wygodzinski in Bonn

Einer der feinsten Kulturbetrachter unserer Zeit hat einmal gesagt, daß das Zeitalter des Wirtschaftsindividualismus, der freien Auswirkung der ungehemmten Persönlichkeit in wirtschaftlicher Betätigung ohne Gegenwirkung des Staates, nur eine Episode von einem Jahrhundert sein werde. Fast hat es den Anschein, als behalte diese Prophezeiung recht. Der Krieg hat — nicht nur in Deutschland, sondern sowohl in den kriegführenden Ländern beider Lager wie bei den Neutralen — zu Staatseingriffen in die Volkswirtschaft derartigen Umfanges geführt, daß das Wort ‚Kriegssozialismus' nunmehr schon volles Bürgerrecht gewonnen hat.

Das verspürt jeder von uns am eigenen Leibe. Nicht allein der Produzent ist von tausend Staatsvorschriften gehemmt, geleitet, teilweise ausgeschaltet, sondern auch der Konsument empfängt einen wichtigen Teil seiner Lebenshaltung vom Staate vorgeschrieben. Ja sogar der Mensch an sich, zum mindesten der ‚männliche Mensch' zwischen 16 und 60 Jahren, wird, soweit ihn nicht der Krieg selbst beansprucht, durch das Hilfsdienstgesetz in der Verwendung seiner Arbeitskraft den Vorschriften des Staates unterworfen. Wir nähern uns dem sozialistischen Staate mit starken Schritten.

Dieser unvergleichlich tiefe Eingriff in die Lebensführung jedes einzelnen Bürgers ist zunächst durch die Not erzwungen. Dabei ist es völlig gleichgültig, ob die eine oder die andere Maßnahme vielleicht einer besseren Ausgestaltung bedurft hätte oder gar überflüssig war. Das Entscheidende ist vielmehr, daß ein irgendwie geartetes Eingreifen des Staates von vornherein notwendig schien, wie es die einstimmige Annahme des sogenannten Bevollmächtigungsgesetzes vom 4. August 1914 beweist, das den Bundesrat zum Wirtschaftsdiktator machte, und daß weiter der Verlauf des Krieges alle Staaten zu verwandten Maßnahmen zwang. Vielleicht am schärfsten zeigt sich dies bei unserem jüngsten Gegner, den allerdings auch vorher schon durch ihren Präsidenten autokratisch regierten Vereinigten Staaten von Amerika. Es gab dort immerhin gegen die Allmacht des Präsidenten noch einige Widerstände, insbesondere von seiten der großen Finanzinteressen. Das ist nun wie weggeschwemmt; Beweis dafür etwa die Übernahme der Eisenbahnen durch den Staat.

Es war bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen und den besonderen Schwierigkeiten der Kriegszeit unvermeidlich, daß der Kriegssozialismus schweren materiellen wie seelischen Hemmungen begegnen mußte. Es wird einmal eine ebenso reizvolle wie schwierige Aufgabe der Wissenschaft sein, diesen Auswirkungen nachzugehen. Aber diese Prüfung läßt sich nicht ganz auf die Zeit des ersehnten Friedens verschieben. Selbst wenn der Krieg am nächsten Tage zu Ende ginge, könnte keine Rede davon sein, daß nunmehr die ganze wirtschaftliche Kriegsgesetzgebung und Verwaltung sofort aufgehoben würde und das freie Spiel der Kräfte ungehemmt wieder begänne. Äußerstenfalls ist ein allmählicher Abbau zu erwarten, über dessen Tempo sich jetzt noch nichts aussagen läßt. Zwei Gründe sind es vor allem, die ein Übernehmen kriegssozialistischer Einrichtungen in den Frieden notwendig machen. Das sind einmal die Schwierigkeiten der Übergangswirtschaft und zweitens die Finanznöte des Reiches und der anderen öffentlich-rechtlichen Körperschaften.

In dieser Frage stehen sich zwei Richtungen schroff gegenüber. Die eine sieht in den Vorgängen dieser Jahre den Anfang einer gänzlichen Neuordnung der Wirtschaft, und zwar in der Richtung einer völligen Durchführung der ‚Gemeinwirtschaft', der Sozialisierung. Die andere will umgekehrt den Kriegssozialismus als ein Produkt der Not so rasch wie möglich beseitigen, um dem frei schaltenden Individuum wieder die Rolle des Ordners des Wirtschaftskosmos zu übertragen. Die wirkliche Entwicklung wird sich allem Anschein nach zwischen beiden Extremen bewegen. Wenn wir, unter allem Vorbehalt, den Versuch machen wollen, zu einem Urteil über die Bedeutung der Triebkräfte zu kommen, müssen wir zunächst uns einmal darüber klar zu werden versuchen, welche Gestalten der Kriegssozialismus angenommen hat und welche Notwendigkeiten dazu führten.

Die beiden entscheidenden Tatsachen waren die durch die Absperrung vom Weltmarkte bewirkte Knappheit der Unterhaltsmittel und der Bedarf der Kriegführung. Letzterer verlangte unbedingte Befriedigung, die durch die Materialknappheit immer mehr erschwert wurde.

Zwar fehlte es nicht an Stimmen, die in der völligen Freiheit des Wirtschaftsverkehrs das Heilmittel sahen, das über alle Schwierigkeiten hinweghelfen würde. Das galt gleich von der ersten Not, die sich aufdrängte, nämlich derjenigen der Lebensmittelversorgung. Deutschland war für sehr beträchtliche Teile seiner täglichen Nahrung direkt oder indirekt auf die Zufuhr aus dem Auslande angewiesen gewesen, direkt wie bei Fetten, Kaffee, Tee, indirekt wie bei

Digitized by Google

Futter- und Düngemitteln. Man argumentierte nun so: Läßt man den Dingen freien Lauf, so steigen selbstverständlich infolge der Verminderung des Angebots die Preise. Dies würde die Wirkung haben, daß die Nachfrage sich von selbst eindämmte, auf das unbedingt Notwendige beschränkte, während anderseits sowohl die einheimische Produktion wie der findige Einfuhrhandel (eine Einfuhr war ja anfangs noch über die neutralen Staaten in verhältnismäßig großem Umfange möglich) infolge der größeren Verdienstmöglichkeiten ihre Leistungen steigern würden. Es ist nachträglich unmöglich zu sagen, ob diese Rechnung zutreffend war; jedenfalls stand dieser ökonomischen Auffassung eine andere sozialpsychologische gegenüber: die Rücksicht auf die Gefühle und die Stimmung der breiten Massen des Volkes. Es war in der Tat kaum abzusehen, was daraus werden sollte, wenn gleich zu Beginn des Krieges eine Preissteigerung des Umfanges eingesetzt hätte, daß die Lebenshaltung der großen Massen eine empfindliche Einschränkung hätte erfahren müssen. Die Rückwirkung auf die allgemeine Haltung der Bevölkerung hätte katastrophal werden können. Deshalb griff hier der Staat ein, und zwar in der Weise, daß zunächst einzelne lokale Stellen, dann im Spätherbst 1914 der Bundesrat Höchstpreise für Getreide im Großhandel festsetzte. An diesen Anfang schloß sich eine bisher nicht abreißende Kette von weiteren Höchstpreisbestimmungen, sowohl für den Großhandel und Großhersteller wie für den Absatz an den Verbraucher, die jetzt eine fast unübersehbare Menge von Waren umspannt. Diese Höchstpreispolitik war durchaus nichts Neues. Auch abgesehen von bekannten Vorgängen wie der Gesetzgebung Diokletians und der französischen Revolution stand die ganze mittelalterliche Stadtwirtschaftspolitik unter dem Zeichen der ‚Taxen', die den doppelten Zweck haben sollten, dem Verkäufer oder Hersteller ein angemessenes Entgelt für seine Leistungen, dem Käufer Schutz vor Übervorteilung zu bieten. Einzelne Überreste davon (Taxen für Droschken, Schornsteinfeger, Apotheker; Preise auf Bahnhofswirtschaften usw.) waren bis in unsere Zeit geblieben; es handelte sich dabei immer um Fälle, wo der regelmäßige Ablauf von Angebot und Nachfrage, der sonst den Markt der Gegenwart beherrscht, ausgeschaltet und dadurch der eine Teil wirtschaftlich übermächtig war. Diese Höchstpreispolitik bewährte sich solange, als — wie in den mittelalterlichen Städten — im ganzen eine sich gleichbleibende Nachfrage ohne besondere Schwierigkeiten gedeckt werden konnte. Der entscheidende Umstand bei der Anwendung im größten Stil während des Krieges war der, daß die Nachfrage weit über jedes Erwarten stieg. Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Der wichtigste ist die ‚Hamsterpsychose', die Furcht, zu kurz zu kommen, die zu Einkäufen weit über den jeweiligen Bedarf hinaus führte. Ein zweiter Grund lag in dem gestiegenen Einkommen weiter Volksklassen, insbesondere auch der in der Kriegswirtschaft beschäftigten Arbeiter, das einen erhöhten Konsum gestattete. Der dritte Grund ist die Angebotsverschiebung; es fielen eine ganze Anzahl sonst aus dem Auslande eingeführter Genußmittel allmählich fort, die durch andere ersetzt werden sollten.

Die Höchstpreise hatten also nicht die gewünschte sozial ausgleichende Wirkung. Sie wurden alsbald umgangen, und zwar von den Käufern nicht weniger als von den die Lage vielfach rücksichtslos ausnützenden Verkäufern. Man versuchte nun eine Ergänzung durch die Beschlagnahme und Rationierung, die gleichfalls in alle Winkel der Wirtschaft hineingriffen. Von Sozialismus im eigentlichen Sinne kann man hier noch nicht sprechen; es handelt sich vielmehr um einen Vorgang, den man treffend als Belagerungskommunismus bezeichnet hat. Darum sind auch alle Einwände gegen die Maßnahme selbst wie gegen ihre Durchführung, alle Hinweise auf ihr stellenweises Versagen, ob sie nun richtig oder falsch sein mögen, grundsätzlich anders zu beurteilen als diejenigen, die sich gegen den Sozialismus in irgendeiner Form richten. Die Zuteilung bestimmter Rationen und alle diejenigen Vorgänge, die damit verbunden sind, stellen sich als reine Noterscheinungen dar, die unter anderen Verhältnissen keine Wurzel haben. Das soll durchaus nicht etwa besagen, daß unmittelbar mit dem Friedensschluß alle Verbrauchsbeschränkungen mit einem Male fallen könnten. Es wird vielmehr anzunehmen sein, daß sie noch für eine Übergangszeit, über deren Dauer sich noch nichts aussagen läßt, bestehen bleiben müssen und erst allmählich abgebaut werden können. Die Schwierigkeit der Wiederaufrichtung der heimischen Produktion im alten Umfange, die vielleicht noch größeren Schwierigkeiten der Einfuhr, die allgemeine Weltknappheit infolge des jede bisherige Erfahrung übersteigenden Verbrauchs während des Krieges wirken alle in der gleichen Richtung. Aber der Zeitpunkt des Gleichgewichts zwischen Erzeugung und Verbrauch wird einmal kommen und damit wird der ‚Belagerungskommunismus' sein Ende haben.

Nicht ganz das gleiche läßt sich ohne weiteres von den eigentlich kriegssozialistischen Vorgängen sagen. Man wird später davon absehen, vorzuschreiben, wieviel Brot der einzelne essen, wieviel Schuhe er tragen, wieviel Licht er brennen darf. Ob er aber das Brot, die Schuhe, das Licht ganz in der alten Weise wie vor dem Kriege beziehen wird, das ist die Frage. Der Verteilungsapparat hat während des Krieges eine so tiefe Umbildung erfahren, die sich in der Feuerprobe bewährt hat, daß man doch diese Vorteile nicht ohne weiteres aus der Hand geben wird. Der Händler ist vielfach zum

Digitized by Google

Organ der Regierung herabgedrückt, sein Gewinn ihm vorgeschrieben worden. Wenn er in Zukunft die Ware wieder selbst besorgt, wird man die Regelung der Preise — abgesehen von wucherischen Auswüchsen — wohl der Konkurrenz überlassen müssen und können; es ist aber eben fraglich, ob die Besorgung der Ware nicht in großem Umfange in der Hand der Regierung oder der von ihr dazu bestellten Organe bleiben wird. Bezüglich des Kleinhandels oder genauer ausgedrückt der Verteilung an den Endverbraucher wird der Widerstand gegen eine derartige Sozialisierung nicht groß sein. Wenn beispielsweise die Reichsregierung oder eine dem Reichseinfluß unterstehende Petroleumgesellschaft diesen wichtigen Leuchtstoff, der von wenigen großen Konzernen beherrscht wird, auch in Zukunft einheitlich einführt, ist nicht abzusehen, warum dem zwischen ihr und dem Verbraucher vermittelnden Handel mehr gegeben werden soll als eine Kommissionsgebühr. Ebenso werden die Gemeinden, die vielfach in der zentralisierten Beschaffung von Lebensmitteln und Verbrauchsgegenständen Hervorragendes geleistet haben, zum Nutzen ihrer Bevölkerung diese Tätigkeit beibehalten können. Gerade der Kleinhandel hat von der Möglichkeit der Beschaffung der Waren im großen auf genossenschaftlichem Wege fast gar keinen Gebrauch gemacht und sich durch Konsumvereine, Warenhäuser, Filialgeschäfte weit überflügeln lassen. Dabei liegt es auf der Hand, daß dieser Großbezug gegenüber verzettelten kleinen Aufträgen in bezug auf Preise, Zahlungsbedingungen, Qualität die bei weitem besseren Erfolge aufzuweisen hat. Wenn also eine Gemeinde beispielsweise Marmelade, Käse, Nähgarn, soweit es sich um Durchschnittsqualitäten für den Massenbedarf handelt, im großen bezieht und durch die Kleinhändler unter Vorschreibung der einzuhaltenden Preise an die Bürger vertreiben läßt, werden letztere entschieden besser fahren als bei dem früheren System eines oft recht ungeschickten selbständigen Kleinhandels. Natürlich behält dieser seine Bedeutung durchaus für alle Gegenstände, bei denen es sich um ausgesprochene Qualitätsunterschiede handelt, etwa bei Kleidern oder bei feineren Lebensmitteln. Aber das Feld einer Sozialisierung des Kleinhandels im angedeuteten Sinne ist außerordentlich groß.

Weniger einfach liegen die Verhältnisse im Außenhandel. Hier hat die Tätigkeit der Kriegswirtschaftsgesellschaften mit der vielberufenen ‚Z. E. G.' an der Spitze so vielfach eine herbe Kritik erfahren, daß man nicht immer bloß vom Interessentengesichtspunkt sprechen darf. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß während des Krieges selbst anders vorgegangen werden konnte: es leuchtet sehr ein, wenn namentlich die Z. E. G. immer wieder erklärt, daß der freie Einfuhrhandel im Auslande durch gegenseitiges Überbieten die Preise in wenig wünschenswerter Weise gesteigert habe. Dieser Einwand gilt wohl auch noch für die Zeit der Material- und Schiffsraumknappheit während der Übergangswirtschaft. Nachher allerdings werden wohl wieder die persönlichen Eigenschaften des Großhändlers gerade im Überseehandel, seine Sach- und Menschenkunde, seine Beherrschung der Geschäftstechnik den Ausschlag geben.

Neben Regelung des Konsums und des Handels ist als dritte Auswirkung der Kriegssozialismus die Beeinflussung der Produktion selbst zu bezeichnen. Hier liegen die tiefsten, die wichtigsten, die schwierigsten Probleme überhaupt, die eigentlichsten Momente, die von einer sozialistischen Wirtschaft zu sprechen erlauben. Und zwar gilt dies von beiden in Betracht kommenden Formen, d. h. von der Eigenerzeugung durch Staat, Reich, Gemeinden wie von der Regelung der privaten Produktion.

Die Eingriffe in die Produktion sind während des Krieges immer stärker geworden. Während vorher eigentlich nur sozial- oder steuerpolitische Gesichtspunkte für solche Eingriffe in Betracht kamen, deren Auswirkung naturgemäß eng begrenzt blieb, schon weil sie im wesentlichen negativer Natur war, tritt jetzt zunächst die positive Seite der Produktionsförderung hervor, nach und nach und mit der Dauer des Krieges wachsend aber auch die negative Seite der Produktionshemmung. Das erste Objekt der Produktionsregelung, oder besser gesagt, dasjenige dessen Regelung zuerst von der öffentlichen Meinung verlangt wurde, war die Landwirtschaft. Es schien so einfach: gewisse Dinge sind aus dem Auslande eingeführt worden, also müssen wir sie jetzt selbst erzeugen; gewisse Dinge sind jetzt als Luxus zu bezeichnen, also verbieten wir sie. Beides wird in Zusammenhang gebracht; das eine soll durch das andere ersetzt werden. Als überflüssig galt der Zuckerrübenbau, zum mindesten insoweit als er dem Export diente, und sofort wurde er mit allen Mitteln eingeschränkt, ohne Rücksicht darauf, daß er von der gegebenen Fläche das größte Quantum Nährwerte von allen Pflanzen ergibt; dafür sollte dann Brotgetreide oder Hülsenfrüchte gebaut werden. Das Schwein stand im Verdacht, allzuviel für menschliche Nahrung geeignete Stoffe zu verzehren; so erfolgte unter dem Drucke der öffentlichen Meinung der obrigkeitliche Schweinemord vom Frühjahr 1915. Ob die Voraussetzungen dieser Maßnahmen richtig oder falsch waren, ist hier nicht zu untersuchen; wichtig ist nur, daß die einzelne Wirtschaft sich in ihrem Gebaren staatlichen Vorschriften zu fügen hatte, auch wenn der Betriebsleiter vielleicht der Meinung war, daß die Maßnahme falsch oder wenigstens für seinen Betrieb ungeeignet sei. Die Eingriffe gerade in die landwirtschaftliche Produktion wurden immer stärker, bis schließlich die Forderung eines direkten Produktionszwanges erhoben wurde. Der Bedarf des Volkes an Erzeugnissen der

Digitized by Google

Die Siegesgöttin am Grabe eines gefallenen Helden. Entwurf für eine Gedenktafel
Bildwerk von Prof. Conſtantin Starck

(Aus der Großen Berliner Kunſtausſtellung 1918 im Kunſtgebäude zu Düſſeldorf)

Digitized by Google

Digitized by Google

Landwirtschaft sollte ermittelt und danach auf die Staaten, Provinzen, Kreise, Gemeinden und schließlich Ackerparzellen ein entsprechendes, unweigerlich zu leistendes Quantum umgelegt werden. Diese Forderung scheiterte an ihrer völligen Nichtbeachtung der landwirtschaftlichen Technik und der Produktionsbedingungen, die ein solches Erzeugen nach Vorschrift einfach nicht gestatten; es ist aber bezeichnend, daß sie und zwar von nicht wenigen angesehenen Stellen erhoben werden konnte. Man hat das gewünschte Ziel auf eine andere, den tatsächlichen Verhältnissen besser entsprechende Weise zu erreichen versucht, nämlich durch das Mittel der ‚Preislenkung'. Da die Preise für fast alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse schließlich vom Kriegsernährungsamt festgesetzt wurden, hatte dieses es in der Hand, diejenigen Produkte durch höhere Preise zu bevorzugen, die besonders erwünscht waren, wobei auch zugleich den sich wandelnden, d. h. fast durchwegs stark steigernden Kosten der Produktion Rechnung getragen werden konnte. So einleuchtend dieser Gedanke erscheint, so stellten sich doch, wie die Erfahrung bewiesen hat, seiner Ausführung recht beträchtliche Schwierigkeiten entgegen. Es war augenscheinlich einer Zentralstelle nicht möglich, bei der Preisfestsetzung alle die unzähligen Umstände richtig zu bewerten, mit denen der Landwirt im Laufe des Jahres rechnen muß. Immerhin ist dieser Preislenkung ein gewisser Erfolg beschieden gewesen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies Mittel in der Form der Mindestpreise (nicht der Höchstpreise) den Krieg überdauern kann. Einen großzügigen Versuch dieser Art hat England gemacht, indem es, um seinen tief daniederliegenden Ackerbau neu zu beleben, Mindestpreise für fünf Jahre garantierte. Einzelne Zweige der Landwirtschaft, wie die Wollschafzucht, haben auch bei uns ähnliche Wünsche laut werden lassen. Jedenfalls wäre die Gewährung von Mindestpreisen für die im Inland erzeugte Wolle eine geringere Belastung der Verbraucher, als ein Zoll für alle eingeführte Wolle, für welch letzteren allerdings andere Gründe sprechen können.

Durch entsprechende Preisgestaltung vollzog sich auch in der Industrie die bekannte, viel tiefer als die Produktionsänderung der Landwirtschaft wirkende ‚Umstellung' von der Friedens- zur Kriegsproduktion. Hierin liegt jedoch keine grundsätzliche Neuerung, da es sich immer nur um einzelne Erzeugnisse, wenn auch sehr zahlreiche, nicht aber um eine Einwirkung auf die Grundlagen der Industrie handelt. Diese ergaben sich aber später aus der Material- und der Menschenknappheit. Durch die Metallbeschlagnahme wurden manchen Betrieben, wie Brauereien (Braukessel) wichtige Hilfsmittel entzogen, ohne die sie zu arbeiten nicht imstande waren. Bei anderen, wie bei den Schuhfabriken, fehlte das Rohmaterial, wiederum bei anderen, wie bei den Bäckereien, war eine Ersparung an Kohle im höchsten Grade wünschenswert. So kam es zu Zusammenlegungen und Stillegungen, wie sie bisher nur bei amerikanischen Trusts vorgekommen waren, mit dem Ziele, durch Ausschaltung der weniger leistungsfähigen, das sind meist die kleinen Betriebe, die Gesamtleistung zu verbilligen und vermehren. Ein wirtschaftlich durchaus gerechtfertigter Gedanke, der in der Praxis freilich zu schweren Härten führen kann. Man denke nur daran, was für die zeitweilig stillgelegten Brauereien der Verlust der Kundschaft bedeutet! Auch ist die Feststellung, welche Betriebe die jeweils leistungsfähigsten sind, überaus schwierig und selbst unter Zuziehung von Fachleuten keineswegs immer befriedigend zu lösen. So wünschenswert rein ökonomisch, wenn auch nicht immer sozial, eine Betriebskonzentration also auch ist, es erscheint doch mehr als zweifelhaft, ob der Staat im Frieden, ohne die drückende Notwendigkeit des Zwanges, diese außerordentliche Verantwortung auf sich nehmen wird und auf sich nehmen kann. Die Hebung der Produktivität der Volkswirtschaft gehört sicher zu den wichtigsten Aufgaben des Staates; die Mittel aber werden nach dem Kriege andere sein müssen.

Endlich noch ein Wort über die Eigenproduktion des Staates und der anderen öffentlichen Körperschaften. Auch schon vor dem Kriege war die frühere Streitfrage, ob der Staat sich selbst wirtschaftlich betätigen solle, durch die Praxis längst entschieden; der preußische Staat ist mit seinen Eisenbahnen der größte Unternehmer der Welt. In einer Reihe von Fällen hat der Staat nun während des Krieges aus dessen Anforderungen heraus weitere Produktionen aufgenommen. So errichtete das Deutsche Reich schon im ersten Jahre die Reichsstickstoffwerke, um sicher zu sein, daß der Stickstoffbedarf der Heeresverwaltung gedeckt würde, so verstaatlichten, noch viel weitergehend, die Engländer Munitionswerkstätten und Kohlengruben, die Franzosen beschlagnahmten die ganze Handelsflotte, die Vereinigten Staaten stellten die Eisenbahnen, die bis dahin Staaten im Staate gewesen waren, unter öffentliche Leitung. Auch hier wird man wieder unterscheiden müssen. Wenn England, bis dahin die Hochburg des wirtschaftlichen Liberalismus, die private Initiative zum großen Teile ausschaltete, so war das ein Akt der bitteren Notwendigkeit, genau so wie es seine gesamten Rüstungsarbeiter unter Aufhebung der alten Gewerkschaftsrechte nunmehr einer beinahe militärischen Disziplin unterwarf. Es kann keine Rede davon sein, daß diese rein militärisch begründete Verstaatlichung im Frieden beibehalten wird; damit wären große Teile des Wirtschaftslebens überhaupt, und zwar solche, auf denen sich private Initiative am erfolgreichsten bewährte, dieser letzteren entzogen, was einer Lähmung wichtiger Zweige der Volkswirtschaft gleichkäme.

Digitized by Google

Aus anderen Gründen freilich ist eine über das bisherige Friedensmaß hinausgehende wirtschaftliche öffentliche Betätigung zu erwarten. Abgesehen sei dabei von einer bloßen Einflußnahme auf die Wirtschaft, also etwa einem verstärkten Umbau der Großunternehmungen nach dem Typus der sogenannten gemischt-öffentlichen Unternehmung hin; ebenso von der Verstärkung des Einflusses des Staates in den Kartellen, wie etwa der preußische Staat sich beim letzten Abschluß des Kohlenkartells im vorigen Jahre weitgehende Befugnisse hat einräumen lassen. Nur von der Eigenproduktion soll gesprochen werden. Eine solche kann in höherem Maße als bisher aus militärischen Gründen erfolgen, wie das vorhin bezüglich der Reichsstickstoffwerke ausgeführt wurde. Weiter können soziale Gründe maßgebend sein. Eine ganze Reihe von Städten haben angefangen, selbst Landwirtschaft oder doch wenigstens Milchwirtschaft zu treiben, um ihre ärmere Bevölkerung versorgen zu können, oder sie haben Schuhflickanstalten oder Ziegeleien eingerichtet; eine solche öffentliche Konkurrenz der im übrigen privaten Wirtschaft kann nur von wohltätigem Einflusse sein. Schließlich aber spricht gebieterisch ein anderer Grund noch für eine Erweiterung der öffentlichen Wirtschaft: die Finanznot!

Wenn augenblicklich die Frage der Reichsfinanzen im Vordergrund steht, hat das in den Verhältnissen seinen guten Grund. Aber die finanziellen Anforderungen an die Einzelstaaten, die Kreise, die Gemeinden, waren nicht minder dringend und werden es im Frieden ebenso sein. Bei der endgültigen Reform wird eine Vereinbarung über die Ausnutzung der vorhandenen Steuer- und sonstigen Finanzquellen zwischen Reich, Staaten, und Kommunalverbänden erfolgen müssen; alle aber werden andere Einnahmequellen, wann irgend möglich, heranzuziehen haben. Ob dieses in Form eines Monopolbetriebs (Branntwein-, Stickstoff-, Petroleummonopol) und da wieder in der eines eigentlichen Produktions- oder eines Handelsmonopols geschieht, oder aber ob die öffentliche Unternehmung mit der privaten konkurrieren will (Kohlenbergwerke), das sind Fragen zweiten Ranges gegenüber jener ersten.

Denn das muß auch noch gesagt werden, daß zum mindesten die Auswahl der öffentlich zu betreibenden Unternehmungen mit äußerster Vorsicht vorgenommen werden muß. Einmal ist die Rentabilität der öffentlichen Unternehmung durchaus nicht über allen Zweifel erhaben; erinnert sei nur an die Ergebnisse der von der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses eingesetzten Kommission zur Untersuchung der staatlichen Steinkohlenbergwerke. Man hat neuerdings den Vorschlag gemacht, öffentliche Unternehmungen in der Form einer privaten Aktiengesellschaft zu betreiben, deren Aktien sämtlich dem Staat oder der Gemeinde gehören: dies böte unter anderem die Vorteile, die verantwortlichen Leiter nicht als Beamte, die unter allen Umständen auf die gleiche Einnahme und die Pension rechnen können, anzustellen, sondern auf Kündigung und mit Gewinnanteil. Ob sich das empfiehlt, kann bestritten werden; jedenfalls ist dieser Vorschlag bezeichnend dafür, daß die öffentliche Unternehmung eine Schwäche hat, die gerade für den jetzt angestrebten Zweck, nämlich hohe Überschüsse zu bringen, bedenklich ist. Ein zweiter Grund gegen eine allzugroße Ausdehnung der öffentlichen Unternehmung, gegen eine zu umfangreiche Sozialisierung der Produktion liegt darin, daß man doch dem Bürger nicht alle aussichtsreicheren Verdienstmöglichkeiten nehmen kann. Denn schließlich liegt der Reichtum des Staates in den Erwerbsmöglichkeiten seiner Bürger, die zu erweitern das Endziel der Wirtschaftspolitik sein muß. Wirtschaftspolitische Erfahrung und sorgsame Prüfung werden in jedem einzelnen Falle zu entscheiden haben, ob der Staat das Risiko der Eigenunternehmung auf sich nehmen darf.

So hat sich uns der Kriegssozialismus nicht als ein scharf umgrenzter Begriff gezeigt, sondern als ein ganzes Bündel von Problemen, die nicht nach den gleichen Gesichtspunkten betrachtet werden können. Das Feuer des schmerzlichen Erlebens dieser Jahre wird das kostbare Erz der Erfahrung von dem tauben Gestein trennen müssen, um es dauernd der Wirtschaft unseres Volkes dienstbar zu machen.

Den Blinden

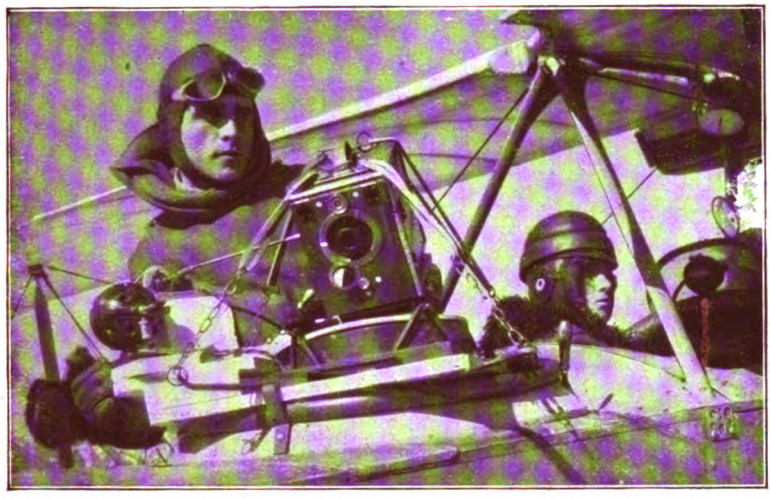
Sieh, dort stehn sie an der grauen Pforte,
Tastend in das überhohe Tor,
Und sie hören nur das Gold der Worte,
Und das Tor kommt ihnen golden vor.

Denn die Hoffnung steckt in ihrem Stecken,
Den sie stoßen in den hohlen Raum,
Ach, sie fühlen sich die Sträucher strecken,
Und sie wissen Stock und Stein und Baum.

Sieh, sie schauen auf und fühlen Blüten —
Ach! ein blühender Akazienbaum! —
Kind, du mußt sie heute doppelt sicher hüten,
Denn sie gehen alle wie in einem Traum.

Fritz Köpp

Digitized by Google



Kinematographischer Apparat für Schrägaufnahmen in ein Flugzeug eingebaut

Der photographische Apparat als Waffe

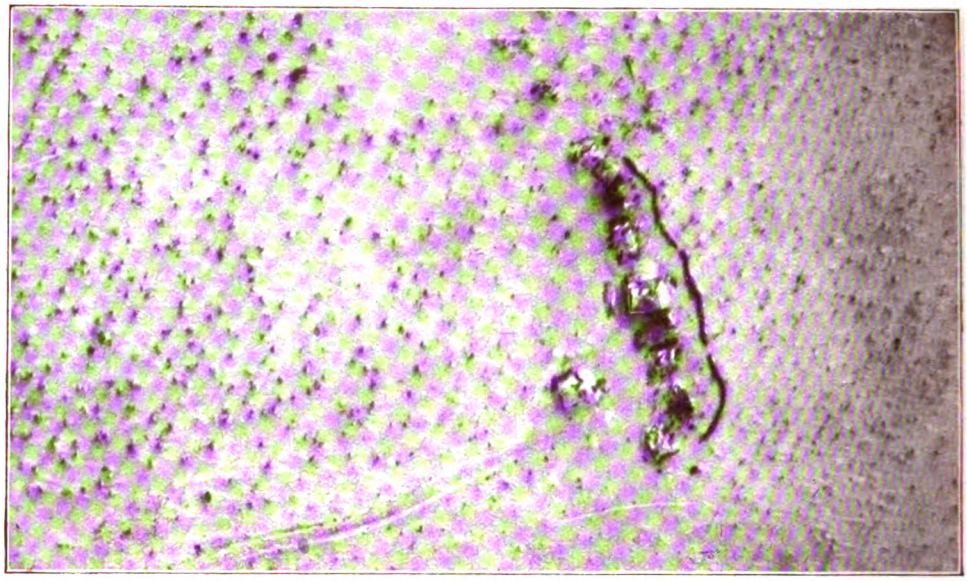
Von Oberleutnant G. Anders

Der Weltkrieg hat bewiesen, daß Gewehre, Kanonen und Säbel nicht die einzigen Geräte sind, mit denen man dem Feind Schaden zufügen kann. Zu den Schutz- und Trutzwaffen sind andere gekommen, die, nur aus Worten und moralischen Begriffen bestehend, mehr Schaden angerichtet haben, als ein verlorenes Gefecht. Das gedruckte Wort und das Bild sind die Waffen der Verleumdung geworden, mit der man Deutschland und dem Deutschtum überall im Auslande Wunden geschlagen hat, die noch lange schmerzen werden, wenn die eigentlichen Wunden des Kampfes verheilt sind. Wissenschaften, die zum feststehenden Witzblatt-Begriff des Weltabgewandten und Unpraktischen geworden sind, wie die Wetterkunde, sind wichtige Hilfsmittel im Luftkrieg und für die gesamte Kriegführung geworden, und vor allem die Photographie hat eine mittelbare und unmittelbare Bedeutung gewonnen, die ihr vorher wohl niemand prophezeit hat.

Die mittelbare Bedeutung liegt, wie schon gesagt, auf dem Gebiet des Bildes als Propagandamittel. Eine Flut von allen möglichen Bildern ist über die Länder niedergegangen, besonders über das neutrale Ausland; die geschicktesten Bilder-Redakteure Frankreichs und Englands haben sich in den Dienst der Sache gestellt und auch Fälschungen nicht gescheut, um vor aller Welt das „Hunnentum" durch das scheinbar echte Lichtbild zu erhärten. Auch bei uns ist man sich — leider etwas zu spät, weil man auf diesen Verleumdungs-Feldzug nicht gefaßt war — dieser Bedeutung der Photographie klargeworden und hat sich beeilt, durch Veröffentlichung entsprechender Bilder den Standpunkt der Wahrheit zu verfechten. Daß dies nicht immer gelungen ist, liegt an verschiedenen

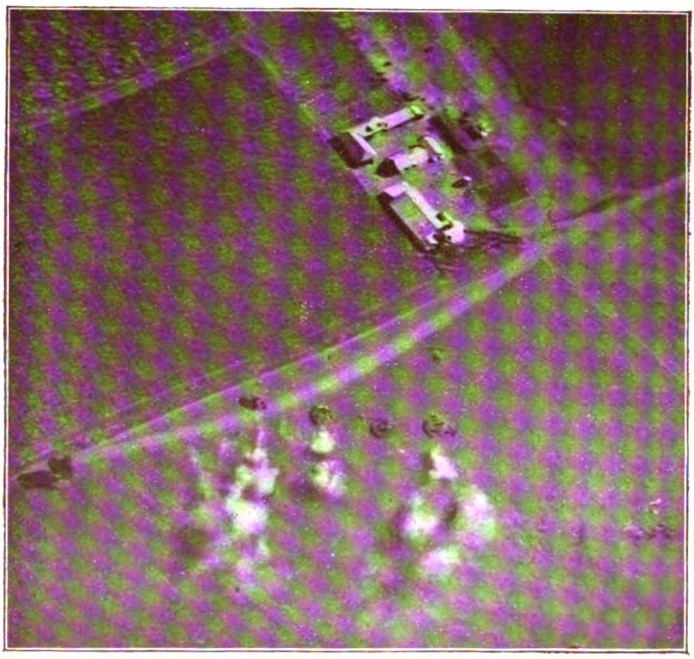
Fliegeroffizier unterweist einen Flugschüler in der Handhabung der Kamera

Digitized by Google



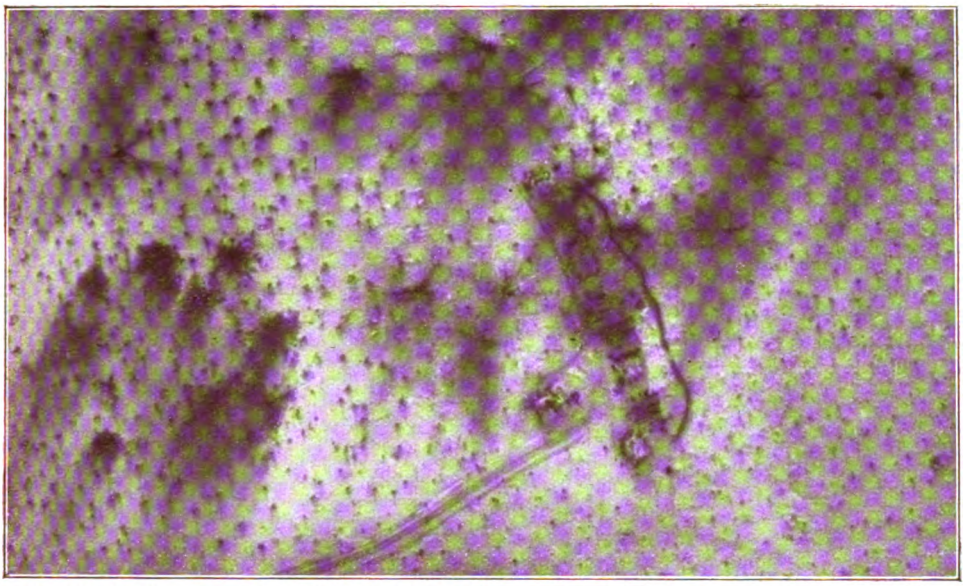
Russische Batteriestellungen in einem verschneiten Wald, dahinter Unterstände, zu denen — im Vordergrunde des Bildes erkennbar — ein Weg führt

Gründen, die hier nicht erörtert werden sollen. Ohne aber die feindliche Propaganda nur zu loben und die deutsche nur schlecht zu finden, sei in Erinnerung gebracht, daß das alte Wort: „calumniare audacter, semper aliquid haeret" noch immer gilt; von jeder Verleumdung bleibt etwas hängen, zumal bei neutralen oder böswillig-neutralen Hörern. Dazu kommt, daß die Beschuldigung immer interessanter ist als die Verteidigung und daß es das Schicksal aller „Dementis" ist, daß sie nicht gelesen oder, wenn sie gelesen, nicht recht geglaubt werden. So waren die Erfolge, die die deutsche Aufklärungs-Photographie im Auslande erzielte, zuerst verhältnismäßig gering; doch ist es gut, daß man die Arbeit, von der man von vornherein wußte, wie undankbar und schwer sie ist, nicht unterlassen hat. Denn es ist immerhin ein Gegengewicht gegen die großzügige feindliche Propaganda entstanden; und diejenigen Neutralen, die sich im Sinne der echten Neutralität anhören wollen, was beide Teile sagen, haben jetzt wenigstens Gelegenheit dazu. Um auch dem eigenen Volk durch das Bild, dessen Eindringlichkeit von



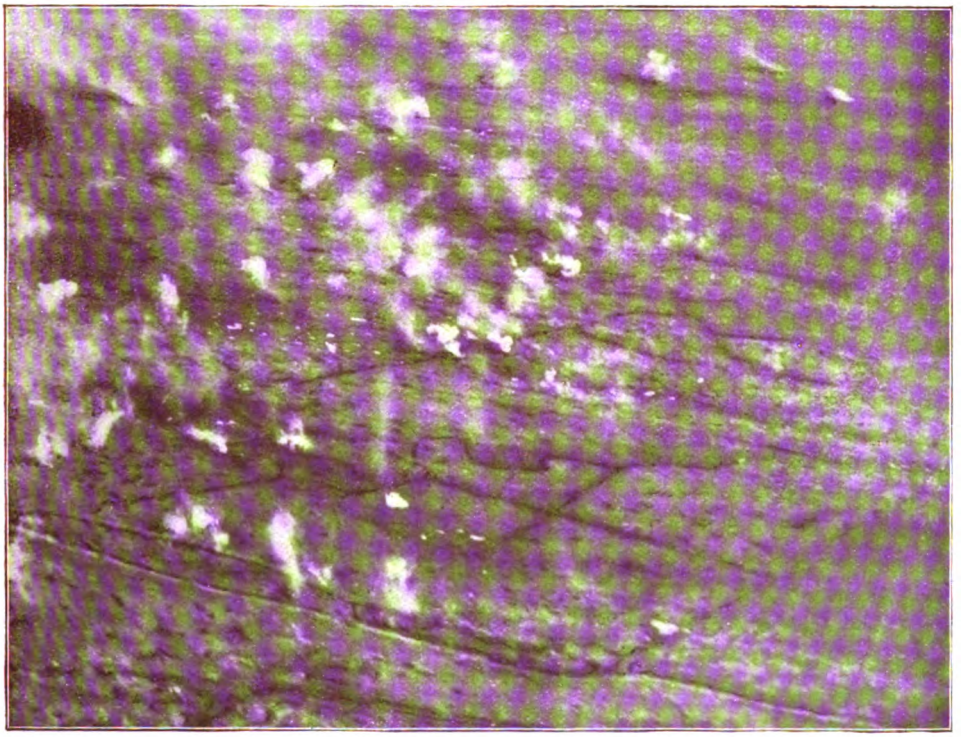
Rumänische Batterie im Augenblick des Abfeuerns von einem Flugzeug aus 1500 m Höhe aufgenommen. Man sieht vier Geschütze, von denen drei feuern. Im Bilde weiter oben Bauerngehöft mit Weingartenanlagen

Digitized by Google



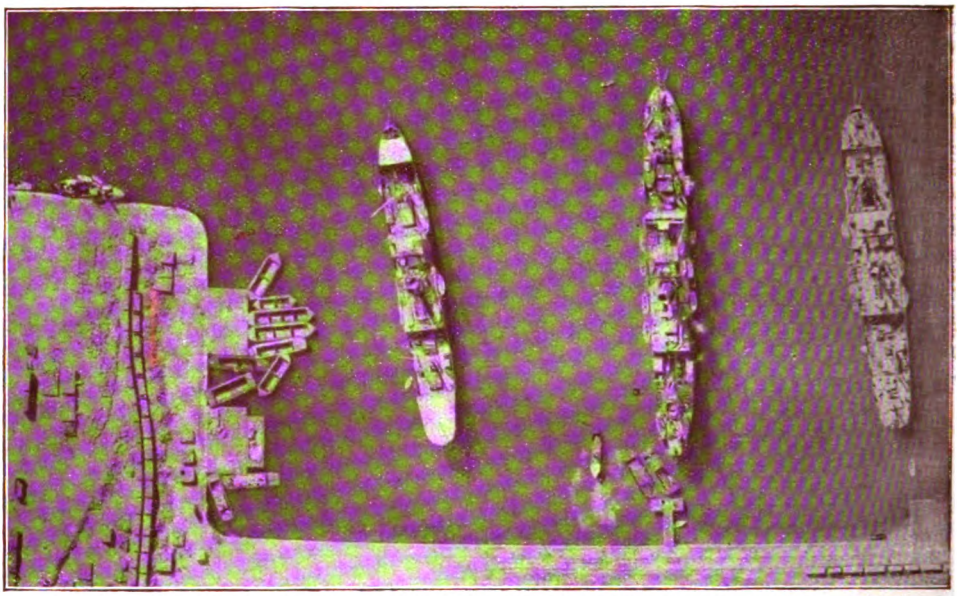
Die Batterieſtellung des Bildes links nach der Beſchießung durch Fliegerbeobachtung. Die zahlreichen Einſchläge deutſcher Granaten ſind deutlich erkennbar

keiner Wortſchilderung erreicht werden kann, zu zeigen, was ſeine Söhne im Felde leiſten, hat man bald nach den erſten Kriegsmonaten eine große Zahl von Kriegsphotogra-

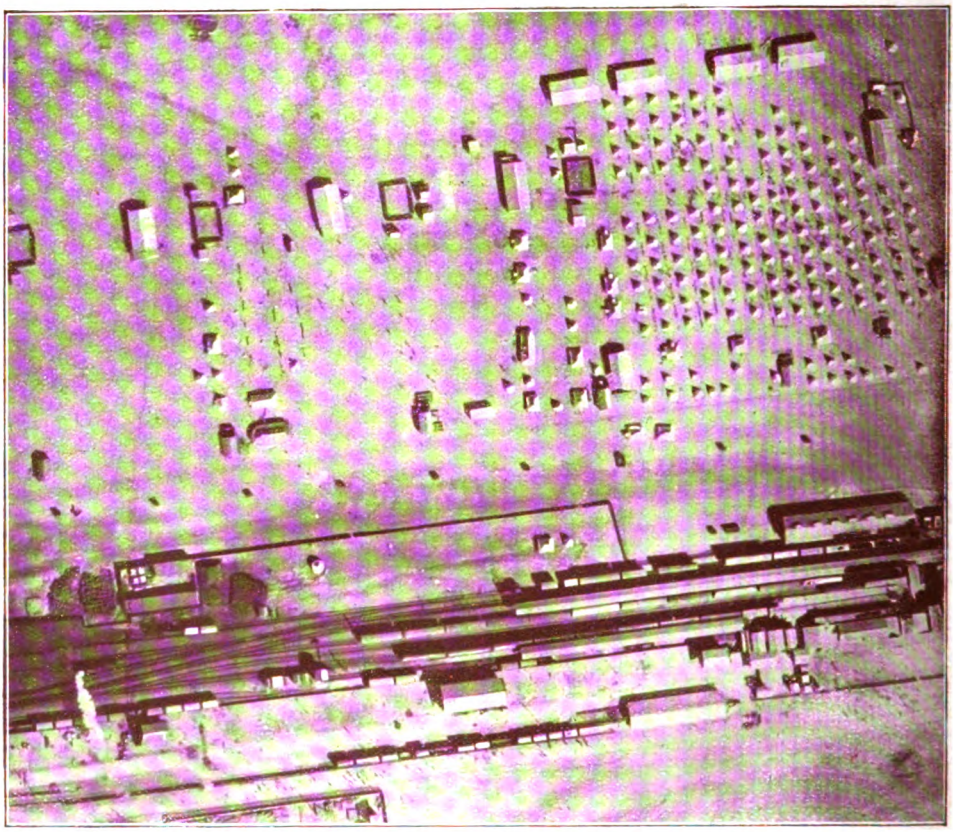


Trommelfeuer auf franzöſiſche Stellungen von einem deutſchen Infanterieflieger aus 300 m Höhe aufgenommen. Die zahlreichen ſichtbaren Rauchwolken geben einen Begriff von der Menge der Geſchoß-Exploſionen, die allein im Augenblick der Bildbelichtung erfolgen. Im Vordergrunde iſt ein Schützengraben-Syſtem deutlich erkennbar

Digitized by Google



Teil einer Aufnahme des Hafens von Port Said mit drei großen und mehreren kleinen Schiffen
Auf dem Kai Schuppen und Lager



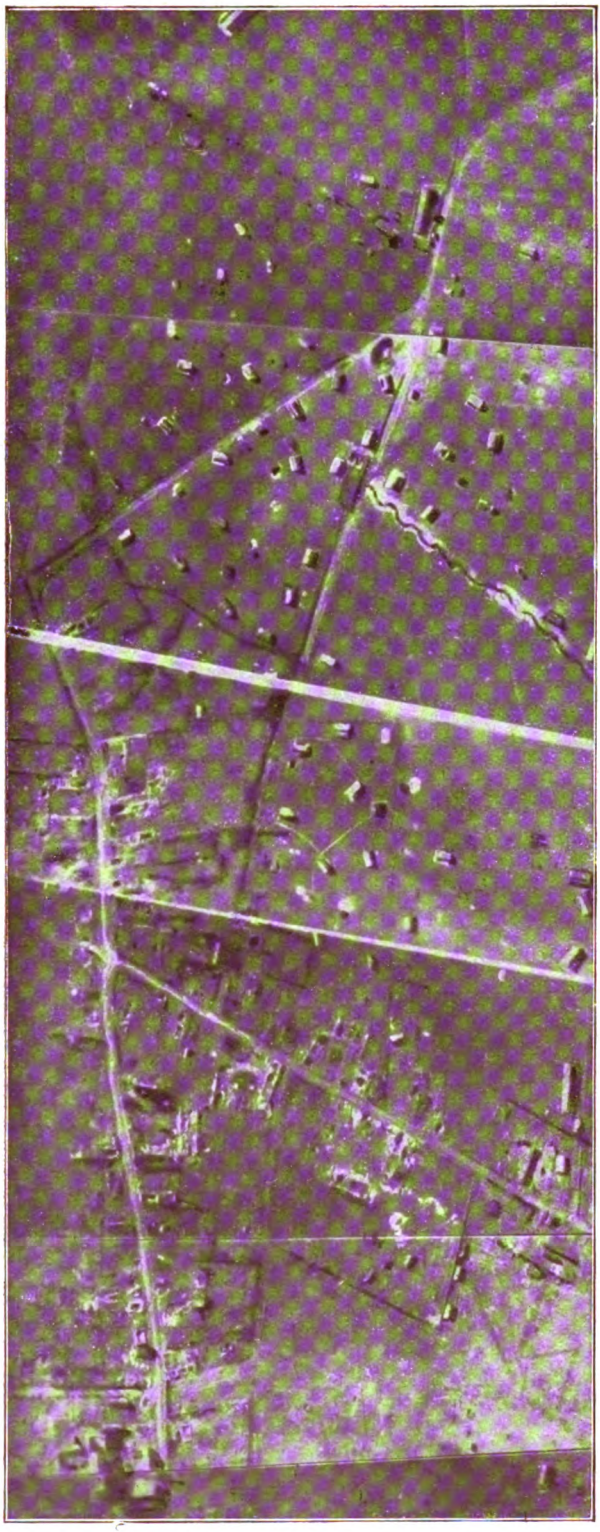
Teil einer Aufnahme von Port Said. Im oberen Teil des Bildes Truppenzelte und größere Baracken. Im Vordergrunde Bahnhofsanlagen mit Geleisen und darauf stehenden Güterzügen. Rechts langgestreckte Entladerampen und Schuppen, ganz links eine unter Dampf fahrende Lokomotive

Digitized by Google

phen hinausgeschickt, die auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen alles, was interessant, sehenswert und bedeutungsvoll erschien, „knipsten“. Auch das lebende photographische Bild, der Film, wurde in diese Bild-Berichterstattung einbezogen. Als die Oberste Heeresleitung die Einrichtung einer militärischen Bild-Zentralstelle verfügte und hierzu das Königliche Bild- und Filmamt gründete, übernahm dieses die Aufgabe der bildlichen Berichterstattung für das eigene Volk und für das Ausland und schuf eine Organisation, durch die heute jedem Heer eine Anzahl Photographen und Filmphotographen beigegeben sind, die die Ereignisse dort aufnehmen.

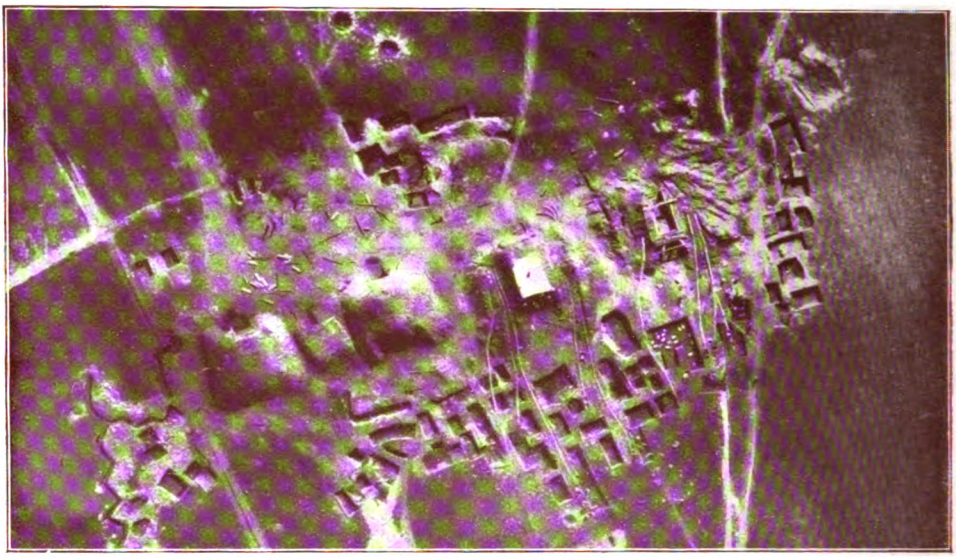
Zur eigentlichen Waffe aber ist die Photographie erst durch die Entwicklung des Flugwesens geworden; hier wurde der photographische Apparat in den Händen der Aufklärungsflieger zu einem Gerät von heute geradezu unersetzbarer Wichtigkeit.

Wie eine Riesenkarte, auf der Wälder und Wiesen, Felder und Flüsse in ihren natürlichen Farben angemalt sind, sieht der Flieger das Gelände unter sich. Kein Erkundungsvorstoß der Sturmtrupps der Infanterie kann das Gräbengewirr oder die Anlagen neuer Gräben so genau feststellen, wie die aus der Luft aufgenommene Photographie (die in der Sprache der Luftstreitkräfte „Luftbild“ genannt wird und künftig hier auch so heißen soll). Zerfahrene Wege hinter der Front deuten auf starken Verkehr und veranlassen den Flie-

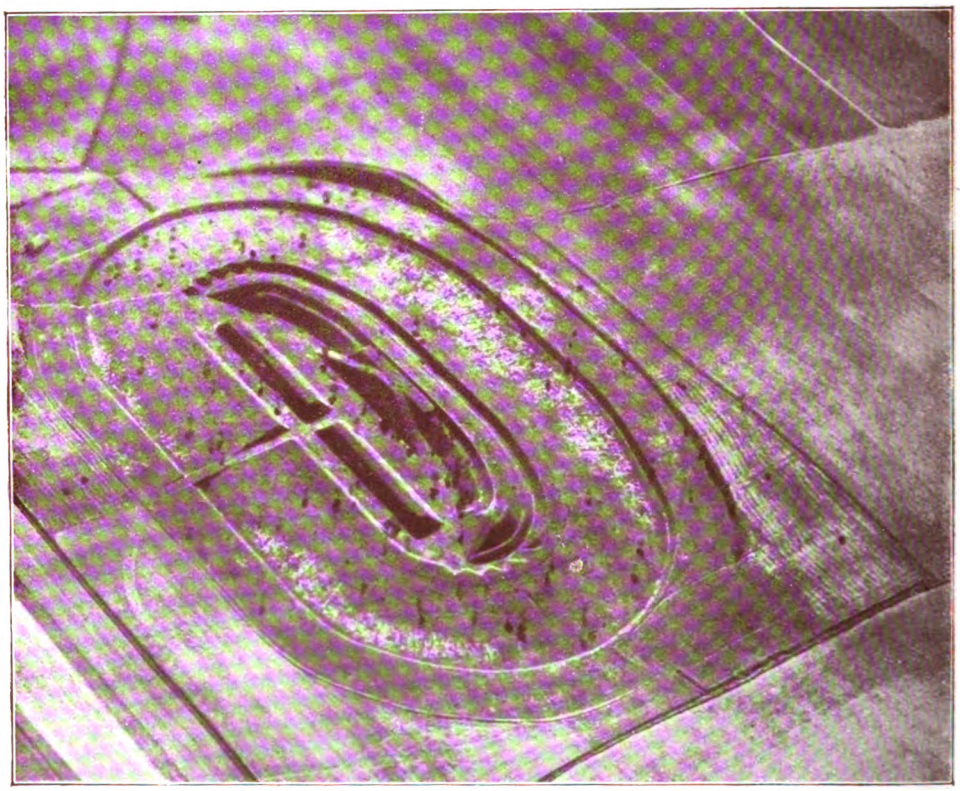


Der Filmapparat im Dienste der Kriegführung: Aufnahme eines Geländestreifens dicht hinter der feindlichen Front mit einem Knipapparat, der nacheinander ein zusammenhängendes Übersichtsbild liefert. Man erkennt die durch das Gelände führende Straße, im zweiten Bildfelde von links die zerschossenen Teile der Ortschaft, im zweiten Bilde von rechts einen Schützengraben

Digitized by Google



Russische betonierte Batteriestellungen. Man erkennt (in der Mitte des Bildes) einen fertiggestellten Unterstand, (weiter noch rechts) einen im Bau befindlichen ohne Dach, zu beiden führend: verschiedene Feldbahngeleise mit daraufstehenden Wagen. Links im Bilde in der Reihe der Unterstände drei ebensolche, mit Erde abgedeckt, vor ihnen umherliegend Baumaterialien usw. Im Vordergrund: in der Erde ausgehobene Vertiefungen



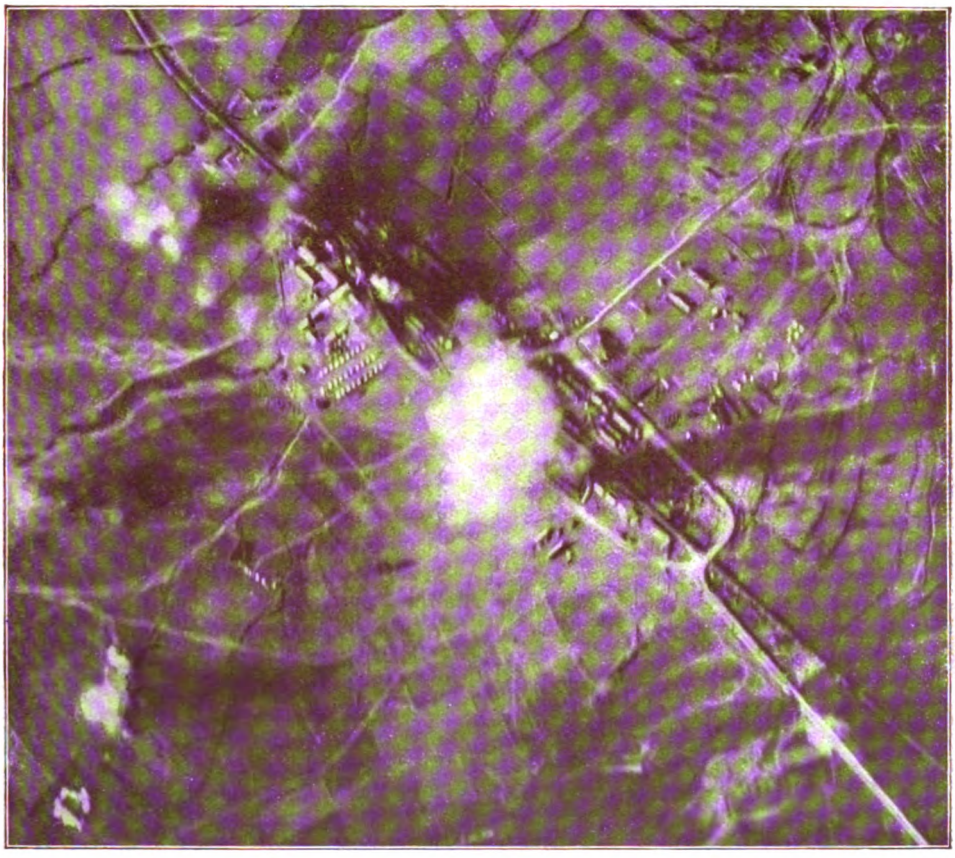
Ein Fort der Festung Rowno aus 1000 m Höhe aufgenommen. Die Anlage der Befestigung ist deutlich erkennbar, ebenso der spärliche Baumwuchs

Digitized by Google

ger, weiter zu ſuchen, bis er die Urſache dieſes Verkehrs gefunden hat. Da können neue Baracken ſtehen, die Munition oder Truppen aufnehmen, oder Geſchützunterſtände für neue Batterien werden ausgehoben. Aus beiden ergibt ſich die Abſicht des Feindes, ſeine Kraft an dieſem Punkt zu verſtärken; häufen ſich ſolche Anzeichen, ſo laſſen ſie mit Sicherheit den Schluß auf den kommenden Angriff des Feindes zu und geben ſo dem eigenen Truppenführer die Möglichkeit, Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Täglich wird das Gelände von Aufklärungsfliegern abgeſucht, jede einzelne Fliegerabteilung hat einen beſtimmten Streifen, der ihrer Aufſicht unterſtellt iſt, und aus den Vergleichen der täglich neuaufgenommenen Bilder ergeben ſich Feſtſtellungen, die ſelbſt dem geübten Auge des Beobachters entgingen.

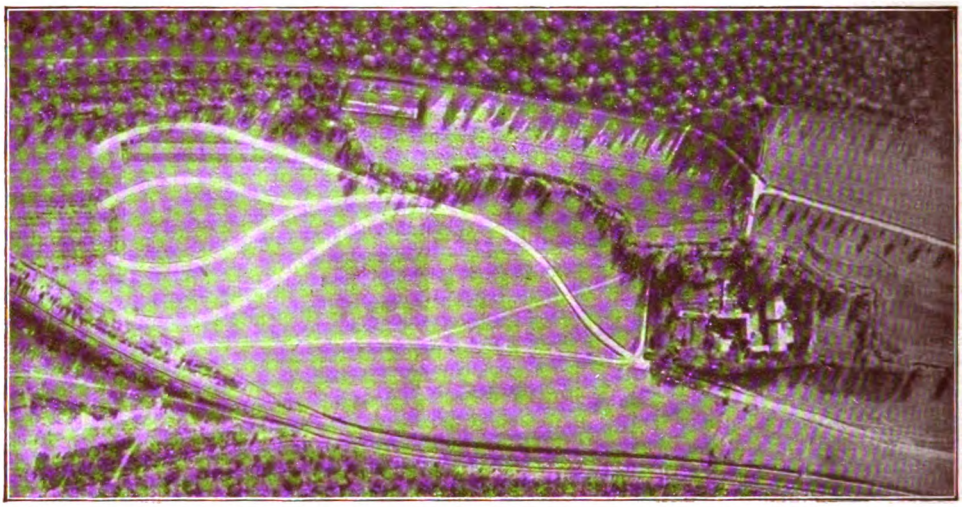
Ebenſo wichtig iſt die Kamera in den Händen des Fliegers, der das Schießen der Artillerie leitet. Mit dem Luftbild kann er, deſſen Aufgabe es iſt, zunächſt einmal die zu beſchießenden Ziele herauszufinden, ſeine Meldungen erhärten und beweiſen; ſchwebt er dann während des Artillerieſchießens über dem Ziel, ſo iſt ihm wieder die Kamera das Mittel, die einſchlagenden Schüſſe zu photographieren und dadurch zu beweiſen, daß das Ziel von den eigenen Geſchützen getroffen wurde und außer Gefecht geſetzt oder zerſtört iſt.

In dem Streit um die Kathedrale von Reims gibt die Fliegeraufnahme unerſchütterliche Beweiſe von der tatſächlichen Lage. Nach dem Geſchrei der Feinde müßte man annehmen, daß die Kathedrale längſt zu Schutt zerſchoſſen worden iſt; betrachtet man dagegen das Fliegerbild, ſo ſieht man, daß die Kathedrale noch ſteht, die Häuſerviertel hinter ihr aber von der deutſchen ſchweren Artillerie in Trümmer gelegt worden ſind. Das geſchah mit Recht, denn hier ſtanden franzöſiſche Batterien, die ſich der Kathe-



Exploſion eines Munitionslagers am Bahnhof Vertekop in Mazedonien durch einen Volltreffer einer Fliegerbombe. In der Mitte des Bildes die Wolke der Exploſion, deren Höhe aus dem rechts daneben ſichtbaren Schatten erkennbar iſt. Links weiter oben Baracken- und Zeltanlagen, in der unteren linken Ecke des Bildes ſind die Rauchwolken von zwei weiteren nicht ins Ziel gegangenen Fliegerbomben zu ſehen

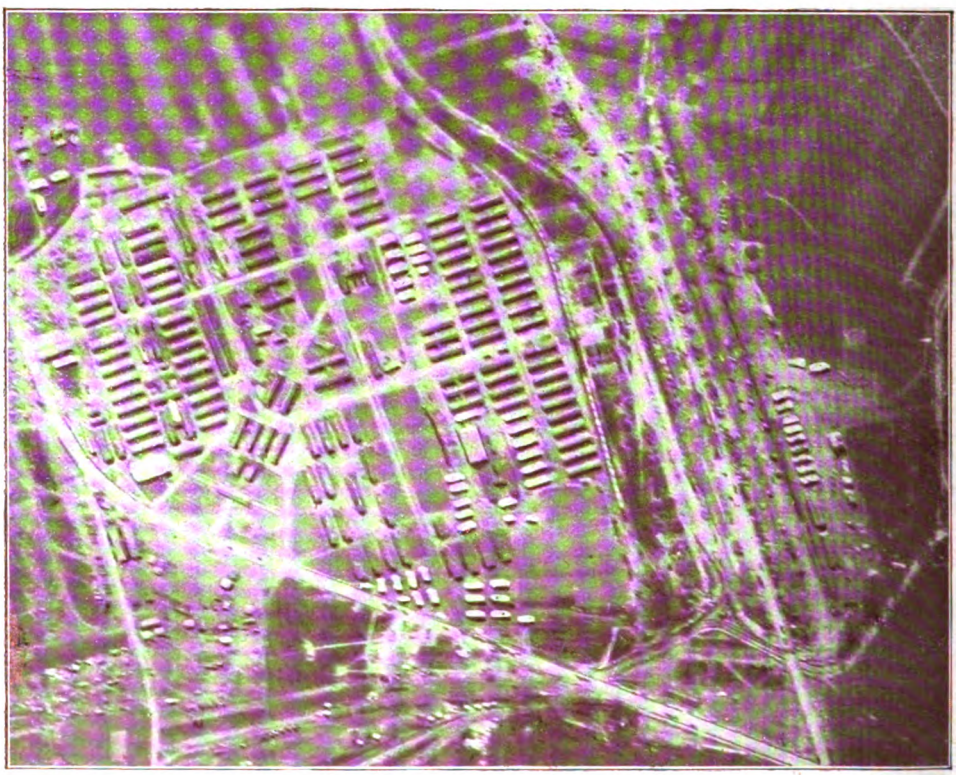
Digitized by Google



Eisenbahnanlage zur Aufstellung schwerer, auf Bahnwagen montierter Geschütze hinter der französischen Front, aus 4000 m Höhe aufgenommen. Im Vordergrund die Bahnstrecke, in der Mitte an einem von Hecken und Bäumen umgebenen Gehöft vorbeiführend, ein Hauptgeleis, von dem vier verschiedene Stränge abzweigen. In dem Gehöft ist zweifellos die Bedienungsmannschaft der Geschütze untergebracht

drale als Schutzschild bedienten. Selbstverständlich hat die Kirche durch einige fehlgegangene Schüsse oder durch Granatsplitter leiden müssen, die Schuld hieran trifft aber ausschließlich die Franzosen und nicht die deutschen Kanoniere.

Über großen feindlichen Häfen fliegend haben die deutschen Späher schon manche



Großes französisches Barackenlager mit Bahnanschluß, aus 4000 m Höhe aufgenommen
Vermutlich Kriegsbahnhof oder Truppen- und Munitionslager

Digitized by Google

wichtige Erkundung mit heimgebracht. Denn aus der Zahl und Größe der im Hafen liegenden Schiffe, aus den Entladeschuppen und Baracken auf den Hafenkais lassen sich für den geschulten Beobachter die wichtigsten Rückschlüsse ziehen. Auch in der von den Franzosen immer wieder als Waffe verwendeten Geschichte von der absichtlichen Beschießung feindlicher Lazarette bot das Fliegerbild die Möglichkeit, die Lügen festzunageln. Wohl zeigt das Luftbild weiße Dächer, auf denen weithin sichtbar das Rote Kreuz aufgemalt ist, oder neben Barackenanlagen auf der Erde ausgelegte rote Kreuze. Aber diese Lazarettanlagen — wenn man glauben will, daß diese Schuppen wirklich Kranke und nicht etwa Artilleriemunition enthalten — stehen ganz dicht neben wichtigen Umlade-Bahnhöfen so eng an die Gleise herangerückt, daß ein Bombenwurf auf den Bahnhof, der nicht ein Volltreffer ist, unbedingt das Lazarett treffen muß; oder sie stehen an den äußeren Ecken ausgedehnter Barackenlager, die unmöglich mit zu dem Lazarett gehören können, sondern zweifellos Mannschafts- oder Munitionsdepots darstellen. Unsere Flieger haben auch schon sogenannte „Eisenbahnklauen" gefunden, das sind Abzweigungen vom Haupt-Eisenbahngleis, auf denen Geschütze schwersten Kalibers aufgestellt und bewegt werden. Und neben diesen Eisenbahnklauen standen prompt die Dächer mit den Roten Kreuzen. Eine Berechnung des Maßstabes auf dem Luftbild ergab, daß die Entfernung vom Eisenbahngleis zum angeblichen Lazarett 100 bis 150 Meter betrug. Also selbst ein Volltreffer auf das Gleis, mit einer schweren Fliegerbombe erzielt, würde seine zerstörende Wirkung an dem Lazarett noch zeigen. Und das Geheul über diese „hunnische Freveltat" würde durch alle fünf Weltteile gellen.

Wenn der Fliegerangriff auf Bombenziele bei Tage erfolgt, so gibt auch hier der photographische Apparat den unbestreitbaren Beweis, wohin die Bomben trafen. Der erste Fliegerangriff auf London im Jahre 1917 erbrachte durch ein aus 5000 Meter Höhe aufgenommenes Bild den Beweis, daß eine Artilleriekaserne, mehrere Bahnstationen und das Haupt-Telegraphenamt neben anderen wichtigen öffentlichen und militärischen Einrichtungen getroffen waren. Weiße langgezogene Rauchwolken zeugten von der Wir-

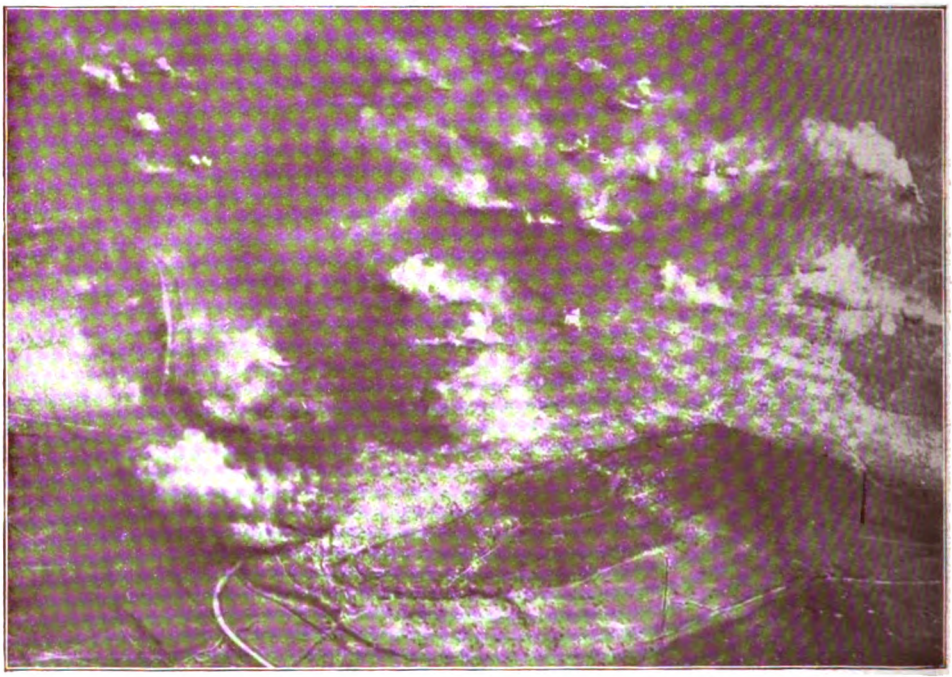
Dieselbe Barackenanlage einige Zeit später aufgenommen. Man erblickt nunmehr auf etlichen Gebäuden die schützenden Zeichen des Roten Kreuzes

Digitized by Google

Durch deutsches Artilleriefeuer zur Explosion gebrachtes feindliches Munitionslager hinter der flandrischen Front aus 2000 m Höhe aufgenommen. Die starke Rauchentwicklung gibt den ausdrücklichen Beweis, daß Munition getroffen ist

kung der deutschen Fliegerbomben. Finden diese Angriffe bei Nacht statt, wie es jetzt in den meisten Fällen geschieht, so ist es allerdings nicht möglich, durch Lichtbilder den Erfolg der Bomben festzustellen.

Aber nicht nur als Luftkämpfer während

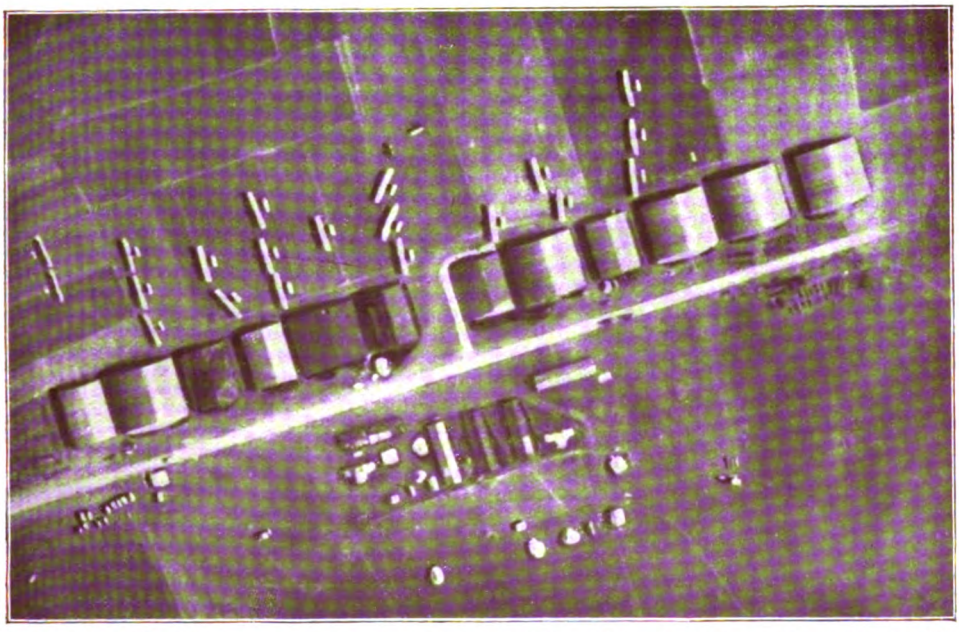


Trommelfeuer als Vorbereitung zu einem Angriff, von einem deutschen Beobachtungsflieger aufgenommen, der die richtige Lage des Trommelfeuers feststellen soll (Teil einer Fliegeraufnahme). Man erkennt die Rauchwolken der einschlagenden Geschosse, es können etwa dreißig verschiedene Explosionen gezählt werden, die allein im Augenblick der Belichtung der Platte ($^1/_{200}$ Sekunde) erfolgten)

Digitized by Google

der Schlachten oder während der Bombenangriffe und des Artillerieeinschießens findet der Lichtbild-Apparat seine unentbehrliche Anwendung, auch bei den Vorbereitungen zum Angriff tritt er in Tätigkeit. Bei solchen Angriffen wird der Geländestreifen, der mit Sperrfeuer oder mit Gasgeschossen belegt werden soll, vorher genau festgestellt, und die Flieger fliegen diesen Geländeabschnitt ab und nehmen die Schüsse, die gewissermaßen als äußere Punkte der Sperrfeuerzone anzusehen sind, photographisch auf. Ebenso wird das Feuer der Minenwerfer kontrolliert, um festzustellen, ob es auch richtig in den feindlichen Gräben liegt, damit die schweren Sprengladungen beim Angriff ihre volle Wirksamkeit ausüben. Auch für die Truppen auf der Erde arbeitet der Flieger mit dem Lichtbild. Hier kontrolliert er die Stellungen der eigenen Geschütze, die Munitionslager und Mannschaftsbaracken bis weit ins Etappengebiet hinein, um auf diese Art festzustellen, ob alle diese Anlagen genügend gegen Sicht vor feindlichen Fliegern geschützt, durch Unterbringung zwischen Bäumen oder durch Anpassung an die Umgebung unkenntlich gemacht sind.

Ist nach schweren Kämpfen das sorgfältig aufgenommene Gelände durcheinander gewühlt, sind an Stelle der Gräben und Sappen durch das Trommelfeuer Granattrichter und Minenlöcher getreten, in denen Freund und Feind zäh festgesetzt sich halten, so weiß kaum die eigene Truppe, welche Stellung sie eigentlich hält, noch weniger ist die höhere Truppenführung über den Verlauf in der vordersten Front unterrichtet. Hier tritt wieder der Flieger mit dem photographischen Apparat an, nur daß er diesmal statt der gewöhnlichen Lichtbildkamera einen kinomatographischen Apparat hat, der, für die besonderen Zwecke dieser Aufnahmen gebaut, jede Sekunde eine Aufnahme macht, deren Bildrand sich genau an die nächstfolgende anschließt. Es entsteht also eine Bilderreihe, die das photographierte Gelände zusammenhängend zeigt. Daher heißt dieser Apparat in der militärischen Dienstsprache „Reihenbildner". Für diese Reihenbildner sind besondere Flugzeuge gebaut und besondere Flieger ausgebildet, die ihren Apparat in der einmal eingenommenen Höhe unbeirrt durch feindliche Flieger und Abwehrschüsse von der Erde aus über das aufzunehmende Gelände hinsteuern. Die Reihenbildflüge werden natürlich unter gehöriger Bedeckung vorgenommen, denn der Beobachter, der den Reihenbildner bedient, kann sich nur dieser einen Aufgabe widmen und nicht auf feindliche Flieger achten. Seinen Schutz übernehmen andere Jagdflugzeuge, die neben und über dem arbeitenden Flugzeug schweben und etwa angreifende feindliche Flieger in einen Kampf zu verwickeln haben.



Englischer Flughafen hinter der französischen Front aus 3000 m Höhe aufgenommen. Man erkennt zwölf in einer Reihe aufgestellte Flugzeugzelte, auf dem Platze davor zwanzig startbereite Flugzeuge, sogen. Gitterrümpfe. Hinter der Reihe der Zelte, jenseits der Straße, mehrere kleine Schuppen und Baracken

Digitized by Google

Girardi und die Wiener

Von Franz Servaes

Was ist in diesen Zeiten ein einzelnes Menschenleben? Zu hunderttausenden sinkt unsere beste Blüte, unsere hoffnungsvollste Jugend auf Schlachtfeldern dahin. Was ist da ein Komödiantendasein, das nach 68 voll ausgelebten Jahren auf seinem Scheitelpunkte erlosch? Geziemt es sich, viel Aufhebens davon zu machen, als von etwas Unwiederbringlich-Verlorenem? Die so fragen mögen, sind scheinbar gewiß in ihrem Recht. Und doch ist gerade jetzt die Zeit, wo wir unseres Kulturbesitzes uns bewußt werden sollen, wir, die ‚Barbaren'. Und zu diesem Kulturbesitze gehört auch ein ‚Komödiant', wenn er wie der heimgegangene Girardi in Reinheit ein Stück echtestes Volkstum verpersönlichte; wenn er für Millionen und Abermillionen ein Spender köstlicher Lebenswärme, künstlerischer Herzbewegung wurde ...

Wer ihn auch nur ein paarmal sah, wird ihn gewiß als unverlierbaren Besitz in seinem Inneren tragen. Er war nicht ein Spieler, der durch Künste blendete — wiewohl es wenige Künste in seinem Berufe gab, die er nicht voll und hinreißend beherrschte. Doch dies war bei ihm nicht die Hauptsache. Sein Können in Ehren — aber es wurde weit übertroffen, wurde für mich fast in Schatten gestellt durch das, was er war. Durch sein schlichtes, warmes, echtes Menschentum. Und daß er von diesem Menschentum soviel in seine Rollen mit hineingab, das war's, was ihn als Schauspieler so unwiderstehlich machte. Es war halt immer etwas zum Liebhaben da, wenn der Girardi auf den Brettern stand. Und er brauchte gar nicht viel zu machen. Er brauchte nur mit seinen guten dunklen Augen, zugleich feurig und treuherzig, aber ganz ungemacht, geradaus die Leute anzuschauen und etwa ein Liedel dazu zu singen, irgendeines aus seinem reichen Schatz, mit seiner dunklen, warmen, auch im Alter noch wohlklingenden und herzensmächtigen Stimme — und vor diesen Augen und vor dieser Stimme zerschmolz stets etwas in unserem Herzen, mußte zerschmelzen: der reine Mensch da oben auf den Brettern rührte an unseren innersten Punkt, vielleicht ohne daß er's wußte und wollte — ja, sicher ohne das — es kam wie von selber so aus ihm heraus, strömte aus dem leichtsickernden Urquell seiner begnadeten Natur ...

Diese Wirkung hat Girardi gewiß überall ausgeübt, wohin er kam. Aber doch nirgendwo so stark und mächtig wie in der Stadt, der er vor allem gehörte, in Wien. Es war nicht seine Vaterstadt — er selbst stammte aus Graz, zwar von einer steirischen Mutter, doch von einem aus dem Trentino zugewanderten Vater — und nur zögernd, ja mit einer gewissen Überwindung entschloß sich der junge Operettenliebhaber, in der großen, gewaltigen Hauptstadt seine, wie er glaubte, recht bescheidenen Provinzkünste zum besten zu geben. Aber mit seltener Entschiedenheit hielt Wien den schüchternen Kunstjünger gleich von Anfang an bei sich fest und hat ihn — eine einzige kurze Unterbrechung abgerechnet (1908 und 1909 in Berlin) — nicht wieder von sich gegeben. Was durchaus nicht immer leicht ist, Girardi war ‚Wiener' geworden, nannte sich selber so und wurde von den Wienern nie als etwas anderes betrachtet. Freilich ist zwischen Grazerisch und Wienerisch kein allzu ohrenlauter Unterschied (ein feineres Gehör nimmt ihn dennoch wahr) und ein Hauch von Alplerischem und Südlichem wird nicht als Fremdes, sondern eher als willkommene Verstärkung der heimischen Mundart aufgenommen. Jedenfalls war, wie Girardi sprach, in Wien äußerst volkstümlich. Es war ein Wienerisch von besonderer Art, sinnlich-packend, liebevoll-einschmeichelnd und wundersam zu Herzen gehend. Dies allein schon wirkte entscheidend. Keine andere deutsche Stadt, Köln etwa ausgenommen, ist so seltsam empfindlich gegenüber Lautbildung und Sprachton wie gerade Wien: es will durch nichts Unheimisches in seiner naiven Hingabefähigkeit gestört werden, es will sich selber mit dem Ohr und dem Herzen wiedererkennen, will seine ureigenste Empfindungswelt, gesteigert und verfeinert, von dem, der wahrer Volkskünstler sein soll, zurückerhalten. So herrscht denn in Wien zwischen Schauspieler und Zuhörerschaft ein unmittelbarerer und engerer Rapport als sonst in deutschen Kunststädten. Ganz persönliche Fäden spinnen sich an, unsichtbare, vibrierende und schweben zwischen Bühne und Zuschauerraum. Eine Art von familiärem Gefühl entwickelt sich, ein Zugehörigkeitsgefühl von seltener Innigkeit und Lebenswärme. Und dann wird jedes kleine Augenzwinkern verstanden, jedes leiseste Grollen oder verschluckte Lächeln mitfühlend wahrgenommen, jedes Achselzucken richtig gedeutet. Eine Welle der Sympathie ergießt sich hinab und strömt wieder herauf, die dem davon getragenen Bühnenkünstler eine geheimnisvoll bestärkende und wonneerfüllte Sicherheit gibt, das Bewußtsein: Du und die da unten, ihr seid eins!

Daher rührt denn auch die vielfach bespöttelte, in ihren Urtrieben aber wahrhaft

Digitized by Google

Alexander Girardi als ‚Fortunatus Wurzel' und Fräulein Glossy als ‚Jugend' in Raimunds ‚Der Bauer als Millionär'
Die letzte Rolle des Künstlers am Wiener Hofburgtheater
(Aufnahme aus dem Atelier d'Ora in Wien)

Digitized by Google

ehrwürdige Anhänglichkeit des Wiener Publikums an die von ihm erkorenen und in seiner Gunst wundersam befestigten Bühnenlieblinge. Daher auch die zutraulich-herzliche Verbundenheit mit diesen Auserwählten, nicht bloß als Künstlern, sondern auch als Menschen. Muß doch kein Künstler in dem Grade wie der Schauspieler mit seinem ganzen Menschen für die von ihm geschaffene Leistung einstehen. Er leiht ihr seinen Körper und sein Gesicht, seine Gangart und seine Stimme, und wenn auch gewiß Kunstfertigkeit ihn zu zahlreichen Verwandlungen zwingt, wenn selbst Ehrgeiz ihn dazu führt, durch wechselvollen Maskenreichtum seine Anhängerschar zu verblüffen, so sind es doch gerade die stets wiederkehrenden und gleichbleibenden Züge, die allerintimsten, allermenschlichsten Persönlichkeitsäußerungen, die letzten Grades seine große Einwirkung auf die phantasievoll hingegebenen Massen entscheiden und ihn im eigentlichsten Sinne zum Liebling und Vorbild machen. Das wird in Wien stärker als anderswo gefühlt. Denn hier ist stärker als sonstwo der Sinn für das eigentliche Theater. Hier gehört das Theater inniger als anderswo zum wahren Leben der Stadt. Und darum ist der Schauspieler hier nicht bloß von der Bühne her, sondern auch in seinem Privatleben für viele, namentlich jüngere Leute, ein Führer und Erzieher. Er kann dies werden, indem er auf die Seelen wirkt und von der Echtheit und Reinheit seines Wesens, von der Verklärtheit seiner Gesinnung etwas auf seine Bewunderer übergehen läßt — und gewiß hat Girardi durch sein ganzes Auftreten das Gefühl für das Volksmäßig-Unverkümmerte und Bodenwüchsig-Gesunde nicht wenig vertieft und gestärkt — er kann es auch in niedrigerer Sphäre erreichen, indem er die Modeneigungen gewisser Kreise und Schichten beeinflußt. So war etwa Sonnenthal in den siebziger und achtziger Jahren das Vorbild der wienerischen Herreneleganz, die Hohenfels das der wienerischen Frauenlieblichkeit. Und so hat auch Girardi in manchmal belustigender Weise seinen Einfluß geübt, worüber gelegentlich seines sechzigsten Geburtstages Hermann Bahr einmal in der ‚Neuen Freien Presse' unterhaltend geplaudert hat. „Die Wiener," sagt er, „spielen viel mehr den Girardi als er sie. Er spielt sich. Er kommt nur einfach herein und stellt sich ruhig hin und bietet sich in aller Unschuld dar, wie der liebe Gott ihn erschaffen hat. Der Wiener aber hört ihm seinen Ton, sieht ihm seine Gebärden ab und macht sie nach, und wenn dann in Wien ein junger Mann einem Mädel gefallen will, stellt er sich an, wie er es sich vom Girardi gemerkt hat, die Silben vom Gaumen durch die Nase ziehend, neugierig den Kopf vorsträubend und mit den Beinen stochernd, ganz wie der Girardi." Beginnt bei derlei Nachäfferei gewiß jene Lächerlichkeit sich kundzutun, die man der Wiener Theaterbegeisterung nicht ohne Fug vorwirft, so trägt doch Girardi selbst hieran keineswegs die Schuld — denn er hat weit weniger als andere Mimen um Popularität gebuhlt und gewiß seinerseits nichts dazu getan, wenn eines Tages auf dem Graben vor einem Hutladen ein kleiner Volksauflauf entstand, weil drinnen „der Girardi" sich einen neuen Hut aufprobierte. Um dergleichen Effektstückchen zu beabsichtigen, war er seinem ganzen Wesen nach viel zu bescheiden, viel zu lauter und scheu, immer ein wenig der ehemalige Schlosserbub, den er nie ganz abgestreift hat und womit er zuzeiten dann wohl auch, nach Komödiantenart, ein wenig kokettiert hat. Aber wie nett, wie liebenswürdig verstand er das zu machen! Etwa wenn er einem neugierigen Ausfrager, der durchaus wissen wollte, ob der gefeierte Bühnenkünstler wohl noch aufs Schlossern sich verstünde, die schriftliche Antwort erteilte: „Sollten Sie einmal das Unglück haben, einen Schlüssel zu verlieren oder im Besitz reparaturbedürftiger Schlösser zu sein, so bitte ich, keinen anderen Schlosser mit dieser Arbeit zu betrauen als mich. Ich repariere in mein Fach einschlagende Arbeiten noch besser als ich Komödie spiele, und werde jede Arbeit überdies zu den allerbilligsten Preisen und zur besten Zufriedenheit meiner Kundschaft ausführen." Hiermit hat man zugleich eine Probe von Girardis harmlosem und herzgewinnendem Humor, der ihn im Privatleben so wenig verließ wie auf der Bühne. Er gehörte durchaus nicht zur Spezies der düsteren und verbissenen Komiker, die ihre Gabe, der menschlichen Erheiterung zu dienen, wie einen Fluch mit sich herumtragen. Dazu war Girardi eine viel zu harmonische Persönlichkeit und besaß in seinem einfachen Naturell zuviel ungesuchte Würde.

Darum war er auch als Schauspieler kein Mätzchenmacher, kein Groteskenschnitzer. Wenn man über ihn lachte, so geschah es aus der Seele heraus und nicht etwa, weil er urkomische Faxen gemacht hätte. Vielmehr gab es nie einen schlichteren Komiker als ihn. Er war im tiefsten und edelsten Sinne Humorist — etwa wie Wilhelm Raabe oder Jean Paul Humoristen waren: aus einem seltsam-wehmütigen Ernst heraus und aus nachsichtiger lächelnder Kenntnis aller menschlichen Schwächen. Auch verletzte er niemals, um die Lacher auf seine Seite zu ziehen, die Bescheidenheit der Natur. Ich meine dies cum grano salis. Denn selbstverständlich wußte Girardi, der zwischen den Kulissen so heimisch war wie ein Jockey auf dem Rücken seines Renners, sehr genau, was er der Bühne schuldig war und daß man auf der Szene nicht alles genau so machen dürfe wie im wirklichen Leben. Es war ihm etwas Selbstverständliches und durchaus in Fleisch und Blut übergegangen, daß jede künstlerische und erst recht jede schauspielerische Leistung eine wohlabgewogene Übertragung des Wirklichen sein müsse, die oft

Digitized by Google

gerade dann um so wahrscheinlicher wirkt, je bewußter sie von der trivialen Alltagswahrheit sich entfernt. Hier gefühlsmäßig das Richtige zu treffen, ist Sache des Taktes und der Begabung, und von beiden besaß Girardi einen gutgewogenen Scheffel voll. Er brauchte nicht possenreißerisch zu sein, um sowohl auf die Herzen und Sinne wie auf die Zwerchfelle zu wirken. Es genügte, wenn er mit feinem Stift eine menschliche Figur hinzeichnete, mit ihren Liebenswürdigkeiten und Schwächen, mit ihren Sonderbarkeiten und Schrullen, und wenn er dann noch etwas von seiner eigensten Natur hinzugab, das die Gestalt von innen beseelte. Und wie seine Mimik, so war auch sein Lied. Es war etwas Eigen-Bezwingendes darin, das überall wirkte, wo echte Menschen waren, durchaus nicht etwa bloß auf gebürtige Wiener. Es existiert darüber ein reizendes Geschichtlein, das Roda Roda einmal irgendwo erzählt hat und das schon darum mitteilenswert ist, weil es eine der liebenswürdigsten Arabesken zu diesem Weltkriege darstellt. Waren da bei Rarancze in Galizien österreichische Soldaten, dicht den Russen gegenüber, im Schützengraben versammelt. Und als sie der Heimat gedachten, da gedachten sie auch ihres vielliebenden ‚Xanderl', und um den bezwingenden Reiz seiner Stimme und seines Vortrages zu hören, ließen sie sich von einem Grammophon, das einer bei sich führte (diesmal gewiß doch ein Wiener!), Girardi-Weisen vorspielen, mitten im Knattern der Gewehre. Und was geschah da? Die Gewehre stellten ihr Knattern ein, nur die Girardistimme tönt über die lauschende Ebene, und als sie schweigt, erschallt von drüben, aus den Russengräben, tönendes Beifallgeklatsch. Dafür dankt Girardi, auch im Grammophon noch höflich, durch einige weitere Liederzugaben. Und da tauchen aus den Gräben drüben plötzlich Köpfe auf, und den Köpfen folgen Leiber und den Leibern Beine und die schlendern ganz harmlos heran und stellen sich um das Grammophon herum auf. Und weil die lieben Russen zufällig ihre Waffen vergessen haben, sind sie gleich bei ihren österreichischen Kameraden geblieben. So machte Girardi bei Rarancze vierzehn Gefangene.

Mit alledem war er sein Leben lang, rein äußerlich betrachtet, wirklich bloß ein Operettendarsteller und Bänkelsänger. Und wäre es nach ihm selber gegangen, er wäre nie aus dieser Sphäre herausgekommen. Doch soll man wahrlich die braven Leute nicht schelten, die ehrgeiziger waren als der Künstler selbst und denen es das Herz abdrücken wollte, daß ein Talent von solcher Höhe und Reinheit in so niederem Genre sich ausgeben und verpuffen sollte. Sie wünschten für Girardis Begabung einen würdigeren Rahmen, den Rollenkreis echter Dichtungen. Ganz allmählich versuchte man das Gefühl für solche Verpflichtung dem Künstler selber einzuimpfen. Doch der sträubte sich lange mit Händen und Füßen. Schon Anzengruber, schon Raimund dünkten ihn für sich hoch. Er meinte, man könne ihn für ‚arrogant' halten, wenn er an so was sich herangetraue. Und es kostete große Überredungskraft, ihn endlich den Valentin im ‚Verschwender' spielen zu lassen. Als es dann freilich, weit über des Künstlers Erwarten hinaus, glückte und Beifallsstürme das Haus durchrasten, fiel er hinter der Szene den antreiberischen Freunden um den Hals und jauchzte und schluchzte: „Ich danke euch, daß ihr mich dazu gezwungen habt."

Und so tauchte denn hier und da, schon seit manchen Jahren, der Gedanke auf, daß Girardi eigentlich ans Burgtheater gehöre. Rollen wie Schnitzlers Musikus Weiring (aus der Liebelei), Shakespeares Narr (aus dem Lear) und Malvolio sollten dort auf ihn warten. Der Künstler hatte dafür ein zweifelerisches Lächeln. Er versuchte es einmal zwei Winter lang mit dem Wiener Deutschen Volkstheater und spielte dort mehr ernste Rollen, Karlweis und dergl. Er fühlte, daß es nicht für ihn das Richtige war. Er mußte seine Liedlein singen, brauchte eine volkstümliche Umgebung. Und so kehrte er zum gesungenen Volksstück zurück. Indes dies gab es in Wien jetzt immer weniger. In bedenklicher Weise begann die marktgängige Operette sich zu verflachen und zu vergröbern und rein auf den schellenlauten Effekt sich einzustellen. So hatte Girardi immer weniger dort zu suchen. Je älter und abgeklärter er wurde, um so mehr suchte auch er selber nach Bedeutenderem, Vertieftem. Und als nun der neue Burgtheaterdirektor, Max von Millenkovich, ihn einlud, es doch endlich mit Österreichs leitender Bühne zu versuchen und ihm Nestroy, Raimund, Anzengruber in Aussicht stellte, da sagte er nach einigem Zureden nicht nein. Ein letzter neuer und höchster Aufstieg schien sich vor ihm aufzutun. Und ganz Wien klatschte begeistert Beifall. Als Girardi in Raimunds ‚Bauer als Millionär' vor wenigen Monaten die Bühne des Burgtheaters betrat, war dies für die Stadt seiner höchsten künstlerischen Triumphe ein berauschendes Jubelfest. Tränenden Auges nahm der gute alte Mann diese laute Ehrung und Feierung, die aus prunkvollen Logen mit wehenden Taschentüchern ihm zuwinkte, entgegen. Ahnte er, daß es sein letzter Künstlersieg sein sollte? Jedenfalls dauerte es nicht lange mehr — und der Tod streckte ihn unversehens auf die Bahre (15. April). Nur als Krüppel hätte er weiter leben können, unmöglich für die Bühne. Da war es milder, daß er ganz von uns genommen wurde. Was hätte er auf Erden noch gesollt? Und so nahm er Abschied — Abschied für immer. Wir trauern und lächeln ihm nach.

Digitized by Google

Am Hofe des Tyrannen

Eine Erzählung aus alten Zeiten von Theodor Birt

Die schöne Galatea war heute ärgerlich und vergrämt, und schuld daran hatte Dionys, der Tyrann und König von Syrakus. Ihre Zofe versuchte sie umsonst zu trösten.

Drei Jahre lebte sie schon in ihrem Gartenhaus in Syrakus, und man konnte streiten, welches Haus mehr Anziehungskraft besaß, der Palast des Tyrannen oder das Gartenhaus der Galatea. Sie war eine reife Schönheit, aber unwandelbar jung wie Aphrodite. In vielen Großstädten hatte sie schon gelebt und ein Haus gemacht und hatte zahllose Verehrer überall unter den Mächtigen des Staates wie unter den Künstlern und Philosophen. Die ‚schöne Frau' war eine Weltmacht in Griechenland, mit der auch der König rechnen mußte.

Dionys machte ihr natürlich den Hof. Es gehörte zu seinen Herrscherrechten, daß eine Galatea für ihn schwärmte. Aber Frauen sind unberechenbar, und auch wenn Könige Liebesverse schreiben, sind sie kritisch.

„Gib acht," sagte Galatea zu ihrer Zofe, „ob sich nicht ein Hausspion des Tyrannen bei mir eingeschlichen hat, der unsere Gespräche belauschen kann. Etwa in der Küche? Man ist nie davor sicher. Das eine meiner Pantöffelchen fehlt mir. Wer weiß? Der Mensch hat den Schuh gestohlen."

Sie hatte heute wenige Besuche empfangen; die Lauben im Garten standen leer. Ungeduldig, gequält ließ sie sich ihre Perlenkette durch die Finger gleiten: „Philoxenos gefangen gesetzt! Es ist zu arg."

„Rauf' dir nur nicht gleich die Haare," rief die Dienerin voll Besorgnis.

„Hier steht die Kiste voll von Liebesversen, die dieser Dionys mir geschrieben hat. Was soll mir das? Mein Haus ist mir verleidet. Verehrer, Verehrer, Verehrer! Was soll ich damit, wenn ich nicht selbst verehre? Mein Haus ist ein Speicher für Liebesgeschenke geworden. Ein Heuboden voll verdorrter Kränze! Den Herd heiz' ich damit. So viel Pomadenbüchsen stehen herum: ich kann, wenn ich über Land fahre, meine Wagenräder damit schmieren. Vierhundert goldene Ringe, oder sind es mehr? Vierhundert Männer haben mich fesseln wollen. Es ist lachhaft. Ich bin froh, wenn ich *einen* trage. Und Philoxenos gefangen!"

Sie raufte sich die schönen, glatt gekämmten Haare aufs neue. Die Zofe schrie vor Kummer: „Dein Haar, dein Haar! Ich soll es dir wieder machen!"

Philoxenos sollte heute abend zu ihr kommen, heimlich. Niemand wußte von ihrer Liebe; denn Philoxenos lebte erst zehn Tage in Syrakus; und nun saß er schon im Gefängnis!

„Laß uns von hier fortziehen, wenn es dir hier nicht mehr gefällt. Denn die Welt ist groß, und du hast überall Macht und Ansehen."

„Fortziehen, wo der Dichter gefangen ist? Die Latomie, den großen Steinbruch, den hat der Tyrann zum Kerker umgewandelt. Ein hundert Fuß hoher Felsenkeller! Philoxenos wird sich erkälten; seine Stimme leidet in der Kellerluft. Seine Stimme ist eine Kostbarkeit, und er selbst? Es fehlt nur, daß er da Steine klopfen muß. Und was ist der Grund? Dichterneid! Auch Dionys dichtet. Vorgestern war's; in der Königshalle machte Dionys den Wirt, wie so oft. Da trug er seine eigenen Verse vor; es war ein Klagegesang um den Tod des Adonis. Wehleidig in Inhalt, und nun gar der Ton! In Moll! in Moll! Der Tyrann, der schon so viele beiläufig umgebracht hat, klagt um den Tod des Adonis, als wär der nicht schon vor vielen hundert Jahren gestorben. Als er geendet, fragte er den jungen Philoxenos um sein Urteil. Philoxenos ist ehrlich, aber auch witzig, und er sagte: ‚Deine Dichtung, Herr, kann nur Mitleid und Erbarmen wecken.' Dionys merkte anfangs gar nicht den Doppelsinn der Antwort, aber wir Anwesenden konnten das Lachen nicht unterdrücken. „Mitleid und Erbarmen wecken? War das Hohn?" schäumte er auf, der König. Er pfiff den üblichen Signalpfiff. ‚In die Latomie mit ihm!' schrie er kurz. So ist es gekommen. Ein echter Dichter schmeichelt der Macht nicht. Ich liebe ihn!"

Galatea griff sich wieder in die Locken, die schon ganz zerzaust ihr über die Augen hingen. Die Zofe schrie nochmals: „Ich muß dich neu frisieren. Der Kamm! der Kamm! das Brenneisen!" und stürzte in die Küche, um das Brenneisen ins Feuer zu legen. Da schlüpfte dort der Spion des Dionys hinaus, Zeta genannt. Denn Dionys nannte seine 24 Diener nach den 24 griechischen Buchstaben.

Der König, dem Galatea zürnte, stand indes wohlgemut schmunzelnd auf seines Palastes Zinnen. „Nichts ist schöner als schön zu sein," summte er vor sich hin, augenscheinlich ein Zeichen des Wohlbefindens. Er war morgens auf See gefahren, eine Inspektionsreise an den Küstenplätzen Siziliens. Die Seeluft hatte ihn erfrischt. Seine Blicke schweiften zum Ufer hinüber, jenseits des Hafenbeckens. Da standen hohe Kreuze zwischen den Pinien zerstreut, Pfähle mit Querbalken, die aussahen wie ein stark vergrößerter Buchstabe „T" und an denen Dionys die Verräter kreuzigen ließ. Er sah mit Genugtuung, daß sie leer waren. Die Hinrichtungen hatten vorläufig ein Ende;

Digitized by Google

kein Verschwörer bedrohte ihn mehr, den Dolch im Gewande.

Er hatte sich, jetzt 35 Jahre alt, in Syrakus völlig durchgesetzt. Hatte er doch, er, der schlichte Bürgerssohn, der sich genial und tatkräftig zum ersten Feldherrn emporarbeitete, fast ganz Sizilien unterworfen und die Karthager wieder und wieder aufs Haupt geschlagen, so daß Syrakus in der Welt herrlich dastand. Nur im Südwesten der Insel, bei Selinunt, standen die Karthager noch. Nun war er König.

Es ist köstlich, als König die Menschen unter sich zu haben, köstlich, wenn sie zittern vor Angst. Noch schöner aber, wenn sie in ihrer Furcht lächeln. Ja man lächelte ihm jetzt wirklich zu; denn er war, wenn er gnädig gestimmt war, herzgewinnend. Aber ein Allmächtiger hat Launen. Er hatte einen Kopf, ähnlich dem Zeus von Otrikoli, dabei aber von einem Säbelhieb eine Narbe auf der Wange wie ein Landsknecht. Auch lauerte in seinen Augenwinkeln etwas Unheimliches. Wehe, wenn er Verdacht schöpfte! Da glich er mehr dem Gott der Unterwelt als dem Zeus, und seine Augen glommen wie Schwefel.

Er kam eben jetzt von seinen beiden Frauen. Denn als echter Sultan hatte er deren zwei. Er hatte an seinem Hochzeitstag gleich zwei Frauen ins Haus genommen, die ihm beide gleich gut gefielen. Doris, die eine, nahm er auf seinen Kriegszügen mit ins Feld; die andere, Aristomache, war friedlicher und hütete ihm trefflich das Haus. Sechs Kinder hatten die beiden ihm gegeben. Es war ein lustiges Treiben in der Kinderstube und im Frauenhaus.

Diese Kinderstube hatte er eben inspiziert und stand nun draußen auf der schattigen Galerie und summte wieder vor sich hin: „Nichts ist schöner als schön zu sein.“ Was meinte er mit der Schönheit? Doch nicht sich selbst? Oder seine zwei Frauen? Wer mag wohl Frauen, die Kinder haben, besingen? Oder dachte er an die Sonne, die sich in ihrer Glorie schon dem Ätna zu nach Westen neigte? oder an den marmornen Tempelfirst des wundervollen Athenetempels mit seinen goldglitzernden Akroterien und Götterbildern?

Das war es nicht. Er zog ein buntgesticktes Lederpantöffelchen aus dem Kleid; das Pantöffelchen, das Galatea vermißte. Er hatte es ihr nicht etwa selbst vom Fuß gezogen, aber er fühlte sich doch als Eroberer und dachte an ihren kleinen Fuß dabei. Es gibt auch eine Strategie der Liebe, und er übte sich gern und oft darin. Sein Hof war der glänzendste, den Griechenland je gesehen hatte, nicht nur an äußerem Prunk: auch Künstler und Gelehrte zog er als Gönner heran und beschenkte sie reichlich; vor allen Dingen durften auch Frauenschönheiten von Weltruf nicht fehlen. Und so dichtete er nun, den Kopf voll Selbstgefühl wiegend, vor sich hin:

Ach, dein Füßchen so zart und fein
Und ein Wunder zu schauen!
Glücklich preis' ich nur dich allein.
Was ist schöner als schön zu sein,
Du Erles'ne der Frauen!

Klang das nicht erlesen: „du Erles'ne der Frauen“? Er maß die Silben in den Versen immer wieder ängstlich nach, indem er mit den Fingern auf die Marmorbrüstung tippte, und schnalzte leise mit den Lippen, als schmeckte er den Wohllaut. Dann rief er laut Alpha und Beta.

Alpha und Beta nannte er seine zwei vertrautesten Diener, die ihm als Läufer und auf der Straße als Platzmacher dienten. Er schickte sie zu Galatea und ließ sie höflichst zum Abend bitten, um ihm das Gelage zu verschönen. In einer Stunde war von ihr ein Antwortschreiben da; darin stand: „Du bist im Unrecht, Herr. Philoxenos, den Sänger, gib frei. Ich will ihn heut abend bei dir singen hören. Versprich mir dies; sonst komme ich nicht. Vor zehn Tagen kam Philoxenos aus Athen hierher; er kam auf deine Bitte; er sollte durch seine Kunst den Glanz deines Herrschertums veredeln. Die Dichtkunst ist nur der Gottheit untertan, nicht dir!“

Dionys biß sich auf die Lippen; dann schnupperte er an der Wachstafel, auf der die Worte standen, und roch einen süßen Duft, der aus dem Wachs kam, und in seinen Augen begann es lieblich zu flimmern. Der Duft zauberte ihm die üppigen Räume vor, den Diwan, die weißen Vorhänge, wo er ihr hatte nahen dürfen, damals, als er scherzend die Spangen ihr um den Fuß legte. Sie hatte es lachend geduldet, sie hatte ihn sogar mit dem Fuß gestreichelt. Man merkte ihm eben doch den Emporkömmling an: er hielt sich für unwiderstehlich, und jeder freundliche Blick, den sie ihm einmal gönnte, war ihm gleich ein Liebesgeständnis. Wie sollte es anders sein? Er war ja der Allmächtige.

Schon liefen die Boten des Dionys, und Galateas Wille wurde erfüllt. Dann aber stieg in Dionys der Argwohn auf: warum ereiferte sie sich für den Dichter so? Stand er ihrem Herzen nah? Und er rief seinen Spion herbei: „Zeta, Zeta! Du, der alles ergründet, mein Häscher, gib Auskunft!“

Der Zeta aber wußte nichts Belastendes. Er versicherte: „Philoxenos hat bisher nie der Galatea Schwelle überschritten. Auffallend ist nur, daß sie heute den ganzen Tag über sehr mißgestimmt war und so wenig Besuche empfing. Und ihre Frisur hat sie zerrauft, ja, das kann ich bezeugen; denn als ich vorhin in ihrer Küche war, hörte ich die Zofe nach dem Kamm und Brenneisen schreien.“

Sie hat die Frisur zerrauft? weshalb? Sie war in Erregung. Das war wiederum verdächtig. „Aber meine Gedichte hat sie noch?“

„Ja, die liegen alle in einem Elfenbeinkästchen auf dem Prunktisch.“

„Wirklich?“ Das beruhigte den Eifersüchtigen wieder, und seine Miene glättete sich. —

Digitized by Google

Ein warmer Sommerabend. Das Gelage war draußen im schönen Säulenhof unter Girlanden und Myrtenlauben. Wellen von Blumenduft. Das Licht der flackernden Lampen spiegelte sich im Silber, im Ebenholz und Alabaster der Tische und Gefäße. Muntere junge Kriegsleute, aber auch ein paar Schauspieler, Maler und Bildhauer waren zugegen; vor allem liebe Mädchen mit süßem Lachen und so beweglich und rege, wie die Troddeln und Quasten an ihren glitzernden Kleidern.

Der Wein floß; die Diener schwirrten hindurch, nicht alle vierundzwanzig; einer fehlte, der Henkersknecht, der böse Buchstabe T. Er war seit langem untätig und stand schmollend in seinem roten Kittel hinter einer Säule versteckt.

Galatea nahm neben dem Herrscher freundlich Platz. Sie war wie eine Priesterin in Weiß gekleidet, wie atmender parischer Marmor; ein Kranz von großen weißen Rosen im Blondhaar. Von ihren vierhundert Ringen trug sie nur einen. Der Ring zeigte eine Leier im geschnittenen Stein.

Endlich kam auch Philoxenos. Dionys schritt ihm persönlich entgegen und murmelte etwas von Bedauern und Übereilung. Er hatte ihm in den Thermen seines Palastes erst noch ein Bad bereiten lassen; daher trat der junge Mensch verspätet in den Kreis, und er zeigte das strahlende Gesicht des Kindes, voll arglosser Zuversicht und Lustigkeit.

„Du hast mir einen Dienst erwiesen, Herr," sagte er aufgeräumt. „Ein Dichter muß auch vom Reich des Hades singen können, und ich habe im Gefängnis die Hölle kennen gelernt, wo wie Gespenster die Eulen schrien. Das Bad aber war mir wie der Lethestrom; ich habe darin den Groll vergessen."

Gleich wurde die Gesellschaft munterer. Possenreißer kamen; dann aber begann der übliche Rundgesang, und jeder der Männer gab, so gut er konnte, ein anakreontisches Lied zum Besten. Auch Philoxenos tat es, natürlich wunderschön; aber er bat um Nachsicht; er komme aus der Hölle und seine Stimme sei deshalb rauh wie die des Cerberus.

Dann entstand ein tiefes Stillschweigen. Auch Dionys nahm höchstselbst die Leier, legte sein großes Gesicht in Begeisterungsfalten uud sang, nachdem er alle im Kreis und jeden einzelnen scharf und bedeutend angeblickt hatte, jene Verse, die wir schon kennen:

Nichts ist schöner als schön zu sein,
Du Erles'ne der Frauen.

Das Lied ging aber noch weiter; Dionys spielte darauf an, daß Galatea ja auch der Name der lieblichen Nymphe und Meeresjungfrau ist, die nach der Sage den schiffbrüchigen Helden auf dem Meer zu Hilfe kam; und so sang er:

Göttin bist du, die einst erschien
Dem Odysseus im Meere.
Wär' ich Ärmster doch ein Delphin.
Auf dem Rücken trüg' ich dich hin
Durch die Wellen, auf Ehre.

„Durch die Wellen, auf Ehre," das klang etwas komisch. Gleichwohl war die ergebene Versammlung zu jedem erwünschten Beifall bereit; aber Dionys selbst verhinderte es, indem er aufstand und den Philoxenos, der am Nachbartisch sich wohlig in die Kissen geschmiegt, fragte: „Nun, Philoxenos, ist auch dies deines Mitleids wert? Ich bitte auch heute um dein Urteil."

Große Spannung. Galatea schrie leise auf; ihr ward so bang. Aber Philoxenos sprang vom Sitz. „Bringt mich wieder dahin," rief er, „woher ich gekommen bin; ich gehöre ins Gefängnis!" und schritt zu den Gefängnisdienern, die im Hintergrund lauernd in der Nähe des Henkers standen.

Da lachten alle Gäste hell auf; es lachten alle Diener, selbst der Henkersknecht, und Dionys selbst verbiß seinen Ärger und zwang den freimütigen Menschen auf seinen Sitz zurück. „Man kann dir nicht gram sein," murrte er gnädig, und sein Gesicht wurde fast wieder wie der Zeus von Otrikoli. Ein Blick warmer Dankbarkeit belohnte ihn aus Galateas schwarzen Augen.

Dieser Blick aber gab dem Herrn doch zu denken. Erst der Aufschrei und nun diese Dankbarkeit! Galatea liebte den Dichter, ohne Frage, und sie verriet es zu unvorsichtig. Daß den beiden ihr Platz nicht am selben Tisch zugewiesen war, hinderte ihre Seelen nicht; über den schmalen Raum hinweg, der sie trennte, suchten sie sich und fanden sie sich in Blicken, im Zuruf, im Zutrunk. Das kindliche Gemüt des Dichters konnte seine Miene nicht verbergen, und Galatea war zu stolz, um sich zu fürchten.

Der Lärm wuchs und der Rausch: Händeklatschen und Lachen und Klirren der Gefäße! Ein großer Falter flog herein, verbrannte sich seine Schwingen im Licht und fiel dem Philoxenos in seinen Becher. Er hob ihn hoch: „Das ist meine Seele!" rief er.

Da fiel ihm der König ins Wort und gebot: „Die Zeit ist da; gebet acht! Die Blumensprache beginnt. Die Frauen sollen zeigen, wen sie lieben."

Die Blumensprache! die lustige Handlung! Aus ihrem Haar löste da gleich ein Mädchen die Blume und gab sie dem, den sie liebte. So machte es jede. Langsam ging das Spiel von Tisch zu Tisch und über die Tische hin in buntem Getriebe.

Dionys lehnte im goldenen Kissen halb trunken neben Galatea, so nah! Sein brennender Blick hing gespannt an ihr; sein schwerer Arm hob sich, streckte sich. Ihre wundervolle Gestalt — ein Griff, und er hätte sie an sich geschmiegt. Sie fühlte sein Begehren wie eine heiße Welle, die sie verschlingen wollte; aber ihre Hoheit und sichere Heiterkeit hielt ihn allmächtig zurück.

Da kam an sie der Ruf: „Wem gibst du deine Blume?" und sie schnellte vom Sitz und stand plötzlich wie eine aufwogende Lichtwolke neben Philoxenos, strahlend unter dem Fackellicht. Der weiche Ärmel ihres

Digitized by Google

Die Amalienburg im Nymphenburger Schloßpark
Gemälde von Hans Konrad Saffer

Digitized by Google

Digitized by Google

Chitons schlug zurück, als sie sich aus ihrem Kranz eine prangende Rose riß und leidenschaftlich sagte:

„Du bist's, den ich suche. Das Herz ist Richter.
Ich huld'ge dem König, ich liebe den Dichter."

Wie im Fluge fühlte sie sich hochgehoben: sie sah den König tief unter sich.

Schon waren die zwei im entlegenen Teil des Gartens, wo keine Lichter brannten, verschwunden, und die ganze Gesellschaft erschrak. Denn Dionys warf den Tisch um, das Gesicht voll Wut. Wie der schreckliche Gott der Unterwelt war er. So eilte er ihnen in den Garten nach; seine Trabanten mit Fackeln folgten ihm.

„Dieser Schwächling! Dichter und Musikant, ein Bettelmann, der nichts als sein bißchen Phantasie und eine gute Stimme hat! Ich könnte ihn niederschlagen. Womit straf' ich ihn?"

Man hörte: er pfiff. Da wurde Philoxenos von den Schergen ergriffen. Das Dunkel verschlang ihn. „Vorläufig der Kerker! Das Weitere findet sich."

„Das Weitere?"

Eben ging der Mond hinter den Zypressen auf. Galatea stand zitternd im Mondeslicht; sie erschauerte wie die Lilie im Sturm.

„Ich kann euch nicht schonen," fauchte der Allmächtige. „Du freilich, Galatea, bist unantastbar. Dein Wille ist frei, und du kannst auch den Niedrigsten erhöhen."

„Den Niedrigsten?" rief sie. „Die Gottheit ist's, die im Dichter lebt, und er kann sich mit jedem König messen."

„Um so schlimmer für ihn. Er ist in meiner Macht, und es soll ihn die Augen kosten."

„Die Augen?"

„Seine Gefahr ist, daß er sieht, daß er dich sieht. Der Sänger soll blind sein wie Homer. Auch die Drosseln und Nachtigallen singen im Käfig schön; sie singen noch schöner, wenn man sie blendet."

„Blendet?"

„Er habe die Wahl: entweder blind oder lebenslänglich gefangen."

„Keines von beiden." Galatea hatte ihre Fassung wieder gewonnen. Auch im Zorn war sie wundervoll und unwiderstehlich. „Keines von beiden," wiederholte sie; „oder dein großer Name wäre in der Weltgeschichte geschändet. Ich achte dich zu hoch, als daß ich das zulasse."

„Du?" Des Tyrannen trunkene Augen rollten.

„Du kennst die Grenzen deines Strafrechts nicht," sagte sie in überlegener Ruhe. „Die Herde braucht den Schäferhund; so braucht der Staat den Despoten — schlimm genug! Und Kerker und Tod sind für den Bürger, der seine Pflicht nicht tut. Anders die Kunst. Die Kunst braucht Freiheit. Frei ist die Schönheit. An ihr hast du dich vergangen. Philoxenos soll sich an dir rächen."

„Er soll?" Der König lachte.

„Führ' mich an meinen Platz zurück," fuhr sie gelassen fort; ihr Ton war jetzt wieder von siegreicher Heiterkeit. „Und noch eins: gib mir meinen Pantoffel wieder. Denn du hast ihn. Nicht nur den Philoxenos, auch meinen einen Pantoffel hast du gefangen gesetzt, und der andere trauert nun einsam im Haus. Man soll ein Paar nicht trennen, das zusammengehört."

Dionys kaute noch an seinem Grimm. Aber er gab ihr den Pantoffel nicht wieder, und sie duldete seinen Handkuß, als sie Abschied nahm und der Tyrann die Gesellschaft auflöste. Ihre Diener standen bereit und geleiteten Galatea nach Haus; aber der König gab ihr den Zeta mit; aus Höflichkeit? oder aus Argwohn?

Am anderen Tage hatte ganz Syrakus zu reden: Philoxenos war gefangen! nein, Philoxenos war aus der Haft entwichen, geflohen, verschwunden. Nicht nur das, gleichzeitig war auch Zeta, der Spion des Königs, fort. Ja, als man nach Galatea forschte, stellte sich heraus, daß auch ihr Haus leer stand. Noch in der Nacht waren die drei entwichen. Wohin?

Zu Schiff nach der Küstenstadt Selinunt. Die schöne Frau war mächtiger, als Dionys es ahnte. Seit Jahren warf sie das Netz ihrer Liebenswürdigkeit über die Stadt Syrakus, und nicht nur Geld, schon ein Blick von ihr genügte zur Bestechung, Bezauberung. So hatte sie den Gefängniswächter, so auch den Spion bestochen. Ihr Schnellsegler lag für ihre Vergnügungsfahrten stets zur Abfahrt bereit. Unauffällig hatte sie das Schiff benutzt. Der Wind war günstig. In Selinunt aber kannte man sie längst; sie hatte dort, wie auch in Tarent und Athen an den Banken Gelder stehen und Kredit auf alle Fälle, und die vornehme Männerwelt Selinunts war gleich entzückt, sie zu sehen. Nicht nur das; Galatea bewirkte, daß in dem politischen Konflikt, der immer noch auf Sizilien herrschte, Selinunt sich dem Dionys mißgünstig und spröde zeigte: die reiche Stadt schlug ihm das Bündnis gegen die bösen Karthager, die immer noch im Südwesten saßen, ab. So viel vermochte das Lächeln einer Griechin, die der Aphrodite glich, in jenen beneidenswerten Zeiten.

Ein Brief von ihr erreichte den Dionys; darin stand: „Ich habe nicht nur den Philoxenos gerettet (denn Philoxenos ist bei mir); ich habe auch Deinen guten Namen gerettet; denn der Jüngling ist frei und ungeblendet. Wozu aber der Neid, großer Mann? Er ist zu klein für Dich. Werde größer, auf daß ich Dich bewundere. Gib uns Sicherheit, und wir kehren wieder zu Dir."

Keine Antwort. Was ging vor? Der Krieg ruhte. Zwar plante der König noch einen Entscheidungskampf gegen den karthagischen Feind im Südwesten der Insel, und man wußte, er hatte Heer und Flotte dafür

Digitized by Google

gerüstet. Aber das eilte nicht; denn eben jetzt nahte in Syrakus die heilige zehntägige Festwoche der großen Göttin Athene, und zu ihren Ehren gab es Theaterspiel.

An den zehn heiligen Tagen herrschte die Gottheit, das heißt die Priesterschaft in der Stadt, und der Fürst war nichts als Gemeindeglied und durfte anbeten und sich freuen wie jeder kleine Spießbürger am Ort. Da verschwand Dionys vor der Welt; er warf sich auf das Musenroß und dichtete selbst ein mächtiges Festspiel; er wollte doch zeigen, daß Syrakus einen Philoxenos nicht brauchte. Die Söldner faulenzten in der Kaserne, es faulenzten die vierundzwanzig Buchstaben im Palast; auch die Kinderstube mit den beiden Hausfrauen blieb unbeaufsichtigt, weil der König Verse, Verse schrieb. Hätte er nur jemanden, der ihm hülfe! Ideen, Ideen! woher sie nehmen? Ein Schlachtplan ist leicht ersonnen, aber ein Gedicht?

Beruhigend war, daß die Priesterschaft ein Originalwerk königlichen Ursprungs zur Aufführung unmöglich ablehnen konnte. Übrigens wurden nicht nur ernste Dramen gespielt, im Gegenteil: die gnädige Göttin Athene liebte den Karneval und freute sich, wenn auch die Sterblichen sich freuten und nach Opfer und Gebet sich im Spaß ergingen. Schön sind beim Gottesdienste die Blumen und die Lichterpracht, schöner noch die lachenden Gesichter der Menschen.

Es war erster Frühling. Noch heute liegen in Syrakus die zerbrochenen Reste des Theaters, auf dem damals vor nun über zweitausend Jahren gespielt worden ist, offen unter der grellen Sonne. Drei Stücke bildeten die Hauptnummern. Das erste war ein Mummenschanz des verstorbenen alten Epicharm, worin Tiere, Reihervögel und Fische, auftraten und lustig und tiefsinnig über den Lauf der Dinge philosophierten. Das Stück gefiel, aber es gab nicht viel Beifallsgeschrei; denn der Dichter lebte nicht mehr.

Am folgenden Tag kam das Stück des Tyrannen. Es war eine peinvolle Stimmung. Das lichte Theater war heute wie ein riesiger offener Mund, der weit aufgähnte vor Langerweile. Was der Inhalt des Stückes gewesen, wissen wir nicht mehr; denn der Tyrann verbot hernach streng, daß ein Bericht darüber in die Geschichtsbücher kam. Die einen Zuschauer raunten: „Es ist alles gestohlen.“ „Und wie die Verse klappern!“ raunten die anderen. Die Dichtung rasselte wie ein Hufeisen auf dem Pflaster, wenn es dem Gaul zu lose sitzt.

Auch Dionys selbst war nicht so dumm, sich der üblen Wirkung zu entziehen. Er hörte seine beiden Frauen Doris und Aristomache, die rechts und links neben ihm saßen, leise kichern. Seine vierundzwanzig Diener hatte er im Theater verteilt; die mußten gleich in der ersten großen Pause applaudieren. Aber ihr Eu-eu-Geschrei klang so dürftig! Rasch ließ der König tausend Söldner aus der Kaserne holen. Nun war der Beifall brausend. Aber die beiden Frauen kicherten nur noch mehr.

Der dritte Tag kam. Was würde er bringen? Niemand wußte es. Auch heute saß Dionys auf seinem Elfenbeinthron zwischen seinen Frauen. Rechts und links die Würdenträger und Hofleute; in der Reihe vor ihm die Priester und Priesterinnen der Athene. Hinter ihm aber standen die Trabanten wie eine Drohung. Auch der gefürchtete Henkersknecht in seinem Scharlachrot war da.

Und schon trat der Ausrufer in die leere Orchestra und meldete: „Heut gibt es ‚die Galatee‘ ein Singspiel des Philoxenos!“

Die Galatee des Philoxenos? Die beiden Königinnen warfen sich ängstliche Blicke zu. Des Dionys Gesicht versank in Nacht, er war wieder der Gott der Unterwelt. Das ganze überfüllte Theater in Aufregung: Des Philoxenos! und welche Galatee? War es die, die alle Leute in der Stadt Syrakus kannten?

Da erhob sich aus den unteren Sitzreihen eine hochgewachsene Frauengestalt im wallenden hellvioletten Peplos, der mit Wasserrosen durchstickt war. Auf der hohen Frisur trug sie den schwebenden Spitzhut und schritt, den Fächer schwingend, quer durch die leere Orchestra. „Das ist sie!“ gingen die Rufe. Eine Dienerin folgte ihr mit dem Sitzkissen. Sie glitt durch die Reihe der Priester und stand schon vor Dionys: „Kennst du mich noch, Herr? Heut darf ich nicht fehlen. Und dies sind deine zwei Frauen, o du Liebegesegneter? Es freut mich, die Herrlichen endlich von Angesicht zu sehen.“

Des Dionys krause Stirn glättete sich; er mußte lachen, wie er die Verlegenheit seiner zwei Gemahlinnen sah, die sich ängstlich erhoben hatten, aber nicht wußten, ob sie der Galatea die Hand reichen sollten. „Die Frau ohne Kinderstube! eine Phryne! kein Eheweib! und man hat die ganze Nase voll: sie duftet die Person nach Rosenwasser!“

Bescheiden glitt Galatea mit ihrer Zofe in die hintere Reihe. Aber sie setzte sich seitlich, so daß Dionys sich von ihr beobachtet wußte. Es war für ihn ein verrücktes Gefühl. Was wollte sie?

Da regte es sich auf der Bühne. Es gab ein Gebrüll. Aus einer Höhle kroch der Zyklop Polyphem, den jeder schon aus der Odyssee kannte, hervor, der täppische Riese, behaart wie ein Waldmensch; so war er ausstaffiert. Der Rock war, um ihn zu vergrößern, dick ausgepolstert; Stelzen trug er unter dem Fuß, Handschuhe mit langen Fingern an den Tatzen und dazu eine Riesenmaske, die nur ein einziges glotzendes Auge hatte. Und das Auge verdrehte sich jetzt sonderbar in Verzückung, als der Zyklop schwerfällig zu singen begann:

Wo bist du, meine Galatee?
Wie kommt es, daß ich dich noch nicht seh'?

So sang er. Und da war auch schon die Galatee selbst; es war die Meerfrau dieses Namens. Eine große Wasserrose hielt sie in

Digitized by Google

der Hand und ritt auf einem Delphin aus Pappe, der, so oft sie gefühlvoll wurde, mit seiner großen Schwanzflosse wedelte. Denn diese Galatee sang möglichst wenig und begnügte sich zumeist mit stummer Mimik, weil sie (so wollte es das Herkommen) von einem Mann gespielt wurde.

Der Zyklop aber griff in seine überlebensgroße Harfe und begann mit rauher Baßstimme ein tolles Ständchen; darin prahlte er:

An Schönheit gleichst du, Galatee, den Lilien.
Ich aber bin der König von Sizilien.
Der König von Sizilien kniet vor dir.
Reich' mir die Blume, Holde, gib sie mir.

Dionys riß die Augen auf: „Geht das auf mich? der König von Sizilien, der die Galatea besingt?" Er fühlte: die Blicke der wirklichen Galatea hinter ihm waren schelmisch auf ihn gerichtet.

Der Zyklop aber sang weiter, und es klang möglichst täppisch:

Auf dem Berg Atna lebt' ich bisher.
Da war ich noch kein verliebter Bär
Und kannte nur das feste Land.
Da kam der Tag, wo ich dich fand.
Mit meinem Fuß trat ich ans Meer
Und hab' dich, Galatee, gesehn.
Da war's um meinen Schlaf geschehn.
Ich bin ein unglückseliger Mann,
Du Meeresfrau, weil ich nicht schwimmen kann.
Auf meinen Bergen, da ist es trocken.
O komm zu mir; komm, laß dich locken.

Dann pries er in ungefügen Worten noch ihren Blondschopf und ihre weißen, gut gewaschenen Füße und ihre Lippen, die so rot wie Lämmerblut. Plötzlich aber veredelte sich sein Gesang; er griff ganz zart in die Harfe, und man hörte das Lied: „Was ist schöner als schön zu sein?"

„Hör ich recht?" dachte Dionys halb unwirsch, halb angenehm überrascht.

Was ist schöner als schön zu sein?
Herrlich bist du zu schauen
Wie ein funkelnder Edelstein.
Selig preis' ich nur dich allein,
Du Erles'ne der Frauen.

Durch das ganze Theater ging da wirklich ein liebliches Beifallsmurmeln. Dionys sah sich um. Die Galatea hinter ihm nickte ihm zu, so daß ihr spitzes Hütchen auf ihrem Haaraufbau lustig taumelte. Da wurde sein Herz ganz vergnügt und aufgeräumt.

Die andere Galatee auf der Bühne aber blieb gegen den Zyklopen spröde und völlig ungerührt. „Was wird jetzt folgen? Wird dieser grobe Klotz, der Polyphem, auch noch meine Verse vom Delphin absingen? „Wär ich Armster doch dein Delphin?" Aber nein, der Zyklop blieb stumm.

Statt dessen erschien jetzt eine andere maskierte Gestalt; das war ein liebreizender Jüngling, der mit zaghaftem Schritt vor die Meerfrau trat. Der Zyklop ballte sogleich in Wut die Fäuste.

Ich wandle scheu auf deiner Spur
Und bringe keine Gabe.
Ein armer Hirte bin ich nur,
Ein waffenloser Knabe,

so sang der Jüngling wunderschön. Es war Akis, der junge Hirt. Dionys aber horchte auf. Der da sang, das war Philoxenos! er selbst: ganz ohne Zweifel. Er erkannte des Philoxenos hellen Tenor. Philoxenos, der freche, wagte es hier aufzutreten.

„Den Henker auf ihn!"

Eine Blutwelle schoß ihm über die Wangen; die Narbe in seinem Jupitergesicht glühte. Und doch: er mußte lauschen. Das ganze Theater war hingerissen: so süß, so herzgewinnend, so bestrickend klang die schlichte Weise, so unübertrefflich war die Gesangskunst des begnadeten Meisters:

O frage nicht, wie arm ich sei.
Ich habe nichts als meine Schalmei.
Ich habe nichts dir zu geben
Als mich und mein junges Leben.

Und das Ständchen des Akis fand nun auch Erhörung. Der Delphin aus Pappe wedelte sogleich mächtig mit seinem Schweif, und Galatee, die stumme Meerfrau, erhob sich von ihrem Sitz, nahm Akis in ihren Arm, gab ihm ihre Blume, die Wasserrose, und küßte ihn, und das unermeßliche Theater lag in atemloser Stille, als Akis fortfuhr:

Ich laß' dich nicht. Mein Herz ist wund.
Ich tauch' mit dir tief an den Meeresgrund.
Dort unten, da steht wohl dein gläsernes Haus.
Lehnst du da aus dem Fenster heraus,
Da löse, du Schöne, dein fließendes Haar
In weichen Strömen wunderbar
Und merke, was die Liebe kann:
An deinem Haar klettr' ich hinan.
An deines Haares goldner Zier,
Du selige, klimm' ich zu dir.

Das Publikum war völlig im Rausch. Allein schon das: „Du selige!" Wie schön hatte der Sänger das gesungen, indem er einen ganz hohen Ton nahm, ihn leise hauchend ansetzte und dehnte und an Stärke wonnig anschwellen ließ. Einfach wundervoll! Es klang wie eine süße Ewigkeit der Liebe.

Den Zyklopen aber rührte das nicht; in Eifersucht rasend packte der den jungen Sänger und riß ihn erbarmungslos in seine Höhle:

Ich setz' dich gefangen, du fader Wicht.
Ich dulde deine Liebe nicht

Da mußte Dionys laut lachen. Die Anspielung war nur zu deutlich. Aber sie wurde noch deutlicher; denn der Wilde fuhr fort:

Du sollst sie nicht sehn. Darum will ich dich blenden
Mit diesen Nägeln an meinen Händen.

„Blenden? Blenden?" Das Publikum kreischte. Dionys aber lachte auch jetzt. Es war wirklich ein guter Witz; denn niemand im Theater, außer der schönen Frau hinter ihm, verstand die Anspielung, und ein guter Witz wirkt seelenbefreiend. Er schaute sich um. Die schöne Frau hinter ihm flüsterte: „Das ist die Rache des Philoxenos, mit der ich dir drohte!"

„Und die Rache ist süß, süß auch für mich," sagte der Tyrann und schmunzelte vor sich hin.

Das Stück aber war noch nicht aus. Die Galatea auf dem Delphin rang indes die Hände: „Wer rettet den Akis?"

Da tauchte Odysseus, der Held, auf der

Digitized by Google

Bühne auf. Es war der Schluß. Odysseus kam zum Zyklopen ganz so, wie es bei Homer in der Odyssee ist. Wein brachte er im Ziegenschlauch und machte den Zyklopen trunken, so daß er einschlief. Ein dröhnendes Schnarchen kam aus seiner Maske. Des Odysseus Gefährten, als Satyrn mit Ziegenohren verkleidet, trippelten lustig heran, schleppten den großen Spieß und bohrten ihn dem Riesen in sein großes Auge, daß es zischte. Als das geschehen, trat Odysseus vor das Publikum und sprach in aufgelöster Rede: „Nun ist der Böse selbst geblendet, nicht ohne Grund. Denn er hat schlecht gesungen. Auch die Nachtigallen singen schöner, wenn man sie geblendet hat."

Der Zyklop heulte vor Schmerzen. „Hört ihr?" sagte Odysseus. „Es wirkt schon. Jetzt singt der Böse schon wie die Nachtigall!"

Da lachte alles. Der junge Akis aber begann mit seiner Galatee zu tanzen; dann stürzte er ins Rund der Orchestra vor und sang in glückseligen Tönen die Verse:

Ich freue mich des Augenlichts
Und seh' ich nichts, so sing' ich nichts
Und will doch leben im Gesang
Mein ganzes junges Leben lang.

Das Stück war zu Ende, Odysseus und die Satyrn, Polyphem, die Meerfrau verschwanden. Der Beifall des Publikums schien nicht enden zu wollen. Es wich nicht von seinen Plätzen.

Der Gewaltige aber ärgerte sich doch. Es war Neid, es war Eifersucht, es war Demütigung, alles in eins. Er sah sich bärbeißig, hilflos, verlegen um. Seine Königinnen, seine Hofleute, das ganze Volk waren so herzensfroh und beglückt; das bewirkte die Schönheit des Gesangs, und er der einzige Mißgestimmte! Es würgte in ihm, es schmolz etwas in ihm. Es war unleidlich.

Sein Blick starrte auf Akis, als wollte er ihn durchbohren. Denn Akis stand wie angefesselt ganz allein noch da. Was wollte er? Dionys starrte auf ihn wie die Klapperschlange auf ihr Opfer. „Greift ihn," schrie er, und der Scherge sprang vor.

Da kam Akis selbst keck heran, riß sich die Maske herunter, und Philoxenos (denn er war es) sah dem Herrscher frohgemut ins Auge und sagte schlicht: „Hier bin ich, Herr. Und ob du mir zürnst: ich gebe mich in deine Hand. Laß uns bei dir bleiben."

Da war es geschehen. Eine Träne, ja eine Träne stand dem Dionys im Auge. „Du bist kühn, du waffenloser Knabe!" weiter sagte er nichts. Aber die Königinnen riefen: „Eine Träne!" Die Höflinge riefen: „Eine Träne!" Und durch das ganze Theater ging es bis zum obersten Rang, lauter und lauter: „Der Tyrann hat eine Träne geweint!"

Dionys machte den Aufbruch: „Komm mit in mein Haus. Wahrlich, ich war der Blinde. Du fürchtest mich nicht? Ein Gott ist in dir, und ich muß dich verehren."

Als sie vor den Königspalast traten, stellte er seine vierundzwanzig Diener in eine Zeile, nicht alle, sondern in angemessener Auswahl. „Kannst du lesen?" sagte er. „Es sind meine Buchstaben."

Und der Dichter las: „Willkommen, Philoxenos!"

Die beiden Königinnen aber hatten Galatea eifrig in ihre Mitte genommen. Ganz zutraulich waren sie zu ihr und befingerten mit Neid den duftigen Stoff ihres Kleides: „Du bist viel kostbarer gekleidet als wir! Woher beziehst du das Gewebe? die Handstickerei? und wer hat dir den feinen Schnitt gemacht?"

Dann rissen sie sie mit sich in das Frauenhaus und wühlten in ihren Kleidertruhen. Jede riß ihren Hochzeitsschleier aus der Truhe und bot ihn der Schönen an.

„Nimm ihn! nimm ihn! von mir! von mir! Gott Amor genügt nicht; Gott Hymen muß euch verbinden!"

„Zwei Schleier?" lachte die Schöne. „Das ist zu viel. Gebt mir Zeit. Hymen und Amor? Ich glaube, ein Liebeslied, wenn es uns täglich gesungen wird, hält die Herzen fester als hundert Schleier, und wenn die Liebe verklingt, was soll der Ehebund? was soll das Leben?"

Da bedeckten die Frauen ihre Augen mit den Händen und schlossen die Kinderstube, die sie ihr hatten zeigen wollen, vor ihr zu.

Die Diener brachten indes süßen Syrakuser Wein. Auch die drei Frauen nippten davon in Erregung. Da kam es dröhnend von des Herrschers Lippen: „Schön klang es, was du gesungen hast, das Liebeslied vom fließenden Haar:

An deines Haares goldner Zier,
Du selige, klimm' ich zu dir.

So sind die Dichter: das Unmögliche machen sie wahr; und ob ich dich in Ketten werfe, an deiner Phantasie klimmst du aus dem Kerker in den Himmel!"

Philoxenos lächelte. Er lehnte sein Haupt an Galateas Schulter und löste ihr Goldhaar, daß es breit über ihn auseinander floß in weichen Strömen: dann sagte er kraftvoll: „Du hast recht, Herr, und du schreckst mich nicht. Du bist wie der Ätna, der, wenn er will, Tod und Verderben speit; aber es lebt sich köstlich an seinen Hängen, und in seinen Triften gedeiht sorgenlos die Üppigkeit wie im ewigen Frühling. So köstlich ist es bei dir. Ich kann nur leben, wo Größe ist! Laß mich genießen und töte mich, wenn es Zeit ist. Denn jeder Mensch hat seine Stunde, ob nun der Tyrann ihn kreuzigt oder ob ihn der Ätna verschlingt."

Da weiteten sich des Dionys Augen wie die Sonnen und rollten in heiterem Glanz, und er befahl dem Diener: „Laß draußen die Fanfaren blasen! Wenn man fragt warum? so verkünde: Dionys hat einen Sieg errungen; Dionys hat seinen Neid besiegt."

So sprach er, und sein Antlitz strahlte von unermeßlicher Macht und Güte; er war der volle Zeus von Otrikoli.

Digitized by Google

An der Somme

Drei Gedichte von Karl Bröger

Bereitschaft

In der halbzerschossenen Scheuer
Liegen wir rund im Halbkreis gestreckt
Um ein spärliches Lagerfeuer,
Zelt und Mantel übergedeckt.

Leise klappern die Kochgeschirre.
Wir essen und werden noch einmal belehrt.
Ein müdes Wort geht in die Irre
Und ist gleich vom lastenden Schweigen verzehrt.

Die träge Glut wirft huschende Lichter
Auf ein verkohltes Mauerstück.
Langsam entspannen sich unsre Gesichter
Und weichen ins Wesenlose zurück.

Die Gruppe liegt in Dunkel gebettet.
Wie schwer die Atemzüge gehn!
Wer wird aus dieser Nacht errettet? . . .
Es ist kein Stern am Himmel zu sehn? . . .

Stellung

»Marsch, marsch!« — Wir rennen über den brachen Grund,
Fallen, schnellen auf, werfen uns in den Granatenschlund,
Kriechen den Rand des Kraters hinauf,
Rasen den Hang hinunter in hetzendem Lauf,
Strauchein, stürzen, gleiten schlangenhaft,
Reißen die letzte Muskel zu ihrer letzten Kraft,
Nehmen die Mulde in atemfressendem Sprung — —
»Stellung!« . . .

Aber nun nageln sie uns mit Granaten fest,
Bannen uns hundert Stunden in ein spritzendes Trümmernest.

Digitized by Google

Graut der Tag, zieht der erste »Koffer« die schütternde Bahn,
Fesselballons — gelbe Pupillen des Todes — starren uns drohend an,
Und von den Hängen des Himmels hinab in die stöhnende Welt
Rollt die Eisenlawine und schwemmt zerschmettertes Leben ins Feld.
In der Nacht hüpfen Feuerballen irrsinnigen Tanz,
Blendet uns Leuchtkugelbrand und fahler Scheinwerferglanz,
Schnürt der Durst uns die Kehle ein mit würgender Hand,
Und wir starren sehnsüchtig über das zuckende Land,
Ob in der Nacht sich noch immer kein Wunder begab.

Doch sie wölbt sich wie der Hügel auf einem Massengrab . . .

Ablösung

Und nun sind wir doch genesen,
Tausend Toden heil entronnen!
Alles ist ein Spuk gewesen,
Von verwirrtem Sinn ersonnen.

Wie die Brust sich wieder weitet!
Alle Lebensquellen springen.
Laßt, die Arme ausgebreitet,
Uns ein »Hoch, das Leben!« singen!

Brüder sind uns viel entrissen,
Liegen da in grauer Starre.
Doch aus allen Finsternissen
Klingt es tröstlich: harre, harre!

Keiner, keiner soll verderben,
Soviel auch ins Grab gesunken.
Die am Vaterlande sterben,
Wecken höheren Lebensfunken.

Die wir aus dem wilden Morden
Uns gerettet in die Zeit,
Sind der unsichtbare Orden
Ungehemmter Menschlichkeit.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Walter Flex, Wallensteins Antlitz, Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Krieg (München, Oskar Beck) — Adele Gerhard, Am alten Graben (Berlin, Morawe & Scheffelt) — Alice Berend, Die zu Kittelsrode (München, Albert Langen) — Ludwig Thoma, Altaich (Ebenda)

Das schmalste der vorliegenden Bücher hat mir am stärksten ins ‚Herz meiner Seele' gegriffen, und zwar weniger um des Erzählten, als um des Erzählers willen. **Wallensteins Antlitz** wurde mir zu **Walter Flexens Antlitz**. Daß unser Schrifttum durch den allzufrühen Tod dieses Poeten viel verloren hat, wußten wir und habe ich schon im Januarheft bei der Wertung seiner Bücher ‚Vom großen Abendmahl' und ‚Der Wanderer zwischen beiden Welten' ausgesprochen. Aber die Novellen, die unter dem Titel Wallensteins Antlitz vereinigt sind und ihre Stoffe durchweg aus dem Dreißigjährigen Krieg schöpfen, lassen uns, gerade weil sie ganz anderer Art sind, erst erkennen, wie unermeßlich der Verlust ist, den die deutsche Dichtung durch jene heimtückische Kugel erlitten hat, die Walter Flex auf Ösel dahinraffte. Um es mit einem Wort zu sagen: Der Dichter dieses Novellenbändchens steht in nächster Nähe des Neuschöpfers der deutschen Novelle **Heinrich von Kleist**! Ob Kleist sein Vorbild war, weiß ich nicht, jedenfalls ist die Ähnlichkeit in der Wahl der Stoffe, wie in seiner epischen Behandlung verblüffend. Goethe hat einmal von der Novelle verlangt, daß sie ‚eine sich ereignete unerhörte Begebenheit' schildere. Wilhelm Schlegel fordert in ähnlichem Sinne, daß die Novelle ‚neu und frappant' sei und zwar ‚in jedem Punkt ihres Seins und ihres Herzens'. Später hat Paul Heyse in einer beachtenswerten Erörterung über diese Kunstform, unter Beziehung auf Boccaccios Meistererzählung, den ‚Falken' für die Novelle als unerläßlich gefordert, auch er legt damit auf das Unerhörte der Begebenheit den Hauptwert. Was hier die Theorie fordert, hat Kleist erfüllt und Flex nach ihm. Unter den acht ‚Gesichten und Geschichten' verdient nur die ‚Letzte Wacht' nicht die Bezeichnung Novelle, sie ist zwar fesselnd und farbig geschrieben, bleibt aber doch mehr auf der Stufe der Skizze und des Stimmungsbildes. Alle übrigen Erzählungen sind wirkliche Novellen in ursprünglicher Bedeutung: unerhörte Begebenheiten, erschütternde Schicksalswendungen, krasse, außerordentliche Geschehnisse. Da schildert gleich die erste, ‚Das Blut der Almuth Petrus', wie der Rest der kleinen Gemeinde von Frankenreuth, mit ihrer Pfarrerfamilie in die Kirche eingeschlossen und von blutdürstigen Reitern belagert, seine letzten Stunden verlebt. Der streitbare Priester Hannibal Petrus hat den Reiterführer mit einem Holzstuhl erschlagen wie einen wütigen Hund. Jetzt steht seine Reckengestalt auf der Steinkanzel der Kirche und predigt dem kleinen zusammengekrochenen Häuflein vom Tode, derweil sein dreizehnjähriger Bub mit ganzem Leibe am Glockenstrang hängt und immerfort läutet, obwohl keine Hilfe mehr möglich ist. Eine starke, wunderbare Predigt ist es, die der Prädikant angesichts des Todes hält ... Nun tritt das Häuflein heran, er reicht ihnen den Goldpokal zum letzten Abendmahl; obwohl kein Wein darin ist, schmecken sie ihn doch, der Glaube des Priesters zwingt den Wein aus den Poren des Goldes hervor. Plötzlich unterbricht das Weib des Pfarrers die heilige Handlung, sie hebt ihren Säugling zu dem Vater empor und ruft ihm jäh ein flehendes Wort entgegen: „Taufe! Taufe!" Wie der Prädikant sich sträubt, wie sein Weib sich für ihr Kind opfert, das er schließlich mit ihrem vom Feind vergossenen Blut tauft, wie dann das kleine Häuflein im Kampf erliegt und der heldenhafte Pfarrer, den Goldpokal ans Herz drückend, in die Tiefe des Brunnens springt, damit kein ungeweihter Mund den Kelch berühre, wie in der darauffolgenden Nacht aber der Pfarrersbub sein wimmerndes Brüderlein, das mit dem Blut der Mutter auf den Namen der Glocke getauft ist, rettet — das alles ist mit vollendeter Meisterschaft erzählt. Eine Fülle von Begebenheiten ist in knappen Rahmen gedrängt. So gewinnen wir in der Erzählung, nach der das Buch seinen Namen hat, in ‚Wallensteins Antlitz' wirklich den Eindruck von der Macht, die des Feldherrn Auge und Miene auf seine Umgebung hat, und es ist das Künstlerische an der Novelle, daß diese geheimnisvolle Seelengewalt nicht geschildert, sondern aus Erzähltem heraus entwickelt und glaubhaft gemacht wird. Plastische Bildhaftigkeit tritt aus dem ‚Gewitter' vor den Leser hin. Von den drei stärksten Erzählungen aber (neben der vom Blut der Almuth Petrus): ‚Der Trommelbube des Todes', ‚Der Ring mit den blauen Steinen' und ‚Das Armesünderwürfeln' kann man nur sagen: lest sie! Ihr werdet staunen, der Atem wird euch stocken.

Flex erweist sich in diesem Büchlein als das Muster eines formsicheren Novellisten, sofern man darunter jene bestimmt gefaßte

Digitized by Google

Art versteht, die der des Dramatikers nahe verwandt ist. Was uns heutzutage im allmeinen als Novelle vorgesetzt wird, ist gewöhnlich etwas ganz anderes. Bald ein lyrisches Stimmungsbild oder ein gestrecktes Selbstgespräch des Verfassers, bald umständliche Zustandsschilderung oder psychologische Zerfaserung, ein Feuilleton oder eine lehrhafte, an einem besonderen Fall erläuterte Abhandlung. Ich kenne keinen Novellisten der Gegenwart, der mit so kräftigem Griff ins Menschenleben so „unerhörte Begebenheiten" herausfischen und sie so knapp und klar, fast dramatisch zuspitzen kann. Was andere zu langen Bettelsuppen verwässern, gibt er als Extrakt in einem Tassenkopf. Dieser Erzähler drängt ungestüm vorwärts, während er sein Pferd fest am Zügel und zwischen den Schenkeln hält. Flex ist ein Erzähler großen Stils. Bringt er einzelne Nebenumstände, so bringt er sie niemals um ihrer selbst willen, sondern in höchst sparsamer Verteilung zur Belebung und stärkeren Einprägung des Ganzen. Dieser Poet, den wir in seinen Kriegsdichtungen, im ‚Wanderer' und ‚Abendmahl' als den feinen sinnvollen Schwärmer kennen, zeigt sich hier als der klare Realist, der mit dem ruhigen Rhythmus des scharfsinnigen Berichterstatters Schritt für Schritt die Vorgänge aus seinen Personen heraus entwickelt; er selber verleugnet scheinbar seinen Anteil, er sucht sein Alibi festzustellen und vermag doch hinter kühlmetallener Form die zitternde Erregung des heißblütigen Künstlers kaum zu verbergen.

Der polare Gegensatz zu dieser im besten Sinne männlichen Gestaltungskraft, voll Unmittelbarkeit und prägsamer Rundung, ist das mit allen Merkmalen eines Frauenromans ausgestattete Buch ‚Am alten Graben' von Adele Gerhard. Während dort auf kleinem Raum starke und seltsame Schicksale zusammengedrängt werden, ist hier, wie gewöhnlich bei dieser Erzählerin, der große Rahmen eines Romans, die Geschichte eines ganzen Frauenlebens ausgespannt, aber punktartig, skizzenhaft sind nur ein paar Höhenpunkte ihrer Entwicklung hervorgehoben, und selbst in ihr Seelenleben erhält man nicht ganz den erwünschten Einblick, auch aus ihm macht die Verfasserin in der Hauptsache ein Berufsgeheimnis. Adele Gerhard ist ohne Frage eine feine kultivierte Natur; schon die Wahl ihrer Gestalten und Vorwürfe läßt einen reifen Geschmack, eine Vorliebe für edle Geistigkeit erkennen, und die Gesellschaftskreise, in die sie uns führt, sind von zuverlässiger Anständigkeit; in ihrem letzten Roman ‚Magdalis Heimroths Leidensweg' ist es die Familie eines Präsidenten, diesmal die eines Gymnasialdirektors, aus der die ‚Heldin' stammt. Gern verbindet Frau Gerhard mit dem Überblick über ein zartes Frauenleben die Schilderung eines besonderen Stadtcharakters, bisher teilte sie da ihre Vorliebe für die alte Heimat Köln (‚Vom Sinken und Werden') mit der für die neue: Berlin. Ihr bisher wohl gelungenster Roman, ‚Die Familie Vanterhouten' spielt in Neu-Berlin, der vorliegende auch, obwohl er scheinbar seine Wurzeln bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erstreckt. An jene Stelle, wo die Kolonnaden sich auf der alten Mohrenbrücke erheben, in das große Haus am alten Graben, das der Stadt Berlin durch eine Erbschaft zufiel, führt uns die schmale Hand der Erzählerin. Der hintere Teil des Grundstücks ist zu einem städtischen Gymnasium, der vordere zu Dienstwohnungen ausgebaut. Dort wohnt der Gymnasialdirektor Bucher, dessen Tochter Ursel als Hauptgestalt aus dem Roman hervorwächst. Nur langsam schält sich ihre untersetzte Figur mit der großen Stirn und dem eckigen Gesicht, den „hart ausgehauenen Linien" aus der Familie und Umwelt heraus. Ihre Mutter, die ihr völlig wesensfremd ist, wandelt durch den ersten Teil der Erzählung als eine stille, schmiegsame Schönheit, die viel geliebt wird und wahrscheinlich — genau erfährt man es nicht — viel selber liebt. Obwohl Ursel mit dieser Mutter nichts als den Namen gemein hat, wird die Mutter uns doch liebevoll geschildert, wie sie „Jahr für Jahr mit zierlichen Händen Butternäpfe und Kristallschalen zurechtrückt und ruhesam die Nadeln ihrer Häkelei rührt", vom Vater hingegen, dessen Eigenart die Tochter geerbt hat, erfahren wir nur ein paar Äußerlichkeiten. Daß er ganz nebenher auch ein tüchtiger, kluger und sogar bedeutender Mann ist, ahnt der Leser schließlich, wenn er aufmerksam das Schicksal seiner Tochter Ursel verfolgt, die von früher Jugend an den inneren Drang zum Studieren fühlt und in geistiger Wirksamkeit allein ihre Lebensaufgabe sieht. Die Männer sind nur Zwischenfälle in ihrem Leben. Zu ihrem Gatten, dem Universitätsprofessor Landré, findet sie kein inneres Verhältnis, und als er stirbt, fühlt sie in sich ein vergebliches Tasten nach einem Schmerz. Selbst der tatkräftige Wirklichkeits- und Gegenwartsmensch Schöller, mit dem sie als Witwe ein kurzes aber gründliches Liebesverhältnis hat, bedeutet schließlich nicht mehr als eine Episode.

Der Leser kommt über den Eindruck nicht hinweg, daß diesem Ausgang die rechte Begründung fehlt. ‚Den alten Graben' dafür verantwortlich zu machen, daß Ursel ihr Leben eigentlich nur mit dem Hirn lebt, könnte eine dichterische Feinheit sein, wenn es der Verfasserin gelungen wäre, seinem genius loci erkennbare Wesenszüge zu geben, die zu einer solchen Entwicklung zwingen müßten. Aber obwohl es nicht an Versuchen dazu fehlt, wird man doch nicht überzeugt, daß just an der Mohrenbrücke in Berlin es unmöglich sein sollte, der abseitigen Gelassenheit eines alten Gemäuers sich zu entziehen, zumal wenn es ein städtisches Gymnasium beherbergt. Heißt es doch zu

Digitized by Google

Am Verbandplatz. Zeichnung von Carl Jaeger

Digitized by Google

Digitized by Google

Anfang des Romans ausdrücklich: „So bot sich nun an jedem Morgen das seltsame... Bild, daß die Schar der jungen Burschen mit ihren hellen und dunkeln, kurzgeschorenen Knabenköpfen über die Stelle zog, wo unten das schwarze Wasser spülte — daß in der Frühstückspause vergnügt plaudernd voll frischem Leben die Träger der Zukunft über den alten Graben wanderten“... Hier ist also der Geist des Ortes ungefähr als das Gegenteil dessen geschildert, was er später bedeuten soll. Und daran wird auch nichts geändert durch die ruhenden steinernen Gestalten, die den Kolonnaden geblieben sind; sie werden im Roman als „stumme Hausgeister vor dem Gebäude“, als „graue Wächter“ bezeichnet und kehren als solche in jedem Kapitel getreulich wieder, so daß sie alsbald schwer zu ertragen sind. Um ihnen symbolische Bedeutung zu geben, hätte es ganz anderer dichterischer Mittel bedurft, als die Verfasserin sie anwendet oder auch wohl anwenden kann.

Dennoch sind diese steinernen Wächter die einzigen Männergestalten des Romans, zu zu denen Adele Gerhard immer wieder gern zurückkehrt, ja, wenn sich die Veränderungen, die mit ihnen vorgehen, auch nur etwas äußerlich durch Witterungswechsel vollziehen, so sind sie dennoch schärfer charakterisiert als jeder andere in dem Roman auftretende „Herr der Schöpfung“. Meist werden die Männer mit irgendeiner äußerlichen Eigenschaft ein für allemal abgetan. Vom Vater, dessen geistige und seelische Erbin Ursel doch offenbar ist, erfahren wir eigentlich nur, daß er ein Bulldoggengesicht und breite Hände hat; beim Professor Landré, dem Gatten der Ursel, genügt zur Kennzeichnung sogar schon eine Gebärde; sobald die Verfasserin auf ihn zu sprechen kommt, schildert sie immer wieder und immer nur dies eine: wie er seine Brille abnimmt und „mit einem weißen Taschentuch abwischt, wobei er die geröteten Augenlider für einige Sekunden schließt.“ Das ist das erste und letzte Kennmal. Es könnte in einem humoristischen oder satirischen Roman Sinn haben, aber hier? Wenn dieser ordentliche Universitätsprofessor ein Trottel ist, von dem es sich nicht anders zu sprechen lohnt, als in dieser spöttisch-überlegenen Weise, so ist die Ursel ein geringwertiges Menschenkind, wenn sie ihn heiratet.

Man hat wohl zu unterscheiden zwischen der gewollten künstlerischen Form, nur in Andeutungen zu zeichnen, den Leser das meiste erraten zu lassen und einer Handhabung dieser Form aus Notbehelf, aus mangelnder Gestaltungskraft... Adele Gerhard macht es sich gar zu leicht. Wenn wir von jemand verlangen dürfen, daß er einen Menschen zu deuten, zu beschreiben, daß er seine Schicksale aus seinem Wesen zu erklären vermag, so ist es eben der Dichter. Alle großen Epiker haben eine treibende Freude daran, das innerste Wesen ihrer Gestalten vor uns zu entwickeln und es ist ein Zeichen ihrer Kunst, gerade die Nebengestalten, wenn auch mit wenigen Strichen, so doch ohne Einseitigkeit oder etwa gar nur nach einer einzigen Gebärde zu zeichnen. So einfach sind die Menschen nun einmal nicht.

In der Darstellung ihrer Frauengestalten verrät Adele Gerhard viel Zartheit, ein nicht so sehr verästeltes als verzweigtes Seelenleben läßt sie mehr erraten als erkennen. Aber eine gewisse Dumpfheit und Müdigkeit ermüdet auch den Leser, zwischen den Zeilen aufsteigende Kühle teilt sich ihm mit, das Skizzenhafte vermag ihn künstlerisch nicht zu fesseln, das Unpersönliche läßt auch ihn keinen persönlichen Anteil nehmen; merkt er nun noch gar ein recht oberflächliches Verhältnis zur Natur — deren Schilderungen ohne den Reiz eigentümlicher Beobachtung sind — so kommt er bei aller Hochschätzung für die Verfasserin nicht darüber hinweg, daß auch dies Werk ein Frauenroman in Reinkultur ist, wie ihre früheren Erzählungen auch, und keinen Fortschritt bedeutet.

Schriftstellerinnen, die „den Funken“ haben, wie Michael Kramer sagt, lassen in neuerer Zeit das deutliche Bestreben erkennen, vor dieser Art des typischen Frauenromans, in dem es immer ein wenig nach Lavendel und getrockneten Rosenblättern riecht, das Weite zu suchen. Sie unternehmen es sogar, mit dem Humor, der ein durchaus männliches Geschöpf ist, in ein nahes Verhältnis zu kommen und bleiben nicht ohne Gegenliebe, wie Alice Berend beweist, die uns in ihrem Roman Die zu Kittelsrode eins ihrer köstlichsten Bücher schenkt. Mit dem Wort Humor wird in unserm Schrifttum reichlich Unfug getrieben. Daß ein großes Herz voll sonniger Liebe dazu gehört, ein verstehendes Weltfühlen, dem das Unscheinbare seine heimlichen Herrlichkeiten, der Arme seinen Reichtum offenbart — wird von den meisten übersehen. Diesem Prüfstein hält Alice Berend stand. Sie schreibt mit ihrem Herzblut. Wir müssen die Leutchen lieben, die sie schafft. Wie gern faßt man die mehlbestaubte Hand ihres Michael Hornschuh des Müllers, und seines Sohnes Michel, dessen Werden und Wachsen man von den denkbar frühsten Anfängen miterlebt... Michel macht seinem Herzen und dem seiner Dichterin Ehre, wenn er, der reiche Müllerssohn, nach dem die feinsten Töchter des Landes schielen, just die arme kleine Ursula, des verstoffenen Besenbinders verwahrlostes Kind, auf seinen Thron hebt. Die Liebesgeschichte dieser beiden ist die köstlichste der vielen Liebesgeschichten, die das Buch schmücken. Hier merkt man allein bisweilen, daß es eine Frau geschrieben hat, aber man ist nur erfreut über diese Wahrnehmung, denn so zärtlich und innig, mit so verschämter Schalkhaftigkeit wie z. B. die neuerwachende Liebe des alten Hornschuhschen Ehepaares geschildert wird, kann nur eine Frau schreiben. Die eigentliche Begebenheit der Erzählung,

Digitized by Google

das Heranwachsen des Dörfleins Kittelsroda zu einem Kurort, wird umsponnen von so vielen bunten und lustigen Fäden der Einzelschicksale, so durchwebt von Laune und Liebe, daß man ihr kaum Beachtung schenkt. Ich bemerke das aus einem besonderen Grunde, der bei Betrachtung des nächsten Buchs, Thomas ‚Altaich', seine Berechtigung erweisen wird. Alice Berend hat den Mut, in das letzte Drittel ihres Romans die Kanonen des Weltkrieges hineindonnern zu lassen. Mut gehört schon dazu, nach den ebenso zahllosen wie elenden Machwerken, die während des Krieges ihr mangelndes Gewicht durch eine Beschwerung mit Stahl und Eisen herzustellen suchten. Aber nachdem jetzt alle vor dem Kriege begonnenen Erzählungen, die so einen dankbaren ‚aktuellen' Ausgang fanden, wohl restlos aufgearbeitet sind, und die meisten besseren Erzähler noch immer mit sichtlicher Scheu um den Krieg herumschleichen, ist doch wohl der Zeitpunkt gekommen, wo man es keinem mehr verargen darf, wenn er nicht wie der Vogel Strauß den Kopf in den Busch steckt und so tut, als ob das beispiellose Weltgeschehen, das uns alle seit vier Jahren in Atem hält, nicht vorhanden wäre. Nein, so wenig reine Schlachtschilderungen auch heute noch Leser finden werden: die Beziehungen, die der Krieg nachgerade in alles Leben und Erleben hineinwebt, braucht ein Dichter wahrlich nicht mehr wie heißes Eisen liegen zu lassen. Hier zeigt Alice Berend mit feinem Takt einen der Wege, die sich als gangbar erweisen. Der Abschluß des Romans ist meisterhaft. Was man von seinem Anfang nicht behaupten kann, der zu weitschweifig und mehr noch als die spätere Erzählung mit den greulichen Gemeinplätzen behaftet ist, die eine auffällige Schwäche, ein wahres Gebrest des Romans bilden. Was soll es nur bedeuten, daß Alice Berend auf jeder Seite fast einen neuen Absatz mit so erschütternden Weisheiten beginnt, wie Niemand wird als Held geboren. Glück wie Unglück kommen unvermutet. Gute Lehren soll man nicht mißachten. Früh übt sich, was ein Meister werden will. Geschmack und Meinung sind verschieden ... Und so fort Aufhören. Man glaubt es kaum, daß eine Schriftstellerin von dem hohen Rang einer Alice Berend sich eine so stattliche Liebhabersammlung ausgesuchter Plattheiten anzulegen vermag.

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß zwei humoristische Romane nebeneinander auf dem Büchertische liegen, die beide das Heranwachsen eines Kurorts aus kleinbürgerlich bäuerlicher Weltabgeschiedenheit belächeln, zum Überfluß sind beide noch im selben Verlage erschienen. Altaich von Ludwig Thoma hält sich strenger an den Grundgedanken seines Vorwurfs. Er macht sogleich auf der ersten Seite einen Kopfsprung in medias res und entwickelt von der Eröffnung der „Vizinalbahn" an, die den Markt Altaich mit der Welt verbindet, den mit Gewalt von einem Häuflein strebsamer Bürger durchgesetzten Aufstieg zum Kurort, dem dann ein ebenso schneller Abstieg folgt. Das Ergötzlichste an der mit übersprudelnder Spottlaune geschriebenen Erzählung ist die hierehrliche Gemütsruhe, die Altaich im allgemeinen diesen Umwälzungen entgegensetzt, der untätige Widerstand etwa Martls, des alten Hausdieners in der „Post", der fürchterlich grob wird, als er eine Schirmmütze mit der Aufschrift „Hotel Post" aufsetzen soll, oder des weiblichen Hauspersonals im Gasthof, als der erste Sommergast eintrifft. Thomas bekannte Schlagkraft, wenn er die Auswüchse des Spießertums durchhechelt, findet hier ein weites Feld in dem Gegensatz der nach und nach eintreffenden Sommerfrischler zu den altgesinnten Kleinstädtern, deren Beziehungen sich nur in einzeln Fällen, wo die männliche und weibliche Jugend den Vortritt haben, bessern. Die einzelnen Gesichter sind scharf, wie mit einer Taschenlaterne beleuchtet. Man sieht, wie Thoma die Zielscheiben seines Spottes aufrichtet und sich bequem mit voller Brustbreite vor sich hinstellt, so daß jeder Schuß ein Treffer ist. In der messerscharfen Charakteristik jeder einzelnen Person unterscheidet er sich von der in milderen Umrissen gestaltenden Alice Berend wesentlich. Dadurch, daß Thoma seine typische, sich dem Charakterschwank annähernde Satire, die sich sonst an kleineren Erzählungen genügen läßt, diesmal zu einem Roman erweitert, kommt mitunter eine gewisse Breite und Eintönigkeit in das behagliche Verweilen bei Belanglosigkeiten, manche Mittel seiner Karikatur machen einen etwas verbrauchten Eindruck, und es gibt Stellen, an denen man mehr die entschlossene Absicht des Humors als den Humor selbst antrifft. Aber sein Schifflein ist flott genug, um auch über diese Untiefen hurtig hinwegzugleiten. Das Buch als Ganzes ist doch wieder echter Thoma, ein sprudelnder Quickborn jener Stachellaune, die allem Spießbürgertum und aller Geckerei (auch in der Kunst) wie eine Bremsfliege aufsitzt. Und schließlich fühlt man hinter dem übermütigen Humor und dem zwickenden Spott das starke Heimatgefühl dieses kernigen Menschen, die unbestürmbare Liebe zu seinem bayrischen Volk und zu allem Echten, in der Stille Treuen. Wie ein feines Goldsteingeäder durchziehen diese ernsten Werte das heitere Buch, wir fühlen den Herzschlag eines aufrechten Kerls, etwa in der stillen Tragik des Schlossers Hallberger, dessen einziges Kind eine „Bummsdiva" geworden ist, oder in der schlicht-rührend geschilderten Heimkehr eines alten Burschen aus Amerika, der in der Heimat seine letzten Tage verleben und seine letzte Bettstatt finden will. Ein schlichtes, echtes und fröhliches Buch!

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Die Inventarisierung der belgischen Kunstdenkmäler: Ausstellung in Namur — Eisenarbeiten von Jos. Marbach in Ettiswil — Porzellane von Paul Scheurich — Denkmünze des badischen Heimatdankes — Erinnerungsmünze an die Hilfstätigkeit der Schweiz im Weltkriege — Zu unsern Bildern

Das Werk, das dermaleinst — abseits der Schilderung der militärischen Bewegungen und politischen Ereignisse dieses Weltkrieges — Rechenschaft von der Betätigung deutschen Wesens, Könnens und Fleißes in den besetzten Gebieten abzulegen haben wird, darf zu seinen bedeutsamsten Blättern zweifellos jene zählen, die von der deutschen Betreuung der Kunstdenkmäler Belgiens Kenntnis geben. Denn über diese — überaus reichen — Denkmäler hat nicht nur die deutsche Oberste Heeresleitung schon beim Vormarsch nach Möglichkeit schützend die starke Hand gehalten, sondern ihnen wurde auch nach Übernahme der Verwaltung des besetzten Gebietes von deutscher Seite die denkbar weitestgehende Fürsorge zuteil. Über all diese, der unmittelbaren Gegenwart dienende Fürsorge noch hinaus aber griff man deutscherseits, als namhafte deutsche Gelehrte auf die alten und vielseitigen Zusammenhänge zwischen der mittelalterlichen Kunst Belgiens und Deutschlands, vornehmlich der deutschen Westgebiete hinwiesen. Man folgte der Anregung, unter Benutzung der mit der Besetzung gegebenen besonders günstigen Gelegenheit die wichtigsten der belgischen Denkmale für alle Zeiten im künstlerischen Bilde festzuhalten und dermaßen mit einer Art von ‚Kunstinventar' der Kunstforschung und Kunstgeschichte Unterlagen von bleibendem Werte an die Hand zu geben. Hatte sich nun zur Erstellung solcher Unterlagen das Belgien ‚vor dem Kriege' niemals aufzuschwingen vermocht, das Deutschland ‚im Kriege' setzte den Gedanken alsbald in die Tat um. Nachdem einige deutsche Kunstfreunde, an ihrer Spitze unser Kaiser, auch die erforderlichen Mittel bereitgestellt hatten,

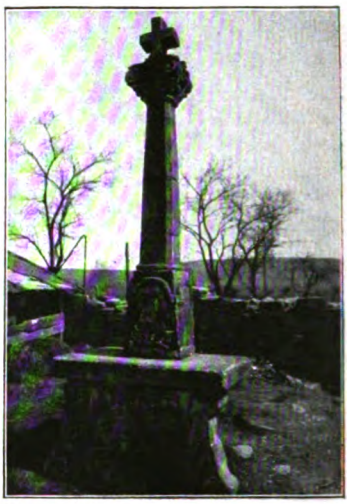
Das Mittelschiff der St. Jakobskirche in Lüttich

Die Kathedrale in Namur

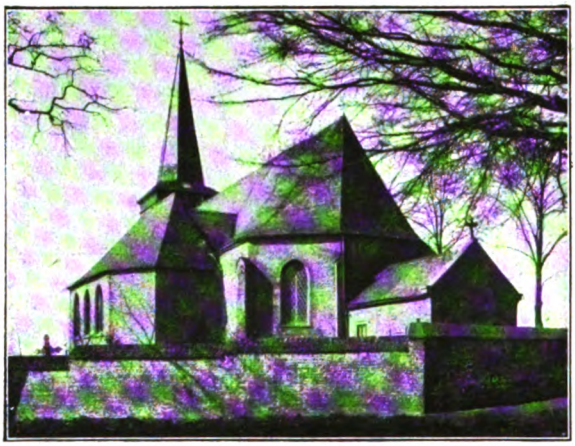
Ruinen des Klosters Aulne in Wallonien

Digitized by Google

wurden schon im Mai v. J. in beiden Landesteilen Flandern und Wallonien die entsprechenden praktischen Arbeiten aufgenommen. Nun ist ein Teil der Ergebnisse der einschlägigen Arbeiten aus den vier wallonischen Provinzen Luxemburg, Lüttich, Namur und Hennegau zu einer Auslese vereinigt, die der breiteren Öffentlichkeit vorgeführt werden konnte: in Gestalt einer in Namur eröffneten Ausstellung von rund 600 künstlerischen Photos der bedeutsamsten belgischen Kunstdenkmale des Mittelalters, der Renaissance- und Barockzeit; vornehmlich jener Zeitabschnitte also, die einerseits für die deutsche Kunstforschung von besonderem Werte sind, anderseits wohl aber auch das Wertvollste des belgischen Kunstbesitzes überhaupt umschließen dürften. Dessen wird sich auch der Laie ohne weiteres bewußt, wenn er bei dem Rundgang durch die erste Hauptabteilung ‚Kirchliche Kunst' den wundervollen Aufnahmen von Kirchen zu St. Hubert und Dinant und den Perlen Walloniens, den Kirchen von Lüttich, Tournai usw. begegnet. Was wir da an Prachtschöpfungen der Gotik — von romanischer Zeit bis hinauf zu den mehr ins Einzelne gehenden und teilweise



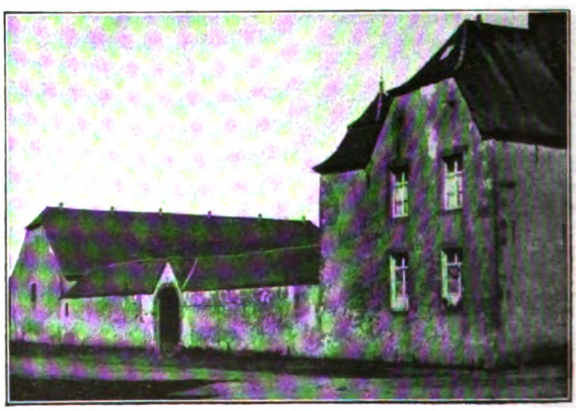
Hochkreuz in Rouvroy



Dorfkirche in Trazegnies

auch bereits von den Erscheinungen späterer Stilrichtungen berührten Schöpfungen jüngerer Tage — entdecken, all das gibt sich nämlich zum Teil so echt deutsch, daß es ebensogut drüben auf heiligem deutschem Boden, im alten Köln oder auch in Ulm oder Nürnberg stehen könnte. Und vollends die Glanzstücke dieser Abteilung, die uralten Abteien Orval, Aulne und Villers! In diesen haben Mönche des um die Entwicklung des gotischen Stils ja besonders verdienten Zisterzienser-Ordens mit Refektorien und Kreuzgängen, Kirchen- und Klosterhallen so viel von urdeutsch anmutender Kraft und Kunst zusammengetragen. — Mit Glück wissen sich in der Sammlung aber auch die wallonischen Dorfkirchen zu behaupten; vornehmlich wohl dank ihrer lieb-

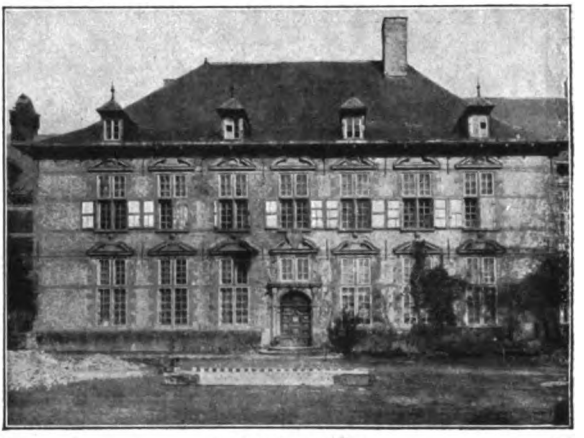
reizenden, anspruchslosen Anmut und Schlichtheit, der es in keinem Falle um große Außenwirkung in irgendeinem Stil zu tun ist, sondern in wohltuender Genügsamkeit um eine möglichst beredte Sprache zum Innern der Gläubigen, zu der Gemeinde, deren religiöser Betätigung sie dienen. Der Schwerpunkt ist demgemäß mit einem geradezu erstaunlichen Feingefühl auf den Einklang zwischen Bauwerk und Umgebung, also Landschaft, bäuerlicher Siedelung und Volkscharakter gelegt. Solche schöne, trotz aller Bescheidenheit der Ausdrucksmittel volltönende Harmonie ist es denn auch, die den meist aus einfachem Sandstein, aber mit ausgezeichneter Beherrschung des Materials gefertigten ‚Hochkreuzen', etwa unserm ländlichen ‚Flurkreuz' entsprechenden Bildstöcken, ihren



Die Ferme Villers sur Semois

Digitized by Google

Reiz und die durchaus künstlerische Wirkung verleiht. — Schon wieder ein ander Ding ist es dann aber um die vielgestaltigen alten Grabdenkmale, an denen sich, vornehmlich unter Verwendung des im Lande vielfach vorkommenden Schiefers, wieder eine eigenartige Kunst betätigt hat; eine Kunst, die aber vollends die Bewunderung Weckendes erstehen ließ in den prachtvollen Barock-Chorgestühlen aus den Kirchen von Floreffe, den formenreichen Beichtstühlen von St. Loup-Namur, in bestechend schönen mittelalterlichen Altären aus Dorfkirchen des Hennegau, farbensatten Emaille-Bildern aus St. Hubert usw. usw. — Ist es somit, wie angedeutet, eine fast unermeßliche Fülle und Vielseitigkeit, die dem Beschauer schon in der vorgeschilderten Städte- und Landschaftsbilder verschandelt. — Die Welt des ‚Großen' endlich tut sich dann in dieser Gruppe auf mit den Bildern von Schlössern und Burgen. Erstere sind mit hervorragenden Schöpfungen sowohl der Renaissance- wie der Barockzeit vertreten und bilden demgemäß eine buntschillernde Kette von entweder malerisch auf die Höhe oder in liebliche Gärten gestellten Siedeleien mit ernstwürdevollem oder auch heiteranmutigem Antlitz; je nachdem eben auch hier von Landschaft, Zeitalter oder Lebensverhältnissen des Bauherrn diese oder jene Bauweise nahegelegt worden war. — Die Perle der ganzen Hauptabteilung ‚Profanbauten' bildet Burg Bouillon an der Semois, das alte Stammschloß der einstigen Herzoge von Niederlothringen, das ja von gewiegten Sachkennern als der schönste Burgenbau Europas angesprochen wird. — Hauptgruppe gegenübertritt, nicht minder wirkungsvoll und edel gibt sich die zweite Gruppe ‚Profanbauten'. Da ist es wieder das Bauern- und Bürgerhaus, das mit seiner vermutlich ungewollten, aber doch vorhandenen schönen Außenwirkung gefangennimmt, dabei aber warme innere Behaglichkeit ausstrahlt! — Zum ‚Größeren' leiten dann glücklich hinüber reizvolle Ansichten von ‚Fermen', d. h. befestigten Landhäusern, und die Abbildungen von Brücken- und Festungsanlagen, bei denen trotz der gebotenen Zweckberücksichtigung doch auch die Kunst zu ihrem Rechte kommen durfte, so daß es da niemals der im ‚neueren' Belgien — oder auch anderswo? — vielfach zu sehende rohe, rote Blendsteinbau ist, der das Auge verletzt und ganze Straßen-, ja

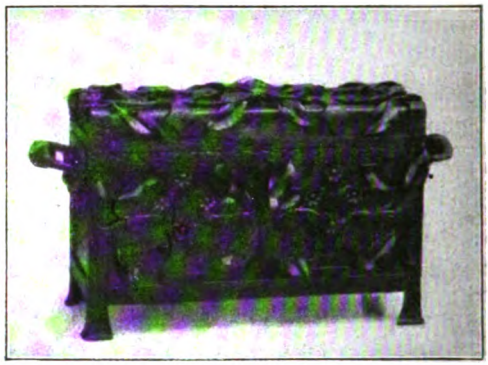


Schloß Trazegnies

Die Burg Bouillon

Couvy le Chateau in Wallonien

Digitized by Google



Kassette in Eisen getrieben — Kassette in Eisen geschmiedet
Nach eigenen Entwürfen gearbeitet von Jos. Marbach in Ettiswil (Kt. Luzern)

Die Meißener Porzellanmanufaktur bietet in den hier abgebildeten Porzellanen — dem Tänzer, den Tänzerinnen, dem Pierrot und der Gruppe — Werken ganz erlesener Art, die bei dem großen Aufschwung dieser Kleinkunst und dem neuerwachten Sammeleifer bald Lieblingsstücke auf dem Kennermarkte werden dürften. Stammen ihre Entwürfe doch von dem bekannten Künstler Paul Scheurich, dessen geschmeidige Hand mit Feder und Zeichenstift zwar schon viel zwingende und eindrucksreiche Kunstblätter versah, hier aber wohl zum erstenmal der großen sächsischen Porzellanwerkstatt ihre zartformende Kraft verlieh. Wie seine Frühlingsgöttin mit Füllhorn und Knitterband auf dem wirkungsvollen ‚Dame'-Umschlag, wie seine Einbandzeichnungen, sein Buchschmuck (u. a. zu Heines ‚Italienischer Reise', Edgar Allan Poes ‚Werke des roten Todes'), wie die Mehrzahl seiner Radierungen geben auch seine Porzellanfigürchen den überraschenden Eindruck lebhaftester Bewegung. Immer ist die Handlung erkennbar. Ein Höhepunkt ist aus einer ganzen Kette von Begebenheiten oder Entwicklungen mit sicherem Blick herausgegriffen. Des Beschauers Sinne wandern rückwärts und voraus, sie werden unweigerlich gefesselt. Die zarten Tönungen der Meißener Schule kommen der feinen, nervösen, heimlich kichernden oder versteckt schluchzenden Kunst Paul Scheurichs sehr zu-

Porzellane von Paul Scheurich. Ausgeführt in der Kgl. Sächsischen Porzellanmanufaktur in Meißen

Digitized by Google

Porzellane von Paul Scheurich. Ausgeführt in der Kgl. Sächsischen Porzellanmanufaktur in Meißen

statten. Als Bildner tritt er mit diesen Werken in starken Wettbewerb mit dem Graphiker, den wir bisher kannten und schätzten. — — Dem Kunstgewerbe widmet unsere Rundschau ihre Aufmerksamkeit in der Wiedergabe der beiden Kassetten — in Eisen getrieben und in Eisen geschmiedet —, die nach eigenen Entwürfen von Jos. Marbach in Ettiswil (Luzern) gearbeitet sind, und in der Vorführung von zwei bemerkenswerten Denkmünzen. Die Denkmünze des badischen Heimatdankes ist all denen gewidmet, die durch Stiftungen zur staatlichen Hinterbliebenen-Fürsorge beitragen. P. P. Pfeiffer in Pforzheim ist als Sieger aus einem engeren Wettbewerb zur Erlangung eines geeigneten Entwurfes hervorgegangen. Er gehört der Pforzheimer Goldschmiedeschule an; von ihm sind auch die Prägestöcke ausgearbeitet. Die Vorderseite der Münze zeigt den Kopf eines deutschen Kriegers mit dem Stahlhelm und der Umschrift: „Wir gaben das Leben, sorgt für unsere Lieben". Die Prägung der Stahlmünze hat der Pforzheimer Fr. Kammerer ausgeführt. — Ein denkwürdiges Stück ist auch die Münze, die aus H. B. Mayers Pforzheimer Hof-Kunstprägeanstalt hervorgegangen ist. Sie ist im Auftrag des Frankfurter Vereins vom Roten Kreuz entstanden und wird vom Königlich Preußischen Kriegsministerium an verdiente Persönlichkeiten in der Schweiz verliehen. — —

Gruppe in Porzellan von Paul Scheurich
(Kgl. Sächsische Porzellanmanufaktur in Meißen)

Die Kunstblätter, die der Abhandlung über ‚Fürstliche Miniaturen' beigegeben sind, bieten willkommene Anregung, sich in die Zeiten der Künstler und ihrer ‚lebenden Bilder' zurückzuversetzen, die

Digitized by Google

Tracht der Zeit, den Prunk der Stoffe, die Kunst der Frisur zu bewundern, vor allem aber das Locken und Kichern, das Knistern und Atmen, das Plaudern und Lachen zu hören, das die fesselndsten Hofgeschichtchen zu erzählen weiß. — Ein Bild, das in ähnlicher Weise zur lockeren Ausdeutung verführt, ist A. A. Oberländers Gemälde ‚Politiker' (zw. S. 232 u. 233). Die Köpfe der beiden Dargestellten geben mehr als den alten Schlag der Bierbankweisen wieder; es ist in diese Stirnen die ernste Sorge getreten. In verblüffendem Gegensatz zu der Nachdenklichkeit dieser ums Vaterlandswohl bekümmerten Männer guter Kreise steht die kreischende Lustigkeit der drei Frauen aus dem Volke, die Prof. Franz Kiederich in seinem lebensprühenden Gemälde (zw. S. 248 u. 249) darstellt. — Prof. Hanns Pellars ‚Mucki' (zw. S. 240 u. 241) verlangt kein Wort der Erklärung; stolz und verzogen sitzt er da, der Liebling seiner Herrin, und darf sich unbedingt größere Frechheiten herausnehmen als deren Seelenfreund oder gar der Gatte. — Reichgegliederte Landschaften von eigenartigen Stimmungsreizen bieten Prof. Otto Heinr. Engels ‚Strandleben am Abend' (zw. S. 252 u. 253) und Hans Konrad Saffers ‚Amalienburg im Nymphenburger Schloßpark' (zw. S. 304 u. 305). — Im Anschluß an diese künstlerischen Schöpfungen sei die vorzügliche Aufnahme von Reinhold Blömeke genannt, die ein anziehendes Stück Heimat zur Anschauung bringt: ‚Biskirchen im Lahntal' (zw. S. 280 u. 281). — Prof. Carl von Marr hat sein farbenglühendes, heißatmiges Halbaktgemälde ‚Dämmerung' (zw. S. 272 u. 273) unseren Heften zur Wiedergabe überlassen. — In den Krieg geleitet uns schließlich wieder eine gutgesehene und mit sicherem Stift erfaßte Zeichnung von Carl Jaeger ‚Am Verbandplatz' (zw. S. 312 u. 313) und der Gedenktafelentwurf von Prof. Constantin Starck: ‚Die Siegesgöttin am Grabe eines gefallenen Helden' (zw. S. 284 u. 285). Das rohe Holzkreuz, der Stahlhelm und der Eichenkranz sprechen eine schlichte, ergreifende Sprache, deren Wiederklang aus Blick und Haltung des stolzen jungen Weibes tönt, die Deutschlands Sieg verkörpert: Trauer, Dank und Bewunderung.

Denkmünze des Badischen Heimatdankes
Entworfen von P. P. Pfeiffer, Pforzheim

Münze zur Erinnerung an die Hilfstätigkeit der Schweiz im Weltkriege
Ausgeführt von der Hofkunstprägeanstalt B. H. Mayer in Pforzheim

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor dem Spiegel

Gemälde von Wilhelm Gdanietz

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
32. Jahrg. / August 1918 / 12. Heft

Das Pünktlein auf der Welle

Roman von Ottomar Enking

Schluß

Pfiff! Bing, bing, bing!

Es war so weit. Die neue Zeit kam. Fremdartig erhob sich das Bahnhofsgebäude aus gelben Backsteinen mit braunen, blanken Kanten und Verzierungen vor dem Tor. Dem Lagerschuppen war sogar ein Stück der Stadtmauer zum Opfer gefallen. Heute, um zwölf Uhr vier Minuten sollte der erste Zug einlaufen.

Schon um zehn herrschte in dem grellen Sonnenschein ein lebhaftes Gedränge auf dem Platz vor dem Bahnhof. Die Jungens kletterten in die Bäume, um die Lokomotive von weitem kommen zu sehen.

Sergeant Schulz arbeitete mit seinen Stadtsoldaten im Schweiße seines Angesichts, um die nötige Absperrung aufrechtzuerhalten. Er erkannte: mit den ruhigen Tagen, wo man höchstens mal einen Landstreicher einsteckte, der dann im Gewahrsam mit seinen schon vor ihm festgenommenen Walzbrüdern eine gemütliche Partie Sechsundsechzig spielte, ja — damit war es nun vorbei.

Solche Eisenbahn — oha! Der Trubel!

„Immer zurück!" rief Sergeant Schulz.

Das Volk hatte draußen zu bleiben, nur die Behörden und andere geachtete Bürger durften bis an die Schienen heran.

Neben der Uhr, die über den Wartesälen angebracht war, wehten zwei Fahnen, und auch an etlichen hohen Stangen rauschte das bunte Zeug. Es war schon bald ziemlich voll auf dem Bahnhof. Man machte seinen netten, kleinen Frühschoppen zwischen den Efeuwänden am Hause oder wandelte erwartungsvoll hin und her.

Pasche Stümpemann sah nachdenklich auf die Schienen. Wie bei jeder feierlichen Gelegenheit, so trug er auch heute das Eiserne Kreuz, das ihm verliehen worden war, weil er als Vizefeldwebel so wacker mit dafür sorgte, daß wir den Kaiser Napoleon zu fassen kriegten.

Ja, es war alles recht gut mit solcher Eisenbahn, mußte er denken. Man konnte ordentlich ein paar Fässer darauf ins Ausland schicken, aber kam nicht am Ende auch fremdes Bier darauf hereingerollt?

Rentier Meefs erschien ebenfalls. Er rauchte seine lange Pfeife und war in seinen Morgenschuhen, die er nur bei Regenwetter mit andersartigem Fußzeug vertauschte. Um aber der Festlichkeit des Tages Rechnung zu tragen, hatte er sich mit dem Zylinder geschmückt. Auch auf seiner Brust glitzerte es. Das war die silberne Medaille für Treue und Redlichkeit. Der Landesherr hatte nämlich gefunden, daß dieser Mann so recht Muster und Vorbild eines ruhigen und guten Bürgers sei, und ihn darum vor allem Volke erhöhet. Rentier Meefs sah nach der Bahnuhr. Sollte man das wirklich so genau ausrechnen können, daß der Zug vier Minuten nach zwölf hier war? Das hielt er nicht für möglich.

Die Stadtbläser rückten an, und der Seminarchor, dem die Ehre zuteil geworden war, zu dieser wichtigen Stunde seine Weisen erschallen zu lassen, marschierte im geschlossenen Zuge mit blauen Mützen herbei.

Der alte Bürgermeister Fabricius hockte verdrießlich an einem Tisch für sich allein und wiederholte in Gedanken immer die Rede, die er halten sollte. Ach, er war satt und leid des alten Redenhaltens.

Senator Konning war von ungewohnter Lebhaftigkeit. Er beging ja an diesem Mor-

Digitized by Google

gen seinen Sieg über das starre Festklammern am Alten, wodurch Krukeluhn bisher soweit hinter andern Städten zurückgeblieben war.

Osewald ging umher und benahm sich liebenswürdig. Dem einen Mitbürger reichte er die Hand, nach dem andern hin schwenkte er den Hut, und dem dritten rief er ein Scherzwort zu. Kurzum, er war so recht der Mann, dem es darauf ankommt, sich beliebt zu machen.

Der Frauenverein hatte eine Abordnung gesandt, die von Frau Lizentiat Stümpemann geführt wurde. Die Damen waren gekommen, um gleich eine Bahnhofsmission einzurichten.

Im Gegensatz zu diesen schwarzgekleideten Gestalten erschien Frau Theaterdirektor Ast mit einer Schar dramatischer Künstlerinnen — lauter duftig weißen Ehrenjungfrauen. Kränze von Eichenlaub zierten ihnen das Haar.

Am Eingang des Bahnhofsflurs aber ließ sich Leepelfreeterich, die Krukeluhner Kuchenfrau, mit ihrem Korbe nieder.

Je weiter die Zeiger auf die bestimmte Uhrzeit hinrückten, desto größer wurde das Gedränge, desto gespannter wurden die Mienen. Zwölf Uhr! — Rentier Meefs paffte und lächelte dabei: Er behielt recht. Noch war nichts vom Zuge zu sehen. Die Leute sollten man aufpassen! Zehn Minuten wurden das leicht, statt vier!

Aber horch, was war das?

Ein langer Pfiff, und dann eine Glocke: bing bing bing.

Der Bahnhofsvorsteher eilte aufgeregt herum, daß nur ja niemand zu nahe an die Kante trat.

Und nun — da — ja, da um die Ecke herum, da kam sie im schlanken Bogen hergebraust, die neue Zeit in Form einer bekränzten Lokomotive und dreier Wagen. Jetzt rollte der Zug schon an den Bahnsteig.

Tante Liebe und Tante Leide, die ein Süpplein zu einer Wöchnerin hingetragen und nun aus Neugier den Umweg hierher gemacht hatten, drückten sich, als wären sie selber ein Paar aufgeplusterte Hühnchen, mit ihrem Korbe ängstlich in den Winkel. Wußte man denn, ob nicht das schwarze, fauchende Ungeheuer dort einfach über den Rand des Bahnsteiges sprang und gräßliches Unglück anrichtete?

Der Zug hielt. Die Jungens in den Bäumen schrien Hurra, etliche von den Empfangsherren schwangen den Hut und machten den Versuch, ihre Begeisterung durch Freudenrufe laut werden zu lassen.

Die Musik spielte den Pariser Einzugsmarsch, so schneidig, daß die Trompeten immer goldener erglänzten, und die Lokomotive tat währenddessen noch ihre tiefen Atemzüge, wie ein Mensch, der seine schwere Pflicht erfüllt hat und sich nun verpustet.

Den Wagen entquollen eine Menge Fremde, und Rentier Meefs war in rechter Sorge: Was kam hier nun bloß alles her? Und wie unangenehm war es, wenn man nun auf den Straßen Gesichtern begegnete, die man nicht kannte.

Aus dem vorderen Wagen stiegen nur ein paar Regierungsherren. Die stellten sich steif hin und ließen sich vom alten Fabricius begrüßen, den sein Frack umschlotterte, als wäre er gar nicht sein Eigentum, sondern als hätte er sich ihn nur für diesen Tag von der Schönen Taube geliehen.

Eine von den hohen Persönlichkeiten erwiderte auf die bürgermeisterliche Ansprache mit einer Miene, daß man es deutlich sah: Eisenbahnen zu eröffnen, das gehörte bei ihm sozusagen zum täglichen Brot.

Frau Direktor Ast, die Oberehrenjungfrau, sagte mit großen Gebärden ein Gedicht voller Heil und Segen auf und hängte der braven Lokomotive zu ihrem schon vorhandenen Schmuck noch einen Kranz um die linke Vorderlaterne.

Dann sangen die blassen Seminarjünglinge mit den abstehenden Ohren und versicherten, daß sie einen hellen Edelstein, nämlich das treue deutsche Herz wüßten. Der Herr Seminardirektor trat nahe an den Chor heran und lauschte angestrengt, ob die Töne auch rein waren.

Die amtlichen Gäste, der Krukeluhner Senat, noch ein paar Obere, auch einige vom Bürgerausschuß — Tystrowiter waren natürlich nicht darunter — begaben sich in den Wartesaal erster Klasse zum Imbiß, und während sich die Menge draußen an den Fensterscheiben die Nasen platt drückte, um zu erspähen, was die Herren wohl alles Feines zu essen und zu trinken bekamen, eilte Pastor Pugepind auf den Bahnhof zu.

Er hatte der Feier die religiöse Weihe geben wollen, war aber durch das übliche Auffammeln von Hosenknöpfen und Haarnadeln so aufgehalten worden, daß er wieder reichlich zu spät kam. Und jedesmal, wenn er sich unterwegs bückte, wunderte er sich darüber, daß die Krukeluhner Hausfrauen ihren Männern die Knöpfe nicht besser annähten.

Als er endlich den Bahnsteig erreichte, konnte er seine Rede nicht mehr halten, denn es war von den Amtspersonen niemand mehr zu sehen, und er hatte es sich doch so erbaulich gedacht, wenn er nun ausführte, daß der Atem des lieben Gottes nicht nur im

Digitized by Google

Zephirhauche, der mit den Blumen spielt, auch nicht nur im Orkan, der die Bäume knickt, sondern ebensogut in dem Dampfe zu spüren sei, der dem gewaltigen Eisenbau der Maschine entströmte. Nein, damit war es nichts, und den sauern Frühstücksaal, den Pastor Pugepind so gern aß, wenn er ihn nichts kostete, hatten die andern Herrn schon verputzt.

Die Musik und der Seminarchor sorgten abwechselnd für den Ohrenschmaus, und unterdessen verstand es die Lokomotive zum Staunen von Rentier Meefs, sich auf die andere Seite des Zuges zu schlängeln.

Das Schalterfenster im Flur glitt hoch — ein großer Augenblick! Und zum erstenmal seit Erschaffung der Welt konnte man Fahrkarten mit der Aufschrift Krukeluhn erstehen! Viele verlangte es danach, gleich eine Reise über die Insel anzutreten, und wäre es denn auch nur bis zur nächsten Dorfhaltestelle, einer aber war ganz unternehmend: der forderte, recht laut, daß alle es hören konnten: „Eins dritter, Berlin, Schnellzug!"

Da verstummten die Männer und Frauen ringsum. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Tages war ihnen mit einem Schlage klar. Einfach so von Krukeluhn nach Berlin — Junge, Junge!

Alles, was den Frack anhatte, also auch der Krukeluhner Senat, war nach geschehener Sättigung in den besonderen Wagen eingestiegen, und die übrigen Abteile des Zuges waren vollgepfropft, und während nun Stadtbläser und Seminarchor sich dazu vereinigten, das Lied vorzutragen:

So leb' denn wohl, du stilles Haus!
Ich zieh' betrübt von dir hinaus;
Ich zieh' betrübt und traurig fort,
Noch unbestimmt, an welchen Ort. —

da rief der Bahnhofsvorsteher: „Abfahren!"

Pfiff! sagte die Lokomotive, zog unter Hurrarufen an und ließ gleich draußen auf dem Felde ihr bing bing bing ertönen, damit die lieben Kuhchen aus dem Wege gingen.

Befriedigt zerstreute sich die Menge.

An jedem Tage lief von da an dreimal der Zug ein und aus.

Seine Ankunft war recht pünktlich, mit seiner Abfahrt aber haperte es bisweilen. Denn der Bahnhofsvorsteher, Gäthje hieß der Mann, Wilhelm Gäthje, war ein geborener Krukeluhner, der hatte so ein weiches Gemüt, und wenn er nun sah, daß einem Liebespärchen das Abschiednehmen so schrecklich schwer fiel und daß sich die beiden immer gern noch einen Kuß gaben, so wurden ihm vor Rührung über das Leid der jungen Herzen die Augen naß, und er brachte es nicht über sich, so zwei Menschenkinder fahrplanmäßig rasch und jäh voneinander zu trennen, sondern er gab ihnen immer ein bißchen Zeit zu, damit sie sich noch aussprechen und sich noch mal recht satt küssen konnten. Da wurde es leicht ein paar Minuten später.

Dreimal täglich brachte der Zug eine Fracht Neuluft nach Krukeluhn und schleppte dafür einige Wagen voll Altluft mit hinaus. Ob dieser Austausch für die Stadt gesund oder schädlich war, wer will das entscheiden? Und was hat das für Sinn, sich deswegen den Kopf zu zerbrechen?

Es ging ja in Krukeluhn nicht anders als in unser aller Leben. Das Neue bricht herein, wir mögen es wollen oder nicht.

Pfiff, bing, bing, bing, sagt die Eisenbahn. Wer hält sie auf?

Verlorenes Spiel, doch neues Ziel

Die Tystrowiter mit ihrem Herrn und Meister an der Spitze hatten beim geweihten Spaten den Schwur getan, daß sie niemals die Eisenbahn von Krukeluhn nach Wullhagen benutzen wollten, und diesen Schwur hielten sie genau so lange, bis sie ihn brachen.

Einer nach dem andern ging, wenn er mal verreisen mußte, nicht mehr über die Brücke nach Neustadt, sondern schlich sich mit bösem Gewissen nach dem Bahnhof und setzte sich möglichst schnell in den Zug, damit er nicht weiter gesehen wurde. Nach und nach aber verlor sich auch diese Scheu, und sie gestanden es einander offen ein: „Was wollen wir noch erst nach Neustadt laufen? Den Hafen kriegen wir doch nicht, so müssen wir wenigstens mitnehmen, was es hier sonst Gutes gibt. Die Trotzerei hat keinen Zweck."

Tystrow war zu schlau, um dieser Meinung seiner Genossen Widerstand zu leisten. Er hielt zwar noch immer an der Hoffnung fest, die dankbare Nachwelt werde ihm eines Tages an dem auf seine Veranlassung hin wieder ausgegrabenen Hafen ein ehernes Denkmal stiften, aber einstweilen, das erkannte er selbst, mußte sich Krukeluhn mit der Eisenbahn begnügen. Und wenn er es seinen Leuten jetzt noch verbot, die bequeme Reiseart zu wählen, so hatte er nur den Schaden davon. Dann wurden aus den Getreuen am Ende Abtrünnige, die sich überhaupt nicht mehr von ihm benutzen ließen. Also drückte er beide Augen zu, wenn er einen von seinen Hafenbrüdern mit dem Koffer nach dem Bahnhof gehen sah. Und zuletzt machte auch er nicht mehr den Umweg über Neustadt, sondern löste den ganzen Bann, indem er an den Krukeluhner Schalter trat und seine Karte forderte.

Der Schwurspaten aber, der noch immer an seiner alten Stelle im Rauhen Loch hing, zeigte von dieser Stunde an Rostflecken, die

Digitized by Google

weder mit Sandpapier noch mit Speckschwarte zu beseitigen waren.

Tystrows rastloser Geist suchte nach neuen Zielen für seinen Ehrgeiz.

Sein Geschäft hielt er stramm in Ordnung. Seine Frau und seine beiden Töchter waren für ihn bloß Dienstboten, und in seiner Backstube regierte er mit der äußersten Strenge. Daher war alles, was in seinem Laden lag, lecker und fein, und wenn die Krukeluhner Damen ihre Kaffees gaben, mußten die Kuchen notwendig von Tystrow sein.

Also war auch der Ertrag aus seinem fleißigen Schaffen recht groß, und er durfte schon stark an die Zeit denken, wo er sein Geschäft mit dem bedeutenden Kundenkreise günstig verkaufen und als angesehener Hausbesitzer vom Ersparten leben konnte.

Schwiegersöhne von Rang und Stand bekam er dann spielend leicht, ja und dann war seine Familie unter diejenigen erhoben, die er wegen ihrer Vornehmheit immer mit Neid betrachtet hatte.

Das hätte ihm ja nun genügen können, jedoch so angenehm ihm die Aussicht war er fand nicht seinen Frieden darin. Er wollte eben selbst noch etwas Überragendes werden, sich nicht nur durch Verbindungen mit Hilfe seiner Töchter Achtung schaffen.

Die Bürgerschaft war auch über den Ring des Hafenvereins sehr auf seiner Seite, und das kam daher, weil sich die Liebe zu den alten Zeiten in dieser Stadt der alten Leute lebendig erhielt und weil Bäcker Tystrow immer wieder an die frühere Macht Krukeluhns erinnerte, wie sie in den Chroniken geschildert wurde.

Auf dieser Liebe fußte er schlau, es handelte sich nur darum, was auf diesem sicheren Grund und Boden noch einmal zu bauen war. Schroff konnte er werden, wenn ihm sein Wille nicht von denen geschah, über die er zu sagen hatte. Jähzornig aufbegehren konnte er auch gegen die, von denen er wußte, daß sie nun doch einmal nicht seine Freunde waren; wo er spürte, daß er Einfluß zu gewinnen vermochte, benahm er sich sehr freundlich und sogar schmeichlerisch, obgleich er stets den braven, schlichten, geraden Biedermann herausbiß.

Das Wort Allgemeinwohl war sein Lieblingsausdruck.

Kam denn durch Senator Konnings Schuld einstweilen nach den Hafenplänen nichts — gut, der Bäcker wollte seine Kraft nicht verschwenden und vor allen Dingen nichts tun, was ihm schließlich doch nur als Eigenbrödelei und überflüssiges Angehen wider den Senat ausgelegt wurde. Wer konnte wissen, ob nicht die Hafenfrage noch einmal für Krukeluhn brennend wurde? Dann drang er sicherlich mit seinen großen Absichten durch. Es war der Trost: Senator Konning lebte nicht ewig.

Das war ja keineswegs unrichtig gedacht, und Konning zählte in der Tat nicht mehr zu den jüngsten, fürs erste aber war er noch im Amte, jedoch eine Lücke entstand trotzdem in der Krukeluhner Obrigkeit.

Denn eine von den braven Senatornullen wurde abberufen, um sich im himmlischen Rate weiter im Jasagen zu üben. Eine Lücke im Senat!

Das hat für Krukeluhn immer etwas höchst Aufregendes, vor allem, wenn es sich um den Tod eines nicht rechtsgelehrten Ratsmitgliedes handelt, denn es gibt kaum einen noch so kleinen Geschäftsmann, der nicht auf diesen Posten hinschielt und in dem nicht der Wunsch wach würde, mit auf der Liste der drei Kandidaten zu stehen, die der Bürgerausschuß dem Rat vorlegt, damit sich dieser dann einen davon aussuchen kann.

Eine Lücke im Senat ...! Als Bäcker Tystrow dem verewigten Senator das letzte Geleit gab, da gingen ihm die Pferde vor dem Leichenwagen nicht schnell genug, und der Pastor sprach viel zu lange: der da, der Tote, der mußte möglichst rasch unter die Erde gebracht werden, damit Tystrow nur anfangen konnte, für sich zu arbeiten. Denn das stand in ihm fest: kein anderer als er selbst sollte es werden, der die Lücke ausfüllte.

Neues Ziel. Wohlan! Es mußte mit allen Mitteln erreicht werden.

Wieder einmal stand Rinke Tystrow vor seinem Jugendfreunde: „Ja, Senator, nun kannst du mal zeigen, daß du ein richtiges dankbares Herz hast. Auf die Liste sollen sie mich schon setzen, dafür sorg' ich. Und du mußt es durchbringen, daß ihr mich wählt, hörst du?"

Nichts Schädlicheres für seine eigenen Wünsche hätte Osewald tun können, als den Bäcker unzufrieden wegzuschicken. Es war gewiß ganz klug gehandelt, wenn man dies oft recht widerborstige Mitglied des Bürgerausschusses in den Senat erhob. Da war schon so mancher, der vorher den großen Mund hatte, zahm und gefügig geworden.

„Krieg' ich deine Stimme?" drängte der Bäcker.

Osewald erwiderte so vorsichtig, wie er denn sein konnte: „Ich hätte ja keinen Grund, sie dir zu verweigern."

„Und willst du die andern bearbeiten, damit sie auch für mich sind?"

„Warum sollte ich nicht für dich eintreten?"

Tystrow näherte sich Osewald und zwin-

Digitized by Google

ferte ihm zu: „Tu man deine Pflicht, Senator. Und paß mal auf, wenn es dir gelingt: was wir beide dann für mächtige Männer hier werden. Ganz Krukeluhn stecken wir in die Tasche!“ Er streckte ihm die Hand hin. „Jetzt treue Freundschaft, was? Wie damals, als wir noch Jungens waren. Durch dick und dünn!“

Osewald zögerte zwar, reichte ihm aber doch die geforderte Hand. Tystrow schüttelte sie ihm kräftigst. Der alte Bund war erneuert. Allerdings konnte Osewald für die Dienste, die er Rinke jetzt leisten wollte, nicht unmittelbar auf Gegendienste rechnen, denn Bürgermeister Fabricius entschloß sich, damit nicht gleich zu viele Veränderungen im Rate nötig wurden, sein schon längst geschriebenes Abschiedsgesuch wenigstens noch eine kleine Weile in der Schublade liegen zu lassen. Die Bürgermeisterwahl stand also noch nicht bevor, und Osewald hütete sich deshalb, Tystrow anzudeuten, was er von ihm erwartete. Es war besser, er verpflichtete sich einstweilen nur den Bäcker, kam dann die Zeit, so bedurfte es nur eines leisen Winkes, und der würde schon für seinen Freund das Nötige tun, ohne daß Osewald ihrem Bündnisse den Stempel eines auf Gegenseitigkeit beruhenden Geschäftes aufzudrücken brauchte. Dadurch stand der Senator selbst vor dem Genossen seiner Jugend als uneigennütziger Mann da.

Tystrow brachte es fertig, daß er unter den drei Kandidaten, die der Bürgerausschuß dem Senate vorschlug, an erster Stelle stand. Die beiden andern waren bei Licht besehen nur Strohmänner.

Schon fühlte der Bäcker, wie ihm die Flügel wuchsen; die Zuckergußschnörkel auf den Torten bekamen geradezu ausgelassen genialische Spiralformen. Frau und Töchter atmeten auf, weil er ihnen zum erstenmal ein gutes Gesicht zeigte, und die Gesellen wunderten sich baß, als er ihnen Geld zu einem Glase Stümp gab. So etwas von Freigebigkeit des Gemütes und der Börse hatte man bei ihm noch nicht erlebt.

Jeden Tag wartete er: Nun mußte der Bote kommen, um ihn aufs Rathaus zu bitten, damit er vor versammeltem Senate die Frage beantwortete, ob er gewillt sei, zu der Stadt Bestem an vorderster Stelle mitzuwirken. Jeden Tag stand er in der Ecke bei seinem Ladenfenster und schaute angestrengt die Straße hinauf. Und sobald sich nur eine Ratsdieneruniform blicken ließ, geriet er in heftiges Fieber. Nun war er der gemachte Mann!

Aber jeden Tag lauerte Rinke Tystrow vergeblich.

Konnten die auf dem Rathaus denn nicht mit sich klar werden? War es denn eine Frage, wen sie wählen sollten? Der Rat wagte es ja gar nicht, ihn zu übergehen! Das gab sonst Aufruhr in ganz Krukeluhn.

Immer erregter wurde der Bäcker. Seine Gutmütigkeit gegen Familie und Angestellte schlug wieder ins Gegenteil um. Er war von unerträglicher Launenhaftigkeit und Härte. Frau und Töchter hatten rotgeweinte Augen: „Ach, wenn Vater doch bloß erst Senator wäre!“

Sollte er zu Doktor Stümpemann gehen und fragen? Aber nein, lieber nicht. Osewald selbst hatte so etwas hingeworfen, es sei gut, wenn man sie beide jetzt nicht zusammen sähe. Das gebe sonst gleich Klatsch und würde vielleicht die unangenehme Folge haben, daß der Senator sich nicht frei genug für den Bäcker ins Zeug zu legen vermöchte.

Also abwarten, immer abwarten, wenn's auch zum Umkommen war.

Mit dem Bäcker war die gesamte Bürgerschaft unruhig. Weshalb blieb denn nur der verwaiste Senatssitz so lange leer? Tystrow war gewiß kein Ideal, aber brauchen konnte man ihn für den Posten jedenfalls. Wozu also das lange Zaudern?

Alle Ungeduld half nichts. Die Herren vom Rat gingen mit verschlossener Miene umher, und nur soviel sickerte durch die Redseligkeit des Dieners ins Volk, daß es bei den Sitzungen unter den vier Männern gar nicht sehr friedlich zugehe. Senator Konning und Senator Stümpemann wären oft arg im Streit, der alte Fabricius säße mit gerungenen Händen da und bäte um friedliche Erörterungen, und das andere Mitglied wäre wie eine schwanke Pappel im Sturm — bald hierhin, bald dahin.

Es siedete vor Spannung im Gemeinwesen, da kam der Bescheid an die Bürgerschaft: der Senat sei zu dem Entschluß gelangt, alle drei Kandidaten abzulehnen, und ersuche einen ehrliebenden Bürgerausschuß, ihm drei andere Männer namhaft zu machen.

Tystrow war erst wie vom Schlage gerührt. Dann schäumte er auf, lief überall herum und schimpfte: „Das ist eine Beleidigung, was uns der Rat da antut! Eine Frechheit! Er hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, einen von denen zu nehmen, die wir ihm aufschreiben. Wir gehen an die Regierung. Oho! Den Herren wollen wir wohl den Marsch blasen!“

Seine Aufreizung war so stark, daß sich der Bürgerausschuß davon beeinflussen und das Vorgehen des Senats als Kränkung auffaßte. Aber der Rat blieb auf seinem Stück bestehen, er habe nicht nötig, zur Wahl

Digitized by Google

vorzuschreiten, wenn ihm keiner von den Genannten tauglich erscheine. Seine Gründe brauche er nicht darzulegen.

Die Klage bei der Regierung nützte dem Bürgerausschuß nichts. Die Herren da oben hielten es mit dem Rat.

„Natürlich!“ lachte Bäcker Tystrow. „Die alte Geschichte von den Krähen, die sich nicht gegenseitig die Augen aushacken!“

Verständige Bürger rieten nun dazu, man solle nachgeben und dem Senat seinen Willen mit anderen Kandidaten tun. Tystrow aber sah seine ganze Ehre auf dem Spiel und wußte solche Unterwerfung zu verhindern. So blieb es einstweilen, wie es gewesen war — ein Senator fehlte.

Tystrow besuchte seinen Jugendfreund.

„Ich kann dir nur versichern,“ sagte Oswald, „daß ich das meinige getan habe.“

„Glaub' ich. Woran liegt es denn aber, daß ihr nicht mich gewählt habt?“

Oswald zuckte mit der Achsel. Der Bäcker wurde wild: „Wieder dieser Konning? Ja?“

„Ich kann mich nicht äußern. Das siehst du ein.“

„Dieser Konning!“ fauchte der Bäcker. „Ich hab' es mir wohl gedacht. Der haßt mich. Aber ich — —“ Er konnte vor Wut nicht weitersprechen und streckte verzerrten Angesichtes drohend die Fäuste in die Luft. „Ich — —“

Abermals zuckte der Herr Senator Doktor Stümpemann nur mit der Achsel.

Das war sehr schlimm für sein Seelenheil.

Klüfte

Die Stunde, die Garderut mit Reinhold genossen hatte — sie war so rasch vorübergerauscht. Und was davon zurückblieb, war Sehnsucht. Glück, dein Name ist Erinnerung.

Er hatte es ja gut. Das Leben umfing ihn aufs neue, ließ ihn nicht aus der Arbeit, drängte ihn zum Aufwärtssteigen; in stillen Augenblicken konnte er dann daran denken: wie sich ihm die Frau erschlossen hatte, die mädchenhaft geblieben war, obgleich sie Mann und Kind ihr eigen nannte.

Er schritt ungefesselt einher. Auch die Freundschaft mit Garderut war für ihn nicht irgendein Hemmnis auf seinem Wege.

Seine unwillkürliche, in der Natur des Mannes ruhende Eigensucht hatte sich aus Garderuts Wesen bereichert. Freudig trug er diesen Schatz in sich — er empfand ihn nie als Last.

Dankbar war er Garderut im Ihrergedenken. Alles in der Welt erschien ihm lichter und leichter nach jener Stunde. Sie belebte sein Werk, und es war nichts da, was die Strahlen, die er von ihr zu sich herüberschwingen fühlte, gedämpft oder unliebsam durchquert hätte.

Auch seine Sehnsucht zu ihr hin bedeutete für ihn einen Wert; er hätte sie sich gar nicht oft erfüllen mögen, wenn's auch in seiner Macht stand.

Ja, das war des Mannes und wohl noch mehr des Künstlers Art, sich die Seelengemeinschaft mit Garderut frisch zu erhalten, aber es war eben doch auch mehr Eigenliebe als Liebe. Es steckte viel vernünftiges Überlegen darin. Im tiefsten Grunde wollte er Garderut nicht stören, um nicht selbst gestört zu werden.

Anders sah es indessen bei seiner Freundin aus. Garderut fand nicht die geringste Ursache, sich das Erlebte durch irgendwelche Reue herabzuwürdigen. Sie war eine ganze Zeitlang, nachdem Reinhold sie wieder verlassen hatte, unsagbar froh gewesen. So voller Güte. Sie hatte ihr Kind noch nie so lieb gehabt. Sie war auch gegen ihren Mann gleichmäßig freundlicher, als er sie sonst oft kannte. Sie verschloß sich nicht so völlig mehr vor der Familie. Sie hatte überhaupt keinen Haß in sich. Nur Liebe, Liebe, von der sie ja in jener Feierstunde mit Reinhold erfüllt worden war.

Aber mag ein Lichtstrahl noch so weit hinausschweben, irgendwo stößt er einmal an und wird verschlungen.

So ging es Garderut mit ihrem heiteren, gleichsam gelösten Zustande. Die Alltäglichkeit richtete Hindernisse vor ihr auf, gegen die ihr stilles, glückliches Sinnen anprallte, um die Schwungkraft einzubüßen.

Das gab dann nach einer Weile der Zufriedenheit schon ein Aufschrecken. Eine Zeitlang nach Reinholds Abreise hatten beide einander viel und sogar stürmisch geschrieben, denn es kam ihnen nun so manches, was sie hätten sagen wollen. Die Versäumnis mußte einigermaßen in Briefen gutgemacht werden.

Dann trat in ihrem Austausch eine Pause ein. Und sie wußten, das geschah keineswegs aus Kälte, sondern solche Zeit des Schweigens diente zum Neuauffüllen der Seele.

Sie hatten das Gefühl, es ist auch schön, wenn man länger damit wartet, einen Brief zu beantworten. Denn seltsam, aber wahr: Der beantwortete Brief ist zum großen Teile gleichsam ausgelöscht. Liebe Worte wirken lebendiger im Gemüte des Empfängers nach, solange noch nichts darauf erwidert ist.

So verharrte Garderut trotz der kleinen Störungen durch die Alltäglichkeit noch in einem guten Gleichgewichte, aber allmählich kam dann doch eine Angst in ihr zum Vor-

Digitized by Google

schein. Es wollte sie bedünken, daß Reinhold sie vernachlässigte.

War ihrer beider Stunde nicht nur eine Stunde der Erfüllung, sondern — für ihn — auch der Sättigung gewesen? Garderut zweifelte ja nicht an ihm, nein, sie war seiner Freundschaft gewiß, aber — war die Freundschaft nun doch schon alt geworden? War sie wie eine der gräßlichen Alltagsehen, woraus alle Poesie nach den Flitterwochen verschwindet?

Das weibliche Herz birgt viel Argwohn. Schon wenn sich die Zärtlichkeit, die ihr der Mann zuteil werden läßt, nicht steigert, spürt sie ein Versagen.

Garderut genügte es nicht, daß Reinhold selbst den Schmerz der Sehnsucht als etwas Schönes hegte und pflegte und auch von ihr gehegt und gepflegt wissen wollte — sie hätte es gern erfahren, daß es ihn unwiderstehlich von neuem zu ihr hintrieb!

Vermißte er nichts? War es ihm dann auch wohl ernst mit seinen Worten gewesen, er würde sich seiner Freiheit entäußern, wenn Garderut Mackeprang sie von ihm forderte?

Sie wollte nicht an ihm zweifeln, und dennoch! Was war all ihr Nachgrübeln anders als lauter Mißtrauen an der Wahrheit und Echtheit dessen, was sie beide ihre Freundschaft nannten und was in der Tat doch schon auf dem schmalen Grenzsaum wuchs, wo sich das nur herzliche Aneinanderdenken vom leidenschaftlichen Zueinanderwünschen scheidet?

Ach, daß man nie mit einem Menschen vollständig eins werden konnte! Daß überall um einen herum Klüfte gähnten!

Wie tief und weit die waren, das ermaß sie jetzt besonders, wenn sie ihrem Manne gegenüberstand. Zwar, von Thronde waren im Senatorenhause nur noch geringe Spuren zu finden. Garderut hatte die Zeit als Bundesgenossin, und es machte sich von selbst, daß ihr Wille und Geschmack nach und nach allein maßgebend wurden. Es mochte ja wohl sein, daß das Gedächtnis an seine erste Frau noch in Osewald lebendig war, aber er quälte Garderut wenigstens nicht mehr damit.

Obgleich sie also die früheren Kämpfe um ihre Geltung nicht mehr zu bestehen brauchte, erschien ihr Mann ihr doch merkwürdig fremd. Woher kam das nur? Ja, das kam daher, weil die kleine Frau in einem Irrtum befangen war.

Sie hatte sich das ja ganz gut zurechtgelegt und auch für eine Weile durchgesetzt: ihre Freundschaft zu Reinhold sollte in einem Seelenraume beschlossen sein, der von ihrem übrigen Leben durchaus getrennt war. Auf die Dauer ist aber so etwas nicht möglich. Denn solch anderer Raum, den sich ein Mann oder eine Frau für einen lieben Menschen bilden, hat die geheimnisvolle Macht, seine Wände immer weiter auszudehnen, bis er das sonstige Seelenreich arg einengt. Da leidet dann wegen des Freundes das Zusammensein von Mann und Weib Schaden. Mag es nämlich um die Freundschaft noch so rein bestellt sein, sie nimmt trotzdem Mann oder Weib etwas von der Kraft und leicht auch etwas von dem Willen, näher zueinander hinzukommen.

Eine Ahnung hiervon schimmerte bisweilen in Garderut auf, dann war ihr zu Sinne, als müsse sie etwas gutmachen; näherte sie sich aber Osewald mit größerer Wärme, als sie jetzt zwischen den Gatten üblich war, so erlitt sie wohl nicht schroffe, aber doch fühlbare Zurückweisungen. Der Unterschied in beider Jahren begann deutlich zu werden. Wenn Osewald auch immer noch recht jugendlich aussah — von dem Lebenshunger, den Garderut hatte, wußte er nichts mehr. Außerdem war alles, was sich auf dem Rathause zutrug, nur geeignet, den Senator in schlechte Laune zu versetzen.

Dieser schreckliche Tystrow kam aller Augenblicke zu ihm und wollte hören, ob der Senat nicht doch noch nachgäbe. Er verlangte vor allem, daß Osewald unaufhörlich gegen Konning angehe!

Osewald hätte dem Bedränger am liebsten die Tür gewiesen, aber das konnte gefährlich werden. Er mußte stillehalten. Garderut fühlte eine innerste Abneigung gegen Tystrow, und da sich dessen Besuche häuften, so sprach sie schließlich einmal mit ihrem Manne darüber: „Mir ist es immer furchtbar unangenehm, wenn dieser Mensch so vertraut zu dir redet. Kale sagt, er prahlt in der Stadt herum, du wärst sein Busenfreund und tätest alles, was er haben wollte. Kannst du das nicht ändern?“

Es war Osewald, den das Bündnis mit Tystrow schwer bedrückte, ganz lieb, daß Garderut die Sache berührte, gleichwohl tat er erst, als müsse er den Bäcker entschuldigen: „Ich sehe nicht ein, warum der nicht ebensogut ins Ratskollegium gewählt werden soll, als irgendein anderer. Aber Konning ist ein Starrkopf, Fabricius tanzt nach seiner Flöte, und den anderen Herrn, der sich mit Senator anreden läßt, hat er auch in der Tasche. Deshalb waren meine Bemühungen vergeblich.“

„Es mag ja sein, daß er etwas von städtischen Geschäften versteht, aber ich begreife doch nicht, warum du dich nun gerade so um ihn verdient machen willst.“

Digitized by Google

Seine geheimen Absichten enthüllte Osewald keineswegs vor seiner Frau — er entgegnete nur: „Ich bin ihm eben zu Dank verpflichtet.“ Und er erzählte Garderut die Geschichte von Ohmsens Scheune. Sie meinte daraufhin: „Es wäre wohl besser gewesen, du hättest damals alles auf dich genommen, was denn nach deiner Unvorsichtigkeit etwa kommen konnte.“

„Mein Kind, das ist Moral für alte Leute. Ein Junge hat bloß den einen gesunden Gedanken: wie drücke ich mich vor der Strafe? Übrigens habe ich ja nicht gelogen.“

„Wenn es Tystrow nun aber sehr schlecht gegangen wäre?“

„Es lag ja ganz in seiner Hand, die Wahrheit zu sagen. Dann konnte ich ja immer noch genug eingestehen. Nein, ich bereue durchaus nicht, daß ich mich nicht selbst angegeben habe. Mein Verhalten war das vernünftigste von der Welt.“

„Es tut mir nur leid, daß du dadurch zu dieser lebenslänglichen Dankbarkeit genötigt bist. Das scheint mir eine bösere Strafe zu sein, als du sie jedenfalls damals erhalten hättest.“

„Ja,“ entgegnete der Senator. „Dankbarkeit zeitlich abzugrenzen ist meinem Charakter unmöglich.“

Sein Ton war zu salbungsvoll, als daß er Garderut gefallen konnte.

Wie sie noch einmal davon anfing, er solle sich doch nicht gar zu sehr für den Bäcker ins Zeug legen, wenn die übrigen Herren nichts von einem Tystrow wissen wollten, da wurde der Senator ärgerlich und beendete die Unterredung kurz: „Die Amtssachen überläßt du wohl mir, nicht wahr? Bitte.“

Garderut gehorchte. Sie dachte nach. Gewiß, vom Standpunkt der Knabenmoral aus hatte Osewald nach dem Scheunenbrand sicherlich, wie er es nannte, vernünftig gehandelt. Wenn sie sich aber so manchen kleinen Zug ihres Mannes vorschweben ließ, so wollte es sie bedünken, er habe diese Knabenmoral mit in sein späteres Leben hinübergenommen.

Er liebte es, des öfteren zu schweigen, um sich einer Verantwortlichkeit zu entziehen. Das mochte ja immer vernünftig, das heißt weltklug oder gar schlau gehandelt sein, nur — achten konnte Garderut diese Vernunft nicht.

Wohin sie schaute: Klüfte rings um sie herum.

Die schwarze Schlange kriecht

Nein, der alte Fabricius mochte nun nicht mehr. Er war immer ein Mann des Friedens gewesens; diese ewigen Streitereien, wie sie jetzt zwischen Bürgerschaft und Senat herrschten, hielt er einfach nicht aus.

Er war ganz krank; sein Asthma, das ihn schon lange gequält hatte, wurde immer ärger. Wenn er überhaupt noch ein bißchen vom Leben haben wollte, dann mußte er die Stadtschlüssel in eine andere Hand legen.

Mochten die Krukeluhner denn zusehen, woher sie einen neuen Senator bekamen — ihm war das einerlei. Er wollte ja allerdings die Stadt nicht in Verlegenheit bringen und erklärte sich deshalb bereit, seinen Posten noch so lange zu verwalten, bis man einen frischen Bürgermeister gewählt hatte; über Ostern blieb er jedoch auf keinen Fall.

Da der Winter schon sehr weit fortgeschritten war, so wurde die Senatorsache zurückgestellt. Bürgermeister war wichtiger. Im übrigen kam man dann wohl mit Hilfskräften aus, bis alles, was die städtische Verwaltung betraf, wieder ins Lot gebracht war.

Das Amt des Gemeindeoberhauptes wurde öffentlich ausgeschrieben. Es meldeten sich ja auch manche Bewerber, aber die Ausschüsse, die sich für die Wahl gebildet hatten, schenkten ihnen so gut wie gar keine Beachtung. Es war selbstverständlich, daß der älteste Senator in die leergewordene höchste Stelle aufrückte.

Der Tag der Wahl wurde festgesetzt, und man hielt ein paar Versammlungen ab, worin auch Senator Stümpemanns Namen ehrenvoll erwähnt wurde, aber trotz der kleinen Bedenklichkeit, die man hin und wieder gegen Konning äußerte, weil er häufig so wenig Rücksicht auf die Wünsche der großen Menge nahm, herrschte doch kein Zweifel daran, daß die Würde des ersten Bürgers nur auf ihn, den Amtserfahrensten, übergehen müsse.

Sogar Pasche, der seinen Bruder gern auf dem Throne gesehen hätte, beschied sich: Osewald war ja um so vieles jünger als Konning, und so mußte die Stümpemannsche Familie eben noch warten, bis ihr einer der Ihrigen wiederum die größte Ehre machte. Überdies: so eifrig Konning noch war — recht verbraucht sah er doch schon aus; allzulange würde er wohl nicht regieren.

Senator Stümpemann hielt sich ganz zurück, und als ihn Tystrow eines Tages so mit dem Blick von unten herauf fragte: „Na, wer soll denn nun in Wirklichkeit hier Bürgermeister werden?“ da erwiderte er mit einem erstaunt verständnislosen Gesichte: „Wieso denn? Die Sache geht ihren ganz natürlichen Gang.“

„So? Meinst du?“ sagte der Bäcker. „Na, das wollen wir erst mal sehen! Aber

Digitized by Google

Im Erker. Gemälde von Hermann Schlittgen

Digitized by Google

Digitized by Google

dann auch: eine Hand wäscht die andere, Senator!"

Oswald lehnte durch eine Kopfbewegung jede Einmischung in den Lauf der Dinge ab.

Näher und näher kam der Zeitpunkt für die Wahl, und es gab in Krukeluhn keinerlei Unruhe, wie sie sonst wohl in einer Stadt vor solchem Ereignis zu bemerken ist.

Da aber zeigte eines Morgens ein angesehener Bürgersmann empört einen unterschriftslosen Brief herum, der ihm zugeschickt war und worin das Leben und Treiben von Konnings Tochter mit solchen Einzelheiten beschrieben war, daß man sich fast schämen mußte, so etwas auch nur zu lesen. Als ganz liederliches Weibsstück war sie geschildert. Schon bald nach ihrer Konfirmation hatte sie den schlechten Wandel begonnen; das Kind, mit dem sie dann sitzen blieb, hätte sie am liebsten vergiftet, und durch die Ehe, die sie jetzt führte, war sie auch um nichts gebessert worden.

An diese genaue Darstellung war die Frage geknüpft, ob jemand, der ein so schlechter Erzieher seiner Tochter wäre, sich wohl dazu berufen fühlen dürfe, ein gesamtes Stadtwesen zu leiten.

Wie das immer mit solchen häßlichen Zuschriften geschieht: sie werden zunächst nur im vertrauten Kreise herumgegeben; der Empfänger scheut sich, sie sofort gleichsam der Öffentlichkeit zu überliefern, indem er sie an die Amtsstelle bringt.

Es dauerte nicht lange, so hatte ein anderer, nicht minder geachteter Bürger einen ähnlichen Brief in der Hand. Nicht von Senator Konnings Tochter, sondern von seinem Sohne war darin die Rede. Was hatte der alles auf dem Kerbholz! Überall, wo er beschäftigt gewesen war, hatte man ihm die Tür gewiesen. Betrug, Fälschung, wüstestes Herumtreiben in schlechten Häusern, Trunk, Spiel — es gab von unlauteren Dingen nichts, was diesem Menschen nicht längst zur Gewohnheit geworden war. Am Gefängnis, am Zuchthaus war er vorübergestreift, und auf der Stelle, die er jetzt eben innehatte, auf dem holsteinischen Gute, war er Knall und Fall und mit Schimpf und Schande ebenfalls davongejagt, und zwar seiner Faulheit wegen und weil er allen Frauenspersonen schamlos nachstellte.

Und wieder hieß es am Schlusse: Was muß dieser Mensch für eine Erziehung genossen haben, daß er so verwahrlosen konnte. Wie? Einer, der nicht imstande gewesen ist, aus seinem einzigen Sohne einen guten Charakter zu machen, der will sich anmaßen, für das Wohl einer Stadt zu sorgen?

Auch dieser Brief wurde nur verhältnismäßig wenigen bekannt, man war über ihn entrüstet, aber es ist nicht zu leugnen, daß der Hieb schon saß. So gemein und hämisch das Schriftstück war: man konnte nicht behaupten, daß es Verleumdungen enthielt. Das Benehmen von Konnings Sohn und Tochter ließ sich nicht als Beweis für die Erziehungskunst der Eltern anführen.

Ein dritter Brief, wieder an jemand anders, diesmal an einen kleinen Mann: Ob er schon mal was von der Vererbung gehört hätte, wovon sie jetzt immer in der Zeitung schrieben? Ja, das müßte doch nicht so ganz aus der Luft gegriffen sein. Er kannte doch gewiß den Herrn Senator Konning, nicht wahr? Der hätte ja nun doch Kinder, die ihm nichts als Elend machten, nicht wahr? Ja, und wie wäre das nun vor Jahren mal bei ihm wohl zugegangen? War da nicht eine Zeitlang eine junge Verwandte von Konnings bei dem Senator im Hause und verschwand die nicht ganz plötzlich aus Krukeluhn, als Frau Konning einmal verreist gewesen war und vielleicht früher zurückkam, als der Herr Senator sie erwartet hatte? Am Ende wäre in dem, was sich während Frau Senators Fernsein daheim abspielte, der Schlüssel dafür zu finden, daß es der Senator so gar nicht verstanden habe, seinen Kindern Sinn für Anständigkeit einzuflößen.

Über diesen Brief steckte man im Rauhen Loch die Köpfe zusammen.

Und ein viertes Schreiben traf ein — es war an einen Mann gerichtet, den man als Neuigkeitsherumträger kannte: Weshalb für die Eisenbahn denn wohl der weite Weg über Wullhagen und nicht der nahe über Neustadt gewählt worden sei? Hatte man wohl mal darüber nachgedacht, daß die Schienen gerade durch das Dorf liefen, wo Herr Senator Konnings Haus stand? Und daß der Bahnhof gerade auf dem Platz dieses Hauses erbaut war? Das war doch eine sehr vorteilhafte Verwendung des Grundstückes — so viel, wie der Staat zahlte, hätte der Senator von keinem Privatmanne für das bißchen Land bekommen. Ja, und wie gut war es, daß der Verkauf damals stattfand. Wenn man einen Sohn hat, den man nur mit etlichen tausend Mark vor der Anklagebank retten kann, da kommt einem solch ein Bahnbau sehr gelegen.

In kleinen Läden und Wirtschaften wurde dieser Brief immer wieder entfaltet und flüsternd vorgelesen. Ja, wer konnte wissen? Die hohen Herren! Die steckten ja alle unter einer Decke! Ein bißchen was Wahres mochte schon daran sein.

Und noch ein Brief an einen Gutsbesitzer

Digitized by Google

nahe bei der Stadt. Ob er nicht sein Eigentum verkaufen wolle? Senator Konnings Sohn habe neulich selbst erzählt, sein Vater werde ihm bald einen Hof schenken. Da mußte sich der Herr Senator ja in seiner Amtszeit viel erspart und sein Geld sehr heimlich angelegt haben, denn in den Krukeluhner Steuerlisten war nichts davon zu sehen, daß er Zinsen bezöge. Nun ja, man setze nicht umsonst seinen Kopf bei allen möglichen Vorlagen durch. Es gab ja immer Hintermänner, die so etwas belohnten.

Der Gutsbesitzer kannte die Herren, die die ersten Briefe erhalten hatten. Er eilte zu ihnen: „Jetzt hab' ich auch solchen verdammten Wisch bekommen! Da hört sich doch alles auf!"

Man verglich. Die Briefe stammten alle aus Hamburg und wiesen alle dieselbe Machart auf: zwar waren das Papier und die Umschläge verschieden, aber es war kein Tintenstrich zu sehen, sondern jedes Wort hatte der Verfertiger mühselig genug aus Zeitungsbuchstaben zusammengeklebt.

„Es gibt gar nichts anderes," sagte der Gutsbesitzer, „wir müssen das Zeug auf die Polizei tragen."

So wurden also diese Briefe dem Herrn Senator Stümpemann vorgelegt.

Senator Stümpemann, wahre dein Seelenheil!

Und die Briefe auf Osewalds Amtstische mehrten sich, denn es verging jetzt kaum ein Tag, wo nicht irgend jemand, hoch oder niedrig, reich oder arm, aus Hamburg solch ein Ding zugesandt bekam.

Verleumdung häufte sich auf Verleumdung. Der krasseste Eigennutz wurde Senator Konning nachgesagt; er wurde beschuldigt, daß er für nichts eintrat, was ihm nicht, so oder so, persönlichen Gewinn brachte. Und dann wies der Absender auch wieder einmal heuchlerisch daraufhin, der arme Mann handle ja schließlich als schwacher Vater und verdiene ein gewisses Mitleid. Er könne mit seinem Gehalt unmöglich die Sünden seiner Kinder zudecken. Da sei er schon genötigt, sich Nebenverdienst zu beschaffen.

Kein Vorwurf war zu grob und zu plump: in den Briefen wurde er erhoben. Mit durchtriebener Schläue wurde Wahres und Falsches ineinander gefädelt, um Konnings Eifer für diese und jene Sache verständlich zu machen, seinen Widerstand gegen anderes zu erklären.

Ohne Schonung ward denn auch immer von neuem in das Privatleben des Senators hineingegriffen. Die Briefe strotzten von Andeutungen schlimmster Art. Die Folgerung daraus aber sollten sich die Krukeluhner selbst ziehen: konnte solch ein Mensch an ihrer Spitze stehen?

Die ganze Stadt sprach von nichts anderem als von diesen Briefen.

Die Gebildeten waren von der Überzeugung durchdrungen, Konning sei der denkbarst rechtschaffene Mann und hatten nur tiefstes Bedauern, daß ihm und seiner braven Frau so ungeratene Kinder herangewachsen waren. Schuld? Du lieber Himmel! Sie hatten Sohn und Tochter vielleicht zu strenge, vielleicht zu milde behandelt — wer wollte da richten?

So waren viele bereit, für Konnings Lauterkeit die Hand ins Feuer zu legen. Viele, ja! Aber wie überall auf Erden, so gab es auch in Krukeluhn die richtigen Kleinbürger, die eine Schadenfreude darüber hatten, wenn jemand von Grund aus schlecht gemacht wurde. Auffällig war es immerhin, daß die Eisenbahn nirgend anderswo als über Konnings Gewese geleitet werden konnte. Es war ja nicht nötig, daß der Senator sich geradenwegs hatte bestechen lassen, bewahre! Es gab wohl noch andere, mildere Mittel, wodurch solch ein Herr zu Vorteilen gelangte. Und damals die Abreise der jungen Verwandten — man wußte ja gar nichts Näheres, aber — hm, hm. Einer oder der andere hatte ja auch dabei gesessen, als der Herr Sohn im Rauhen Loch soviel ausgab und sich rühmte, er könne machen, was er wolle, sein Alter hole ihn immer wieder aus der Klemme.

Übertrieben, natürlich, das war ja alles, was in den Briefen stand, und nett konnte man es auch nicht nennen, derartige Schriften in die Welt zu setzen — aber — so ganz aus der Luft gegriffen? Na, na! Es stimmte doch allerhand mit dem überein, was die Spatzen von den Dächern pfiffen. Da brauchte auch das übrige nicht völlig erstunken und erlogen zu sein.

Die Frage war nur: wer verfaßte die Briefe? Und es war zu begreifen, daß den Herrn Polizeisenator diese Frage außerordentlich beschäftigte. Kale wurde als Sachverständiger herangezogen. Nein, aus dem Rahner Hausfreund waren die Buchstaben nicht herausgeschnitten. Der hatte einen größeren Druck. Auch die Hamburger Blätter, die Kale in der Redaktion hielt, kamen nicht in Betracht.

In der Bürgerschaft wurde kein Verdacht geäußert. Man wollte sich wohl hüten, auf jemand mit Fingern zu weisen. Wenn der es nachher nicht war, saß man böse drin!

Sergeant Schulz und seine biederen Stadtsoldaten schwuren Stein und Bein: mit solchen Schlechtigkeiten wurde hier in Krukeluhn

Digitized by Google

kein Mensch jung. Wenn das man nicht der eigene Sohn sei, der das gegen den Vater anstellte, vielleicht aus Rache, weil der Senator kein Geld mehr herausrückte!

Oswald packte die Schandbriefe zusammen und schickte sie an die Hamburger Hüter der Gerechtigkeit mit der Bitte um die nötige Verfolgung der Angelegenheit. Auch sonst tat er alle Schritte, um den Urheber der Verleumdungen ans Licht zu ziehen.

Alle?

Senator Stümpemann, wo ist dein Gewissen?

Hin- und Hergerede für und gegen Senator Konning. Die Bürgermeisterwahl war Nebensache. Man unterhielt sich nur über Konnings Vergangenheit und Amtsführung. Das Aussehen des so feige aus dem Hinterhalte angegriffenen Mannes war ja nie blühend gewesen, aber jetzt veränderte es sich furchtbar. Was in diesen Briefen über seine Familie offenbart wurde und was schändlich erdichtet war, das wirkte beides auf sein Herz mit zermalmender Gewalt. Das Unglück mit seinen Kindern, dieser Krebsschaden an seinem Leben, den er möglichst verborgen herumtrug, auf der Straße entblößt — sein Schalten und Walten in den Staub gezerrt und auf die boshafteste Weise mißdeutet!

Er hatte dem liebsten Fleck Erde, den er sich denken konnte, um seiner Vaterstadt willen entsagt: jetzt drehte ihm ein niedriger Geselle daraus einen Strick, als wäre es sein Bestreben gewesen, die kleine Besitzung nur möglichst günstig loszuschlagen. Allein — das war nicht abzustreiten, die Summe, die er dafür bekommen hatte, war ihm ja damals sehr nützlich. Ohne die wäre sein Sohn wirklich ins Gefängnis geraten.

Einerlei! Ihm, dem Senator Erhard Konning, der nie etwas für sich selbst gewollt hatte, ihm nachzusagen, daß er ein eigennütziges Spiel getrieben habe, das war die schwerste Kränkung, die man ihm antun konnte. Und das andere alles! Die Herauszerren und die argwillige Deutung von Zufälligkeiten — des Senators sowieso schmächtige Gestalt fiel immer mehr in sich zusammen, er schlich an den Häuserwänden entlang. Er sah jeden, der ihm begegnete, argwöhnisch an. Glaubte der etwa an den Inhalt der Briefe? Er traute keinem noch so freundlichen Worte mehr — er fühlte sich entehrt. Was half es, wenn das Gericht schließlich den Übeltäter faßte? Die Schmach, die dieser schlechte Mensch auf den Senator geworfen hatte, mochte in den Augen der Welt dadurch abgewaschen werden — für eine so feinfühlige Seele wie die Konnings gab es kein rechtes Reinigen mehr. Setzte sich auch später der Glaube an seine Untadeligkeit wieder vollkommen durch, so war er doch einstweilen ein geschändeter und auch jedenfalls hier und dort angezweifelter Mann. Dieser und jener, das meinte er deutlich zu merken, zog den Hut weniger tief vor ihm als früher, oder aber er zog den Hut sogar allzu tief herab. Beides war dem gereizten Gemüte des Senators verdächtig.

Seine Arbeit war bisher wie ein Dauerrausch für ihn gewesen, worin er das Leid seines Daseins vergaß — jetzt, wo ihn etwas anderes aufstörte, als was er nun schon lange Jahre gewohnt war, da versagten seine Kräfte.

Er wurde so unsicher gegen sich selbst, daß er eine Untersuchung über sein amtliches Tun und Lassen beantragte. Man wehrte ihn sozusagen lächelnd ab, aber er drängte hartnäckig darauf, alles, was er in städtischen Diensten unternommen hätte, solle nachgeprüft werden. Ja, er verlangte, daß seine Bücher und Papiere durchgesehen wurden, ob auch nur der Schein eines unrechten Besitzes an ihm hafte.

Er bestand diese Prüfung natürlich aufs ehrenvollste, und man gab ihm alle erdenkbare Genugtuung, aber wie war es mit seinem häuslichen Leben? Ja, das konnte keine Behörde ermessen, darüber konnte ihm niemand ein gutes Zeugnis ausstellen. Es saßen ja auch Flecken darauf, obgleich er selbst sich wahrlich nichts hatte zuschulden kommen lassen.

Des Senators Wesen wurde erregter und immer erregter. Schlaflose Nächte zehrten an ihm. Das ewige Mißtrauen gegen alle, mit denen er zusammentraf, hatte die Folge, daß er vor dem scharfen Spähen auf den Gesichtern seiner Mitmenschen keine Sache zusammenhängend mehr darzulegen vermochte; der einstimmige Beschluß des Bürgerausschusses, dem verehrten Ratsmitgliede sein Bedauern über die Hetze auszusprechen, die von leider noch unbekannter Seite gegen ihn ins Werk gesetzt war, hatte keinerlei Wirkung. Konning war daheim stumm, ließ sich weder durch die Tränen, noch durch den freundlichen Zuspruch seiner Frau rühren, war auf dem Rathause heftig, ordnete etwas an, um es bald zu widerrufen, faßte jeden kleinen Einwand eines Untergebenen als Empörung auf und trat den Bürgersleuten mit einer Schärfe gegenüber, die auch seine Freunde vor den Kopf stieß, so daß man zu der Vermutung kam, sein Gemüt müsse krank sein.

Ja, er beging offenbare Fehler in der

Digitized by Google

Verwaltung. Sein sonst so peinlicher Ordnungssinn geriet in diesen wenigen Wochen in Verwirrung, und selbst diejenigen, die seine Rechtschaffenheit auch nicht mit dem geringsten Zweifel antasten wollten, legten sich die Frage vor, ob es zu verantworten sei, den ganz sicher übernervösen Mann zum Bürgermeister zu machen.

Man konnte nicht wissen, was da vielleicht sehr rasch für ein körperliches oder geistiges Übel bei ihm zum Ausbruch kam. Dann saß man wieder ohne Stadtoberhaupt da! Es war doch eigentlich nicht anzunehmen, daß ein tadelloser Beamter sich so schwer von diesen verächtlichen, niedrigen, rohen Angriffen getroffen fühlte, wenn er im Besitz seiner unversehrten Kräfte war.

Auch das Allerscheußlichste, was auf Erden geschah, hatte ja irgendeine vorteilhafte Seite: am Ende wurde Krukeluhn durch die unterschriftlosen Briefe vor einem Bürgermeister bewahrt, der binnen kurzem umnachtet zusammenbrach.

Man wurde vorsichtig. Ob man nicht doch lieber Senator Stümpemann nahm?

Allerdings, man sah es ja ein, wurde Konning übergangen, so mußte er ja meinen, man betrachte ihn doch nicht ganz als makelfrei. Das würde ihn schmerzhaft verwunden.

Aber was half das alles? Es kam doch in erster Linie auf das Wohl der Stadt an.

Im Rauhen Loch, in Paasches Bierstube, in Freunds Hotel und wo man sonst noch zusammenkam, wurden immer mehr Stimmen mit dieser Ansicht laut. Senator Konning war gewiß der herrlichste Mensch von der Welt, aber, aber! Man sollte sich hüten, daß die Stadt nicht im Augenblick zwei abgegangene Bürgermeister mit Pension unterhalten mußte.

Sehr anständig, das muß man ihm nun nachsagen, benahm sich in dieser Zeit Bäcker Tystrow.

„Ich steh' mich ja sonst nicht mit Konning," sagte er, „weil wir in mancher Sache nicht übereinstimmen. Ich bekämpf' ihn auch, wo ich nur kann, aber was tatsächlich Schlechtes trau' ich ihm doch nicht zu. Und die Geschichten in seiner Familie gehen niemand was an. Na, wir werden ja sehen, wie sich das mit diesen Briefen noch mal entwickelt. Kriegen tun sie solchen Kerl ja zuletzt immer. Ich kann mir nicht anders denken, sie müssen von jemand stammen, der ganz was Persönliches gegen Konning hat. Und deshalb kann es auch kein Krukeluhner sein. Denn, wenn wir uns hier in städtischen Dingen auch mal nicht vertragen — daß Konning seine Verdienste hat, wird ihm keiner absprechen. Und mit solcher Art von Briefen hat man hier noch nie gearbeitet."

Pasche Stümpemann, der den Familienstern früher aufsteigen sah, als er bisher erwartet und gehofft hatte, gab dann und wann ein Faß Starkbier aus und warf so hin: „Ja, davon sollte unser Konning man recht was trinken. Dann käme er noch wieder auf den Damm. Das kann ja einen Hund jammern, wie der herumläuft!"

Auf dem Rathause aber saß einer, der sehr eifrig damit beschäftigt war, den verborgenen Giftspritzer zu fangen, und der dennoch für schnöden irdischen Vorteil seiner Seelen Seligkeit mit Füßen trat.

Die schwarze Schlange sticht

Senator Konnings Sache stand nicht gut. Man war mitfühlend, aber zurückhaltend gegen ihn, es war in den zögernden Händedrücken etwas, als ob man ihm doch lieber kein bestimmtes Versprechen für die Wahl machen wollte. Er spürte das und reichte bald den Leuten gar nicht mehr die Hand hin, um nicht jedesmal von ihrer Kühle durchronnen zu werden.

Seine Augen wurden so flackernd, seine Gestalt beugte sich immer mehr, er vergrub die Hände tief in die Taschen und zog den Hut weit über die Stirn. Er gewährte einen Anblick, als hätte er ein böses Gewissen.

‚Einer, der sich gar nichts vorzuwerfen hat, braucht sich auch nicht so scheu zu benehmen, wie ein Verbrecher,' lautete die Rede der kleinen Leute.

Immer ungewisser und wirrer wurde es in Senator Konning. Überall witterte er Verfolgung, traute sich schließlich selbst nicht mehr die völlige Reinheit seiner Absichten zu, erblickte nirgend mehr einen Freund, führte eine bittere Sprache über den krassen Undank, den er in Krukeluhn erlebte, und alle wurden sich einig: Es war mit ihm nicht in Ordnung. Ihm fehlte etwas. Unbedingt.

Und unabläßig, ja mit einer gewissen Regelmäßigkeit trafen die Verleumderbriefe aus Hamburg in der Stadt ein.

Noch waren es acht Tage bis zur Bürgermeisterwahl. Da hielt man die letzte Bürgerversammlung ab. Und sieh! Ein ganz wohlmeinender und ernster Herr nahm das Wort, griff in keiner Weise Senator Konning an, sondern lobte ihn sogar, sprach aber dann dringend davon, wie sehr Krukeluhn, das jetzt einer neuen Zeit entgegengehe, eines durch und durch gesunden Führers bedürfe. Und alle, die nach ihm redeten, stimmten ihm bei. Ohne daß Konnings im geringsten abfällig oder Stümpemanns

Digitized by Google

empfehlend gedacht worden wäre, wurde den Wählern doch der Rat erteilt, sich nach was Tüchtigem und Rüstigem umzusehen und nicht aus falschen Rücksichten der Stadt Bestes zu vernachlässigen.

Der Bericht über diese Versammlung stand anderen Tages im Rahner Hausfreund, und wieder am nächsten Tage, so gegen Mittag, kam Sergeant Schulz in heller Aufregung zu Osewald gelaufen: „Herr Senator! Herr Senator!“

„Was denn?“

„Kommen Sie bloß! Bei Herrn Senator Konning — —“

„Was denn, Schulz?“

„Die machten ja heute morgen gar nicht auf, und da riefen die Nachbarsleute nach uns, wir sollten doch mal zusehen, was da los wäre. Und da brachen wir die Tür auf.“

„Nun und da?“

„Da konnten wir erst nicht in die Stube. Da war so 'n giftiger Dunst. Und da mußten wir von außen die Fenster einschlagen, und da, Herr Senator — das ist doch schrecklich — da haben wir die beiden gefunden. Herrn Senator Konning und seine Frau. Ach Gott, Herr Senator, kommen Sie bloß! Wir haben schon den Doktor geholt, aber da wird wohl nichts zu retten sein. Sie fühlten sich ganz kalt an.“

Osewald eilte sehr bleichen Angesichtes zu Senator Konnings Wohnung.

Es war so: Der Senator lag auf dem Sofa ... vor ihm kniete, seinen Leib mit den Armen umschlungen haltend und den Kopf auf seine Brust gelegt, seine Frau.

Beide tot. —

Dumpfe Schwüle über allen Dächern. Man konnte sich's ja ausrechnen, wie sich das Furchtbare abgespielt hatte. Die Frau Senator hatte vergeblich darauf gewartet, daß ihr Mann zu Bett kommen sollte, sie war in seine Stube gegangen, hatte ihn auf dem Sofa liegen sehen, war auf ihn zugestürzt und dann selbst in dem Dunst erstickt.

Und man hauchte einander die Frage zu: „Ob der Senator es wohl nur vergessen hat, die Ofenklappe aufzudrehen?“

Ja, das flüsterte man, aber laut sprach man von dem höchst bedauerlichen Unglück — man sprach sogar recht laut davon, denn alle hatten Angst: War der Senator mit Willen aus dem Leben geschieden, so mußte ja jeder, der auch nur den mindesten Zweifel über ihn geäußert hatte, sich mitschuldig fühlen mit dem elenden Verleumder. Und diese Schuld wollte keiner auf sich sitzen haben, ganz los kam freilich auch kaum einer davon, er mochte es noch so eifrig verneinen, daß der Senator den Tod gesucht habe, weil er die Ehrabschneiderei nicht mehr aushielt, und weil er vermutete, man würde einen andern in das ihm allein gebührende Amt einsetzen.

Gerade das letztere leugneten die Bürger jetzt geflissentlich untereinander. Nein, nein! Sie hatten ja wohl einmal darüber gesprochen, daß Konnings Gesundheit nicht gerade ganz fest sei, aber natürlich, das hätte ja gar nichts ausgemacht. Sie würden ihn doch auf den Posten gestellt haben, trotz einiger Bedenken. Nein, nein, so wären sie nicht in Krukeluhn, daß sie einen alten, treuen Beamten einfach beiseite schöben, weil er sich mal eine Zeitlang nicht wohl befand. Einer versicherte jetzt heiliger als der andere, er habe im Ernste gar nicht daran gedacht, jemand anders als Konning zu wählen. Saß der Briefschreiber erst hinter Schloß und Riegel, dann hätte sich der Senator leicht wieder erholt, und Krukeluhn, das ihm ja so unendlich viel verdankte, wäre unter seinen wachsamen Augen zur schönsten Blüte gelangt. Zu schade, zu traurig, daß diesen Mann solch ein Unglück treffen mußte, gerade ein paar Tage bevor ihm die Bürgerschaft zeigen konnte, wie sehr sie an ihm hing!

So wollte männiglich das Gewissen beschwichtigen, aber diese Gotteskraft in uns ist immer mächtiger als die noch so stark hervorsprudelnde Rede, und darum blieb es dabei: In seiner innersten Brust glaubte kein Mensch an ein Versehen des Senators, und die meisten kamen nicht davon los, daß sie mit dazu beigetragen hatten, den Ehrenmann in den Tod zu jagen.

In der Öffentlichkeit wurde freilich alles so dargestellt, daß hier lediglich ein Verhängnis gewaltet hatte, dem die beiden unzertrennlichen Gatten zum Opfer gefallen waren.

Wie es nach alter Sitte den Krukeluhner Ratsmitgliedern zukam, wurden die Särge des Senators und seiner Frau am Altare der Großen Kirche aufgestellt, und alle drei Tage bis zum Begräbnis läuteten mittags die Glocken. Mit allen geistlichen Ehren brachte man dann das würdige Paar zur letzten Ruhe, und Krukeluhn hatte noch nie einen so langen Zug Leidtragender gesehen, wie er sich hinter den beiden Leichenwagen her bewegte.

Es war aber dies auch das erste Begräbnis, wobei Pastor Pugepind nicht auf sich warten ließ, weil das Geschehnis selbst die Krukeluhner Jungens so ernst stimmte, daß sie dem guten Seelenhirten keine Knöpfe auf den Weg streuen mochten.

Ein paar Tage später aber — denn das Leben geht ja über alles Sterben seinen Gang — war Senator Dr. Stümpemann einstimmig erwählter Bürgermeister seiner Vaterstadt.

Digitized by Google

Er hat's gewußt!

Merkwürdigerweise trafen auch noch nach dem Begräbnis und nach der Bürgermeisterwahl die Verleumderbriefe in verschiedenen Krukeluhner Häusern ein.

Die staatlichen Beamten, die mit unverhohlener Geringschätzung auf Sergeant Schulzens und seiner Stadtsoldaten Entdeckerfähigkeiten herabblickten, arbeiteten angestrengt, um der Sache endlich auf den Grund zu kommen, und das gelang ihnen denn auch zuletzt.

Man hatte bemerkt, daß die Briefe bei einer bestimmten Hamburger Post so ziemlich immer um Mittag in den Kasten gesteckt werden mußten. Zwei Fahnder ließen sicht die Zeit nicht lang werden, den ganzen Verkehr auf der Post in jener Stunde zu beobachten, und einer von ihnen, der wahre Falkenaugen besaß, erblickte auf dem Brief den eine ältere Frau in den Kastenschlitz gleiten ließ, gedruckte Buchstaben.

Er griff zu. An Herrn Bauunternehmer Traulsen in Krukeluhn auf Rahne stand da.

Was die Frau denn wohl an diesen Herrn Bauunternehmer zu schreiben habe, fragte der Beamte freundlich.

„Ach, man so," meinte die Frau und suchte nach allerhand Ausreden. Sie kenne den Bauunternehmer gar nicht. Sie habe den Brief bloß eben bekommen, damit sie ihn zur Post bringe.

„Von wem denn?"

Ach, von einem feinen Herrn, hier eben um die Ecke.

So? Ob sie die denn diesen feinen Herrn schon öfters getroffen habe, oder ob es heute zum erstenmal sei, daß er sie um diese Gefälligkeit bat.

„Nein, öfter — ja, nein . . ." Die alte Frau wußte nicht, was sie sagen sollte.

Der Beamte rief seinen Kollegen, und beiden war es eine Kleinigkeit, die Briefablieferin in die Enge zu treiben. Sie gestand, daß das mit dem feinen Herrn bloß ein Irrtum von ihr gewesen sei. Sie habe gedacht —

Ja, ja, die Beamten verstanden sie schon. Wo sie wohnte? — Oh, ganz weit, in Altona. — Warum sie denn ihre Briefe in Hamburg zur Post brachte? — Ach, sie sei gerade unterwegs gewesen. — Nun, damit sie nicht den Weg nach Hause allein zu Fuß zurücklegen mußte, wollten ihr die Beamten eine schöne Droschke besorgen und sie ein bißchen begleiten.

Die Frau lehnte jede Höflichkeit ab, aber wie so die Herren von der Kriminalität sind: galant bis in die Knochen. Sie ließen es sich nicht nehmen, mit der lieben Madame zu fahren.

Da sank der Frau der Mut. Sie fing an zu heulen, daß sie von gar nichts wüßte. Und da wußten ja denn die beiden Beamten schon genug.

Haussuchung. Es wurden noch etliche Briefe mit gedruckten Buchstaben zutage gefördert.

„Woher?" — Die Frau schwur, sie habe keine Ahnung, was in den Briefen stände, ihr wären die Dinger nur zugeschickt worden mit dem Auftrage, daß sie ab und zu einen davon in Hamburg auf die Post gebe.

„Von wem der Auftrag?" — „Von einem Verwandten." — „Wie heißen Sie denn?" — „Ach, ich heiße bloß Ahrens, und ich bin eine arme, verlassene Witwe." — „So? Was sind Sie denn für eine Geborene?" — „Ach, das, ja das . . . das vergißt man rein, wenn man so alt und so lange verheiratet gewesen ist wie ich."

Da wurden die Herren unangenehm und stärkten der Frau das Gedächtnis, und da wußte sie auf einmal, daß sie eine geborene Tystrow war.

„So, Tystrow? Und was ist das für ein Verwandter, für den Sie die Briefe besorgen?"

„Ach, das ist . . . ein ganz entfernter, und wie er heißt . . .? Ich weiß gar nicht, — wo ich doch jetzt so in Angst bin . . ."

Abermals eine Gedächtnisstärkung, da gestand die Frau, daß es ihr Bruder sei, von dem sie die Briefe zur Besorgung erhalten habe.

„Und wo wohnt der?"

„Ja, der wohnt ja wohl, ich glaube, er wohnt ja wohl in Krukeluhn."

Noch am gleichen Tage schlug der Blitz in der alten Stadt ein: Bäcker Tystrow wurde verhaftet, und weil sein Vergehen über das hinausreichte, was vom städtischen Niedergericht abgeurteilt werden konnte, so schleppte man ihn nach Neustadt ins Gefängnis.

Es war ein reinigender Blitz.

Bald kam es zur Verhandlung. Die Sache lag so einfach, daß die Richter nicht die geringsten Zweifel an der Schuld des Angeklagten hegen konnten.

Aber Tystrow gab sich nicht. Er leugnete so frech, daß sich die Balken des Gerichtssaals bogen.

Die Richter ersuchten ihn, nicht so viele Umstände zu machen, denn es gäbe außer ihm noch mehr Spitzbuben, die ihre Strafe besehen wollten.

Tystrow aber traute auf seine bewährte Art. Wer konnte ihm was beweisen? Der Brief, worin seine Schwester jenen Auftrag bekam, war ja auch nur aus Druckbuchstaben zusammengekleistert. Warum sollte er ihn

Digitized by Google

denn gerade verfaßt haben? Und wenn er der Verfertiger gewesen wäre, warum hätte es denn mit den Briefen nach Senator Konnings Tode nicht aufgehört? Und was sollte er denn überhaupt für einen Zweck mit solchen Briefen verfolgt haben?

Ja, ganz gut, aber die findigen Beamten hatten in einer Ecke von Tystrows Wohnung Schnitzel von Zeitungen und auch sonst noch allerhand entdeckt, was bestimmt darauf hinwies, daß kein anderer als der Bäcker in Frage kam, mochte er sich auch noch so sehr auf einen für ihn ungünstigen Zufall berufen.

Bürgermeister Stümpemann war von Tystrows Verteidiger geladen worden, und zwar sollte er seinem Jugendfreunde bezeugen, daß dieser einer derartigen Tat nicht fähig wäre.

Bürgermeister Stümpemann hatte ein sehr blasses und geradezu versteinertes Gesicht und schaute den Angeklagten nicht an.

Um so länger streckte Tystrow den Hals nach ihm aus. Jetzt sollte Osewald Stümpemann zeigen, was wahre Freundschaft war, und ihn nach Kräften von dem Verdacht entlasten.

Aber was Bürgermeister Stümpemann dann unter seinem Eide aussagte, das klang nur sehr flau und fiel fast mehr zuungunsten als zugunsten des Mannes auf der Schächerbank aus. Das Wort, das Tystrow von ihm hören wollte: „Nein, der Angeklagte kann es meiner Überzeugung nach nicht gewesen sein," kam nicht aus des Bürgermeisters Munde, sondern zögernd, zaudernd arbeitete der nur mit: „Ich hoffe ..., ich kann es mir eigentlich doch nicht denken —"

Der Verteidiger verzichtete rasch auf weiteres. Tystrow aber legte sich über die Schranke und zischte zu Osewald hin: „Du!" Doch bezwang er sich noch. Osewald rührte keine Miene.

Der Staatsanwalt wollte eine schwere Buße für den Menschen haben, der den Ruf eines ehrenwerten Beamten so ungeheuerlich in den Schmutz gezogen hatte. Der Verteidiger wusch an Tystrow herum. Nach seiner Meinung war diese Bäckerseele so weiß wie das feinste Weizenmehl.

Das Gericht beriet nur kurze Zeit und fällte in Anbetracht des Umstandes, daß vielleicht infolge der Verleumdungen sogar Menschenleben zugrunde gegangen waren, einen Spruch, noch viel härter, als der Staatsanwalt ihn beantragt hatte. Auch sollte Tystrow gleich im Gefängnis bleiben.

Kaum hatte der oberste Richter geendet, da fuhr der Verurteilte wild empor. Schaum trat ihm vor den Mund. Er reckte die eine Hand krampfig gegen Osewald aus und schrie: „Denn lassen Sie den auch man gleich abführen, Herr Präsident! Der hat's gewußt!"

Osewald bäumte sich auf: „Was?"

„Ja," schrie der Bäcker weiter, „gewußt! Ganz genau! Oder hab' ich es dir vielleicht nicht gesagt, daß wir das erst mal sehen wollten, wer in Wirklichkeit Bürgermeister werden sollte? Hab' ich oder nicht? Denk' man nicht, das ginge immer so wie bei Ohmsens Scheune, du!"

Tystrow wurde rasch aus dem Saal gebracht. Die zahlreichen Zuhörer, die sich eingefunden hatten, strömten über die Brücke zurück, während Osewald noch ersucht wurde, einem der Gerichtsherren einige Mitteilungen zu machen, und nach einer Stunde war es in ganz Krukeluhn verbreitet: „Bürgermeister Stümpemann hat gewußt, daß Tystrow die Briefe schrieb! Stellt euch das mal vor! Er hat's gewußt und nichts davon gesagt!"

Aus ist's mit der jungen Bürgermeisterherrlichkeit

Gewußt? Nein, das konnte man dem Bürgermeister nicht nachweisen. Aber ebensowenig vermochte er zu leugnen, daß Tystrow jene Äußerung getan hatte. Also geahnt mußte Dr. Stümpemann es wenigstens haben, wer der Briefverfertiger war. Und doch gab er den suchenden Behörden die ganze Zeit über keinen einzigen Fingerzeig? Schlimme Sache! Grenzte schon an Mittäterschaft!

Er mochte noch soviel behaupten, daß er nur deshalb schwieg, weil er unter keinen Umständen einen etwa Unschuldigen bezichtigen wollte — das half alles nichts. Die Ahnung, woher die Schandschreiben kamen, hatte er nun einmal gehabt, und daß sie für ihn, noch dazu, wo er Polizeisenator war, in dem Falle nicht viel anderes als Gewißheit sein mußte, davon ließ man sich nicht abbringen.

Ja, eine böse, böse Geschichte!

Es ging noch eben und eben drum herum, daß sich das Gericht damit befaßte; die Regierung aber gab Osewald den Rat, seine Wahl zum Bürgermeister nachträglich schleunigst abzulehnen.

Also entsagte er der kaum erhaltenen Würde, und als er dann von einem der Herren aus dem Ministerium mit einem vielsagenden Achselzucken gefragt wurde, ob er überhaupt in städtischen Diensten zu bleiben beabsichtigte, da ließ er sich's auch an diesem Winke genug sein und bekam plötzlich eine so schwache Gesundheit, daß er die Luft auf dem Rathause nicht mehr vertragen konnte.

Der alte Fabricius mußte noch wieder aus seiner Ruhe heraus; der Senat wurde

Digitized by Google

schnellstens ergänzt, und der mittlere Bruder Stümpemann, der seiner Familie zu neuem gemeindlichen Ruhm hatte verhelfen sollen, war ganz ins Dunkel gesunken.

Ohne sich zu beschäftigen, immer nur vor sich hinbrütend, saß Osewald daheim. Auf der Straße ließ er sich nicht blicken, und selbst in seinen Garten wagte er sich kaum, denn die Nachbarn schauten da ja nach ihm aus ihren Fenstern.

Zwischen ihm und seiner Frau kam keinerlei Aussprache. Er war Garderut gegenüber stumm und hob kaum das Auge zu ihr auf, und sie wußte nicht, wie sie von dem Geschehenen anfangen sollte. Jedes ihrer Worte wäre ja von Verachtung erfüllt gewesen. Die zeigte sie ihm nicht gern, empfand sie aber desto mehr. Osewald war klug genug, um dies ihr Schweigen zu verstehen, und es kam ihm oft der Gedanke, daß er kein Recht mehr habe, sich auf der Erde zu bewegen. Am besten war es jedenfalls, er machte ein Ende mit sich.

Aber unüberwindlich saß der Trieb in ihm, sich selbst dieses so jämmerliche und verdorbene Dasein zu erhalten — es war derselbe Trieb, der den zum Tode Verurteilten aufatmen läßt, wenn er erfährt, daß er vom Schafott begnadigt ist und bis an sein natürliches Sterben in Kerkermauern bleiben soll. Nur lebenslänglicher Kerker — das Glück! O solch ein furchtbares Nur!

Osewald versuchte, sich mit seinen Sammlungen zu zerstreuen. Aber die Münzen und Zinnsachen hatten auf einmal keinen Reiz mehr für ihn. Er wunderte sich, daß er sich jemals mit derartigen Dingen abgegeben hatte. Was sollte die Spielerei?

Dies Beiseiteschieben der Gegenstände, die ihm ehedem doch viel Genuß bereiteten, rührte daher, daß ihm überhaupt sein früheres Leben jedes Wertes beraubt schien. Er hatte gleichsam die Grundpfeiler seines Hauses zum Bersten gebracht — was konnte ihn da das ganze Gebäude noch freuen?

Scham vor der Welt, Scham vor sich selber, Scham vor Frau und Kind — das war alles, was er in sich hatte. Im übrigen leer, wüste und öde.

Er erschrak jedesmal, wenn an seiner Haustür geschellt wurde, und wich vom Fenster zurück, wenn ein Bekannter vorüberging. Er nahm die Zeitung mit Scheu in die Hand, denn er fürchtete, sein „Fall“ wäre darin erörtert, er wollte und mußte einsam sein, und doch, wie wohltuend wäre es gewesen, wenn einmal jemand zu ihm kam und sprach: „Du hattest ja wirklich keinen Anlaß, Tystrows nur so hingeworfene Worte in so argem Sinne auszulegen.“

Das würde ihm doch etwas Selbstachtung wiedergegeben haben. Er konnte sich noch immer nicht daran gewöhnen, daß Sergeant Schulz mit seiner Aktenmappe nicht mehr bei ihm erschien, und doch fürchtete er sich davor, seinem früheren Beamten zu begegnen.

So verbrachte er erst Wochen der Zerknirschung, dann aber begann er, sich gegen sein eigenes Gewissen aufzulehnen.

Was hatte er denn verbrochen? Einfach nur Vorsicht hatte er geübt. Wäre er erst durch irgendwelche Anzeichen zu der unumstößlichen Überzeugung gelangt, daß die Briefe von niemand anders als von Tystrow herstammten, oh, da hätte er ganz gewiß mit aller Entschiedenheit durchgegriffen.

Aber aufs Geratewohl einem Menschen das Gericht auf den Hals hetzen? Das durfte keiner von ihm verlangen. Dazu war er ein viel zu erfahrener Beamter und sich seiner Verantwortlichkeit auch viel zu sehr bewußt.

Kam es denn nicht auch einigermaßen in Betracht, daß er Tystrow in der Tat durch Dankbarkeit verbunden war? Erklärte er sich nicht daraus, wenn er doppelt zauderte, gerade dem Bäcker Ungelegenheiten zu schaffen? Da ging sein Menschentum, das nicht ins schnöd' Undankbare verfallen mochte, noch über das Beamtentum.

Eigentlich war es töricht gewesen, daß er dem öffentlichen Leben so rasch entsagt hatte. Er hätte nur ruhig gegen die Herren da oben auftreten sollen, keine Macht konnte ihm dann was anhaben. Er war ein Opfer seiner Bescheidenheit.

Auf diese Art strebte Osewald Stümpemanns arme Seele danach, sich vor dem inneren Ankläger zu rechtfertigen, und er hatte Stunden, oder sagen wir lieber Minuten, wo ihm diese grobe Täuschung glückte.

Da war er dann obenauf, und um das zu zeigen, hatte er kein besseres Mittel, als daß er gegen Garderut schroff war. Er warf ihr vor, sie schleiche mit einem Witwengesicht herum. Aber er sei noch da, und sie habe auch keinerlei Ursache, Schlechtes von ihm zu denken. „Ich lasse die Geschichte nicht so liegen,“ versicherte er, „du sollst sehen, sie müssen mich noch mit Glanz wieder in mein Amt einsetzen.“

„Wer würde sich mehr dazu freuen als ich, Osewald?“

„So? Mir scheint allerdings, deinem Benehmen nach, daß du nicht daran glaubst, ich könne mich von allem Verdacht reinigen.“

Da sah ihn Garderut ernst an: „Wollte Gott, daß du es kannst.“

„Das ist ein Wunsch. Daraus spricht noch kein Glaube an meine Schuldlosigkeit.“

„Wenn du diesen Glauben selbst hast,

Digitized by Google

Vor dem Gewitter

Gemälde von Prof. Erich Erler

Digitized by Google

Digitized by Google

werde ich nicht im geringsten mehr an dir zweifeln."

„Ich habe ihn, ich muß ihn haben, sonst geh' ich zugrunde. Und du mußt es auch, sonst bist du meine Feindin."

Wieder ihr unbestechlich ernstes Auge zu ihm hin: „Ich bin deine Frau, Osewald, und denke über dich immer genau so wie du selbst."

Ja, er prahlte wohl, was er alles für Schritte tun wollte, um seine Wiedereinsetzung zu erlangen, aber Garderut wartete vergeblich darauf, daß er dieses Werk nun auch unternehme. Im Gegenteil, er sank nach solchen Ansätzen von Regsamkeit nur um so tiefer in sein stumpfes Wesen zurück. Reue, Scham, Selbstverdammung durchwühlten ihn wie zuvor. Er wagte nichts zu tun und sah nirgends Hilfe, um aus diesem Zustande des Niederbruches herauszugelangen.

Die Verachtung aber, die Garderut gegen ihn hegen mußte, riß mit den Zähnen eines wilden Tieres an dem Bande, das sie mit Osewald verknüpfte. Das Leben im Hause war ihr unsäglich peinvoll, und sie ertrug auch nicht das ganze mitleidige, oft auch etwas schadenfrohe und immer sehr selbstgerechte Wesen, das man ihr in der Stadt zeigte. Osewald konnte sich abschließen, konnte den Kranken spielen, ohne den Arzt zu sich zu lassen, Garderut indessen war genötigt, mit den Leuten zu verkehren, und wie die Menschen nun einmal sind: sie galt beinahe als die Mitschuldige. Sollte sie nicht ebenfalls den Schimmer einer Ahnung gehabt haben, was für einen giftigen Teig der Bäcker anrührte? Sollte sie nicht ebenfalls von dem Ehrgeiz besessen gewesen sein, unter allen Umständen Frau Bürgermeisterin zu werden?

Es war bitter für sie, sich in den Läden hintangesetzt zu sehen, seitdem man sie nicht mehr mit Frau Senatorin anreden durfte. In der kleinen Stadt hatte sie nicht die Möglichkeit, sich andere Geschäfte auszusuchen, wo man sie nicht kannte.

Osewald sagte zwar häufig: „Natürlich ziehen wir bald aus diesem Nest weg," aber zu Anstalten, um sich anderswo niederzulassen, schwang er sich nie empor, und es war ihm manchmal auch, als müsse er aus Trotz hier bleiben, um darzutun, daß er sich schuldlos fühle. Im Grunde war ihm jeder Wille gelähmt, jeder Schritt gehemmt, und seine Zeit war tot.

Garderut jedoch brannte vor Sehnsucht danach, frei zu werden von der ganzen Qual. Ihr genügte es sogar nicht, ihr Glück in Pawel zu finden. Sie war noch mehr als bloß Mutter, sie war ein junges Weib mit berechtigten Ansprüchen auf ein frisches, gesundes Vorwärtsdringen.

Die Blätter hatten sich natürlich die Krukeluhner Ereignisse, dieses Kleinstadttrauerspiel, wie es im Buche steht, nicht entgehen lassen, und so mußte Garderut annehmen, daß Reinhold so ziemlich über alles unterrichtet war, sie selber aber schrieb nie etwas von dem, was Osewald betraf, und weil sie auch nicht von ihren innersten Wünschen zu sprechen vermochte, so wurden die Briefe an ihren Freund seltener und entbehrten des offenen Tones, den sie früher hatten.

Er drängte sie bei seinen Erwiderungen nicht, daß sie ihm mehr geben sollte, als sie ihm geben konnte; ihre Zurückhaltung wirkte jedoch so, daß er ebenfalls schweigsamer ward, und dabei hätte sie gerade in dieser Zeit so sehr eines warmherzigen Zuspruchs bedurft.

Wie, wenn sie nun Reinhold an sein Versprechen erinnerte und seine Freiheit von ihm verlangte? Hinter sich liegen lassen, was sie folterte, — dem Jugendgeliebten in die Arme fliegen, — ein neues Dasein beginnen, — endlich reich an Liebe werden! Welch ein Traum!

Warum zauderte sie, ihn zu verwirklichen, obgleich ihr das doch ganz gewiß möglich war? Ihr Mann hatte sein Recht auf sie verwirkt, sie konnte mit ihrem Kinde an der Hand zu Osewald sprechen: „Ich verlasse dich, denn ich kann und will nichts mehr mit dir gemein haben."

Er war wehr- und machtlos ihr gegenüber. Dann zog sie hinaus, dann fand sie den, dem sie eigentlich schon immer angehört hatte und rief: „Nun bin ich da! Nun nimm mich ganz!"

Alles Unliebe, alles Häßliche, wovon ihr Leben bisher getrübt worden war, hatte sie dann überwunden, und um sie rauschte und brauste es von lauter lichtem Glück.

Garderut weihte sich lächelnd diesen Gedanken, und trotzdem saß ein Bangen in ihrer Brust: wenn sie nun bei Reinhold eine Enttäuschung erfuhr? Wenn er ihren Jubelruf nicht mit dem gleichen Jubel erwiderte? Wenn ihm doch seine Freiheit noch lieber war, als der Besitz des Weibes, dem er sie zu opfern geschworen hatte? Er erfüllte dann vielleicht sein Gelöbnis, aber er tat es nur ungern, und dann war sie dem Glücke um nichts näher gekommen als jetzt, ja, sie war dann in noch größeres Elend geraten, denn dann hatte sie nicht einmal mehr ihre Träume!

Nein, als Retter aus der Not sollte sich Reinhold nicht empfinden, er sollte nicht aus Mitleid handeln müssen. Ganz aus eigener Kraft mußte sich Garderut von ihrem Manne

Digitized by Google

lösen, Reinhold durfte gar nichts von ihren Kämpfen wissen; erst, wenn alles vorbei war, wenn sie völlig unabhängig dastand und hemmungslos über sich zu verfügen hatte, sollte er hören, welch ein Schicksal ihr beschieden gewesen und welches Schicksal sie sich nun errungen hatte. Und kein Wort von seinem Eide kam aus ihrem Munde. Er war es, der sich daran erinnern und sie bitten mußte, daß er ihn nur erfüllen dürfe. Dann wurde und blieb sie ihre eigene Herrin und war seiner Liebe gewiß!

Immer mehr gelangte Garderut zu dem Entschlusse, sich ohne jede Hilfe von außen aus dem Druck zu lösen, der sie jetzt schier erstickte. Fort in die Welt und, wenn es ihr denn gegönnt war, fort zur großen Liebe!

Ein harter Zug grub sich in das Gesicht der kleinen Frau, und unverhohlen ließ sie Osewald merken, daß sie für immer von ihm getrennt war.

Er wechselte in seiner Stimmung zwischen Aufbegehren und Niedergeschlagenheit. Beides blieb sich für Garderut gleich. Sie fürchtete ihn nicht in seiner Heftigkeit, und sie bedauerte ihn kaum, wenn er völlig schlaff dasaß.

Der einzige Vertraute, den sie jetzt hatte, war ihr Bruder. Dem sagte sie es frank und frei: „Ich will von meinem Manne weg. Es ist mir unmöglich, länger mit ihm zusammenzuleben."

Kale redete ja nun freilich zum Frieden: „Ach, mein Deern, überleg' dir das doch noch. Osewald hat es wahrhaftig jetzt schon schwer genug. Wenn du ihm das auch noch antust, was wird dann aus ihm? Ich glaube, dann kommt er nie wieder hoch. Und was wird Mutter sagen?"

„Mutter soll froh sein, wenn ich ihr nicht einst ins Grab hinein fluche, weil sie mich zu dieser Heirat gebracht hat. Und ich meine, Osewald wird sich nicht besonders dadurch getroffen fühlen, wenn ich gehe. Es muß ihm doch erst recht schrecklich sein, jemand um sich zu haben, der ihm so fremd ist wie ich jetzt."

Kale mochte einwerfen, was er wollte, Garderut blieb starr. Mit ihr und ihrem Manne war es zu Ende.

Stümpemanns denken an das Grab

Mutter Gesine jammerte sich viel zurecht, verteidigte ihren Schwiegersohn wortreich, um das Ansehen der vereinigten Familien Mackeprang-Stümpemann zu wahren, ließ sich aber selten bei dem früheren Senator blicken. Gleich ihr schimpfte auch Pasche mächtig auf diesen Tystrow, den allein alle Schuld träfe und der seinen gutmütigen, ihn schonenden Bruder hineingeritten habe. Aber auch Pasche kam nicht zu Osewald und sogar Görges blieb dem Hause am Markt fern, trotz aller Grundsätze der christlichen Nächstenliebe, die er vor seinen Schülern so eifrig predigte. Seine liebe Cäcilie hatte nämlich Angst, man könne es im Frauenverein übelnehmen, wenn sie und ihr Mann die Verbindung mit einem so unwürdigen Verwandten noch aufrechterhielten.

Nun kam aber der Todestag des alten Stümpemann heran, dieser Tag, der für die Brüder so außerordentlich wichtig war.

Osewald wußte: die alte Kalesche war bestellt. Heute nachmittag gegen fünf Uhr holte sie erst den Seminardirektor ab, fuhr dann in die innere Stadt und bei der Brauerei vor, wo Pasche schon wartete, den Kranz an den Haken neben der Laterne hängte und zu Görges einstieg. Dann wackelte der Kasten straßaufwärts zum Markt, um auch den dritten Bruder aufzunehmen und zum Friedhof hinauszurumpeln.

So war es alle die Jahre gewesen und so war es unabänderliche Ordnung. Mochte geschehen sein, was da wollte, mochten seine nächsten Angehörigen ihn sonst meiden, mochte er selber nicht nach draußen gehen — felsenfest stand es für Osewald: des Vaters Gedenktag würde er mit Pasche und Görges zusammen ehren.

Und es kam ihm vor, als ob das ein Bußgang für ihn sein werde, als ob er sich an dem Grabe durch das Beweisen seiner kindlichen Anhänglichkeit reinigen könne. Schon wenn er wieder einmal zwischen seinen Brüdern einherschritt und auch so von etlichen Leuten gesehen wurde — das war gewissermaßen seine erneute Aufnahme in die Familie. Sprach sich das herum, so würde sicherlich nach und nach eine freundlichere Meinung über ihn erwachen: man erkannte dann, daß er nicht viel anderes getan hatte, als so manche tun, wenn sie ihren Mitbewerber um irgendein Amt besiegen wollen. Er hatte ja eben lediglich, zumal er in der Tat keinerlei Kenntnis von den Tystrowschen Machenschaften besaß, den Dingen ihren Lauf gelassen!

Ja, große Hoffnung setzte Osewald auf diese Nachmittagsstunde des Kranzniederlegens. Sie sollte die Erhebungsstunde für ihn werden, von ihr aus wollte er sich wieder das ganze Leben aufrollen und es wieder soweit bringen, daß er sich unverzagt unter den Menschen bewegte.

Er freute sich, wie sich einer, der im Stickigen eingeschlossen sitzt, darauf freut, daß er nun bald im Frischen atmen darf. Ein Ende der düsteren Zeit und ein Anfang heller Zukunft, das sollte die gemeinsam mit seinen Brüdern unternommene Wallfahrt

Digitized by Google

zum väterlichen Grabe für Osewald bedeuten.

Das Gewesene mußte endlich mal abgetan werden. Verloren gab er sich nicht!

Den ganzen Vormittag über war Osewald lebhaft und beinahe munter. Er scherzte sogar mit Pawel, der lange kein freundliches Wort aus dem Munde seines Vaters gehört hatte — er sprach, sich überstürzend, mit Garderut von all seinen Zukunftsplänen. In die große Stadt! Wo man nicht so kleinlich dachte! Er mit seinem Wissen, mit seinen Erfahrungen, o, er fand schon seinen Wirkungskreis.

Sorgfältig kleidete er sich gleich nach Tische in den feierlichen schwarzen Anzug, der lange unbenutzt im Schranke gehangen hatte, er bürstete den hohen Hut, daß kein Härchen vom Strich abwich, und dann schaute er immer fieberhafter alle Augenblicke auf die Uhr an der Großen Kirche, die seinem Hause gegenüber lag.

Wäre es nur erst fünf! Aber diese langweiligen Zeiger da — die rückten heute ja überhaupt nicht weiter.

Vier Uhr, halb fünf — dreiviertel ... nur los, nur los! Das Gekrieche war ja nicht anzusehen.

Endlich! Die Uhr hob aus, fünf starke Schläge erdröhnten.

Nur noch wenige, freilich um so martervollere Minuten — dann wurde die Kalesche hörbar, dann stoppte sie vor seinem Hause, dann stieg er ein und war wieder mit den Brüdern und der ganzen Welt verbunden!

Seine Ungeduld litt ihn auf keinem Stuhl, er konnte auch nicht in den Zimmern bleiben und trat deshalb auf den Flur, ging dort hastig hin und her, öffnete zuletzt — wie lange hatte er das nicht getan — die Haustür und hakte sie an die Wand, daß sie nicht zuschlagen konnte. Eine ganz ungewohnte Luft spülte zu ihm herein.

Angestrengt lauschte er hinaus, ob er nicht das wohlbekannte Poltern des Wagens vernahm. Er wagte sich in seiner Ungeduld sogar etwas vor die Tür und horchte, horchte wie mit allen Sinnen. Als Pawel lärmend vom Garten auf die Diele stürmte, fuhr ihn sein Vater unwirsch an: er solle stille sein. Durch keinen Ton wollte Osewald in seinem Lauschen gestört werden.

Da! Da! Ja! Jetzt — das war das Geräusch der schweren Räder — jetzt war der Wagen in der Straße nebenan; es schien, als zittere die ganze Straße, ja, als bebten auch schon alle Häuser des Marktes von diesem gewaltigen Rollen. Es wurde immer lauter, immer lauter — jetzt bog das Fuhrwerk um die Ecke auf den Platz ein: Osewald spähte zu ihm hin wie ein Schiffbrüchiger auf das nahende Rettungsboot. Jetzt kam die Kalesche herangeschwankt. Alles war wie sonst: der Kutscher mit dem quer aufgesetzten Zweispitz, und am Haken bei der Laterne schwang der Kranz hin und her. Nun waren sie bei Osewalds Hause, nun mußten sie halten, nun nahmen ihn seine Brüder auf, und er wurde am Grabe des Vaters entsühnt — jetzt donnerte das Gerassel in den Flur hinein. Osewald trat die Stufen hinab; — da — was war das? der Kutscher blickte gar nicht zu ihm hin, machte gar keine Anstalten, den Schuckeltrab der Pferde zu unterbrechen und Prrrr! zu rufen, sondern — und Osewald sank an die Mauer zurück; er wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort aus der Kehle, wollte laufen, konnte aber keinen Fuß vor den andern setzen — sondern seine beiden Brüder fuhren stolz an ihm vorüber.

Nun war der Wagen schon in der Mitte des Marktes, und nun verschlang ihn bereits die enge Straße da drüben ... noch Gepolter ... immer weniger, dann gar nichts mehr.

Seine Brüder hatten ihm gezeigt, daß sie sich von ihm lossagten, er war es nicht wert, dort draußen mit ihnen zu stehen. Es gab für ihn keinen Bußgang, keine Entsühnung, kein Wiederatmen in freier Luft.

Viel hatte der Mann, der von seinem Ehrgeiz auf falsche Bahn gelockt worden war, durch eigene Gewissensnöte und durch das Urteil der Welt schon leiden müssen, aber das war doch bisher das schwerste von allem: Stümpemanns dachten ohne ihn an das Grab.

Es rast der See und will sein Opfer haben

Osewald kam zu Garderut hineingewankt: „Pasche und Görges sind allein zu Vater gefahren. Kannst du das begreifen?“

Beinahe hatte sie ja Mitleid mit dem ganz fahl aussehenden Manne, aber sie gedachte der bitteren Stunde, die sie an jener Familienruhestätte einmal verbrachte, und es schien ihr, es könne für Osewald nur gesund sein, wenn er sich von der Grabesverehrung losriß. Darum antwortete sie: „Laß sie doch. Kehre dich nicht an den Friedhof. Denke lieber ans Leben.“

Er sank müde und matt in einen Stuhl: „Leben! Mit mir ist nichts mehr los. Wenn mich meine eigenen Brüder nicht mehr kennen wollen —“

„So kenn' du sie einfach auch nicht mehr. Karsten und Pawel und ich, wir stehen dir doch näher und können von dir verlangen,

Digitized by Google

daß du nicht immer nur von deinen Plänen redeſt, ſondern auch einmal etwas tuſt. Du kannſt es doch wahrhaftig nicht ſo weiter treiben wie jetzt."

„Nach dem, was ich heute erfahren habe, iſt alles aus."

„Erwarteſt du denn aber vielleicht, daß ich meine Tage hier mit dir in dieſer entſetzlichen Schwüle verbringen ſoll?" fragte Garderut und richtete ſich hoch empor. „Das glaube nicht, Oſewald. Dazu bin ich mir zu gut. Willſt du dir nichts Neues aufbauen, willſt du deinen Lebensbankerott erklären, ſo bilde dir wenigſtens nicht ein, daß ich mich darin verwickeln laſſe. Ich fühle deutlich, wenn ich mich nicht bald aufraffe, ſo ſteckt mich deine Verſtumpfung an, und das ſoll ſie nicht. Ich will noch viel vom Daſein, für mich und mein Kind, und haſt du nicht Mut und Kraft genug, es mir zu geben, ſo ſuche ich's mir allein. Dann kannſt du dich hier meinetwegen grämen, weil du nicht mit deinen hochmütigen Herren Brüdern an eurem geliebten Maſſengrab ſtehen und die Trauermiene aufſetzen darfſt, wobei ihr euch doch ſo wenig denkt!"

Sie hatte ihn bis zur Wut gereizt. Er kam auf ſie losgeſprungen, aber ſie blieb feſt ſtehen und bannte ihn mit ihrem Blick: „Hüte dich, Oſewald! Rühre mich nicht an! Sonſt nehme ich Pawel und gehe noch in dieſer Minute aus dem Hauſe. Dann haſt du noch mehr Skandal als jetzt. Ich rate dir, laß uns ſo voneinander ſcheiden, ohne daß es viel auffällt. Das dürfte dir doch wohl das Liebſte ſein. Du haſt es ja gern, wenn man vernünftig handelt."

Sie war aus dem Zimmer, ehe er etwas erwidern konnte. Draußen zog ſie die Luft tief ein. Es war ſchon eine Erlöſung, einmal laut zu ſprechen, ihm einmal zu ſagen, was ſie wirklich dachte und vorhatte.

Er aber lag in ſeiner ſchwarzen Feiertagstracht in einem Stuhle vergraben und dachte weit weniger über das nach, was ſeine Frau ihm auseinandergeſetzt hatte, als über die Kränkung, die ihm von ſeinen Brüdern zugefügt worden war. Alle Hoffnungen waren damit für ihn vernichtet. Er blieb in Schmach und Schande wie ein Menſch, der ins Moor geraten iſt und dem auch die letzte Wurzel entgleitet, woran er ſich noch herausziehen wollte. Nun gurgelt das zähe Gebrodel über ſeinem Kopf.

Es war natürlich in Krukeluhn nicht unbemerkt geblieben, welch eine ſchwere Mißachtung der Brauer und der Lizentiat dem einſtigen Ratsherrn hatten zuteil werden laſſen, und die Stimmung gegen dieſen, die ſchon im Begriff war, milder zu werden, wandelte ſich wieder in ſtarke Abneigung um. Ja, wenn ſein eigen Fleiſch und Blut nichts mehr von ihm wiſſen wollte, ſo mußte er doch wirklich im Kern nichts taugen.

In Freunds Hotel ſprach man ja noch gemäßigt darüber, ja, man fand die Handlungsweiſe der beiden andern Brüder ſogar ſehr unbarmherzig und allzu ſelbſtgerecht, aber im Rauhen Loch, da ſprühte nun die ganze Gehäſſigkeit der kleinen Leute gegen den zwar entthronten, aber doch immer noch reichen Herrn am Markte auf, dem es Rinke Tyſtrow zu verdanken hatte, daß er unter den Dieben und Räubern ſchmachtete.

Der Bäcker war für ſeine Genoſſen nicht im mindeſten in der Achtung geſunken. Das iſt ja immer ſo: wer einmal verſtanden hat, das Volk für ſich zu gewinnen, das Volk an ſich glauben zu machen, der kann begehen, was er will, immer wird er ſeine Anhänger haben, die alles entſchuldigen und für alle ſeine Taten, wenn ſie an ſich auch unedel ſind, edle Beweggründe entdecken.

Warum ſaß Tyſtrow? Weil er den Bund der Freundſchaft, den er einſt mit Oſewald Stümpemann ſchloß, hochgehalten hatte. Ja, dazumal, als das mit Ohmſens Scheune geſchah, als er, der Freiſchüler, den feinen Realſchüler ſozuſagen mit ſeinem Leibe deckte, da hatte er ſchon aus lauter Selbſtloſigkeit gehandelt.

Tyſtrow konnte wohl erwarten, daß Stümpemann ihn ſpäter auch ſtützen und fördern würde, aber darin hatte ſich der Bäcker ſchlimm getäuſcht.

Im Stich gelaſſen hatte ihn der Senator bei der Proviſorſache — im Stich gelaſſen bei dem Hafenplan, dieſem großartigſten aller Gedanken, die je einem Krukeluhner Hirn entſprungen waren.

Einerlei! Tyſtrow hatte alles heruntergeſchluckt und weiter Treue geübt, Tyſtrow hatte ſeine ganze Perſon dafür eingeſetzt, ſeinem Jugendfreunde die erſte Stellung in der Stadt zu verſchaffen.

Allerdings, die Mittel, die er dazu gebrauchte, waren ja gefährlich. Aber war denn etwa alles erſchwindelt, was in den Briefen ſtand? Lange nicht! Schaute man etwa hinter die Rathauskuliſſen, ob ſich die Herren da nicht gegenſeitig allerhand zuſchanzten? Erſt recht nicht!

Alſo nur aus Freundſchaft und Gerechtigkeitsſinn hatte Tyſtrow es unternommen, ſich ſogar ſtrafbar zu machen, und was war der Dank? Dieſer Stümpemann ließ ihn vor Gericht glatt fallen. Kein warmes Wort hatte er für ihn gefunden.

Die Empörung wider den ſo jählings aus dem eben angetretenen Amte geſchie-

Digitized by Google

denen Bürgermeister wuchs immer mehr unter den Tystrowitern. Der konnte sich wahrlich nicht damit rühmen, daß er dem Bäcker nicht sofort, als die Briefe auftauchten, die Polizei ins Haus geschickt hatte. Wenn er seine sogenannte Ahnung, die er später zugab, für sich behielt, so war das doch das geringste, was er Tystrow an Rücksicht schuldete.

Nein! Da hing der geweihte Spaten — hier saßen die Mitglieder des immer noch lebendigen Hafenvereins, aber oben am Tisch, da fehlte der, der ihnen sonst immer aus der Chronik vorlas und sie anstachelte, für eine glänzende Zukunft Krukeluhns zu sorgen. Der Mann, der seiner Vaterstadt das freie, offene Meer wieder an die Mauer heranbringen wollte, der ging jetzt in enger Gefängniszelle herum und konnte darüber nachdenken, was es für einen Zweck hat, anderen Menschen Gutes zu tun. Es war eine Schande wert!

Wenn dieser Herr Dr. Stümpemann seinen Jugendfreund nicht benutzen wollte, um zu steigen, so hätte er ja nur gleich, als er etwas von den Briefen hörte, vertraulich mit ihm sprechen können: „Laß das, mein Junge.“ Dann wären keine weiter verfaßt worden und man hätte schließlich über das Ganze wohl Gras wachsen lassen.

Alle, alle Schuld saß auf Stümpemann!

Es hockten da im Rauhen Loch Gesellen beieinander, die ihrem Herrn und Meister an Gehässigkeit und Wildheit der Gesinnung nichts nachgaben. Sie erhitzten sich am Trunke, und mit eins war dann der Gedanke da: Sie mußten und wollten ihren Führer rächen, rächen an dem, der ihn ins Unglück gestürzt hatte. Als dieser Gedanke erst Herr über die Gemüter ward, wurde das Schreien und Toben zum Geflüster. Man beriet sich zischelnd von Tisch zu Tisch, achtete nicht der wenigen Warner, sondern warf sie kurzerhand zur Tür hinaus und war dann schön unter sich. Es gab keinen in der Rotte, der nicht mit einer unheiligen Freude daran arbeitete, um herauszufinden, auf welche Art man dem Herrn am Markt seine Verräterei heimzahlen konnte, und eines Abends war man klar.

Auf dem Hofe der Gastwirtschaft lag ein Haufe von Schutt und Steinen. Da versorgten sich die Brüder, jeder nahm sein Teil, soviel er tragen konnte, unter die Jacke. Dann schlichen sie hinaus ... auf die Straße ... Nicht im Schwarm ... nein, alle zwölf, fünfzehn Mann einzeln.

Sie verteilten sich über die ganze Stadt, jeder ging einen andern Weg, aber alle hatten das gleiche Ziel: den Markt.

Es war eine Sturmnacht. Die flackernden Laternen wurden beinah ausgeblasen. Rechtes Wetter für eine Rachetat.

So. Jetzt zeigen sich die Gestalten von den verschiedenen Straßen her nach und nach auf dem leeren Markt.

Sie begeben sich in Trupps, je zwei oder drei, in die Nähe von Osewalds Haus. Da sind Läden vor den Fenstern des Erdgeschosses. Einer der Verschworenen springt hin. Brecheisen heraus. Krach! Das Holz splittert. Und gleich — klirr! — fliegt ein großer Stein in die erleuchtete Stube.

Der andere Laden — krach! — Splitter und — klirr! — auch da hinein ein mächtiger Wurf.

Und nun nach oben und nach unten — klirr! klirr! ... alle Fenster entzwei.

In der Wohnstube wird die Hängelampe getroffen. Sie zerbirst. Das Öl rinnt über den Tisch, flammt mächtig auf, läuft zum Teppich hinunter — ein dunkelrotes Schwelen.

Osewald, erst schreckerstarrt, dann, um nach Hilfe zu rufen oder auch um nur erst zu sehen, was da eigentlich draußen vor sich geht, stürzt an das Fenster.

Da kommt ein gewaltiger Mauerstein geflogen, reißt noch Glasscherben mit und prallt ihm gerade aufs linke Auge.

Die Magd stürzt schreiend in die Stube — Garderut folgt: Sie finden Osewald bewußtlos und blutüberströmt daliegen.

Schon traben die Stadtsoldaten heran, schon erschallt der Feuerruf.

Die Tystrowiterbande ist zerstoben.

Da erloschen der Lichter viele,
Nicht eines nur allein

Es war, wie die Ärzte sagten, nicht ganz ausgeschlossen, daß Osewalds verletztes Auge noch einmal wieder das Licht schauen würde, aber für lange, lange Dauer blieb es jedenfalls dunkel, und die schwere Entstellung seines Gesichtes konnte nie wieder verschwinden.

Als er, der immer soviel auf sein Äußeres gehalten hatte, zum ersten Male sein halb von einem schwarzen Tuche verhülltes Antlitz im Spiegel sah, da war er verzweifelt.

Die Acht, die man in Krukeluhn über ihn verhängt hatte, war durch sein Unglück von ihm genommen. Viele warme und ehrliche Teilnahme wurde ihm ins Haus getragen.

Mutter Mackeprang kam häufig und wußte nicht, was sie ihrem lieben Schwiegersohne alles Gute tun sollte, und auch die Brüder ließen sich sehen. Sie waren zwar zuerst recht zaghaft, besonders Pasche, der an jenem Gedenktage wenig Andacht vor dem Grabe gehabt und viel mehr an Osewald als an seinen Vater gedacht hatte.

Digitized by Google

Die liebe Cäcilie steckte hinter dem Ganzen. Sie hatte ihren Mann gestempelt, daß er die Untadeligkeit seines eigenen Wandels durch einen völligen Bruch mit dem verfemten Bruder vor der Welt dartun müsse, und Pasche war dann schwach genug gewesen, Görges nachzugeben.

Jetzt saß er bei Osewald und schimpfte auf die verdammten Frauenzimmer, die die nächsten Verwandten auseinanderbringen.

Weh auch einem, der in seiner Gaststube noch hämische Bemerkungen über den gestürzten Ratsherrn gemacht hätte.

Von den Tystrowitern waren etliche gefangen gesetzt, wer aber den verhängnisvollen Wurf getan hatte, das kam nicht heraus, und gerade weil diese Untat keine Sühne fand, war man um so mehr geneigt, Osewald Stümpemann wieder in Gnaden aufzunehmen. Aber dem lag jetzt gar nichts an dieser Gütigkeit seiner lieben Mitbürger.

Wo er so furchtbar gezeichnet worden war, da flößte ihm die Vorstellung, daß er sich jemals wieder, sei es in Krukeluhn, sei es anderswo unter Menschen bewegen solle, die äußerste Angst ein. Er plante nichts mehr, ja er war es jetzt selber, der zu Garderut sagte: „Du hast recht. Wirf das alles hier von dir. Verlaß mich. Trenne dich ganz von mir. Ich gebe dir auch Pawel. Was soll er mit solchem Vater? Suche dir ein fruchtbares Leben; um mich herum ist und bleibt lauter Todesgeruch.“

Allein Garderut hatte in dem Augenblick, da Osewald blutend vor ihr lag, eine tiefe Erschütterung und eine plötzliche Wandlung durchgemacht, und während sie ihren Mann pflegte, wurde es ihr immer deutlicher und einfacher: einen Menschen, der gegen sein Gewissen gehandelt hatte, konnte und durfte sie verlassen, jedoch bei einem Unglücklichen, der so bitter für sein Vergehen büßte, wie Osewald — da mußte sie ausharren.

Einen Zweifel daran gab es für diese Frau gar nicht.

Ausharren! Das hieß freilich auch auslöschen, was sonst noch an Hoffnungslichtern in ihr schimmerte, hieß ihrem innersten Wünschen und Begehren entsagen, hieß mit dem eigenen Ich das größte Opfer bringen, ohne zu fragen, ob der, für den es gebracht ward, dessen würdig oder unwürdig war.

Sie mußte ihrem Manne jetzt beistehen, denn wenn sie sich von ihm schied und er dann wirklich zugrunde ging, so konnte sie ihr Leben lang doch nicht froh werden: sie war dann die Mitursache an diesem Untergang, sie hatte nicht nur kalt und selbstsüchtig, nein, sie hatte grausam gehandelt.

So lag die Zukunft schlicht vor ihren Augen; aller Zwiespalt mußte aus ihrer Brust verschwinden.

Und rückschauend dachte Garderut darüber nach — hatte sie nicht doch in ihrer Ehe ihrem Manne gegenüber etwas versäumt?

Wahr! Nicht freiwillig hatte sie sich ihm zum Weibe gegeben, aber geradezu abstoßend war er ihr doch auch nicht gewesen, und es mochte überhaupt nun sein, wie es wollte: sie hatte vor dem Altare geschworen.

War sie ihrem Schwur ganz treu geblieben?

Röte überflog ihr Angesicht. Sie stand auf und ging aus dem Schein der Lampe.

Langsam kam sie dann zurück, und ihr war, als müsse sie Osewalds Hand ergreifen und ihm manches abbitten, manchen Eigensinn, manchen Widerspruch, manches absichtliche Mißverstehen.

Gewiß hatte sie es nicht leicht gehabt, erst als zweite Thronde zu leben und dann zu fühlen, daß er das Eigene, wozu sie sich durchrang, nicht nach Gebühr schätzte, geschweige denn liebte. Indessen sie war auch nicht immer völlig bestrebt gewesen, ihm ihr Sein und Wollen zu offenbaren, ihn bis auf den Grund ihrer Seele schauen zu lassen. Er sollte hinnehmen, was sie ihm bot; tat er es nicht, so verschloß sie sich vor ihm.

Hätte nicht auch in jener Stunde, wo das Ja von ihren Lippen kam, jede andere Neigung in ihr versinken müssen? Zwar das war zu schwer, das konnte kein Mensch und kein Gott von ihr verlangen, daß sie Reinhold gleich vergäße; trotzdem: sie hätte wohl, um eine zufriedene Frau zu werden, stärker gegen diese Jugendliebe ankämpfen müssen, ohne sich deshalb selbst zu verlieren, ohne solch ein Frauennichts zu werden, wie ja so viele herumliefen.

Sich ihre Freiheit in der Ehe zu wahren, ihrem Manne aber doch ganz allein zu gehören — ja, die kleine Garderut war jetzt eifrig dabei, das als die höchste Aufgabe ihres Lebens zu betrachten, der sie bisher doch nicht ganz gerecht geworden sei. So mußte sie sich selber Vorwürfe machen. Leicht fiel ihr das nicht, aber an Osewalds Schmerzenslager geschah es, daß in Garderuts Gemüt, wo eigentlich die Liebe zu ihrem Manne glühen sollte, das Mitleid für ihn erglomm.

Sie wurde in Osewalds Gegenwart immer sicherer, immer freundlicher aus ihrer tiefsten Wahrhaftigkeit heraus, sie wagte es, ihn zu streicheln, sie hatte gute, mütterliche, ja sanft kosende Worte für ihn, die dem sich schon in gänzlicher Verlassenheit Schauenden unendlich wohltaten.

Er merkte mit dem feinen Empfinden, das jeder Kranke hat, wie ehrlich gern sie ihm alle nötige Handreichung leistete. Sie

Digitized by Google

wußte alles zu vermeiden, was ihn an die düstere Vergangenheit erinnern konnte, und ihr Trost: „Dein Auge wird wieder besser, und das bißchen Narbe, was macht das aus?“ — ja, dieser mit geradezu munterer, durchaus zuversichtlicher Stimme gegebene Trost war seine Rettung aus der Nacht.

Und als sie dann einmal neben ihm saß und ihm die immer noch wunde und schmerzende Stelle linde gesalbt und verbunden hatte, da fragte er: „Wie soll es denn nur für mich werden, Garderut, wenn du erst nicht mehr hier bist?“

Sieh, da sank die kleine Garderut schluchzend bei ihm nieder, küßte seine Hand und sprach: „Du sollst mich nie entbehren, Osewald, ich bleibe bei dir, solange ich lebe und nur bei dir.“

„Oh!“ sagte er, und das klang, als sei ihm die Brust mit einem Male von einer ungeheuren Last befreit, er lehnte sich in die Kissen zurück und tastete über ihr Haupt hin.

Garderut aber versprach es ihm nochmals: „Ich bin für dich da, zu jeder Stunde, und nur für dich!“

Von diesem Augenblick an genas er, seine Züge belebten sich, das Fieber wich, er konnte aufstehen, und all sein Tun und Denken, durch Leid geläutert, war Dankbarkeit gegen seine Frau.

Und wer so recht von Herzen danken kann, der ist noch lange kein verlorener Mensch!

Was aber tat die kleine Garderut, die da ihr Kreuz auf sich genommen hatte und es redlich tragen wollte?

Sie trat an den alten Mahagonisekretär heran und öffnete das geheime Fach, das einst die an ihre Schwester und jetzt die an sie selbst gerichteten Briefe barg. Und sie nahm diese Blätter, die ihr liebster und teuerster Besitz waren, tat ein Band darum und wandelte nach Glannbeck hinaus.

Sie zeigte Onkel Jakob das Päckchen: „Du mußt wieder ein Grab in deinem Garten graben, guter Onkel. Bitte, nicht zu fern von dem, das du damals grubst.“

„Ist es schon so weit mit dir, kleine Gaddi?“ fragte der Alte.

Sie antwortete wehmütig: „Es muß so weit sein, und also — ist es auch so weit.“

„Dann komm, mein Kind.“

Unter demselben Baume, wo sie einst Throndes Geheimnis bestatteten, hob Jakob Eenboom eine Grube aus, Garderut legte Reinholds Briefe hinein, streute ein paar Blumen darauf und sprach die Worte, die Onkel Jakob damals gesprochen hatte: „Nun laß sie sacht vermodern.“

Erde hinein, die Grassode sorglich darüber — die Geheimnisse der beiden Schwestern schlummerten nebeneinander.

Allein noch war nicht alles geschehen, und es mußte doch alles geschehen, denn Garderut wollte jetzt nichts mehr wissen von Freundschaft und von dem Sich-etwas-gönnen. Nichts Halbes sollte mehr in ihrem Leben sein. Sie brauchte ihre ganze Kraft, um doch noch ein glückliches Weib an der Seite Osewalds zu werden.

Daheim.

Wieder am Sekretär.

Garderut entzündete das Licht, nahm den grünen Faden, den Reinhold ihr gesandt hatte — sie hielt ihn an die Flamme, er barst auffackernd in zwei Teile — sie tat beide Enden in einen Umschlag und schickte sie dem, der dieses Sinnbild verstand und ihren Willen ehrte.

„Leb' wohl, du Ferner, der mir nahe war.“

Das Pünktlein auf der Welle

Von Bäcker Tystrow hörte man nichts Bestimmtes. Es hieß, er sei nach seiner Freilassung in eine große Stadt gezogen und dort wieder Geselle geworden. Seine Frau führte in Krukeluhn das Geschäft fort und sah durchaus nicht danach aus, als ob sie sich sehr nach ihrem Manne sehnte. Sie behielt auch zumeist ihre Kundschaft. Freilich so lecker wie zu Rinke Tystrows Zeiten und mit so kunstvollen Zuckergußverzierungen ausgeschmückt waren die Torten nicht, die sie für die Damengesellschaften lieferte.

Und nach all der Aufregung kam in der alten Inselstadt so allmählich alles wieder in Ordnung, nur Osewald wußte noch immer nicht, was er mit sich anfangen sollte.

Da wanderte eines Tages Onkel Jakob, Garderuts lieber Sorgenvertrauter, von Glannbeck nach Krukeluhn hinein.

Er erschien mit großem Gefolge, denn hinter ihm schritt Rahmkirch, das Findelkind, und auch Kule und Wix ließen es sich nicht nehmen, ihrem Herrn das Geleit zu geben. Die Äpfel waren noch nicht stehlensreif; so konnten die beiden getreuen Dächsel den Hof für eine Weile ruhig unter der Aufsicht der Magd lassen.

Jakob Eenboom besuchte einen Advokaten. Kule und Wix stellten die Wache zu beiden Seiten der Haustür, und Rahmkirch ging vor dem Hause auf und nieder. Besser als der alte Jakob konnte niemand, der ein wichtiges Werk vorhatte, behütet werden.

Onkel Jakob kam wieder heraus mit einem Papier in der Hand und sagte zu Rahmkirch: „Nun mach' du man die Besorgungen, wir treffen uns nachher am Tor. Ich habe was anderes zu tun.“

Kule und Wix wußten: Besorgungen machen, darunter verstand sich auch das Einkaufen von allerlei nahrhaften und also däch-

Digitized by Google

selwürdigen Dingen, und so zogen sie es vor, mit dem Knecht zu gehen.

„Ja, siehst du, meine kleine Gaddi," fing er an, „es wird ja nun Zeit für mich alten Mann, daß ich mal daran denke, wem ich wohl alle meine Bäume und das Land, worin sie so gern wurzeln, vermachen soll. Das heißt: gedacht hab' ich lange daran Aber wie das so kommt: man schiebt das Endgültige von einem Jahr zum andern auf, bis man so ein leises Klopfen auf der Schulter fühlt. Das ist der liebe Freund Hein, der einen mahnt: Du! Nun wart' aber nicht länger, sonst hol' ich dich, ehe du richtig für deine Sachen gesorgt hast, und du mußt als ein schlechter Verwalter in die Grube fahren. Meine kleine Gaddi, schlag mal dies Papier hier auf."

Garderut tat, wie ihr geheißen war, sie las und errötete tief, denn sie hielt Onkel Jakobs Testament in Händen und war darin als die einzige Erbin eingesetzt.

„Wie komme ich dazu, Onkel Jakob?"

„Weil ich kein anderes Menschenkind so lieb habe als dich, kleine Gaddi," antwortete der Alte in aller Schlichtheit.

Garderut stand auf und gab ihm einen Kuß. Die rechten Worte fand sie noch nicht, um ihm für dies Vermächtnis zu danken.

„Ja," fuhr Onkel Eenboom dann fort, „aber sieh mal, wenn ich auch nicht mehr zu den Stärksten gehöre — von zähem Leder bin ich doch, und du müßtest am Ende deine zehn Jahre darauf warten, ehe du auf Glannbeck die Herrschaft antreten kannst."

„Hoffentlich, Onkel Jakob, noch viel länger! Und nicht warten! Wahrhaftig nicht — nur mich freuen, solange du da wirkst und schaffst."

„Ich möchte mich aber doch so allmählich aufs Altenteil begeben, mein klein Deern. Das Nebenhaus hab' ich mir bequem ausgebaut, da ist Platz für meine paar Möbel, und ich sehne mich danach, mich nun endlich einmal recht in die Bücher zu vertiefen. Das wollte ich in meiner Jugend schon tun, aber mein Vater hatte keinen Sinn dafür. Hat Kämpfe gekostet, Garderut — auch Tränen. Schließlich hab' ich mich gefügt, und du weißt ja: jede Welle hat ihr Pünktlein. Ich habe sie lieben gelernt, die Bäume, sie sind meine Freunde geworden, alle wie sie da stehen und wachsen, ich kenne die Eigenschaften von jedem einzelnen und weiß, man darf sie nur milde zu etwas nötigen, und man darf ihnen nichts rauben von dem, was sie selbst sein wollen. So habe ich Früchte gezogen, andere, als ich mir einst träumte, daß ich ziehen wollte, aber auch diese bringen ihren Segen. Wenn ich nun jemand hätte, Garderut, mit dem ich so recht über meine Bäume sprechen könnte und der es von mir übernähme, sich an ihrem Leben zu erquicken und seine redliche Trauer zu fühlen, wenn solch einem Geschöpfe Gottes die Wurzeln verdorren — wäre das nicht schön für mich?"

„Gewiß, Onkel Jakob."

„Und meinst du nicht, daß du und dein Mann, dein Mann und du — denn ihr seid jetzt doch beide so gut wie eins, nicht wahr?"

„Ich will ihm alles sein, was ich ihm sein kann, und er ist so gut gegen mich, wie ich es mir nur wünschen darf."

Der Alte nickte freundlich: „Also ihr beide — ja, meinst du nicht, daß ihr die Rechten dazu wärt, meine Bäume schon jetzt unter eure Obhut zu nehmen? Laßt mich euer Lehrer sein, schafft euch dort Arbeit und Freude und glaubt mir, mehr kann der Mensch nicht erreichen, er strebe auch, wonach er will. Es lebt sich gut da unten am Sunde; man ist weit weg von der Welt und trägt ihr doch ein Stück Gesundheit zu mit jeder Frucht, die man vom Baume bricht."

— — — — — — — — — — —

Einig miteinander wohnen Osewald und Garderut in Onkel Jakobs Hause. An seiner kundigen Hand haben sie gelernt, was die köstlichen Bäume an Pflege brauchen, damit sie alle ihre Schätze entfalten.

Vom ersten Blütenknospen bis zur reichen Ernte und selbst, wenn die Blätter gefallen sind: niemals rastet ihre Sorge, aber niemals sind sie auch freudeleer.

Im rüstigen Sichregen ist Osewald gesundet, und seine beiden Augen schauen die Schönheit der Sonne, die durch das dichte Laub des Obstgartens ihre Strahlen auf den Rasen wirft. Er schafft, sägt, beschneidet und bindet, daß es eine Art hat. Garderut aber schleppt mit ihren kräftigen bloßen Armen die schweren Körbe voll von Früchten, als sei sie in einem Bauernhause zur Welt gekommen.

Und wenn die prächtige kleine Frau nach Feierabend in der Laube unten am Vorlande sitzt und über den tausendfältig glitzernden Sund schaut, da denkt sie oft: ‚Hast recht, Onkel, es ist ein Nichts und ist doch alles:

Du Pünktlein auf der Welle,
Wie strahlst du doch so helle,
Du Bild von unserm Glück.
Das ist auch nur ein Winken,
Ein kurzes, holdes Blinken,
Gehört uns keinen Augenblick.

Laßt uns bescheiden stehen,
Aufs goldne Pünktlein sehen,
Das sei der Freud' genug.
All, was wir sonst mit Bangen
Ersehnen und verlangen,
Ist Wahn und Trug —
ist Wahn und Trug . . .'

Digitized by Google

Porta Capuana in Neapel. Gemälde von Amandus Faure

Digitized by Google

Digitized by Google

Amandus Faure

Ein Künstlerbild aus Friedens- und Kriegszeit

I. Die bunte Welt

Der Hamburger Amandus Faure steht im vierundvierzigsten Lebensjahr, und es ist genau dreizehn Jahre her, daß er mit seinen ersten Bildern auf einer Schülerausstellung der Stuttgarter Akademie vor die Öffentlichkeit trat. Vorher, in einem Alter, wo andere längst des akademischen Studiums entwachsen, wohl auch durch den Verkauf ihrer Bilder bereits der Sorge um des Lebens Notdurft enthoben waren, zwang ihn die Ungunst äußerer Verhältnisse, seinen Broterwerb bald als Kolporteur von Schauerromanen, bald als Kulissenmaler bei wandernden Schmieren oder als Anstreicher zu suchen. Ende der neunziger Jahre kam er nach Schwabens Hauptstadt, wo er geraume Zeit als einfacher Dekorationsmaler tätig gewesen und schließlich einem eigenen Anstreicher- und Malergeschäft als ehrsamer Meister vorgestanden hat. Aber der Meister, der allmorgendlich von Tagesgrauen an bis zum lichten Mittag mit seinen Gehilfen auf schwankem Gerüst balancierte, verwandelte sich für den Rest

Im Volkstheater San Francesco zu Neapel. Gemälde

Digitized by Google

des Tages in einen regelrechten Akademiker, der mit ehernem Fleiß und unbeugsamer Willenskraft den Zielen freien Kunstschaffens zustrebte. Mancher ist den gleichen Weg gegangen, um dann doch am entscheidenden Wendepunkt in bitterer Resignation zur Tätigkeit auf dem Gerüst zurückzukehren: Faure ist Künstler geworden, nicht weil er das Gerüst mit dem Atelier vertauschte und Staffeleibilder malte, sondern weil er von Haus aus Künstler war, weil er Eigenes und Besonderes in sich hatte und somit auch den elementaren Drang ihm sichtbare Form zu verleihen. Was er in Stuttgart bei Ludwig Herterich, Carlos Grethe und Graf Kalckreuth lernte, war lediglich der lehr- und lernbare Teil der Malerei, das rein Handwerkliche, das Technische. Alles andere, Temperament, Phantasie und persönliches Verhältnis zur Natur, also gerade das, was einen Künstler originell und sein Werk wertvoll macht, brachte er mit. Es war stark genug, um ihn vor aller Konvention und vor der Hingabe an autoritative Anschauungs- und Darstellungsweisen zu bewahren.

Während aber das Publikum in den weitaus meisten Fäller jeder künstlerischen Neuerscheinung, die seiner eigenen Naturvorstellung und seinen alten, über die sogenannte Schönheit angelernten Regeln nicht entspricht, ablehnend gegenübersteht, trat hier der umgekehrte Fall ein. Denn gleich Faures erstes Gemälde, eine ‚Salome', sicherte ihm auf der Ausstellung des deutschen Künstlerbundes in Weimar 1904 die Beachtung und Anerkennung weitester Kreise, und ein Jahr darauf errang er sich auf der schon erwähnten Stuttgarter Ausstellung die goldene Medaille. Man mag nun über solche Medaillen denken wie man will, Tatsache ist, daß seine künstlerischen Erstlinge starken Eindruck hervorgerufen haben und daß er, gleichviel auf welchen Ausstellungen und mit welchen Bildern er später erscheinen mochte, nicht nur nicht mehr übersehen werden konnte, sondern oft genug auch dann im Vordergrund des Interesses stand, wenn er sich in der Umgebung anerkannter erster Meister befand. Stets zwang er zum Stehenbleiben und Schauen, und selbst da, wo man sich vielleicht stofflich nicht sonderlich angezogen fühlte oder zunächst noch zu keiner allzu hohen Wertung seiner Schöpfungen als absoluter Malerei gelangen konnte, mußte man doch anerkennen, daß hier eine mit starken ursprünglichen Instinkten ausgerüstete künstlerische Originalität am Werke war, die die Fähigkeit besaß, in eigener und eigenartiger Weise neue Wesensseiten der Natur zu erschließen. Und darauf allein kommt es an in der Kunst, das ist es, was den Künstler aus der Schar der Kunstgenossen heraushebt, ihm eine Sonderstellung zuweist und seinen Ruhm begründet und durch die Jahrhunderte hindurch aufrechterhält.

Es liegt in aller und jeder Erscheinungsform der Natur etwas Unerforschtes und selbst im Kleinsten und Unscheinbarsten findet sich etwas Neues, aber wie wenigen ist es gegeben eben dieses Neue zu entdecken, das vordem noch kein anderer gesehen und dargestellt hat. Trotz der ins Ungemessene gewachsenen künstlerischen Produktion begegnet man nur in vereinzelten Fällen einem wirklichen Entdeckergenie, das unbekümmert, ja, unwissend alles Fremden, aus innerlicher, selbständiger Empfindung um sich wirkt. Die größte Zahl derer, die sich heute Künstler nennen, zeichnen sich durch einen erschreckenden Grad von Passivität aus, durch ein Sichgenügenlassen an einer möglichst exakten und möglichst stimmungsvollen Notierung eines Natureindruckes, einer Impression. Sie wissen nicht, daß die Kunst die Sprache einer Seele zur andern ist und daß die Wirkung und Bedeutung eines Kunstwerkes lediglich abhängt von der Größe der Seele, welche daraus spricht.

Faure ist keine passive, sondern eine höchst aktive Künstlerpersönlichkeit, bei der das Bild als solches nie aus verstandesmäßiger Analyse, vielmehr wie bei allen großen Künstlern, stets aus seelischen Erlebnissen hervorgeht. Er mag uns ein üppiges Trinkgelage unter dem Sternenhimmel der Campagna, eine Tribunalszene, eine Zirkusgesellschaft oder einen exotischen Cake-Walk vor Augen stellen, mag uns in marrokanische Harems, in die Straßen der Schönen Frauen zu Neapel, in Irrenhäuser, Gefängnishöfe, in Nachtasyle oder ins Quartier Mouffetard zu Paris führen, oder uns zeigen, wie Delila den Tölpel Simson umgirrt, überall merken wir neben dem un-

Digitized by Google

Hinter dem Vorhang
Gemälde von Amandus Faure

Digitized by Google

bestechlichen Beobachter, der den Dingen bis auf den Grund sieht, den malenden Menschen und seine innere Anteilnahme. Allerdings — und das ist eben rein künstlerisch empfunden — überhitzt sich diese Teilnahme nie in dem Maße, daß er, wie etwa auf den Szenen aus dem Quartier Mouffetard, wo die Ärmsten der Armen hausen, zum öffentlichen Ankläger und Beweisführer sozialen Elends und sozialer Gegensätze wird. Aber wer könnte sich des wahrhaft herzbeklemmenden Eindruckes verschließen, den diese grandios erfaßten Bilder mit ihren entsetzlichen Jammergestalten erwecken, die von Elend, Leid und Lumpen umflattert, teils hinter trostlos kahlem Mauerwerk Schutz suchen, teils wie eine Herde zusammengetriebener Tiere sich vor den Pforten des Nachtasyls scharen. Und jede dieser Gestalten, in einer einzigen drastischen Gebärde umrissen, stellt ein Meisterwerk an Charakterisierungskunst dar. Das alles ist gemalt mit ganz wenigen dunklen Farben, die sich doch zu einer ungemein vielseitigen Tonskala fügen, aus der dann wirkungsvolle Profile, gebleichte Schädel mit weißen ungepflegten Mähnen, ein nackter Fuß, ein fürchterliches Augenpaar hervorleuchten.

Geradezu erschütternd wirkt das Bild ‚Der Narrenhof' mit seinem Knäuel wirrer, wild gestikulierender Männer, die alles Menschlichen entkleidet, in tierischem Stumpfsinn einem krummbeinigen Drehorgelspieler folgen. Und nicht minder packend wirkt der heuer in Baden-Baden neuerdings ausgestellte ‚Bärentanz': eine Schar unheimlicher Gefangener, darunter echte Apachenfiguren, die wie Bären im Käfig, einer hinter dem andern um ein dürres Bäumchen eines Pariser Gefängnishofes herumgehen, wobei die vergitterten Zellenfenster gleich den Augen gespenstischer Wächter über ihnen zu drohen scheinen.

Herbstblumenstrauß. Gemälde

Nie und nirgends verwendet Faure die äußeren Mittel, welche ihm die Natur durch die Sinne an die Hand gibt zur bloßen Gegenstandsschilderung, nie steht er seinen Motiven, Vorwürfen und Problemen als kühler, kritischer Beobachter, als Künstler, der nur das heraussieht, was er sucht, gegenüber. Das Gefühl, mit dem er an die Dinge herantritt, verleiht ihnen Gestalt und Farbe. So ist seine Kunst stets der Ausdruck innerer Bewegung, und er nimmt diese Kunst so schwer und ernst, daß sie ihm wirklicher Lebensinhalt ist und ihm nicht gestattet jemals weniger zu geben als alles. Das ist eine Eigenschaft, die weder gelehrt noch gelernt werden kann, und die, wenn einmal vorhanden, im Grunde

Digitized by Google

Das Tribunal. Gemälde von Amandus Faure

Digitized by Google

Digitized by Google

Spanische Tänzerin. Gemälde

keinen wesentlichen Wandlungen mehr ausgesetzt ist.

Wenn man Faures erste Arbeiten mit solchen aus der letzten Zeit vergleicht, gelangt man auch in der Tat zu der wohl überraschenden Erkenntnis, daß von einer eigentlichen Entwicklung im Sinne eines mühsamen Vorwärtsschreitens, vom tastenden Versuch, vom Gewollten zum Gekonnten, nicht gut die Rede sein kann. Das gilt nicht nur in bezug auf seine Art der Naturanschauung, sondern auch im Hinblick auf seine Malweise. Schon die Salome von 1904 dokumentierte seine glutvolle Koloristik, seine üppige Sinnlichkeit, die in der Farbe das wirksamste und vornehmste Mittel zur künstlerischen Interpretation und Erhebung der Wirklichkeit zu einem höheren, absolut malerischen Formzweck erblickt und die wir auch heute ganz besonders an ihm zu schätzen haben. Auch dieser sprühende Kolorismus, der uns so selten in der deutschen Malerei begegnet, ist kein Erlerntes, sondern ein Angeborenes; darum fehlt ihm jedes Raffinement, jede Spur von dem, was man als errechnet bezeichnen könnte, und darum ist er auch nie zu bloßen Bravourstücken ausgenutzt, nie zu Effekten

Digitized by Google

mißbraucht, die Bluff für Auffassung, brillante Oberfläche für inneren Gehalt ausgeben. Selbst seine Dunkelmalereien aus dem Quartier Mouffetard, die auf den ersten Blick nur Schwarz in Graubraun gemalt erscheinen, erweisen sich bei näherem Zusehen als in fabelhaftem Reichtum abgestufte Tonskalen, die jeder Reproduktion Hohn sprechen. Unsere Wiedergabe der neapolitanischen Volkstheaterszene (S. 345) gibt einen wenn auch nur ungefähren Begriff von dieser Malerei, die es fertigbringt, die einzelnen Personen des völlig im Dunkeln liegenden Parketts scharf herauszuheben, sie in Ausdruck und Bewegung zu kennzeichnen und so die unheimliche Erregung und Spannung zu offenbaren, die den Zuschauerraum ob des Ehebruchdramas auf der Bühne beherrscht.

Mit besonderer Vorliebe wendet sich Faure jenem heimatlosen Völkchen zu, das im grünen Wagen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt zieht, um im armseligen Zelt oder unter freiem Himmel bei zuckendem Fackellicht seine harmlosen Künste zur Schau zu stellen. Alte Erinnerungen aus der Zeit, da ihn des Lebens Not selbst auf die Landstraße und in die Gesellschaft der fahrenden Leute verwies, mögen dabei wohl mitsprechen; der Hauptgrund, der ihn zu solchen Darstellungen treibt, ist aber ohne Frage seine Lust am rein Malerischen, am Koloristischen, das sich in dieser Umwelt in ganz besonderer Weise und Vielfältigkeit dem Auge darbietet. Man versteht, daß es für einen Koloristen von so ausgesprochen rassigem Charakter kaum Reizvolleres geben kann, als wenn der Abendhimmel in dunkelfahlem Blaugrün über machtvollen Baumsilhouetten liegt und unten der gespenstische Schein lodernder Pechbrände auf den Stämmen flackert, über undeutliche, im Dunkel verschwindende Gestalten huscht, da ein Gesicht, dort ein glitzerndes Gewand oder ein paar in Trikots gepreßte Frauenbeine grell aufglühen läßt; oder wenn im grünen Wagen oder hinter dem Vorhang der Manege sich die Artisten drängen, der Schein der Lampen eigenartige Beleuchtungseffekte auf den geschminkten Gesichtern und nackten Schultern hervorzaubert und den ganzen bunten Flitter bescheint, der den grausamen Realismus dieser Existenzen um so deutlicher hervorkehrt.

Der Stuttgarter Hofschauspieler Tenhaeff als Malvolio. Gemälde

Gewiß, das ist schon oft genug gemalt worden, aber kaum je mit solch starker, suggestiv wirkender Stimmungsgewalt. Die beiden Bilder

Digitized by Google

Im grünen Wagen. Gemälde von Amandus Faure. (Im Besitz des Herrn Günther Wagner in Hannover)

Digitized by Google

‘Hinter dem Vorhang‘ (S. 347) und ‚Im grünen Wagen‘ (S. 351) zeigen so recht den Unterschied zwischen Faures Kunst und der, wie sie die alten Anekdoten- und Genremaler übten, und wie sie heute noch von den Zeitgenossen allzuvielfach geübt wird. Bei jenen steht das Erzählerische im Vordergrund, sie wollen mit ihren Bildern zumeist Empfindungen heiterer oder ernster Art erwecken, sie pfuschen den Literaten mit dem Pinsel ins Handwerk. Faures Bildern ist ein außerhalb des rein Malerischen liegender Inhalt ebenso fremd, wie die sattsam bekannte Trikot-Erotik, auf die so viele ähnliche Malereien zugespitzt sind. Faure denkt rein malerisch, alles baut sich ohne die geringste Anleihe bei der Anekdote zwanglos aus Linien und Farben auf. Auf seinen Bildern geht rein gar nichts vor, es geschieht nichts, was den Betrachter zu irgendwelchen gedanklichen Spekulationen veranlassen könnte: auf dem einen Bild sind drei, auf dem andern sieben Personen wiedergegeben, und zwar steht jede ohne innerliche Beziehung zur andern völlig für sich, nur mit sich selbst beschäftigt, aber jede ist von Tragik umkleidet, spricht in Haltung und Ausdruck vom Elend des Leibes und der Seele. Es ist Unkunst, solche Stoffe, für die man Dutzende von Varianten erfinden kann, durch erzählerische Behandlung und äußere Zutaten interessant und schmackhaft zu machen, und es ist Kunst im höchsten Sinne, mit rein malerischen Mitteln in jeder einzelnen Figur ihren gesamten Lebensinhalt zu prägen, eine Situation durch rein malerische Mittel auch psychologisch erschöpfend zum Ausdruck zu bringen. Dafür ist auch das hierunter wiedergegebene Bild ‚Der tapfere Soldat‘ ein sehr bezeichnendes Beispiel — ein glänzender Einfall von burleskem Humor, ein glänzend gemaltes Kabinettstück.

Und Kabinettstücke sind auch Faures Blumenstilleben in ihrer delikaten, tropfigen Malerei — Bilder, die man in seinen vier Wänden haben möchte zu beschaulicher Betrachtung und zur ständigen Freude an eines deutschen Malers Werk.

Dr. Hermann Popp

Der tapfere Soldat. Gemälde

Digitized by Google

Ausmarsch

Gemälde von Amandus Faure

Digitized by Google

Digitized by Google

Fliegerschießen bei Jonkershofe. Gemälde

II. Der Krieg

Und dann kommt der Krieg, und diese ganze lustige und grauenvolle Welt von fahrendem Volk und leichtsinnigem Gesindel, von Irren und Dirnen, von Verbrechern und Richtern, wie des Künstlers Augen sie in Deutschland und Frankreich, in Italien und Marokko in sich aufgenommen haben: sie versinkt vor dem einen großen deutschen Erlebnis. Amandus Faure brauchte nicht umzulernen wie so viele seiner Kollegen. Sein Schicksal hatte ihn in die dunkeln Abgründe, in die schillernde Scheinpracht der Gauklerwelt geführt. Er hatte ihre Menschen und Dinge nie mit falscher Rührseligkeit, in verlogenem Aufputz geschildert; er malte ihre Farben und Formen. Er erzählte nicht, aber er dichtete. Seine Bilder hatten außer den rein malerischen Reizen, die ihm zunächst am Herzen lagen, einen Inhalt. Aber es hält schwer, diesen Inhalt in Worte zu fassen. Aus der Glut und Schwere seiner Farben, aus dem Ernst und der Sachlichkeit seiner Gestalten quoll dem Betrachter ein Leben zu, das ihn unausweichlich in seine Kreise schlang.

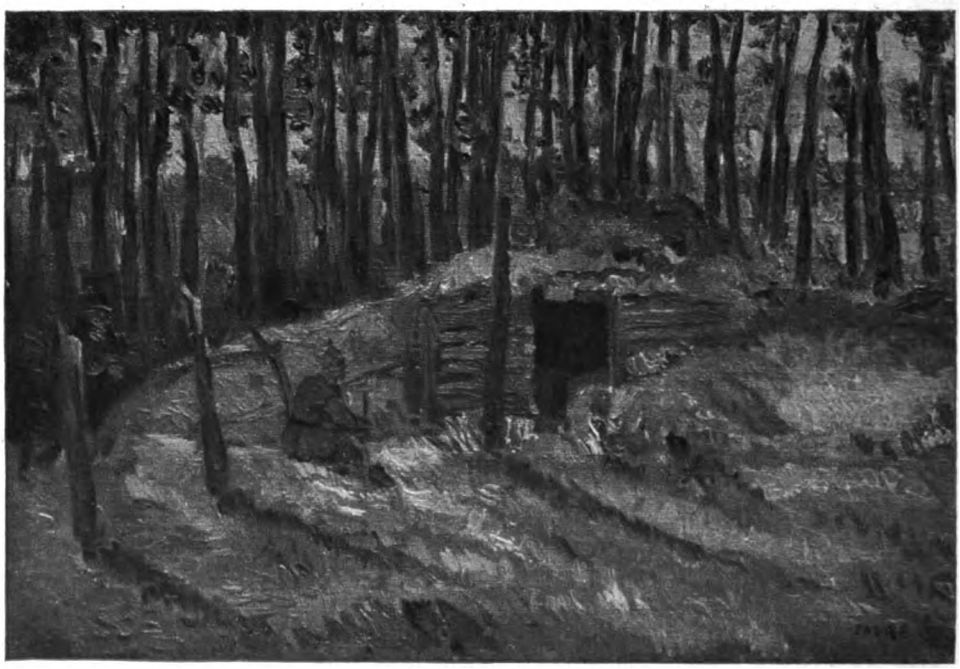
Um wieviel tiefer nun empfinden wir diese Zauberkraft des Malers, da er sich einem Stoff zugewandt hat, der uns alle in gleicher Weise ergreift, dessen Gewalt wir uns selbst in dürftigster Darstellung nur mühsam entziehen können. Doch das ist schief ausgedrückt: nicht hat sich Amandus Faure der Kriegsmalerei zugewendet, sondern sie hat sich seiner Seele bemächtigt. Das gewaltige allgemeine Erlebnis unseres Volkes erfüllte sein Herz, sein Auge so ganz, daß die Gestaltenfülle seines persönlichen Lebens weit in den Hintergrund trat. Aber sie gab ihm ihren Segen mit auf den Weg. Er brauchte sich nicht wie andere zum Ernst, zur Größe der Auffassung erst zu erziehen. Er hatte auch unter dem Tand des grünen Wagens und unter der Schminke seiner Bewohner die Ehrwürdigkeit des Schicksals, den Adel des menschlichen Herzens geschaut, und mehr als dieser Sehergabe der Liebe brauchte es im Grunde auch vor dem ungleich größeren Gegenstande nicht.

Faure malt mit den alten Mitteln, und es will uns scheinen, als ob sie nur darauf gewartet hätten, den rechten Vorwurf zu finden und an ihm die Kraft ihres Ausdruckes zu verstärken. Das von künstlichem Licht unsicher erhellte Dunkel der Nacht — wie oft hatte es den Maler gereizt. Es hatte die Spielereien einer wandernden

Digitized by Google

Zirkusbande zu Sinnbildern einer aus Not ans Licht drängenden Sehnsucht erhoben. Jetzt marschieren auf dem Bilde, das zwischen S. 352 u. 353 eingeschaltet ist, in derselben Beleuchtung deutsche Soldaten im Geleit ihrer Lieben über die Straße, hinaus, dem Feinde entgegen. Und in ungleich erhabeneren Maßen erhebt sich vor unserem Herzen dasselbe Symbol: ein Volk, das aus Nacht und Not ins Licht drängt. Noch ist der Weg trübe und dunkel, aber die Wucht eines gemeinsamen Willens, einer gesammelten Kraft überwindet alle Schmerzen und Schrecken, selbst den Tod. Wenn man will, ist dies eine Erzählung, ein Gedanke. Das Bild selbst sagt kein Wort. Es gibt ein Auf und Ab von Hell und Dunkel. Nur mühsam unterscheidet man einzelne Gestalten, die vielleicht berichten könnten. Was uns ergreift, ist das durch die Schwermut dieser nächtigen Farben erzeugte Gefühl: hier wächst Großes unter Gefahr, hier blüht eine Sehnsucht, hier glüht ein Zorn.

Amandus Faure hat, wie die Leser dieser Hefte wissen, einen Teil des Krieges bei unseren türkischen Verbündeten an den Dardanellen erlebt, er hat sich, wie gleichfalls unseren Lesern in Erinnerung sein wird, auf dem östlichen Kriegsschauplatz künstlerisch betätigt, aber dann ist er, einer heimlichen Sehnsucht im Herzen folgend, könnte man wohl sagen, unseren Truppen nach, westwärts nach Flandern gezogen. Man merkt es seinen Landschaftsbildern an, wie lieb er das wunderschöne Land gewonnen hat. Niemand ergeht es anders, der es kennen lernen durfte mit seinen alten Städten und freundlichen Dörfern, seinen grünen Weiden und stillen Kanälen. Die flandrische Landschaft ist leicht und doch ernst. Ihre unabsehbare Weite würde uns schwermütig stimmen, wenn nicht die stolzen Reihen hoher Bäume wären, die die langgedehnten Ebenen mächtig durchbrechen. Sie atmet eine gefaßte Heiterkeit. Sie ist von durchsichtiger Klarheit. Sie trägt ein friedevolles Antlitz. Die Tore und Belfriede ihrer Städte erzählen von harten Kämpfen, von unsäglicher Not, von Meuchelmorden und Blutbädern. Aber der Efeu der Vergangenheit, des Vergessens hat alte Wunden und Narben umsponnen. Der Fremde sah im flandrischen Land nicht mehr verschollene Not, sondern ewige Schönheit. Und in diese beschauliche Traumwelt brach der fürchterlichste Krieg. Er tobt noch immer.



Unterstand im Walde bei Langemarck. Gemälde

Digitized by Google

Ypern brennt. Gemälde

In der Seele dieser Landschaft spielt sich eine Tragödie ab. Amandus Faure hat sie erkannt und gestaltet sie. Er hat in seinen früheren Gemälden die bunte Welt des Scheins in scharfen Gegensatz zum Ernst des Lebens gestellt, der sein Recht fordert auch unter der Maske. Er hat das absichtslos getan. Ohne Zuspitzung auf irgendeinen anekdotischen Inhalt kam er aus. Und dennoch zwang er uns durch die Art, wie er seine Menschen stellte, wie er das Licht führte, die Farben mischte zu diesem seelischen Schauen. Er malt jetzt nicht anders. Er malt ein flandrisches Dorf in seiner bunten Fröhlichkeit. Es lacht uns an im herbstlichen Sonnenschein rot und gelb und grün, so reich, so glücklich, wie es unter Gottes Himmel nur gedeihen kann. Und doch, wie tief liegt der Schatten auf der einen Häuserwand. Diese rötlichbraune Dunkelheit beunruhigt, quält uns. Und da entdecken wir, daß sich ein Mensch wie schluchzend an das Gemäuer lehnt, und oben im Blau kreist ein Flieger, von weißen Schrapnellwölkchen verfolgt. Der tragische Gegensatz ist da und mit den bescheidensten Mitteln ausgesprochen.

Es gehört zu den Furchtbarkeiten dieses Krieges, daß er sich so geheimnisvoll abspielt, daß viele seiner grausamsten Mittel so überraschend wirken. Da liegt ein Stück Land vor uns, ganz harmlos und fröhlich, und es ist zerwühlt und birgt den Tod in hundert Gestalten. Es ist das Kennzeichen unseres Künstlers von Anbeginn, daß er hinter dem allen offenbaren Augenschein der Dinge noch etwas anderes, Geheimnisvolleres sah, und so versteht er es, über eine friedliche Gegend einen Schleier zu breiten, der Verderben kündet. Bewundernswert ist es, wie zart dieser Schleier ist. Wenn er einen Angriff hinter Langemarck oder das Gelände vor einem Schützengraben bei Ypern malt, entdecken wir nicht auf den ersten Blick die kriegerische ‚Staffage' — dort die angreifenden Deutschen, hier die gefallenen Franzosen. Aber uns weht aus beiden Bildern ein Hauch des Verderbens an. Es sind nicht die kämpfenden oder in der Ewigkeit ruhenden Soldaten, von denen er ausgeht; es sind die Farbentöne, es sind die Formen und Linien, die hier mit einer an sich nicht unfreundlichen Naturstimmung zu einer unendlichen Schwermut zusammenklingen.

Dieser verhaltene Ernst, diese verderbenträchtige Gewitterschwüle ist auch so friedlichen Bildern nicht fremd wie dem

Digitized by Google

Einschlagende Granate Gemälde

Unterstand im Walde von Langemarck oder den von unseren Feldgrauen bestellten Feldern hinter der Front. Die ungeheure Spannung, die über diesem blutgetränkten Boden liegt, läßt eben selbst in jenen Tagen und Wochen nicht nach, wo der Generalstabsbericht nichts Neues zu melden weiß, und Entladungen wie einschlagende Granaten oder das Gebrüll des ‚langen Max' erleichtern sie nicht. Das Aufreibende steter Bereitschaft, unausgesetzter Wachsamkeit müßten diese Bilder auch dem Unkundigen verraten, selbst wenn ihnen jede erläuternde Unterschrift fehlte. So ein Unterstand während eines Artilleriegefechts ist völlig frei von irgendwelcher Romantik. Er verrät gegenständlich sehr wenig. Und doch fühlt jeder sofort heraus, daß sich in diesem engen Raum, in den Seelen dieser paar Menschen Stunden voll höchster und mannhaft niedergehaltener Erregung abspielen. Wiederum verkündet hier der Künstler das heimliche Leben, das hinter den Dingen, hinter den Masken der Menschen sich verbirgt.

Ein flandrisches Dörfchen. Ein paar Hütten mit roten Dächern. Hochgekrönte Bäume, wie sie die alten Niederländer gemalt haben und wie sie dem etwas schwerfälligen Landschaftsbilde eine entzückende Leichtigkeit und Lebendigkeit verleihen. Und hinter diesem Idyll eine schwärzlichrote Rauchwolke. Ypern brennt. Dasselbe Dorf des Nachts. Durch die Dunkelheit schieben sich marschierende Truppen. Der Wind peitscht die schlanken Bäume. Am Himmel ein heller Feuerschein. Herrlich leuchtet er. Aber es ist kein Feuerwerk. Die Geschütze donnern. Ypern brennt.

Man sieht nichts von der Stadt, aber wir wissen, dort, wo die Wolke braut, wo der Lichtschein sprüht, da steht die Schlacht. Wiederum hat es der Künstler mit sparsamen Mitteln erreicht, daß sich uns das Gefühl des Außerordentlichen mit zwingender Gewalt aufdrängt, ohne daß er mit aufdringlicher Gebärde darauf hinwiese. Und selbst wo er deutlicher wird wie in den marschierenden Soldaten des nächtlichen Bildes begnügt er sich mit schattenhaften Gebilden, die wiederum das Gemälde zur Dichtung erheben.

Amandus Faure war stark genug, sich „vor aller Konvention und vor der Hingabe an autoritative Anschauungs- und Darstellungsweisen zu bewahren", so hieß es zu Eingang dieser Veröffentlichung, die dem bürgerlichen Maler galt. An seinen Kriegsbildern wird dieser Ausspruch noch klarer. Er ist einer der wenigen, die nicht

Digitized by Google

Ypern brennt. Gemälde von Amandus Faure

Digitized by Google

Flandrische Landschaft dicht hinter der Front. Die Felder sind von unseren Feldgrauen bestellt worden

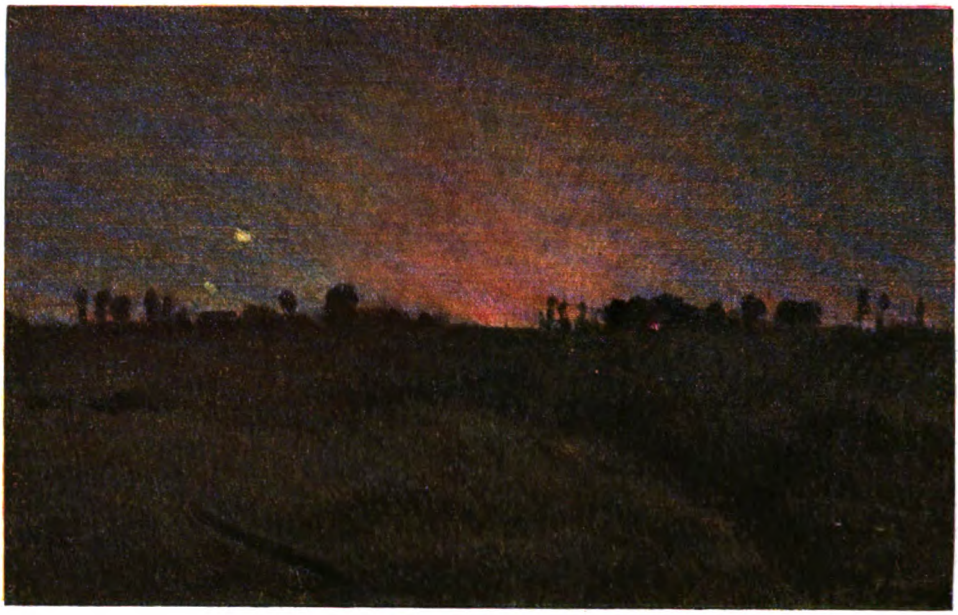
in der Skizze, im landschaftlichen Stimmungsbilde steckengeblieben sind. Weil ihm die Dinge, die er sah, nie das Einzige und Wesentliche der Darstellung waren, kam er auch in seinen Werken aus dem Kriege schnell aus der Befangenheit heraus, die die meisten vor soviel Neuem, Erschütterndem befiel. Nicht daß er sich als ein fixer Handwerker darüber hinweggesetzt hätte. Nein, aber er hat die Ruhe des Denkens und die Sicherheit des Gefühls, daß er in aller menschlichen und

Angriff auf einen Wald hinter Langemarck. Gemälde

Digitized by Google

Vor einem Schützengraben bei Ypern. Gemälde von Amandus Faure

Digitized by Google



Mündungsfeuer vom ‚langen Max'. Gemälde

unmenschlichen Zerstörung Sinnbilder einer Tragödie schaut, die bestehen bleibt, wenn alle ihre Zeugen längst vergangen sind. Und so kann man vielleicht sagen, daß sich in diesen schlichten Gemälden unseres Künstlers, den die Not der Zeit im vierten Kriegsjahr auch den Waffenrock antun hieß, die ersten frühen Boten zu einer symbolischen Auffassung unseres Riesenkampfes zeigen, deren vollendete Nachfolger erst einer späten Zukunft zu bewundern vergönnt sein wird.

Kanonier Lemke

Im Unterstand während eines Artilleriegefechts. Gemälde

Digitized by Google

Echte und unechte Volksbewegungen, Begeisterung und Fanatismus

Von Geheimrat Prof. D. Dr. Reinhold Seeberg

Der Wind bläst, wo er will. Du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt." An dies Wort werden wir immer von neuem erinnert, wenn wir an die großen geistigen Bewegungen in der Geschichte der Menschheit denken. Wie die Flut des Meeres steigen sie empor und rollen langsam zurück. Wir haben eine solche Flut erlebt zu Beginn des Weltkrieges, als eine grenzenlose Begeisterung für das Vaterland in den Herzen emporwallte. Und wollen wir der Versicherung vieler glauben, so ist jetzt wieder in dem leidenschaftlichen Streben nach Demokratisierung unseres öffentlichen Lebens eine solche Flut im Steigen begriffen. Woher kommen solche Bewegungen, und wohin gehen sie, kann man sie fördern und kann man sie hemmen? Das sind Fragen, die uns heute wieder sehr nahe gerückt sind.

Die menschliche Seele sucht die Gewohnheit. Von allen Gebieten des Lebens gilt das und von den schwierigsten und tiefsten am meisten. Altgewohnte Formeln halten Wacht an den Brückenköpfen unseres Denkens und Wollens. So war es vor dem Kriege mit unserer Kulturtrunkenheit, mit unserem Internationalismus und der demütigenden Bereitschaft, Fremdes dem Eigenen vorzuziehen. Für immer schien solche ‚Weisheit' und ‚Gerechtigkeit' festzustehen. Und doch war es nicht immer so und es konnte nicht immer so bleiben. Was einst ein Strom wirklichen Lebens war, wird zur verständigen Formel, zum festen Dogma. Aber je verständiger Dogma und Formel werden, desto schwächer werden sie. Es hat sie allmählich jeder, und sie versperren den suchenden freien Seelen den Weg zum Aufstieg. Sie dienen der Mittelmäßigkeit, aber sie reizen die Starken zum Widerspruch. Diese ahnen ein Emporsteigen des Lebensstromes, sie fühlen, wie Frühlingssäfte emporquellen in dem alten Lebensbaum der Geschichte. Dann bedarf es wohl nur eines Ruckes und der Lebensstrom braust empor und zerbricht die verständigen alten Dämme. Es kann ein großes Ereignis sein, das dies bewirkt. So war es bei uns im August 1914. Aber ebenso kann es das Hervorbrechen neuer Geistkraft in einer einzelnen überlegenen Persönlichkeit sein. So ist es bei den Propheten im Menschengeschlecht. Sie können das Prophetengewand oder den Philosophenmantel tragen, sie können von der Tribüne des Parlaments reden oder mit dem Schwert in der Faust eine neue Welt bauen. Es ist im Grunde bei ihnen allen das gleiche. Sie spüren den Strom des Lebens, der zu neuem Wort und zu neuer Tat treibt. Sie sehen Wege in dem Gewirr des Daseins und hören rufende Stimmen, wie keiner vor ihnen sie sah oder hörte. Gemüt und Wille sind ihnen dadurch im Tiefsten erregt, und die weltgestaltende Kraft des Geistes bricht aus ihnen hervor wie Sturmesbrausen oder die steigende Flut. Das Leben erweist seine Lebensmacht. Und weil es das Leben selbst oder der Urwille ist, der sie bewegt, darum ist unwiderstehlich die Gewalt ihres Wortes und ihrer Tat. Aber dieselbe Kraft wird auch offenbar, wenn nicht von einzelnen sondern von ganzen Gruppen eines Volkes die große Bewegung ausgeht. So war es etwa im August 1914, als aus der Jugend, die sich zum Todesgang rüstete, Ströme des Lebens hervorbrachen.

In solchen Bewegungen offenbart sich das Leben selbst, und Gemüt und Wille werden zu seinen Organen. Immer steht dann grollend oder auch scheltend eine Gruppe abseits. Es sind die Leute, die die ‚Folgen ängstlich zuvor erwägen', die den Verstand für den Lenker aller Dinge halten, Philister aller Gattungen von dem Minister bis zum Portier, vom Professor bis zum Weißbierphilosophen. Man achte ihren Einfluß nicht gering. Sie ‚kritisieren' und ‚beweisen', sie haben ‚alles vorhergesagt' und ‚ihre Meinung nie geändert', ihr Vorrat an ‚Logik' ist unerschöpflich. Das macht auf die Dauer immer Eindruck, so mittelmäßig und armselig es in dem ersten Augenblick auch erscheinen mag. Ja, man kann sogar in gewissem Sinn sagen, daß, auf die breite Fläche der Entwicklung gesehen, schließlich die Verständigen das Leben meistern. Wenn sie sehen, daß sie nicht durchdringen mit ihrer ‚Logik' und ihren ‚Beweisen', dann lassen sie den Lebensstrom auch über ihr Haupt hinbrausen. Aber alsbald bemühen sie sich, ihn einzufangen und verständig zu regulieren, damit er wirklich alle Mühlen treibe und jede Kloake spüle. Und wenn es dann erreicht ist, dann werden sie die eifrigsten Lobredner dessen, was sie einst bekämpften. Es erscheint jetzt als ‚zeitgemäß' und als ‚Fortschritt'. Die Zeitungen tragen es unter die breiten Massen und diese sind befriedigt, denn sie haben Formel und Dogma wieder als Zaum und Zügel erhalten, wie sie es brauchen. Und auch so noch — wer will es leugnen? — verkapselt in Verständigkeit und eingeschnürt in Alltagstrivialität bleibt die neue Richtung, das neue Wollen eine Kraft und ein Wert in dem Volk.

Dies ist die Geschichte der großen, treibenden geistigen Kräfte. Sie können nicht mit dem Verstande vorhergesehen oder gar er-

Digitized by Google

zwungen werden, denn sie sind irrational, ein Emporschnellen des Urwillens, ein Ausbruch des Lebens. Daher reißen sie alles Lebendige mit sich fort mit unwiderstehlicher Schöpfergewalt. Aber dann wird das Leben ‚erklärt', das Irrationale rationalisiert, das Wunderbare gemeinverständlich gemacht. Und so geht es dann weiter die Alltagsbahn, der Fortschritt wird zum Rückschritt, je lauter er den Fortschritt preist, bis ein neuer Stoß des Lebens hervorbricht, Neues schafft und dadurch das Alte abtut. So haben wir es zum einen Teil schon erlebt und werden es zum andern erleben mit dem großen vaterländischen Empfinden, wie es im August 1914 sich plötzlich aus den Seelen emporrang. Es war eine treibende Lebenskraft, die Unmögliches möglich machte, die uns über tiefe Abgründe mit ihren Gefahren wie im Traum hinriß. Wo wären wir geblieben, wenn dieser Ruck des Lebens damals nicht eingetreten wäre? Es fehlte nicht an Bedenken der klugen Leute, die so ihre Dogmen gefährdet meinten. Allmählich ging denn auch das Rationalisieren auf der anderen Seite an, man zerschlug ein starkes Empfinden in kleine Stücke, kämpfte wider Fremdwörter und schmähte die anderen Völker.

Gemacht können solche Bewegungen nicht werden. Sie tauchen empor wie die Kräfte bei der Entwicklung des Individuums zur Reife. Selbst pflegen soll man sie nur mit Vorsicht. Denn solch ein Pflegen bringt mit sich ein Formulieren und Organisieren, worüber leicht der unmittelbare Lebenshauch leidet. Und doch, die Impulse wollen weitergegeben sein, die Begeisterung muß anderes entzünden. Das kann nicht geschehen ohne Wort und Schrift, ohne Erziehung und Anregung. Doch hüte man sich dabei vor der vorgeschriebenen Schablone und starren Parteiformeln. Sie sind schließlich doch nur Ersatz des Geistes und der Kraft. Je einfältiger und persönlicher der Ausdruck ist, den wir dem Geiste geben, desto kräftiger kann dieser einströmen. Daß alle, die imstande sind der neuen Strömung eigenen Ausdruck zu verleihen, zum Worte kommen und nicht überschrien werden vom Chorus derer, die Schlagwörter breit und breiter treten — das ist vielleicht das Wesentliche, was man tun kann zur Ausbreitung und Erhaltung solcher Bewegungen. Und dazu kommt ein anderes. Man sehe die unbefugte Kritik der Verständigen nicht für nichts an, sondern man bekämpfe sie beizeiten. Sie pflegt aber dadurch am wirksamsten bekämpft zu werden, daß man statt der Defensive die Offensive ergreift und die Rückständigkeit und Morschheit der positiven Gedanken, die ihr zugrunde liegen, erweist. Die bloße Bestreitung mit Verstandesgründen führt selten zum Ziel, denn die Gegensätze, die miteinander ringen, sind verschiedene Formen des Willens zum Leben, nicht ein Mehr oder Minder von logischen Gründen. Läßt man sich vom Gegner die Waffen vorschreiben, das heißt, tut man, als wenn nur ‚Bewiesenes' gelten soll, so kann man leicht selbst dazu beitragen, daß die Begeisterung und der Lebensdrang verhallen und zerfallen unter solchen verständigen Überlegungen.

Aber nicht jede Bewegung, die sich als Volksbewegung gibt, hat in Wirklichkeit den Charakter einer solchen. Zumal im politischen Leben sind es nicht ganz selten die herausgerechneten Ziele irgendwelcher Führer, die zu glücklichen Schlagwörtern zusammengefaßt und in dem richtigen Augenblick in die Öffentlichkeit geworfen, weite Kreise mit suggestiver Gewalt ergreifen. Aber dies Ergriffensein hat die Art des Fanatismus an sich, und es fehlen ihm die Züge der Leben schaffenden Begeisterung. Das Gebiet der Begeisterung ist der Lebenswille des Menschen und sie richtet sich stets auf ein positives Ziel. Der Fanatismus hat seine Kraft an dem Haß wider die vorhandenen Formen und Ordnungen, und sein Gebiet ist jene überreizte Phantasie, die vereinsamten Verstandesgebilden für eine Weile etwas, das wie Leben aussieht, einbläst. Die Propaganda des Fanatismus ergeht sich daher in gehässigen Verzerrungen der vorhandenen Zustände und in uferlosen Versprechungen besserer Zeiten. Auch er weiß das Gemüt zu erregen. Aber diese Bewegung geht nicht aus von dem von Lebensdrang durchwalteten Willen, sondern von der Verstandeskritik und von egoistischen Berechnungen der Vernunft. Die Begeisterung erzeugt und gebiert, schafft und baut. Der Fanatismus reißt nieder, tötet und vernichtet, aber bleibt für das Gesamtleben unfruchtbar und unproduktiv. Bei dem ersten fallen die welken Blätter von selbst ab, weil neue grüne Keime hervorsprießen, der andere schneidet die alten Blätter mitsamt den neuen Keimen fort, und der Rest ist das Leere und Wüste, das Lebensunfähige und Hadervolle. Die Suggestion sieht aus wie Begeisterung, aber ihr mangelt das Leben der Begeisterung. Sie ruft Volksbewegungen hervor, aber sie zerspaltet das Leben der Völker statt es zu einigen zu neuer, positiv wirksamer Kraft. Sie lebt von der Phrase des ‚Fortschritts', aber sie vermag nicht fortzuschreiten.

Es ist hier nicht der Ort, Stellung zu nehmen zu dem Schlagwort der Demokratisierung, das heute wieder sein verwirrendes Spiel in vielen Köpfen unseres Volkes zu treiben begonnen hat und sich besonders auf die Änderung des preußischen Wahlrechts richtet. Daß dies Wahlrecht der Veränderung bedürftig ist, wußte man seit lange. Und daß die große innere Bewegung, die der Weltkrieg hervorgerufen hat, auch die politische Gesamtorientierung unseres Volkes ergreifen würde, war die allgemeine Empfindung. Aber wir meinten, daß die neue Phase unseres Lebens ihre Stunde und ihre innere Notwendigkeit mit unwiderstehlicher und hinreißender Kraft selbst offenbaren würde. Das ist nicht eingetreten. Persönliche und partei-

Digitized by Google

hafte Interessen haben die natürliche Entwicklung durchkreuzt und angehalten. Wer die Erörterungen über diese Dinge in Parlament oder Presse heute anhört oder anschaut, hat den Eindruck eines falschen Tones und eines schiefgesehenen Bildes. Man staunt immer wieder, wenn man berufene oder unberufene Vertreter unseres Volkes über diese Fragen reden hört, wie unendlich wenig Lebensschwung ihrer Rede innewohnt und wie banal und armselig bisher ihre Verstandsgründe klingen. Ob sich die Sache durchsetzt oder nicht, geht uns hier nichts an. Sie hat für uns nur Bedeutung als Beispiel einer unechten Volksbewegung, die mit dem Schein des Lebens auftritt und der doch die Kraft des Lebens fehlt. Schon jetzt hat sie die Lebenskräfte unseres Volkes in gefährlichster Weise gebunden und sie wird, wenn nicht alles trügt, diese Wirkungen fortsetzen, sie mag nun ihr Ziel erreichen oder nicht. Sie wird das tun, bis einst wieder ein Ruck des Lebens erfolgt und darüber die Konstruktionen des Fanatismus zerreißen wie die Fesseln, mit denen Simson gebunden war. Das Leben schafft eben Neues, und darüber zerfällt das Alte, der Fanatismus zerstört aber Altes und Neues miteinander. Das ist der Unterschied der echten und der unechten Volksbewegungen. Man kann von diesen Dingen jetzt kaum reden, ohne der ungeheuren Volksbewegung zu gedenken, die heute Rußland erschüttert. Sie ist emporgestiegen wie eine Stichflamme, die alle Riegel zerschmilzt und alle Behälter in Brand steckt. Alles, was die Geschichte geschaffen, wird aufgelöst mit zersetzender Kritik, alles Gewordene zerstört mit roher Faust. Die Sitte wird mit Füßen getreten und der Mensch gequält, Schlösser gehen in Flammen auf, und friedlich weidende Herden werden erwürgt, niemandem zu Nutzen. Jüdischer ätzender Verstand und slawische Unbeherrschtheit und Roheit reichen sich die Hand und machen alles zunichte. Das sind die Bolschewisten, Sozialisten, die aber mit dem Wasser des Nihilismus getauft sind. Und gewiß war vieles von dem, was dort entstand, wert, daß es zugrunde geht. Aber wo sind nun die neuen mächtigen Ideale, die zeugenden Kräfte des Geistes, die neue Werte schaffen? Erst sie vermögen dem Zerstören Sinn und Macht zu geben. Wem nützt das Nein, hinter dem kein Ja steht? Nur nebelhafte Schatten sind es, die dort als positive Ziele auftauchen, kraft- und sinnlos, Produkte des armseligen Egoismus einzelner Klassen oder des Kitzels machtberauschter Führer und Verführer. Es ist in Rußland trotz aller Erregung die Stunde des Geistes nicht angebrochen, denn die schafft Neues, Großes, vor dem das Alte wie von selbst in sich versinkt und vergeht. Hier ist es nur der zerstörungswütige und doch innerlich ohnmächtige Groll des ‚Ressentiments', wie Nietzsche gerne sagte, nur relativ Abreißendes, nichts positiv Hinreißendes. So ist uns das heutige Rußland ein grandioses Musterbeispiel der unechten Volksbewegung. Wer weiß, wie lange es währt, daß ähnliche Erscheinungen auch an anderen Stellen Europas auftauchen. Möchten wir davor behütet bleiben!

Die innere Verwüstung, die solche unechte Bewegungen schaffen, liegt vor jedermanns Auge. Wer wollte sie daher, wenn sie droht, nicht überwinden? Es gibt einen Weg hierzu, aber wir vermögen ihn nicht zu bauen. Es ist der Weg der echten urwüchsigen Volksbewegung, wie sie aus den Tiefen des Volksgeistes emporsteigt oder wie ein Prophet sie zu erwecken vermag. Aber auf sie muß der Staatsmann wie jeder schlichte Bürger warten, bis sie kommt. Dann freilich sollen sie die Stunde nicht versäumen, sondern ergreifen und festhalten, was sie ihnen bringt. Die Bewegung des Jahres 1914 ist noch nicht zum Stillstand gekommen. Niemand kann heute vorhersagen, wie und wo sie nach dem Ausgang des Krieges wieder hervorquillt. Sie kann auch uns in den mancherlei Nöten, die uns bedrücken, Wege eröffnen und Ziele weisen, die wir heute nicht wahrnehmen. Wir hoffen immer noch, daß der Todesweg, den unser Volk jetzt geht, zu dem lichten Tor des Lebens führen wird, eines reicheren, reiferen und reineren Lebens, als wir es bisher geführt haben.

Wir sollen aber auch nicht müde werden, die Irrlehren des Fanatismus zu bekämpfen. Das ist schwer für den, der die Wahrheit sagen will, denn der Fanatismus lebt von der Suggestion der Unwahrheit. Und doch siegt nur Wahrheit über Unwahrheit. Nicht selten kommt der, welcher nur Wahrheit sagen will, im Leben in eine üble Lage. Er meint, *immer* das Gegenteil dessen sagen zu müssen, was sein Gegner behauptet und darüber muß er die halbe Wahrheit verschweigen, das heißt, sein Schwert in der Mitte durchbrechen. Wer erinnert sich nicht, zumal in der politischen Diskussion, solche halbe Wahrheit gehört zu haben mit ihrem ‚Ja — nein', ‚Aber doch', ‚Immerhin'? Vielleicht wären wir stärker, wenn wir es mit der ganzen Wahrheit versuchen wollten, auch wenn einiges daraus im Augenblick dem Gegner zu paß käme. Freilich, wie würde es dann mit der Parteidisziplin? Oder ließen auch die Parteien sich reformieren? Die Zahl derer wächst zusehends unter uns, die ihres gegenwärtigen Betriebes müde sind.

Doch, wir müssen schließen. Es ist genug, wenn wir einigermaßen verstanden haben, wie Volksbewegungen entstehen und welche Bedeutung sie haben. Sie können Kunstprodukte sein und sie können Schöpfungen des nationalen Lebens sein und sie sind je nachdem national unfruchtbar oder fruchtbar. Die fruchtbare Volksbewegung — das ist die herrlichste Gabe, die der Schöpfer einem Volke schenken kann. Unser Geschlecht hat eine solche jüngst erlebt. Möchte noch viel Lebenskraft von ihr ausgehen, auf uns und unsere Kinder!

Digitized by Google

Krank

Doch als er krank war, schied der Tag,
Der rote, vollgefüllte, glutumsäumte,
Sich von ihm ab. — Da lag er still und träumte
Und litt sehr schwer.

Da war die Welt ganz fern, ganz wesenlos.
Er fühlte sich, sonst stolz und unbewußt,
Und fühlte sich zur Qual und sonder Lust,
Und wandte sich.

Denn um ihn litten viele.
Durch die lange Nacht klang ihr Gestöhn,
Ihr Seufzen, ihre Not, ein wild Getön
Von Schmerz und Tod.

Allein zu sein ward ihm der einzige Wunsch.
Und dankbar nahm er fremde Hilfe an,
Ein Kind, ein Kranker — losgelöst vom Mann,
Befreit vom Selbst.

Die warme Hand ward blaß.
Sie ward ihm fremd wie eine fremde Frau.
Er hob sie auf, betrachtet' sie genau,
Und warf sie fort.

Die Zeit, die große Zeit, erlosch, versank.
Nichts war mehr in ihr als dies eine Haus,
Und viele Türen gingen ein und aus.
Wohin? — Ins Nichts.

Bis eines Tags das Leben wieder kam,
Und plötzlich er am offnen Fenster stand.
Das faßte wie ein Rahmen weites Land
Und bunten Herbst.

Er ging hinaus. Da stand er auf dem Markt,
Ein Fremder, der von ferner Küste kam,
Und dessen Ohr die Worte kaum vernahm,
Fremd allem rings umher.

Und lauschte noch zurück in all dem Lärm.
Ein Klang ging zitternd durch die Luft,
Von Asphodelen zog ein weher Duft
So weltenfern.

Bis er sich fand. — Und langsam dann vergaß.
Doch kann es sein, daß er im Traum erschrickt,
Wenn er sich nackt und bloß und krank erblickt —
Ein Häuflein Elend nur — ein Mensch!

Agnes Harder

Digitized by Google

Das Rasiermesser

Von Herbert Stegemann

„Du versprichst es mir, mein Junge?“ fragte der Herzog von Saint-Croix, und Joseph neigte den Kopf. „Noch heute sollt Ihr es haben, Herr,“ flüsterte er, „noch heute abend.“ — „Nun gut,“ beschloß der Herzog und ließ eine starke Hand vollblinkenden, vollrichtigen Goldes in die Tasche des jungen Menschen gleiten, „dann werde ich ja morgen in leidlicher Kondition den bekannten Apparat besteigen können. Du bist ein guter Junge, Joseph, und hast Verständis dafür, daß ein Herzog nicht unrasiert sterben darf. Ich finde es, gelinde gesagt, brutal, daß man mir kein Rasiermesser erlaubt: daß man mich köpfen will, nun, das begreift sich: aber man sollte es doch mit Anstand tun und nicht mit sansculottischer Unmanier. Nun, ich verlasse mich auf dich. In zwei Stunden bist du wieder da, nicht wahr?“

Der große blonde Bauernjunge aus der Bretagne, den die Wellen der Revolution nach Paris verschlagen hatten, wo er bei seinem Oheim, dem Aufseher des berühmten Gefängnisses La force als Gehilfe Dienst tat, nickte zustimmend und verschwand. Er eilte durch die düsteren Korridore, wo die Gefangenen und Verurteilten ihres Geschickes harrten, in die kleine Wohnung seines Oheims Dupont. Elodie, eine entfernte junge Verwandte Duponts, Josephs heimliche Verlobte, saß an ihrem Stickrahmen und stickte eine Freiheitsgöttin, wie das damals alle jungen Mädchen taten. „Elodie,“ flüsterte er aufgeregt, „nun wird alles gut. Denk' dir, vierhundert Franken — keine Assignaten, nein, alles schweres Gold hat mir der Herzog gegeben. Wir können heiraten, Elodie, heiraten, gleich morgen, wann du willst —“

Das Mädchen hob den schönen dunklen Kopf und hielt ihm ihre vollen Lippen, um die ein leichter Zug süßer Grausamkeit lag, durstig entgegen. Sie ließ sich küssen. Dann fragte sie: „Zeig' her! Wahrhaftig! Aber warum hat er dir das Geld gegeben? Was will er von dir! Laufen lassen, Joseph, kannst du ihn nicht. Dupont ist unbestechlich und wachsam. Die Sache würde uns den Hals kosten.“

„Keine Rede davon, Schatz,“ fiel Joseph ein. „Weißt du, was er will? Nichts als ein Rasiermesser! Das soll ich ihm besorgen! Vierhundert Franken — das nenne ich mir einen Preis! Für einen Franken kaufe ich ihm das schönste Messer in ganz Paris!“

„Er kommt morgen dran, mit dem ganzen Schub Aristokraten?“ fragte Elodie, und auf Josephs Nicken fuhr sie fort: „Nun, dann ist es ja klar. Er will dem Bürger Samson zuvorkommen. Was sollte er sonst damit wollen? Es kann dem hohen Herrn doch gleichviel sein, ob sein erlauchter Kopf rasiert oder unrasiert in den Sack rollt!“

Joseph hatte sich auf einen Hocker zu den Füßen des jungen Mädchens niedergelassen und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, Elodie,“ meinte er nach einem Schweigen. „Diese Menschen sind anders als wir, und ich bin in all den Wochen nicht aus ihm klug geworden. Was für ein Auge dieser Mensch hat! Mir ist immer, er sieht einen gar nicht, und dabei ist er doch so höflich, wie man es bei einem so großen Herrn kaum glauben sollte —“

„Dummkopf!“ warf das Mädchen spöttisch ein. „Er soll wohl! Du hast ihn ja in der Gewalt, als sein Wächter!“

„Nein, nein!“ wehrte der Bursche fast heftig ab, „das ist es nicht! Furcht kennt er nicht! Er fürchtet sich auch nicht vorm Sterben. Und dabei ist er noch so jung! Noch nicht dreißig, so steht es in der Liste. Nein, Elodie — ich glaube bestimmt, er will sich nur rasieren, weiter nichts: das ist so eine Laune, wie große Herren sie haben, wenn unsereiner das auch nicht versteht.“

„Er wird sich natürlich die Kehle abschneiden, du Kindskopf,“ sagte Elodie mit überlegenem Spotte. „Ich rate dir, laß die Hand davon. Du weißt: kommt die Geschichte an den Tag, so geht es dir selbst an den Hals. Es ist ein todeswürdiges Verbrechen, einen Verurteilten seiner gesetzlichen Strafe zu entziehen. Und an wen sollte man dabei eher als an den Schuldigen denken, als an dich? Es ist dem Oheim schon aufgefallen, wie sehr du dich um diesen Verräter bemühst! Und er ist dir nicht grün, denn du weißt —“

„Er möchte dich selber haben, der alte Schuft!“ murrte Joseph, und in seine guten blauen Augen kam ein plötzlicher Haß.

„Nun also: Vorsicht, mein Junge! Das Geld hast du; das Messer — vergißt du ihm zu bringen. Wenn er sich wirklich, wie du meinst, nur den Bart schaben will, dann kann er es ruhig entbehren. Nicht wahr? Gib mir einen Kuß! Du hast ein gutes Geschäft gemacht, mein Schäfchen!“

Digitized by Google

Aber in Joseph erwachte der bretonische Bauer. „Nein, ich habe es versprochen," sagte er nachdrücklich und ernst. „Entweder bringe ich ihm das Messer oder ich gebe ihm das Geld zurück." Elodie griff schnell nach dem Päckchen. „Gib es mir her," flüsterte sie und verbarg es eilig in ihrer Tasche. „Welch ein dummes Geschlecht ihr Männer doch seid. Ich glaube wahrhaftig, du wärst es imstande! Nein, nein — das Geld ist nicht mehr dein — es gehört uns und unserem künftigen Glücke. Und nun geh, du Tölpel, Dupont kann jeden Augenblick hier sein. Es wäre nicht gut, wenn er uns zusammen fände —"

Sie drängte den Zögernden zur Tür hinaus. Und in schweren Gedanken schritt Joseph die abendlichen Gassen der menschengefüllten Stadt auf und ab. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, Elodie, das schlaue Geschöpf, diese kleine Pariserin, die soviel klüger war als er einfältiger Bauerntölpel, habe ganz recht, und es wäre am gescheitesten, das Geld zu behalten und sich nicht mehr um diese heikle Sache zu kümmern. Aber sein ehrlicher Sinn verwarf diesen Ausweg. Wie sollte er es als ein Wortbrüchiger wagen, unter die klaren Augen des jungen Herzogs zu treten? Ein Gespräch ohne Zeugen ließ sich vermeiden: aber die Augen —. diese Augen —

Er ging in einen Laden und kaufte für den Rest seiner kleinen Barschaft das teuerste Rasiermesser, das sich finden ließ. Es war schon spät, als er an Duponts Zimmer vorbeikam. Der schien auf ihn gewartet zu haben: er steckte den Kopf aus der Tür und winkte ihn zu sich hinein. Elodie saß mit verweinten Augen auf dem kleinen Sofa und machte ihm, als er eintrat, eine beschwichtigende Bewegung mit beiden Händen zu, als wollte sie sagen: ‚Sei ruhig, mach' um Gottes willen keine Dummheiten.'

„Elodie hat mir alles gesagt," begann Dupont mit schneidender Stimme. „Nette Geschichten machst du da, mein Sohn, und es wird ja das Revolutionstribunal interessieren, daß du verurteilte Verbrecher ihrer Strafe zu entziehen planst. Weißt du was? Ich werde dich ruhig deinen Verrat an der Republik vollziehen lassen: gelingt dein Anschlag, pfuscht der Kerl unserem lieben Samson ins Handwerk, dann rollt auch dein Bauernschädel dorthin wo sein Platz ist — zwar ist die Gerechtigkeit dann um den herzoglichen Kopf betrogen, aber dein schöner Kohlkopf ist auch ein Ersatz, und es sind dann gleich zwei Halunken weniger auf der Welt. Nun, wenn er sich wirklich nur seine Aristokratenhaut ein bißchen schaben will, dein hochgeborener Freund, und morgen frischrasiert vor dem Bürger Henker seine höfische Verbeugung macht — dann, mein Junge, stehst du groß da: dann hast du schließlich nur eine harmlose Besorgung gemacht. Aber sonst —" er rieb sich die Hände und schüttelte Elodie, die ihm mit einem verzweifelten Aufschrei um den Hals fliegen wollte, unsanft ab.

„Also grüße den durchlauchtigsten Herrn, mein Sohn," höhnte Dupont weiter, „und liefere ihm das Messer nur hübsch aus. Vergiß auch nicht, dir das Ehrenwort geben zu lassen, daß er sich nichts damit tun will! Du hast dann bis morgen früh eine recht angenehme Spannung vor dir, ob, ob nicht! Aber die Nacht, Freundchen, bist du mein Gast! Ich schätze dich zu sehr, als daß ich dich den Gefahren des nächtlichen Paris überlassen sollte. Vorwärts, du machst deinem hohen Freunde die Abendvisite, ich warte derweil diskret vor der Tür, um euer Geplauder nicht zu stören."

Joseph hielt sich an der Lehne eines Stuhles fest. Sein Gehirn wirbelte. Alles war verloren. Das Geld, das verfluchte Geld hatte ihn ins Unglück gestürzt. Es war klar, was der Herzog gewollt hatte; keine andere Möglichkeit gab es: dieses Rasiermesser, das er da in der Hand hielt, besiegelte sein Verderben. Tausend Gedanken und Pläne schossen ihm durch den Kopf. Sollte er alles leugnen? Einfach behaupten, er habe sich das Messer zu seinem persönlichen Gebrauche gekauft? Und so, unter dem Zwange der plötzlich veränderten Verhältnisse, Elodies Rat befolgen? Aber nein — er hatte das Geld genommen —

„Gib mir das Geld zurück, Elodie," sagte er mit dumpfer Stimme. „Gib es mir zurück, ich brauche es."

Die Schöne zuckte verzweifelt die Achseln und warf einen Blick auf Dupont.

„Ich habe es einstweilen an mich genommen," versetzte dieser Biedermann ruhig. „Es ist sozusagen Nationalgut und bedarf sorgfältiger Verwahrung. Auch sehe ich nicht ein, was dieses Geld mit dem Messer zu tun hat."

Joseph machte eine Bewegung, als wollte er sich auf Dupont stürzen; aber der hob die Hand: „Keine Dummheiten, mein Sohn," meinte er nachlässig. „Du siehst: ich brauche nur zu klingeln, und die Wache ist zur Stelle. Das Geld ist sicher aufgehoben, das bekommst du sobald nicht wieder zu sehen."

Der Unglückliche blieb einen Augenblick schweigend stehen. Dann war ihm klar, was er zu tun hatte: er hatte das Geld genommen — nun wohl, er mußte, wenn er ein

Digitized by Google

ehrlicher Mann bleiben wollte, dem Herzog das Messer abliefern: mochte kommen, was da wollte. Er wandte sich ab und ging seines Weges.

Der Herzog nahm das Messer lächelnd entgegen. „Gut gemacht, mein Junge," lobte er gnädig. „Du bist ein Mann von Wort: ihr Bretonen seid alle so. Gute Nacht, Joseph, du hast mich immer gut bedient. Ich war zufrieden. Laß dir's gut gehen. Wie schade, daß ich mich nicht bei dem ersten Kinde, das deine Elodie haben wird, zu Gevatter bitten kann. Ich fürchte, ich werde dann in keinem sehr repräsentablen Zustande mehr sein. Und nun schlaf wohl und weck' mich bei guter Zeit!"

Joseph verbrachte in dem engen Raume, in dem ihn Dupont eingeschlossen hatte, eine fürchterliche Nacht. Was war nur mit ihm? Der große, feste Junge hatte alle Selbstbeherrschung verloren. Er sah das Richtbeil vor sich, er fühlte es in seinen Nacken einschneiden — kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren, und die Gleichgültigkeit den letzten Dingen gegenüber, an die ihn die grausigen Vorgänge der letzten Monate gewöhnt hatten, fiel von ihm ab wie ein loses Gewand. Ah, diese Elodie! Diese falsche, schändliche Schlange! Ein schrecklicher Gedanke kroch dem armen Jungen über die Seele: hatte sie ihn am Ende nur verraten, um sich ungestört im Besitze des Geldes behaupten zu können? Ja, so war es! Keine weibliche Unbesonnenheit konnte es gewesen sein — wußte sie doch, daß Dupont selber sie mit begehrenden Blicken betrachtete und nichts heißer wünschte, als den verhaßten Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen! Ihn schauerte. Die ganze Welt schien um ihn her zu wanken, die Geräte des kleinen Gemaches nahmen gespenstische Formen an und rückten grinsend und drohend gegen ihn heran. Und seltsam: in seinen Phantasien drängte sich allmählich mehr und mehr die Gestalt des Herzogs vor und ihm war, als ränge sein bester Freund oder seine Geliebte mit dem Tode. Joseph war gewiß nicht weichherzig, und zu der natürlichen Ruhe des Bauern war allmählich noch die lange Schule des Grauens gekommen, die er durchgemacht hatte. Aber dieser Mensch, der über den Tod nur lächelte, schien ihm ein höheres Wesen: jedes Wort, jeder Blick des Gefangenen gewannen Leben und Bedeutsamkeit für den Träumenden, und wie ein ungeheurer Alpdruck lastete der Gedanke, daß vielleicht gerade jetzt, in dieser Minute, das Messer den schlanken Hals durchschneiden mochte, auf dem zergrübelten Gehirne des jungen Bauern.

Gegen Morgen verfiel er einem tiefen Schlaf der Ermattung und verwirrt fuhr er auf, als Dupont ihn an der Schulter rüttelte. „Immer munter, alter Junge," meinte er gutgelaunt. „In einer Viertelstunde kommen die Kommissare, und dann fliegen meine Vögelchen aus. Nun wollen wir einmal sehen, wie sich dein Freund rasiert hat. Ich fürchte, gründlich. Und dann, mein Braver, bist du gleich mitrasiert — bis auf die Knochen: ein Plätzchen auf dem Karren wird vielleicht sogar noch frei für dich sein!"

In dumpfer Ergebung folgte Joseph seinem Peiniger. Dupont schloß die Zelle auf. Der Herzog hatte sich mit Sorgfalt angekleidet und rasiert: das Messer lag auf dem kleinen Tischchen, und der Verurteilte schritt gelassen in dem Raume hin und her. Er wandte den Eintretenden sein großes Auge zu. Ein leichtes Lächeln ging über seine Züge, als er Josephs angstvolle Verwirrung bemerkte. Auf dem Gange ließen sich Schritte hören: die Kommissare und Gendarmen riefen Namen auf und im Nu war die Zelle von Menschen erfüllt. Joseph, zwischen Leben und Tod schwankend, warf sich auf die Knie und drückte die Hand des Gefangenen an seine Lippen, der dem Burschen so leise, daß es niemand zu hören vermochte, zuflüsterte: „Dein Messer war gut, mein Junge — und du siehst, ich habe mich nicht geschnitten."

Heimat im Heimweh

Sprach ich heut zum Wasserfall:
Ruh einmal in flacher Breite,
Dämpfe einmal Schwung und Schwall!

Wenn ich rastlos glitzernd gleite,
Ruh' ich, sprach der Wasserfall.

Schalt mein drangvoll Herz ich aus:
Warum wie die Wanderschwäne
Fittichst du in Brunst und Braus?

Wenn ich mich nach Hause sehne,
Sprach es, bin ich lang zu Haus.

Kurt Arnold Findeisen

Digitized by Google

Max Klingers neueste Monumentalschöpfung

Von Egbert Delpy

Kaum haben wir von dem eigenwilligen Einsamen, der, einer Riesensphinx vergleichbar, vor den Toren unseres modischen Kunsttreibens liegt, den hastig vorüber Eilenden immer neue Rätsel aufgebend, das phantastische, buntschäumende Bilderbuch seiner 50 ‚Zelt'-Radierungen entgegengenommen, enträtselt und genossen, so stellt er uns vor eine neue, schwerkalibrige Riesenschöpfung. Der Maler Klinger tritt wuchtig vor den Graphiker und meldet erneut seine alten Forderungen als Monumentalmaler an. Es zeigt sich nun, daß er, den wir mit Bildhauerarbeiten (Wagnerdenkmal und anderes) angespannt beschäftigt glaubten, in diesen Kriegsjahren in zäher Emsigkeit und Heimlichkeit an jenem Riesenbild von $13\,^1/_2$ m Breite und $3\,^3/_4$ m Höhe gemalt hat, dessen erster Entwurf bereits vor einem halben Dutzend Jahren vorlag, dessen Ausführung indes durch die Fülle anderer Pläne verdrängt und beseitigt schien.

Eine Stiftung des bekannten Chemnitzer Klingersammlers Geh. Kommerzienrat Vogel hat seinerzeit den Auftrag der großen sächsischen Industriestadt zu einem Monumentalgemälde für den großen Sitzungssaal des Rathauses in Chemnitz an Klinger ermöglicht. Bürgerliches Mäzenatentum hat sich hier in vorbildlicher Weise betätigt. Das sächsische Manchester dankt ihm heute ein Ausnahmewerk deutscher Kunst, das, wie man sich auch im einzelnen zu ihm stellen mag, als eigenartige Bekundung eines sich immer neue, monumentale Aufgaben stellenden, überall dem Ungewöhnlichen auf eigenen Höhenwegen zustrebenden künstlerischen Sonderwillens, seines erregenden Eindrucks überall sicher sein kann und für Chemnitz künftig ein Magnet sein wird, der auch einmal andere als nur kaufmännische Besucher in seine Mauern führt.

Mit diesem fünften der Monumentalgemälde Klingers hat es insofern eine besondere Bewandtnis, als hier die sonst so frei schweifende Phantasie des Künstlers zum ersten Male sich bis zu einem gewissen Grade in Fesseln schlagen ließ. Er, der im ‚Parisurteil', in der ‚Kreuzigung', im ‚Christus im Olymp' und im ‚Homer und die Griechen' so selbstherrlich durch selbsterschaffene Welten von Christentum und Heidentum geschritten, er läßt sich hier einmal zur Allegorie und damit zum Kompromiß zwischen seiner eigenen und der modernen Welt herab. Kein Zweifel, es reizte ihn, auch diese Schwierigkeit zu besiegen! Das Gefährliche des Unternehmens, Stilgegensätze schärfster Art herauszufordern, und eng im Raume Antike und Moderne einander begegnen zu lassen, ohne doch die eine durch die andere zu vergewaltigen, es mag sein Selbstgefühl gewaltig herausgefordert haben. Die beiden Welten, jede ganz auf sich gestellt, jede stark, kraftvoll, schön, und doch so weltenweit voneinander verschieden in den Formen der Erscheinung und des Ausdrucks, durch die Macht seines Stilwillens harmonisch aneinandergebunden, versöhnt, verschmolzen zu sehen — das war es wohl, was Klinger zu so heiklem Stoff geführt hat und was ihn mit der ihm eigenen Zähigkeit und unbeirrbaren Entschlossenheit sich auf das Wagnis stürzen ließ. Nur wenn man diese Absicht vollauf würdigt und genau verfolgt, bis zu welch erstaunlichem Grade er sie verwirklicht hat, wird man dem merkwürdigen Bilde, das zunächst durch die Eigenart seines Aufbaus und das Gegensätzliche in seinen Grundbestandteilen verblüfft, gerecht werden.

Ein Preislied auf die Industriestadt wurde von Klinger erwartet. Er hat ganz allgemein den Segen der Arbeit, ja ihren höheren, eigentlichen Sinn, so wie er, der Künstler, ihn versteht, verherrlicht, indem er die Gleichung Arbeit-Wohlstand-Schönheit in echtem Klingerstil in blühende Form und Farbe goß und sie in monumental symbolischen Riesenlettern, wie eine Predigt an alle Arbeitenden überhaupt, auf die Leinwand schrieb. Die Schönheit, wie sie in der Kunst sich tausendfältig offenbart, bald erhaben ernst, bald heiter lächelnd, bald hüllenlos prangend, bald zart verschleiert, bald anmutvoll bewegt, bald ehern still und bald in taumelnder Ekstase bebend, sie ist ihm das einzige würdige Ziel, dem alle Arbeit, aller Wohlstand zustreben sollte. Und darum hat er sie so in aller Pracht und Fülle abgestuften blühenden Lebens, mit beschwörender Nachdrücklichkeit in einem monumentalen Reigen rhythmisch bewegter, schöner Frauenleiber, sieghaft alles beherrschend, ganz in den Vordergrund, gleichsam dicht an die Rampe der Bühne gestellt, auf der er sein Festspiel ‚Arbeit-Wohlstand-Schönheit' sich abspielen läßt. Nun durfte er unbesorgt die ganze übrigbleibende Tiefe der Bühne den beiden wetteifernden Mächten Arbeit und Wohlstand überlassen, seine Absicht konnte nicht mehr verkannt, sein Triumph der Schön-

Digitized by Google

Ausschnitt aus dem Reigen der neun Musen in Max Klingers Wandgemälde

heit von den Mächten des modernen Lebens nicht verkleinert werden.

Die Sonne Homers leuchtet über dem Gliederspiel dieser neun überlebensgroßen Mädchengestalten, die Klingers Welt, Klingers Griechentum unvergleichlich beredt in seinen Höhen und Tiefen spiegeln. Das Wort ‚Allegorie der Künste' will mir schwer über die Lippen, obwohl die Neunzahl auf die Musen, und die ausgestreckte Maske in der Hand der zweiten Schönen auf Thalia oder Melpomene deuten. Es ist Klingers eigene Kunst, sein Schönheitsideal, in neunfacher Strahlenbrechung, was hier in rassigster Leiblichkeit in die Erscheinung tritt. Jede dieser Gestalten hat ihr Geheimnis, ihre Offenbarung für sich, jede ist eine Sonderform Klingerschen Schönheitsdrangs, zu voll von klopfendem Klingerblut, als daß man den blassen Begriff Allegorie damit verknüpfen möchte. Sie ‚repräsentieren' auch nicht, sie *leben* ihre Schönheit, sie folgen dem Gott in ihrer Brust und geben sich ihm glühend, selbstvergessen, bis zum Taumel hin, doch stets im schönen Maß, wie's die Antike kannte. Der Gliederrhythmus gipfelt unvergleichlich in der fünften, mänadenhaft erregten Gestalt und ebbt nach beiden Seiten ab. Etwas jäh erstarrt er nach rechts hin, wo freilich Klinger Raum zu einer kleinen Sonderdemonstration brauchte, hinter der mir persönliche Randglossen zu stecken scheinen. In kleinem Abstand sitzt hier zwanglos ein griechisches Götterparkett, das den Darbietungen der neun Schwestern verständnisvoll folgt, während die Welt der Arbeit im Mittelgrund kein Auge dafür hat! Ceres ist augenscheinlich hingerissen und wendet sich mit suggestiver Armbewegung zu Merkur, der ganz versunken sitzt, während Vulkan, mit seinen Gesellen nackt dahinterstehend, sich (wie's scheint, nicht ganz einwandfrei schmunzelnd) den Bart streicht. Daß auch sie noch nebenbei allegorisch Landwirtschaft, Handel und Industrie zu verkörpern haben, ist ihnen glücklicherweise total entfallen. Als besonders vornehmes Paar, gewissermaßen in der Fremdenloge, sieht man auf kostbaren antiken Sesseln Mars und Venus, gönnerhaft gelassen, sitzen und dem Schönheitswettstreit mit kühlen Kennerblicken zuschauen . . .

Und nun die andere Welt. Die

Venus

Digitized by Google

Max Klingers neueste Monumentalschöpfung

Von Egbert Delpy

Kaum haben wir von dem eigenwilligen Einsamen, der, einer Riesensphinx vergleichbar, vor den Toren unseres modischen Kunsttreibens liegt, den hastig vorüber Eilenden immer neue Rätsel aufgebend, das phantastische, buntschäumende Bilderbuch seiner 50 ‚Zelt'-Radierungen entgegengenommen, enträtselt und genossen, so stellt er uns vor eine neue, schwerkalibrige Riesenschöpfung. Der Maler Klinger tritt wuchtig vor den Graphiker und meldet erneut seine alten Forderungen als Monumentalmaler an. Es zeigt sich nun, daß er, den wir mit Bildhauerarbeiten (Wagnerdenkmal und anderes) angespannt beschäftigt glaubten, in diesen Kriegsjahren in zäher Emsigkeit und Heimlichkeit an jenem Riesenbild von 13½ m Breite und 3¾ m Höhe gemalt hat, dessen erster Entwurf bereits vor einem halben Dutzend Jahren vorlag, dessen Ausführung indes durch die Fülle anderer Pläne verdrängt und beseitigt schien.

Eine Stiftung des bekannten Chemnitzer Klingersammlers Geh. Kommerzienrat Vogel hat seinerzeit den Auftrag der großen sächsischen Industriestadt zu einem Monumentalgemälde für den großen Sitzungssaal des Rathauses in Chemnitz an Klinger ermöglicht. Bürgerliches Mäzenatentum hat sich hier in vorbildlicher Weise betätigt. Das sächsische Manchester dankt ihm heute ein Ausnahmewerk deutscher Kunst, das, wie man sich auch im einzelnen zu ihm stellen mag, als eigenartige Bekundung eines sich immer neue, monumentale Aufgaben stellenden, überall dem Ungewöhnlichen auf eigenen Höhenwegen zustrebenden künstlerischen Sonderwillens, seines erregenden Eindrucks überall sicher sein kann und für Chemnitz künftig ein Magnet sein wird, der auch einmal andere als nur kaufmännische Besucher in seine Mauern führt.

Mit diesem fünften der Monumentalgemälde Klingers hat es insofern eine besondere Bewandtnis, als hier die sonst so frei schweifende Phantasie des Künstlers zum ersten Male sich bis zu einem gewissen Grade in Fesseln schlagen ließ. Er, der im ‚Parisurteil', in der ‚Kreuzigung', im ‚Christus im Olymp' und im ‚Homer und die Griechen' so selbstherrlich durch selbsterschaffene Welten von Christentum und Heidentum geschritten, er läßt sich hier einmal zur Allegorie und damit zum Kompromiß zwischen seiner eigenen und der modernen Welt herab. Kein Zweifel, es reizte ihn, auch diese Schwierigkeit zu besiegen! Das Gefährliche des Unternehmens, Stilgegensätze schärfster Art herauszufordern, und eng im Raume Antike und Moderne einander begegnen zu lassen, ohne doch die eine durch die andere zu vergewaltigen, es mag sein Selbstgefühl gewaltig herausgefordert haben. Die beiden Welten, jede ganz auf sich gestellt, jede stark, kraftvoll, schön, und doch so weltenweit voneinander verschieden in den Formen der Erscheinung und des Ausdrucks, durch die Macht seines Stilwillens harmonisch aneinandergebunden, versöhnt, verschmolzen zu sehen — das war es wohl, was Klinger zu so heiklem Stoff geführt hat und was ihn mit der ihm eigenen Zähigkeit und unbeirrbaren Entschlossenheit sich auf das Wagnis stürzen ließ. Nur wenn man diese Absicht vollauf würdigt und genau verfolgt, bis zu welch erstaunlichem Grade er sie verwirklicht hat, wird man dem merkwürdigen Bilde, das zunächst durch die Eigenart seines Aufbaus und das Gegensätzliche in seinen Grundbestandteilen verblüfft, gerecht werden.

Ein Preislied auf die Industriestadt wurde von Klinger erwartet. Er hat ganz allgemein den Segen der Arbeit, ja ihren höheren, eigentlichen Sinn, so wie er, der Künstler, ihn versteht, verherrlicht, indem er die Gleichung Arbeit-Wohlstand-Schönheit in echtem Klingerstil in blühende Form und Farbe goß und sie in monumental symbolischen Riesenlettern, wie eine Predigt an alle Arbeitenden überhaupt, auf die Leinwand schrieb. Die Schönheit, wie sie in der Kunst sich tausendfältig offenbart, bald erhaben ernst, bald heiter lächelnd, bald hüllenlos prangend, bald zart verschleiert, bald anmutvoll bewegt, bald ehern still und bald in taumelnder Ekstase bebend, sie ist ihm das einzige würdige Ziel, dem alle Arbeit, aller Wohlstand zustreben sollte. Und darum hat er sie so in aller Pracht und Fülle abgestuften blühenden Lebens, mit beschwörender Nachdrücklichkeit in einem monumentalen Reigen rhythmisch bewegter, schöner Frauenleiber, sieghaft alles beherrschend, ganz in den Vordergrund, gleichsam dicht an die Rampe der Bühne gestellt, auf der er sein Festspiel ‚Arbeit-Wohlstand-Schönheit' sich abspielen läßt. Nun durfte er unbesorgt die ganze übrigbleibende Tiefe der Bühne den beiden wetteifernden Mächten Arbeit und Wohlstand überlassen, seine Absicht konnte nicht mehr verkannt, sein Triumph der Schön-

Digitized by Google

Ausschnitt aus dem Reigen der neun Musen in Max Klingers Wandgemälde

heit von den Mächten des modernen Lebens nicht verkleinert werden.

Die Sonne Homers leuchtet über dem Gliederspiel dieser neun überlebensgroßen Mädchengestalten, die Klingers Welt, Klingers Griechentum unvergleichlich beredt in seinen Höhen und Tiefen spiegeln. Das Wort ‚Allegorie der Künste' will mir schwer über die Lippen, obwohl die Neunzahl auf die Musen, und die ausgestreckte Maske in der Hand der zweiten Schönen auf Thalia oder Melpomene deuten. Es ist Klingers eigene Kunst, sein Schönheitsideal, in neunfacher Strahlenbrechung, was hier in rassigster Leiblichkeit in die Erscheinung tritt. Jede dieser Gestalten hat ihr Geheimnis, ihre Offenbarung für sich, jede ist eine Sonderform Klingerschen Schönheitsdrangs, zu voll von klopfendem Klingerblut, als daß man den blassen Begriff Allegorie damit verknüpfen möchte. Sie ‚repräsentieren' auch nicht, sie *leben* ihre Schönheit, sie folgen dem Gott in ihrer Brust und geben sich ihm glühend, selbstvergessen, bis zum Taumel hin, doch stets im schönen Maß, wie's die Antike kannte. Der Gliederrhythmus gipfelt unvergleichlich in der fünften, mänadenhaft erregten Gestalt und ebbt nach beiden Seiten ab. Etwas jäh erstarrt er nach rechts hin, wo freilich Klinger Raum zu einer kleinen Sonderdemonstration brauchte, hinter der mir persönliche Randglossen zu stecken scheinen. In kleinem Abstand sitzt hier zwanglos ein griechisches Götterparkett, das den Darbietungen der neun Schwestern verständnisvoll folgt, während die Welt der Arbeit im Mittelgrund kein Auge dafür hat! Ceres ist augenscheinlich hingerissen und wendet sich mit suggestiver Armbewegung zu Merkur, der ganz versunken sitzt, während Vulkan, mit seinen Gesellen nackt dahinterstehend, sich (wie's scheint, nicht ganz einwandfrei schmunzelnd) den Bart streicht. Daß auch sie noch nebenbei allegorisch Landwirtschaft, Handel und Industrie zu verkörpern haben, ist ihnen glücklicherweise total entfallen. Als besonders vornehmes Paar, gewissermaßen in der Fremdenloge, sieht man auf kostbaren antiken Sesseln Mars und Venus, gönnerhaft gelassen, sitzen und dem Schönheitswettstreit mit kühlen Kennerblicken zuschauen ...

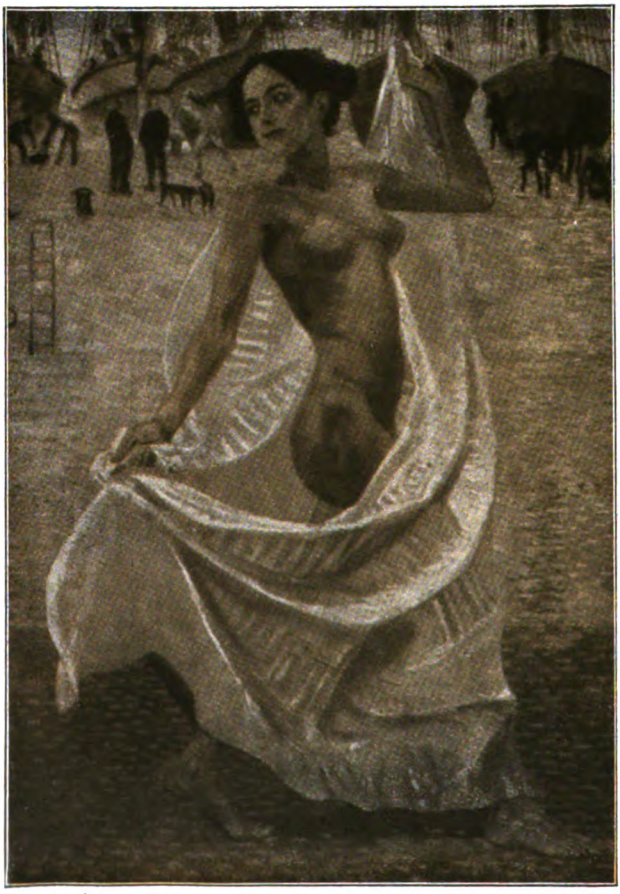
Und nun die andere Welt. Die

Venus

Digitized by Google

Hier veröffentlicht mit Genehmigung des Verlages von E. A. Seemann in Leipzig

Arbeit-Wohlstand-Schönheit. Wandgemälde von



Terpsichore (Aus dem Reigen der neun Musen)

Welt der Arbeit. Der Industrie! Ungemein interessant ist es zu sehen, wie Klinger sie sich und seinem Idealstil angenähert hat. Sie wie Menzel oder Meunier figürlich darzustellen und seinem Schönheitsfries etwa eine moderne Arbeiterallegorie monumental entgegenzusetzen ist ihm gar nicht in den Kopf gekommen. Das Figürliche behält im Vordergrund sein Recht. Einer die ganze Bühne füllenden Hafenlandschaft ist es vorbehalten, die Gegenseite ebenbürtig zu vertreten. Die monumentalen Tatsachen eines modernen Überseehafengetriebes bauen sich auf, Züge rollen über Eisenbrücken, Riesenleiber von Ozeandampfern liegen am Kai, Dampfkrane drehen sich, Schaluppen furchen die Wogen, Lastschiffe werden entladen, ein Wald von Mastspitzen schaukelt auf den Wellen. All das ruft die Macht der Arbeit, die weltumspannende Kraft menschlichen Unternehmungsgeistes laut ins Weite. Aber nicht natura-

Digitized by Google

Max Klinger für den großen Sitzungssaal des Rathauses in Chemnitz

listisch hart und schrill, sondern harmonisch klar wie das Instrumentalgefüge eines Sinfonikers, der nicht Geräusch, sondern Melodien formt. Schönheit liegt auch über dieser Welt der Arbeit. Wie Klinger sie schuf, obwohl er der Natur nirgendwo Gewalt antat, obwohl er nirgendwo stilisierte — dem nachzuspüren bildet einen Reiz für sich. Ja, diese Landschaft, dieses Hafengetriebe und das künstlerisch Bedeutungsvollste, dieser ungemein kunstvolle perspektivische Aufbau der fünffach zur Tiefe hin abgestuften Bühne, der eine ganz neue Form rhythmischer Raumgliederung im monumentalen Wandbilde erschließt, all das wird, je länger man vor dem Bilde weilt, um so mehr zur Quelle genußvollen Schauens. Wundervoll wirkt schließlich der Abschluß des Ganzen, diese in heiteren Sonnenglanz gebettete, auf sanft ansteigendes Hügelgelände weich hingelagerte Stadt, die, aus nordischen und südlichen Elementen wundersam gemischt, die Phantasie sofort im Fluge hinwegführt, übers Meer, in andere Welten... Ja, auch in dieser Welt herrschen Rhythmus, Adel, Schönheit. Sie steht in ihrem stilleren Reichtum nicht hinter der leidenschaftlicheren Gebärde ihrer Rivalin im Vordergrund zurück. Ich bin sogar geneigt, ihre besondere Schönheit, die Art, wie sie sich dem Vordergrunde beugt, entgegenneigt, wie sie sein Triumphlied begleitet und dabei voll von eigenem Klang und Leben ist, für die eigentliche große Leistung des Künstlers Klinger in diesem Bilde anzusehen.

Wie er rhythmisch und koloristisch den Übergang aus der einen in die andere Welt vorbereitet hat, das ist ein Kapitel für sich. Den schlanken Vertikalen seiner Figuren, die die Bildfläche wie eine monumentale Säulenarchitektur rhythmisch gliedern, setzt er die fünffache Horizontale der Tiefengliederung als rhythmisches Gegengewicht entgegen. Dem hellen Freilicht der Hügellandschaft läßt er das impressionistische Gewimmel auf der inneren Hafenmole als dunkles Intermezzo folgen. Dann aber schiebt er eine zweite Wasserfläche ein, in monumentalem Pointillismus gemalt, ein einziges leuchtendes Farbenspiel. Ein Wasserspiegel zwischen zwei Kaimauern — und doch die würdige Brücke hinüber zur Welt der Schönheit, die dort in üppigem Farbenspiel von orange und rosa, violett und weiß, dunkeloliv und rotgrau aufleuchtet. Dies stille Wasser ist eine Schönheitspredigt für sich!

In all dem sind Feinheiten, die sich nicht auf den ersten Blick erschließen, die gesucht und erkannt sein wollen. Wie ja um jedes Ausnahmekunstwerk mehr oder weniger heiß gerungen werden muß. Wer sich Zeit und Mühe nimmt, der Seele dieses Bildes nachzuspüren, der wird reich belohnt werden durch die Erkenntnis, daß auch in dem neuen Monumentalwerk des Leipziger Meisters das Genie eines der größten Stilkünstler unserer Zeit lebt, des einzigen, der noch imstande ist, uns an das Wort des Idealisten Schiller glauben zu lassen: „Und die Sonne Homers, siehe sie lächelt auch uns!"

Digitized by Google

Aus der Gruppe der Götter (Mars — Ceres — Merkur — Vulkan mit zwei Gesellen)
(Ausschnitt aus Max Klingers Wandgemälde für den großen Sitzungssaal des Rathauses in Chemnitz)

Digitized by Google

Nur ein Vorspiel

Novelle von Margarete Siebert

Schluß

Am andern Morgen sah ich den Prinzen nicht; er war zeitig ausgeritten. Bei der Tafel ganz im kleinsten Kreise war er klarer und ruhiger als je, als habe er sich ganz in die Gewalt bekommen. Nachmittags kam die Wilmans wirklich; sie hatte durchaus nicht absagen lassen. Ich dachte: ‚Am Ende ist sie doch kokett und will ihn quälen und ihren Sieg genießen, oder vielleicht liebt sie ihn auch.' Sie war mir nur immer zu gescheit. Sie sah auch, als sie eintrat, wie jemand aus, der nicht geschlafen hat; außerhalb des Theaters schminkte sie sich nie. Der Prinz ging ihr entgegen, um doch nur sofort die Gebärde unterwürfiger Abbitte anzunehmen, die ich an ihm so haßte und nur vor ihr kannte. Und vor diesem schönen, wundervollen Jungen sank sie nicht einfach nieder?

So waren wir alle drei in gedeckter Laune. Nur die alte Kumritz schwamm wie eine dicke Göttin obenauf; sie fühlte sich schon als Schwiegertante und im Besitz eines ganzen Koffers voll gütigster Huld; sie wollte zu dieser funkelneuen kleinen Kuckucksbaronin trotzdem sehr freundlich sein.

Wir saßen artig beieinander und redeten klug, und das Fräulein sagte ihre Weisheit über das gestrige Stück. „Dem Problem wird ganz ausgewichen. Es finge erst an, wenn die Frau den Mann ganz kennte und doch so unsagbar liebte. Und wie soll sie ihn nicht kennen, da sie ja klug ist oder es doch sein soll."

Der Prinz ward hellrot. „Können Sie sich vorstellen, daß wirklich eine feine, gute Frau einen solchen Schuft lieben soll?" fragte er atemlos. „Der zwei Frauen hat und der ersten hat er das Geld abgenommen und läßt sie einfach in der bittersten Not verkommen."

„O, sie verkommt durchaus nicht; sie ist ja Stubenmädchen in einem so feinen Gasthaus," sagte die Wilmans kühl.

Er ward erregter. „Können Sie sich so etwas denken?" fragte er drängend.

„Ach, da kommen noch ganz andere Dinge vor," entgegnete sie und lächelte.

Da wußte ich, sie würde zu haben sein. Der Prinz hatte sie auch verstanden, und eine Weile waren alle still.

„Warum gehen Sie auf diese Gastspielreise in dieses Sündenbabel, in diese greulichste aller Städte?" fragte die alte Kumritz plötzlich hell. „Was es da an Theatern gibt, der reine Zirkus; das ist alles ohne Scham und Scheu."

„Ich wurde gebeten," entgegnete die Wilmans.

„Spielen Sie auf Verpflichtung?" fragte ich vorsichtig.

Sie zuckte mit den Achseln. „Vielleicht." Sie sah nicht auf, und ihre Wangen brannten.

„Ich denke, Sie wollen heiraten," sagte der Prinz heftig.

Da sah sie ihn fest an. „Wie kommen Euer Hoheit darauf? Ich habe nicht die Absicht."

Nun waren wir wiederum still, denn das war eine Absage, und um sie mitzuteilen, war das Fräulein heute gekommen. Aber die alte Kumritz ärgerte sich ungeheuer. „Sie beabsichtigen doch wohl etwa nicht, Ihr Leben lang bei Ihrem unmöglichen Beruf zu bleiben?" fragte sie scharf. „Nun ja, solange Sie blutjung sind und Sprünge machen, am liebsten bis zur Decke, da soll es meinetwegen gehen. Ich finde es zwar immer so ziemlich abscheulich. Aber wie es Ihnen dauernd und für Ihr ganzes Leben lang Spaß machen soll, alle Abend um ein halb acht Uhr andern Leuten zuliebe in Leidenschaft zu geraten, das ist mir vollkommen rätselhaft."

Das Fräulein war ungerührt. „O, es gibt noch Schlimmeres," entgegnete sie. „Da sind Sonntagsnachmittagsvorstellungen, und sie gehen um drei Uhr an."

„Also . . ."

„Ob mir mein Beruf Spaß macht, ja, ob ich ihn immer treiben kann?" fragte die Wilmans. „Ach, natürlich bin ich oft müde, daß mir graut. Aber wer ist das nicht bisweilen, und bei welchem Beruf nicht?" Sie fuhr fort: „Ich habe daran gedacht, zu studieren. Ich schaffte es am Ende auch. Aber da ist in meinem Leben, wie es jetzt ist, doch noch mehr Bewegung. Ich habe immer etwas vor, sogar sehr viel; da ist ununterbrochen zu tun; Proben und Übungen, da ist das Auswendiglernen und die Kleidersorgen und vieles andere. Der Verkehr mit den Kollegen ist da und mit den andern Leuten. Wir stehen so, daß uns viele sehen. Studium kommt mir oft so zäh wie Tischlerleim vor; die Gelehrten sind oft lederne Leute, wie kaum noch Menschen, und wie die meisten gelehrten Bücher überhaupt einen Menschheitswert besitzen sollen, ist mir unbegreiflich."

„Ach was, liebes Kind," sagte die alte Kumritz, „wer redet denn davon, daß Sie nun auch noch ein Blaustrumpf werden sollen! Das ist alles Unsinn für uns Frauen. Wenn wir einen guten Mann haben und sechs Kinder, und die Verhältnisse sind auszuhalten, und die Kinder gedeihen, dann gibt es überhaupt keinen Lebensjammer mehr für uns. Für eine Frau mit sechs Kindern ist die ganze Menschheitsfrage

Digitized by Google

gelöst, aber auch nur für sie und für keinen andern Menschen sonst."

Das Fräulein lächelte. „Ja, es mag ein Eden sein. Nur vornehmen kann sich ein Mensch diesen Zustand nicht."

„Warum nicht?" fragte die Alte. „Daß er nicht mehr als das Ideal, als das einzig Echte gilt, das ist die Krankheit. Aber in Wahrheit ist alles andere Plunder und Irrsinn."

Nun schwieg das Fräulein vor sich nieder. Ich fragte, wann sie reiste. Sie nannte den Tag. Sehr bald erhob sie sich. Ein neuer Lesenachmittag wurde nicht verabredet. Sie verabschiedete sich und der Prinz begleitete sie in den Flur. „Er soll es nicht tun; es ist unerhört; er setzt dem Frauenzimmer Mucken in den Kopf," sagte die alte Kumritz wütend. Sie wartete in Grimm. Er trat wieder ein und auf die alte Dame zu, aber so haltungsvoll, daß sie nur undeutlich zu murmeln wagte. Er bot ihr den Arm, um sie zu ihrem Wagen zu geleiten. Am Schlage, bevor sie ihre Fülle aufwärts schwang, blieb sie stehen. „Euer Hoheit tun, was Ihnen beliebt," sagte sie, „hoffentlich haben Euer Hoheit einst nichts zu bereuen." Er küßte ihr, feuerrot bis unter die Haare, nur höflich die Hand.

— — — — — — — — — — —

Nun wußte so ziemlich die ganze Welt um diese Angelegenheit, und das Schicksal ging denn auch seinen Gang. Das Liebespaar, das natürlich noch am selben Tage zu einer Verständigung gekommen war, legte auch kein allzu erhebliches Gewicht auf Verheimlichung, die doch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Der Prinz war viel zu glücklich. Er empfand selig die Wahrheit an sich, daß sich ihm in einem echten und starken Fühlen alles Leben unendlich erhöht hatte. Er war stolz auf seine Neigung und darum zum Übersehen aller Äußerlichkeiten bis zu ihrer völligen Verachtung und Verleugnung geneigt. Natürlich dachte er damals unablässig an seine Geliebte; er war vor seinem Erleben hilflos: es beherrschte ihn ganz. Sie, die Frau, war viel unruhiger, obgleich sie einen Zwiespalt nicht zugestehen wollte. Ich sah sie leidlich oft; der Prinz schickte mich manchmal mit Bestellungen zu ihr; wir gingen auch miteinander hin, zum Tee oder zu einer andern Stunde. Dann gab sie sich sehr reizend, wie selbstverständlich, und so zurückhaltend sie sich verhielt, so schlug doch eine ganz warme Zärtlichkeit für ihren wunderschönen Jungen durch jeden ihrer Blicke und jede Bewegung von ihr. Augenscheinlich war sie auf ihren Entschluß stolz und nahm von daher viel Kraft. Aber sie hatte einen Beruf, der sie täglich zu bewußten neuen Auseinandersetzungen mit solchen Gefühlen zwang; sie mußte Theater spielen, auftreten, und zwar vor ihrem Geliebten und einer allmählich ganz klar wissenden Mitwelt und Zuhörerschaft. So hatte sie jeden Tag ihren Entschluß neu zu bestätigen und sich abzuringen. Die Dauer des Kampfes machte ihn für ihre Wesensart doch nicht leichter. Ihr Spiel ward ganz anders, viel schwerer, wissender, leidenschaftlicher, auch dunkler. Mir tat sie zumeist namenlos leid. Denn von Anfang an gab es da nur eins: eines Tages mußte sie in Fleisch und Blut lernen, was sie jetzt schon jeden Tag im Ausdenken vor sich hinstellen mochte: daß sie wohl recht tat, sofern sie nur die Kraft hatte, ganz bis ans Ende zu gehen. Aber auch nur dann. Sie nahm niemandem etwas; ihr Geliebter war ganz frei; aber sie mußte wissen, daß über jedem Augenblick das Ende stehen konnte. Der Prinz war der einzige Erbe. Es konnte sogar nichts anderes sein, als daß bald daran gedacht wurde, ihn zu verheiraten. Früher war über dem Bühnenspiel der liebenswürdigen jungen Frau das Leuchten vollkommner unpersönlicher Hingabe an die für sie sehr große Sache; sie trat vor uns als die Offenbarung seligen Könnens in Selbstvergessenheit, die wir alle nicht mehr kannten und die wir darum so an ihr vergötterten. Jetzt war auch sie unter eigenem Schmerz untergeduckt, und gerade weil sie wirklich ganz und stark liebte, konnte sie nicht mehr die unpersönliche Begeisterung, den Heroismus ihres Berufes finden, wenigstens nicht bald.

Ich habe die beiden einmal beisammen gesehen, als sie sich ganz allein glaubten. Ich kam nachts durch den Park vom Schloß und wollte nach unserer Wohnung. Ich hatte den Pfortenschlüssel bei mir, der mich in unsern Hof brachte. Ich nahm den Weg durch einen dichten Weidengang; die Äste hingen bis auf die Erde nach außen um; da hörte ich Menschen kommen und trat, als ich auch schon die Stimme des Prinzen erkannte, in den Schatten unter eine Weide zurück. Er mußte ja mit seiner Freundin sein. Sie kamen wirklich; er hatte sie unter seinen weiten Kragenmantel genommen; sie gingen langsam eng aneinander. Er nannte sie zärtlich glückselig bei ihrem schönen Namen: „Engelide, meine, du mein ganzes Glück!" Aber sie gingen nicht an meinem Baum vorbei, sondern er hielt daneben an einer schwächeren und kleineren Weide still. Blickten sie um sich, so konnten sie mich sehen. Aber ich wollte mich nicht bemerkbar machen, sie würden erschrecken; und die Stunde zerbrach ihnen. So verließ ich mich auf ihre Versunkenheit. Der Prinz sagte: „Diesen Baum habe ich selbst gepflanzt vor ein paar Jahren; ich war noch ein halbes Kind. Da war einer aus dem Baumgang verdorrt; die kahle Stelle war mir unangenehm; ich wollte durchaus, ein neuer sollte gesteckt werden. Unser alter Bellermann, der damals Gärtner war, sagte, nein, nein, erst im Herbst. Da steckte ich einmal heimlich eine Weidenrute ein; ich hatte große Angst; aber sie blieb und ging auch an, und ich war sehr froh." — „Ich will mir ein Blatt zum Andenken mitnehmen," sagte sie und

Digitized by Google

griff danach. Er wehrte aber: „Nein, nein. Du bist nicht liebevoll. Andenken! Du hast ja mich.“ — „Ich habe dich doch nicht immer,“ sagte sie mit ihrer schönen, klingenden, weichen Stimme. „Sieh es ein; ich lege das Blatt in mein liebstes Buch.“ Sie pflückte das Blatt, und sie gingen weiter; ich hörte ihre Stimmen noch für ein Weilchen.

Ein andres Mal war ich für einen Nachmittag mit den beiden. Der Prinz forderte mich auf: „Wir wollen nach dem ‚Ruhigen Glück‘ reiten.“ Das ‚Ruhige Glück‘ war ein Sommerschloß, am Walde gelegen, fein und einsam: es war dort gut sein. Gewöhnlich wurde für den Ausflug dahin ein Wagen genommen. Der Prinz entschuldigte sich selbst: „Wir wollen nicht fahren. So mit den vier Pferden; es ist allzu auffallend.“ Wir ritten. Der Nachmittag glühte still im Spätsommerhauch. Wir hatten nur einen einzigen Reitknecht mit. Schon fast am Ziel sagte der Prinz errötend: „Engelide will auch kommen. Ich habe sie gebeten.“ Ich war nicht überrascht, höchstens, daß er mich mitnahm. Die Wilmans kam erst nach unserer Ankunft, fuhr im Wagen an der Wirtschaft in der Nähe des Schlößchens vor und kam dann ganz allein. Der Prinz ging ihr entgegen; ich blieb auf dem umhegten steinernen Platz am Schloß. Dort wollten wir Tee trinken. Die Beschließerin hatte einen lieblichen Tisch gerichtet. Da saßen wir unter den steinernen Göttern, die von der Brüstung ihre üppigen Kränze auf uns schwangen; vor uns breitete sich die mildeste Landschaft weit aus; Blumenbeete blühten zu unseren Füßen voll lichter deutscher Farben; Rosen waren da und Phlox und Ranunkeln; Levkojen dufteten süß. Schmetterlinge torkelten ihre zwecklosen, seligen Linien. Wald und Wiesen, von Buschwerk durchsetzt, zogen sich sacht von uns weg in die Ferne; ein Wasserlauf rann gemächlich, und alles prangte im Ruhen des eignen vollkommenen Seins. „Ist es hier nicht schön?“ fragte der Prinz. „Hier war mir immer wohl; man sieht hier niemanden. Nur manchmal kommt hier eine Wurzelfrau oder ein Mädchen mit Holz vorbei. Sie holen sich dreimal in der Woche Reisig aus dem Wald und schleppen sich oft, daß einer staunen muß, wie sie es schaffen.“ Er erzählte: „Wir waren hier immer viel im Sommer. Meine Mutter kam so gern hierher, weil wir hier so ungestört waren. Alle meine fünf Geschwister sind hier gewesen. Ich zeige dir nachher alle ihre Bilder. Hier kann man auch mit den Leuten reden; da macht sich alles ganz von selbst. Die Leute sind auch hier viel hübscher als in der Stadt, und das ist keine Einbildung, sondern es ist ganz wahr.“ Das Fräulein ließ sich alle Huld und Liebe ihres Gefährten gefallen; er war so zärtlich um sie bemüht. Ihr Blick ruhte voll dunkler Neigung auf ihm. Sie redete wenig, nichts von sich, ging auf seine Worte ein. Nachher schritten sie in die Gemächer. Ich blieb auf dem Teeplatz zurück. Der Prinz ließ die Tür hinter sich offenstehen. Die Zimmer, soweit sie sich übersehen ließen, waren glänzend gefegt und hergerichtet, mit Blumen geschmückt, voll lichter, prangender Schönheit. Der Prinz stellte im ersten Zimmer die Beschließerin, die schon während des Tees aufgewartet hatte, seiner Freundin vor. „Das ist unsere gute, alte Baumann; sie hat uns alle von je gekannt. Nicht wahr, damals waren fröhliche Zeiten?“ — „Eure Hoheit,“ sagte die Frau, „mir ist immer, als sollte die hochselige Hoheit Frau Mutter und alle Prinzen und Prinzessinnen angefahren kommen, so zur Sommerszeit.“ Die Frau ging, und der Prinz stand mit seiner Freundin vor den Bildern, Arm in Arm; ich konnte sie genau sehen und verstand auch jedes Wort, das sie redeten. Er erklärte die Bilder. Das Fräulein sagte: „Es ist mir unfaßlich, daß so schöne und blühende Menschen so wegsterben konnten. Wie konnte es nur sein? Sie sind hier so blühend wie nur der allerherrlichste Mensch.“ Ihr Ton klang leidenschaftlich und ängstlich. Er verstand sie und entgegnete tröstend: „So stark wie ich waren sie doch nicht und sahen auch nicht so aus. Sie waren sehr zart und meine beiden Schwestern ganz blumenhaft.“ — „Und da hattest du drei Brüder,“ entgegnete sie düster, und er konnte nur betroffen antworten: „Ja, das ist wahr. Eigentlich kommt es nicht darauf an, wer es ist,“ sagte er noch. „Es ist im Grunde doch gleich.“ Sie widersprach ihm. „Ich bitte dich, möchtest du dieses Eigentum und deine Heimat hier aufgeben? O nein, unmöglich; die Leute, die das können, sind ganz anders und fangen auch früher an.“ — „Wenn du so sprichst, so ist mir immer, als müßte ich mich immer nur schämen,“ sagte er; „aber ich habe doch nichts andres lernen können.“ Diese Gespräche anzuhören wurde mir allzu peinvoll; ich erhob mich, ging die Treppe des Vorplatzes hinab in den Garten. Dort, unterm Hin- und Hergehen, dachte ich: ja gewiß, zu solchen Abenteuern, und um sie durchzusetzen, gehören andre Leute wie diese feine, kleine Frau, und auch er ist dazu viel zu treuherzig. Nach einer ziemlichen Weile fand mich der Prinz, er kam in sichtlicher Befangenheit. „Lieber, guter Baron, würden Sie mir verzeihen? Nicht wahr, Sie nehmen es mir nicht übel? Es ist nun so geworden, aber Sie begreifen doch, und ich möchte noch gern bis zum Abend hierbleiben.“ Er war verlegen, rot wie ein Schuljunge. „Aber ich halte Sie unter keinen Umständen auf; Sie müssen ganz frei über den Abend verfügen,“ sagte er noch und war nun geläufiger in seinem Ausdruck. „Hoheit haben nur zu wünschen, selbstverständlich. Alles!“ Ich hoffte nur, er verstand meine ganze Bereitwilligkeit. „Und Sie sind mir nicht böse? Bitte!“ Er bat von Herzen. „Ich reite langsam durch den Wald zurück; der Abend ist sehr schön.“ — „Sie sind ganz gewiß am liebsten allein,“

Digitized by Google

sagte er sehr erleichtert. Ich lächelte; er verabschiedete sich eilig. Ich ließ mein Pferd kommen, saß auf; der Heimritt war wirklich sehr angenehm.

Tags darauf sah ich das Fräulein im Theater wieder; sie spielte die Königin im ‚Don Carlos' mit seelenhafter Anmut, und ich wußte nicht, ob ich ihr wünschen sollte, daß sie als eine echte Prinzessin geboren wäre. Doch nicht; was hätten sich ihr da für Hemmnisse ergeben! Sie mußte schon in Freiheit atmen können. Aber der Weg, den sie sich ausgesucht hatte, war nicht leicht.

Der Prinz besuchte jetzt ohne weiteres jede Theatervorstellung, bei der das Fräulein auftrat. Er hielt mit den Bezeugungen seiner Begeisterung, die er wahrscheinlich auch gar nicht empfand, bei allem Bühnenspiel durchaus zurück. Aber das ganze Haus wußte doch sehr bald klaren Bescheid. Und zwar nahm man dieses Verhältnis übel, durchaus, in jedem Sinn. Beide, der Prinz und die Schauspielerin, waren Lieblinge gewesen, die Schwärmerei aller, der Stolz, die Freude, die Gegenstände der Verwöhnung. Sie hatten auch Lieblinge zu bleiben, sich so aufzuführen, sich Mühe zu geben. Sie mußten sich soviel Gunst erhalten. Und nun, dieser Sturz der Begeisterung! Die Entschuldigung lag auf der Hand, daß doch den beiden Gegenständen der allgemeinen Anbetung nicht zu verdenken war, wenn auch sie den Geschmack der ganzen Welt teilten und sich nun zueinander wandten. Aber nein, der Einwand galt nicht, durchaus nicht. Ihre Zuneigung wurde ihnen nicht verziehen. Zuvörderst waren alle, Männer und Frauen, eifersüchtig. Jedermann fühlte sich hintangesetzt. Ihre Liebe und Verehrung, die wohl so bereitwillig gespendet worden waren und auch so freundlich angenommen, die aber doch zum mindesten allein da sein wollten, genügten nun nicht mehr? Sie waren sogar gänzlich überflüssig geworden; denn daß dieses Liebespaar ineinander aufging und alle Umwelt höchstens nur als lästig und aufreizend empfand, merkte jedermann. Außerdem hatte man auch ein Ideal verloren. Der Prinz sollte überhaupt nicht von einem so auffallenden Gefühl unterjocht sein, und nun gar so öffentlich! Er hätte die Erwartungen am besten erfüllt, wenn er sich mit einer hübschen und freundlichen Prinzessin verlobt und bald verheiratet hätte, die ihn durch keine Leidenschaft zwang, von der poetischen Scheu seines Wesens ein Erhebliches aufzugeben, mit der er ein musterhaftes Familienleben führte, auch zur Erbauung und zum Beispiel für alle eine Prinzessin, die auch nur daran dachte, Landesmutter und Landestochter zu sein.

Ihr selbst, der Frau, der Freundin des Prinzen, grollte unser Publikum natürlich noch viel nachdrücklicher als dem Mann. Sie hatte uns einfach unsern Prinzen weggenommen. Und sie lebte nun nicht mehr nur für ihre Kunst, die, als Schauspielkunst, überhaupt nur für und durch eine Zuhörerschaft lebendig wurde. Sondern sie hatte sich ganz und gar und durchaus und gründlich neu umgestellt.

Es kam auch hinzu: Alle Werke, die nun aufgeführt wurden, waren überhaupt nicht mehr so schön. Ja früher! Da wurden in diesem Hauptstädtlein, an seinem feinen, vortrefflichen Theater, fleißig alle Stücke gebracht, die gerade in Betracht kamen, von den großen und kleinen Schriftstellern jetzt und früher. Jetzt? Jetzt handelte es sich im Theater darum, daß vor allem eine junge Schauspielerin zu sehen war, in der sich die Geliebte des Landesprinzen darstellte. Von dieser Tatsache hing alles ab, ward alles beeinflußt, die Mitspieler, jeder Tonfall und jede Miene der jungen Dame selbst. Ihr fürstlicher Freund saß in seiner Loge und gab den Hintergrund und die Ergänzung zu jedem Auftritt ab. Und so brennend alle Teilnahme sein mochte — das Theater war zu dieser Zeit immer ausverkauft — ideal war sie nicht und wurde auch nicht so empfunden. Die Leute ärgerten sich über sich selbst, daß sie immer so begierig warteten und aufpaßten, auf jedes Wort, jede Bewegung, auf alle diese Beziehungen. Dieses Interesse war nicht mehr erhaben, sondern streifte an Klatsch an. Immer konnte, ja mußte darauf gewartet werden, einmal ereignete sich doch noch etwas Außerordentliches, ein Auftritt unerhörter Art. Wir waren sehr feine, sittsame Leute in unserer kleinen Stadt gewesen, wenigstens, was sich öffentlich darstellte. Am Hof vollends gab es nie Anlaß zur Entrüstung. Nun schienen die entarteten Gepflogenschaften verachteter Großstädte in unseren Herd aller erhabenen Bildung einzubrechen. Man wollte keine Sensation an Stelle von Kunst. Die unerhörten Auftritte sind ja denn auch nicht ausgeblieben.

Am deutlichsten und lautesten sprach sich zu uns zuerst die alte Gräfin Kumritz aus. Zwar hatte sich ihr Neffe, der Baron Grünewald, rasch und gründlich getröstet. Er ging für ein paar Wochen aus unserm Städtlein fort, verreiste; dann war er wieder da, ganz vergnügt und zufrieden. Man sah ihn sogar manchmal mit der Wilmans sprechen. Schließlich verlobte er sich mit einem hübschen, gescheiten und guten Mädchen aus seiner Freundschaft, die er auch bald heiratete und mit der er sehr glücklich geworden ist. Zu bemitleiden brauchte ihn niemand mehr. Seine Tante war aber doch schwer erzürnt und blieb es auch. Wahrscheinlich am meisten deshalb, weil sie die Wilmans wirklich gern hatte. „Wenn die kleine Person vorzieht, eine Prinzenmätresse zu sein an Stelle einer anständigen und wohlhabenden Frau, nun, so ist ihr nicht zu helfen," sagte sie. „Prinzenmätresse!" entgegnete ich. „Diese Liebe hat unsern Staat ganz gewiß noch keinen Pfennig gekostet." — „Das wäre auch noch schöner," entgegnete sie und

Digitized by Google

beharrte gereizt: „Kann daraus Gutes entstehen? Ich frage Sie.“ — „Irgendwo muß sich der Prinz doch endlich seine Sporen holen,“ erwiderte ich. „Nun,“ antwortete sie, „da liegt mir das kleine Frauenzimmer doch noch mehr am Herzen. Was wird aus ihr? Eine freche Dame, die nur noch für eure unverschämten Theater in euren großen Städten paßt. Und ihm verdirbt sie den Geschmack.“ — „Ach, sie hat ihm ja überhaupt erst einen beigebracht,“ sagte ich. „Ja, aber den falschen. Wer soll ihm nun noch gefallen?“ Da gab ich ihr recht; es mochte seine Schwierigkeit haben. „Vor allem,“ sagte die Kumritz, „sehen Sie zu, daß die Sache bald zu Ende geht. Es kostet ihn sonst seine besten Jahre.“

Auch der Herzog ward unruhig. Einmal kam er ins Theater, plötzlich, ohne Ansage. Durch den Zuschauerraum ging eine Bewegung, noch ehe wir in unserer Laube etwas von der Ursache merkten. Die Tür flog auf; das Gefolge erschien, der Herr selbst. Der Prinz fuhr hoch auf, erschrocken. Wir waren in der Pause nach dem zweiten Akt eines modernen, an sich unbedeutenden Stückes, in dem die Wilmans aber eine Hauptrolle hatte. Der Herzog trat freundlich näher, doch auch nicht in ganz freier Haltung. Er und sein Sohn standen sich in Verlegenheit gegenüber. Der Herzog sagte eilig: „Ich will gar nicht stören. Man fängt doch sofort wieder an; bitte, laß dich nicht stören.“ Sie saßen nebeneinander, der Prinz hochrot; die Ohren brannten ihm. Sein Vater blickte freundlich und aufmerksam zu den Vorgängen auf die Bühne herab, spendete gütig und wohlwollend Beifall zum Aktschluß. Die Zuhörerschaft, die so etwas wie den sachten Überfall witterte, geriet vor Vergnügen aus dem Häuschen; die vorher etwas flaue Stimmung schlug um. Der Herzog zeigte sich bis zum Schluß sichtlich angeregt. Seinem Sohn verschlug dieses plötzliche Erscheinen jegliche Rede; sonst pflegte sein Vater die Absicht solchen Besuches mit ihm zu besprechen. In der Regel ging der eine oder der andre von ihnen, fast nie beide zusammen. Für den Herzog hatte solch ein Besuch auch immer etwas von einem darstellenden fürstlichen Pflichtakt, in den sich die regierende und die erbprinzliche Hoheit am besten teilten. Der alte Herr ließ seines Sohnes Betroffenheit freundlich auf sich beruhen, sagte ihm sogar Liebenswürdiges über seine Angebetete: „Eine schöne, feine, junge Dame, dieses Fräulein Wilmans. Sie scheint sehr liebenswürdig zu sein.“ Hatte er durch seinen überraschenden Besuch, durch diese Beobachtung der beiden Beteiligten, die Sachlage ergründen wollen, die er nur im Theater zu gleicher Zeit sehen konnte, so erreichte er seinen Zweck vollkommen. Der Prinz begleitete seinen Vater noch nach Schluß der Vorstellung bis in die Vorhalle, stieg aber mit mir in seinen eignen Wagen.

Am andern Tage ließ mich der Herzog rufen. Er sagte mir: Man möchte dem Prinzen gewiß jede Zerstreuung von Herzen gönnen. Und das Fräulein solle sehr liebenswürdig sein, wenigstens nach allem, was man höre, und auch nach allem Anschein auf der Bühne. Nun ja — und dann sagte er nach etlichem Zögern noch: „Ich möchte nur, es wäre mir sehr lieb, wenn das Fräulein irgendwie sichergestellt würde.“ Ich verstand ihn nicht und antwortete bedenklich: „Was kann man ihr anbieten? Doch kein Geld. Unmöglich. Das geht gar nicht.“ — „Ja, aber man müßte sie sichern,“ wiederholte er. Ich wußte noch immer nicht recht: wogegen? schwieg aber; der Herzog erklärte sich wohl schon selbst. „Dem Prinzen geht diese Zuneigung augenscheinlich sehr nahe,“ sagte er noch und fragte: „Die junge Dame ist sich ihrer Stellung auch ganz klar bewußt?“ — „Ich denke doch,“ erwiderte ich vorsichtig, „sie ist klug und charaktervoll.“ — „Lieber Baron,“ meinte der Herzog, „mein alter Bedra setzt mir zu, der Prinz solle so ungemein verändert sein. Er lege diesem Verhältnis eine außerordentliche Bedeutung bei. Ich bin nicht besorgt; ich bin durchaus nicht ängstlich. Er muß seine Zerstreuung haben. Ich vertraue auf seine gute Natur. Die Umstände sind auch sehr klar und durchsichtig. Aber da ist, da sind Dinge — ich möchte ihm auch allen allzu bittern Schmerz ersparen. Und die junge Dame müßte vor allen Dingen vor Sorgen geschützt werden.“ — „Sie ist nicht arm von Hause aus, und wird für die nächsten zehn Jahre, wahrscheinlich aber für immer, Geld genug verdienen,“ sagte ich. „Geld ist ihr unter keinen Umständen anzubieten. Übrigens glaube ich, daß sie von jeder überspannten Auffassung der Umstände ganz fern ist, das heißt, im Sinne des Generals Bedra.“ — „Es wird einmal Herzweh geben ... der arme Junge,“ sagte der Herzog betrübt und erkundigte sich: „Wie lange dauert die Verpflichtung der jungen Dame an unserm Theater noch? Man könnte ihr vielleicht ein Angebot von außen her machen lassen, natürlich etwas sehr Lockendes.“ — „Das kommt bei ihr schon von selbst,“ erwiderte ich.

Der Herzog gab mir noch den Auftrag: „Sie werden das Fräulein nicht außerhalb Ihrer Sorgfalt lassen? Sie sind immer auf dem laufenden, wie steht sie zu den Dingen? Sie möchte sich stets völlig klar sein.“ Ich hörte den Willen wohl. Aber es war nicht angenehm, mit solchen Absichten zu ihr zu gehen. Ihre Lage war demütigend. Vielleicht erschien sie ihr nicht so. Aber ich hatte keine Unbefangenheit mehr.

Von der Gesellschaft, die sie früher verhätschelt hatte, war sie nun wie verstoßen. Überall wurde von ihr gesprochen, wie sie dann und dann im Theater ausgesehen habe; wann sie wohl für ihren fürstlichen Freund gespielt haben möchte; was er sich zu der und jener Stelle im Spiel denken möchte. Auch, daß diese Leidenschaft ja doch

Digitized by Google

nicht dauern könne; oder am Ende, er heiratete sie doch noch und verzichtete auf den Thron. Eingeladen wurde das Fräulein nirgends mehr. Zu den festlichen Aufführungen, den Wohltätigkeitsvorstellungen, die man sich früher nicht ohne Glanz und die verklärende Begabung der Wilmans hätte vorstellen können, wurden jetzt nur junge Mädchen aus der Gesellschaft selbst oder, von ganz boshaften Leuten, andere junge Schauspielerinnen verwendet. Es war beinahe wunderbar, daß dem Fräulein ihre beherrschenden Rollen beim Theater gelassen wurden. Aber da fiel des Prinzen Meinung zu schwer ins Gewicht, solange nicht sein Vater Gegenansicht äußerte, und das tat er nicht. Ich dachte, daß wohl das Fräulein an ihrer Sonderstellung leiden mochte, so sehr sie sich auch ihrer Ruhe fern von Geschwätz und gesellschaftlicher Wichtigtuerei freuen konnte. Aber das Rückenwenden, der Abfall sollten beleidigend sein und mußten auch so empfunden werden. Wie lange ertrug sie solche Verfemung?

Eine Änderung kam, wie es denn schließlich in bewegteren Verhältnissen zu gehen pflegt, unerwartet und ungewollt. Sogar ganz wider jeden Plan. Die Umstände, denen sie gelang, standen ursprünglich außerhalb jedes Zusammenhangs mit der schwebenden Verlegenheit. Wenigstens fiel niemandem ein, sie damit in Verbindung zu bringen. Wir wußten, da war eine allmählich bedrohlich werdende Hof- und Staatsangelegenheit. Ja, aber wie ihrer Herr werden? Höchstens Roheiten fielen jemandem ein, die von vornherein ihrer Natur nach unausführbar waren. Zum Ränkespielen waren wir zu harmlos und ungewitzigt.

Es trug sich so zu, daß ein neuer Schauspieler gewonnen werden mußte als erster Held, Charakterspieler, Liebhaber. Die Fächer gehen heutzutage ineinander. Der alte war allerdings schon ein bißchen vernutzt; er trug ein Bäuchlein, er war als Prinz von Homburg oder Ferdinand von Walter in gleicher Weise zum Lachen wie als Romeo oder Tasso. Aber er war sehr beliebt, trotzdem; er bedeutete die gewünschte ideale gleichgültige Linie. Bei der Gewinnung des neuen Mannes mußte selbstverständlich darauf gesehen werden, daß er aus guter Familie und von tadellosen Formen war. Anders ging es bei uns nicht. Aber ganz gewiß bedachte zuerst bei uns niemand auch nur im entferntesten, so nahe die Verknüpfung von Anfang an lag, daß der zu gewinnende Herr auch auf eine, sei es auch nur bretterne und gedachte Nebenbuhlerschaft mit unserm Erbprinzen anzusehen war. Er spielte nur ein einziges Mal auf Probe, und trat als Küchenjunge in Grillparzers ‚Weh dem, der lügt' auf. Niemand ahnte das geringste Böse. Der Herr spielte gut, war ein schöner Mensch, gefiel; man griff schnell zu; man hielt ihn. Er kam von einer bevorzugten hauptstädtischen Bühne, stieg in mancher Beziehung in seinen Ansprüchen herunter, wenn er bei uns eintrat. Es war ein Wunder, ein unwahrscheinlicher Zufall, wenn wir ihn gewannen. Er war an seiner früheren Stätte auch so eine Art Abgott gewesen. Nur besondere persönliche Verhältnisse konnten ihn zu einem solchen Wechsel bewegen. Später hörten wir, daß er seinem früheren Direktor auf offner Probe Ohrfeigen angeboten hatte; er war ein sehr munterer Herr. Aber von dieser Betätigung seiner Lebenskraft wußten wir damals noch nichts. Er gab sich bei dem Gastspiel auf Anstellung durchaus gefaßt. Seine Familienabstammung war tadellos; sein Vater war der hochangesehene, aus Offizierskreisen stammende Intendant eines Nachbarhofes. Der Herr war in diese Kreise eingeboren. Man hielt ihn mit Freuden fest, baute ihm goldene Brücken, wie man es nur vermochte. Ja, und als er nun kam, wirklich, und zu uns gehören sollte, da hatte er von allem Anfang an nicht die geringste Lust, sich unsern Rücksichten zu fügen. Er spielte ungebunden, da hörte alles auf. Aber es war nicht nur der künstlerische Stil. Unbedingt hatte sein Vorgänger gewußt, er hatte es im Gastspiel mit der Angebeteten seines Prinzen zu tun. So war sie oder noch besser ihr Geliebter, der zuhörend da oben in seiner Laube schwebte, zu schonen; diese Einstellung durfte nie außer acht gelassen werden. Die Leidenschaft des früheren Herrn hatte auch an sich nichts angreifend Persönliches, sondern blieb durchaus im Deklamatorischen. Er liebte vor allem Pathos, und zwar vorzugsweise sein eigenes. Seine Gegenspielerin war ihm zuletzt doch höchst einerlei und konnte sein, wer und wie sie wollte. Wenn nur zuletzt eine schöne Rolle für ihn herauskam. Nun der andere, der Nachfolger, der Herr von Werth. Er war lustig, guter Dinge und auch recht gescheit. Natürlich hatte er bei der zweiten Vorstellung heraus, wie die Dinge lagen; es war nicht schwer. Er verliebte sich auch in die schöne Wilmans mit allen ihren Irrtümern und ihrer charaktervollen Seele. Auf mehr als auf Sport kam es ihm zuerst gewiß nicht an. Aber den wollte er sich auch gründlich gönnen. So begann er mit dem Spiel höllisch Ernst zu machen. Schon an sich; wir staunten alle: so etwas hatten wir noch nicht gehört und gesehen. Er tobte, galt es, Leidenschaft zu beweisen, auf der Bühne herum, daß alle Bretter zitterten; buchstäblich kamen sämtliche Wände ins Wanken. Wir schüttelten die Köpfe; immerhin, der Herr mißfiel nicht. Wir fanden mit einem Male, wir waren doch etwas eingeschlafen. War diese Welt nicht so fein, so harmonisch, so maßvoll wie unsere frühere, nun, so war sie um so munterer. Die alte Kumritz sprach von Zigeunermanieren; aber sie zuerst lud den Herrn von Werth zu Gesellschaften ein. Da war er der Gott des Tages, redete viel; nun, er gehörte im Grunde auch mit dazu.

Digitized by Google

In der Düsseldorfer Kunstakademie. Gemälde von Leo Küppers

Digitized by Google

Digitized by Google

Sogar die Enttäuschung über die Wilmans begann sich zu legen; der moralische Stachel stumpfte sich ab. Man näherte sich ihr wieder. Die jungen Damen stellten ihr und des Prinzen Bildnis nebeneinander auf und fanden die Liebe der beiden rührend. Sie, die Wilmans, gab kein öffentliches Ärgernis. Was brauchten wir uns anzustellen, als wüßten wir wunder wer weiß was? Wer wußte denn wirklich Wesentliches? Und was auch vorlag, die junge Dame bewahrte auf jeden Fall Haltung. Es machte auch Spaß, den entbrennenden Wettkampf anzusehen zwischen den beiden Nebenbuhlern, die sie nun bald wurden. Der Prinz hatte wirklich durch die Aufgabe seiner götterähnlichen Ruhe dauernd in der allgemeinen Gunst gelitten. Es war fast, als warteten wir auf so etwas wie seine Niederlage. Guter Gott, wir langweilten uns und besannen uns endlich, auch wir waren moderne Menschen. Gerade das unberechtigte Liebespaar hatte uns den Geschmack an der strengen, kalten Linie doch für immer verdorben.

So spielte denn der Herr von Werth naturwahr, und die Bühne dröhnte. Oben saß der Prinz; sein schönes Gesicht ward immer hochmütiger. Es gelang ihm, seine Qual zuzudecken, äußerlich; wegzubleiben vermochte er nicht. Bei uns und unserem zurückhaltenden Spiel früher unter der Beobachtung aller Formen feiner Sittsamkeit hatte natürlich auf echte Küsse Strafe gestanden; die Umarmungen hielten sich in den Grenzen künstlerischer Begeisterung. Dieser junge, sehr bewußt wilde Herr scherte sich den Teufel um Kußgelder; er sank an seiner Dame hin, gestattete es das Spiel, daß er sie beinahe in seinen Fall mitriß. Es an Haltung und Schönheit mit dem echten Landesprinzen aufnehmen zu wollen, mußte auch für ihn von vornherein als abgeschmackter Unsinn gelten. Aber der neue Ankömmling hatte Talent und, was wohl noch wichtiger war, Lebenslust einzusetzen. Über Tief oder Untief, Gut oder Böse im schauspielerischen Sinne hat er damals sicher keine Rächte durchgrübelt. Er spielte aus dem Handgelenk, mit Schmiß. Mehr lohnte sich ihm auch nicht für uns; wir waren doch nur Durchgang, Provinz, wenn auch Hof. Aber alles an ihm hatte Art; er war schon eine tüchtige Natur. Auf uns hat er zuletzt doch wie eine Offenbarung gewirkt.

Der Othello wurde wieder angesetzt. Die Wilmans war anders als damals, viel ernster, auch unruhiger. Im letzten Auftritt aber, ja schon vorher: wie raste dieser Mensch! Da, zum ersten- und auch zum letztenmal bis jetzt, ist mir im Theater Angst geworden; und beinahe so etwas, daß auch ich Liebeserleben jetzt lebender und bewußter Menschen doch einmal ernst nehmen mußte, kam über mich. Das Spiel durchbrach sich. Mir kam Herzklopfen sogar: sollte dieser Mensch diese kleine Frau da vor ihm vielleicht wirklich sogar lieben? Er packte sie an, schleuderte sie hin und her; über sie geriet auch die Angst, da spielte sie um ihr Leben; sie rang mit ihm; er hielt sie nieder, erwürgte sie; ich und mit mir wohl das ganze Haus wachten wie aus Schreckensstaunen auf, als sie nachher doch noch die berühmten Todesworte sprechen konnte. Der Prinz sah das ganze Stück mit an, vom Hintergrunde seiner Laube; er trat auch nachher nicht vor, um Beifall zu klatschen, trotzdem sich der Herr von Werth frei und offen Urteil fordernd zu ihm hinauf wandte. Er redete kein Wort, ließ mich allein nach Hause gehen; wahrscheinlich suchte er noch seine Freundin auf. Was er mit ihr über diese Dinge verhandelt hat, weiß ich nicht.

Danach offenbarte sich die verzwickte Sachlage an einer Aufführung der ‚Emilia Galotti'. Vielleicht steckte der rücksichtslose Lebensdurst des Ankömmlings auch unsern Intendanten an; jedenfalls hatte der Herr einen außerordentlichen Rückhalt an ihm. Die Ansetzung dieses Stückes war im Grunde schon eigentümlich genug für uns. Aber wohl wenige fanden die ganze Verfänglichkeit aus, bis denn, zur wirklich wunderbaren Auferbauung des ganzen Hauses, diese entschiedene Verführungsgeschichte vor sich ging. Wie spielte der Herr von Werth! Vor allem wie einer, der seiner Sache sehr sicher ist; er sprang mit seiner Gegenspielerin wie die Katze mit der Maus um. Er weidete sich auch an ihrer menschlichen Verlegenheit. Der Prinz hielt sich sehr gerade und still neben mir; beim Aktschluß zog er sich sofort in das Sälchen zurück, in dem er damals die Teegesellschaft gegeben und den damaligen Nebenbuhler beobachtet hatte. Aber wie harmlos war damals alles! Der Prinz war blaß, und es war offenbar, er schämte sich seiner selbst, und daß ihm bei jeder Gelegenheit doch nur bewußt werden konnte, seine Leidenschaft für die Frau, der er wirklich am liebsten die Hände unter die Füße gebreitet hätte, brachte doch nur Erniedrigung für sie, über die sie nur ihr Gefühl trug.

Aber er handelte auch an diesem Abend. Er befahl: „Ich möchte den Intendanten sprechen," und als der Herr erschien, sagte er kurz und klar zu ihm: „Herr Geheimrat, ich bin über die Wahl dieses Stückes heute sehr erstaunt." Der Mann wurde dunkelrot, entgegnete verlegen, nun, der Herr von Werth habe die Rolle gewünscht; sie sei eine seiner glänzendsten; er bringe da eine von der üblichen ganz abweichende, persönliche Auffassung; an allen Hoftheatern sei das Stück längst eingebürgert. Der Prinz ließ sich gar nicht aus seiner Haltung bringen. „Wenn denn schon andere als nur Ihre Ansichten hier maßgebend sind, so dürften ja wohl auch meine gehört werden," sagte er. „Aber der Herr von Werth gehört zum Theater," widersprach der Intendant in Verzweiflung. „Und das Stück ist mir peinlich," antwortete der Prinz. „Soll ich es absetzen lassen? Es

Digitized by Google

muß doch heute zu Ende gespielt werden." — „Ja, natürlich. Lassen Sie auch die unumgänglichen Wiederholungen folgen. Aber Sie werden mich nicht aus dem Theater spielen wollen." Der Mann zuckte mit den Achseln; wahrscheinlich lag ihm auf der Zunge: Du hast ja gewußt, was dich heute erwartet. So konntest du ja wegbleiben. Wenn du so ungebildet bist, um nicht einmal die ‚Emilia Galotti' zu kennen, so ist dieser Mangel und seine Folgen deine Sache. Der Prinz ließ ihn stehen, trat wieder in seine Laube; das Spiel nahm seinen Fortgang. Die Wilmans hatte sicher um die Stimmung ihres Herzensfreundes gemerkt; vielleicht sagte ihr auch der Intendant ein Wort darüber; sie spielte zerfahren, konnte sich auch nicht ganz beherrschen, um nicht einige Male nach unserer Laube hinaufzuprüfen, angstvoll und flüchtig. Unten setzte ihr der Theaterprinz immer gewaltiger zu; der Schluß war ihr wirklich eine Erlösung, und sie sank wie zu wahrem Tode erschöpft ihrem strengen Vater an die Brust.

Fortan wurde der Herr von Werth ersichtlich kürzer gehalten, er kam seltner zu Rollen. Traf es ihn doch, so rächte er sich in Trotz und spielte wirklich wie ein schönes, echtes Raubtier. Und es kam ihm gar nicht darauf an, zwar nicht augenfällig, aber doch für jeden Eingeweihten bemerkbar — und wer war das nicht in dem ganzen Hause — den Blick zu uns hinaufzustoßen, in unsagbarer Verachtung. Für Sekunden starrten sich die beiden Männer ins Gesicht, zu jeder Todfeindschaft bereit. Und der Mann unten wandte sich der Gegenspielerin zu, als habe er hier wenigstens das Recht sogar der öffentlichen Macht. Gewiß, nachher trat der andere an seine Stätte. Aber die beiden fielen doch wie zugleich über dieselbe Frau her. Was war gegen den Schauspieler zu tun? Ihm war es zuletzt ganz einerlei, ob er hier sofort unmöglich wurde. Forderte er seine Entlassung, nach irgendeinem Ärger für ihn, so mußte man sie ihm gewähren, oder es war zu befürchten, daß er die ganze Sachlage zum Hohngelächter an die Weltenglocke hing. Für ihn konnte sie nur Reklame bedeuten. Aber so leicht wurde er nicht ersetzt. Deshalb mußte man ihn auch immer wieder auftreten lassen. Das Publikum stellte sich entschieden auf seine Seite. War er eine Woche lang nicht aufgetreten, so erschienen in den beiden gebildeten Stadt- und Landeszeitungen unter den Stimmen aus dem Leserkreise die dringendsten Wünsche, warum ein solches Genie dem theaterbesuchenden Publikum so lange und so schmählich vorenthalten werde. Trat der Herr von Werth wieder auf, so wankte das Haus von dem Beifall, den er erhielt; er ward gefeiert wie ein wahrer Halbgott. Der Prinz ward doch betroffen. „Was haben sie nur an diesem Kannibalen?" sagte er einmal zu mir, als es war, als würde die Bühne nächstens einstürzen vor Freudenlärm. Während wir nach Hause fuhren sagte er: „Was habe ich diesen Leuten getan? Sie stellten sich einmal an, als könnten sie nicht leben ohne mich. Und nun! Sie wenden sich gegen mich, und weil dieser Mensch frech ist und sich zur Faust gegen mich macht, deshalb schreien sie jetzt Beifall." Ich schwieg; er fragte nochmals: „Können Sie sich erklären, woher es kommt?" — „Hoheit, populär sein bedeutet immer vor der Masse kuschen sollen," sagte ich. „Aber ich war populär und habe mich nie um sie bekümmert!" — „Aber Euer Hoheit sind damals auch keine eigenen Wege gegangen." Er zuckte mit den Achseln. Wir waren zu Hause. Er sagte: „Wir wollen noch durch den Park gehen." Wir traten unter die Bäume; er nahm seinen Hut ab. „Es muß mir nur immer vor allem um die Frau leid sein, die ich so liebe und die mir alles opfert," sagte er traurig. „Ich kann sie nicht schützen. Was für Dingen ist sie ausgesetzt!"

„Beklagt sie sich?"

„O nein. Sie sagt, das ist nun einmal Beruf. Für mich — das lebt sich aus. Ich meine das mit den Leuten. Höchstens tut mir nur mein Vater leid."

Er ging in seinen Gedanken. „Ich habe alles tausendmal überlegt," sagte er. „Aber es ist doch immer wieder alles unmöglich. Sie hat auch recht. Welche Stellung hätten wir? Ich habe ja nichts gelernt; ich kann ja nichts gelten." Er erzählte mir: „Ich habe neulich das Stück ‚Agnes Bernauer' gelesen. Ich fand es unter den Stücken, in denen sie bei ihrem Gastspiel auftreten sollte. Es gefällt mir nicht; das ist doch gar keine Liebe zwischen der Agnes und dem Albrecht. Aber der Alte hat ja recht. Und mit ihr wäre es unmöglich. Sie will es durchaus nicht."

„Ich will noch ein bißchen hier draußen bleiben, lieber Baron," sagte er. „Sie nehmen es nicht übel?"

Er kehrte, wie ich hören konnte, erst nach Stunden heim.

— — — — — — — — — — —

Sein Vater war jetzt wirklich ernsthaft beunruhigt. „Man spricht davon, ich weiß," sagte er, „der Prinz will das Fräulein heiraten. Ich weiß, so etwas nur zu äußern ist abgeschmackt. Ich kenne ihn; er ist besonnen; es ist an dem Gerede keine wahre Silbe. Er hat mir sein Wort verpfändet. Aber das Gerücht ist unter der Bevölkerung." Schließlich sagte er: „Am Ende wüßte noch das Fräulein selbst am besten Rat. Wenn Sie zu ihr gingen, bald; sprechen Sie in meinem Namen und Sinn. Wir können nicht unzart sein, aber sie muß schadlos gehalten werden." Er seufzte und meinte: „Wie schade, daß sich die Sache damals mit dem Baron Grünewald zerschlug."

Ich hatte nun einen befristeten Auftrag und mußte ihn anbringen. Der Herzog schärfte mir noch ein: „Ich möchte nicht, daß der Prinz von der Angelegenheit erfährt.

Digitized by Google

Suchen Sie auch in diesem Sinne auf die junge Dame zu wirken."

Ich begab mich zu dem Fräulein. Ich fand sie nicht allein, sondern sogar den Herrn von Werth bei ihr, das heißt, ich kam nicht mit ihm zusammen. Vom Flur aus, während mich das Mädchen meldete, hörte ich ihn in dem Empfangszimmer der Wilmans mit seiner deutlichen Schauspielerstimme sagen: „Du wirst keine so dumme Lise sein." Dem Ton nach ärgerte er sich. Beim Öffnen der Tür hatte ich ihn der Fensternische stehen sehen. Seine vertrauliche Anrede verwunderte mich nicht; was bleibt Schauspielern übrig, als sich nach all ihren Rollen überhaupt zu duzen. Das Mädchen kam wieder und führte mich in das hübsche luftige Wohnzimmer ihrer Dame, und sie erschien selbst sehr bald. Sie saß mir gegenüber, trug ein weißseidenes faltiges Kleid und sah sehr schön aus, aber düster und zerquält, und von dem frohen, jungen Mädchen von einst war nicht mehr viel da. Sie sah auf mich, als ahne ihr schon Unheil. Da ich keinen Begriff davon hatte, wie ich meinen Auftrag geschickt anbringen sollte, so blieb mir nichts anderes übrig als ihn geradezu und in Roheit vorzutragen. „Gnädiges Fräulein. Der Herzog sorgt sich um Sie und alle diese Verhältnisse. Er bittet, ob Sie ihm nicht mitzuteilen vermöchten, wie sich für all dieses noch am besten eine Lösung finden dürfte. Nun ja..." So ähnlich redete ich. Was sollte ich auch sagen? Sie sah mich starr an, sehr stolz und gepeinigt. Ihre Augenbrauen zogen sich dunkel zusammen. Sie sagte langsam: „Ich verstehe nicht. Was will der Herzog von mir?" — „Es hat sich solche Wirrnis ergeben," stotterte ich achselzuckend. Sie lachte auf. „Dem Herzog ist wohl angst?" Ich sagte: „Ja," und fügte hinzu: „Können Sie es ihm verdenken?" Sie ließ die Hand, in die sie ihre Wange gestützt hatte, sinken, sah gerade auf mich und sagte kurz: „Ich will den Herzog selber sprechen." Ich war hochverdutzt, mußte fast lachen. „Aber meine Gnädige, so einfach ist doch eine derartige Audienz nicht einzurichten. Sie wollen Seine Hoheit selber sprechen!" Sie fuhr auf: „Bilden Sie sich ein, all dieser Kram und Quark soll mir noch Eindruck machen? Lächerlich. Er, Ihr Herzog will etwas von mir. Also soll er sich nach mir richten. Er will ja doch wohl etwas für ihn nicht ganz Unerhebliches. Aber es ist natürlich eine Kleinigkeit für mich!" Sie kräuselte ihren schönen Mund und erhob sich. „Ich rede nur mit dem Herzog selbst über diese Dinge oder gar nicht." — „Ich werde Ihren Auftrag ausrichten," sagte ich, mich verneigend. „Wohlwollend, Baron?" fragte sie und lächelte freundlich. „Von ganzem Herzen, meine Gnädige," erwiderte ich. Ich küßte ihr die Hand, ging und dachte wieder, wie sie zu schade war für ihren Zweck. Was wurde nun? Sie hatte die Pein zu tragen. Und mein Prinz?

Der Herzog machte auf den Vortrag der Bitte hin gar keine Schwierigkeiten. „Nun ja; es möchte das einfachste sein; ich bin nicht darauf gekommen." Er überlegte: „Ich denke, man kann ihr einen Orden geben, vielleicht das Emilienkreuz; es ist schon einige Male an verdiente Bühnenmitglieder verteilt worden, an weibliche." Offenbar faßte er die erbetene Unterredung einfach als Abschiedsaudienz auf. Erst später bat er mich: „Bleiben Sie dabei, lieber Baron. Sie bringen die junge Dame auch zu mir." Ich tat so an dem festgesetzten Tage, führte das Fräulein in das Empfangszimmer des Herzogs zu ihm ein. Es ist ein schöner, großer Raum mit geschmackvollen, reichen Ebenholzmöbeln; die Sessel sind mit Saffian bespannt. Dieses tiefe Rot und Schwarz standen der Wilmans sehr. Sie war blaß, gespannt, sehr schön. Der Herzog bot ihr einen Stuhl; ich blieb in einer Nische, und im Lauf der Unterredung hat mich wenigstens das Fräulein sicher vergessen. Der Herzog saß ihr ruhig gegenüber, und sein weißes, verwelktes Gesicht leuchtete körperlos über seinem schwarzen Rock. Er sagte freund- und unbefangen zu ihr: „Wenn Sie nun unsere Stadt verlassen, so müssen Sie mir doch sagen, womit ich Ihnen eine recht große Freude machen kann. Ich möchte doch, daß es Ihnen gutgeht." Sie sah auf ihn; sicherlich überraschten sie seine Worte vollkommen. Aber ihre Welten waren so voneinander getrennt, daß zum mindesten er sie auch nicht im geringsten verstehen oder ihre Voraussetzungen ahnen konnte. Und so war er in jedem Vorteil, denn hier waren seine Begriffe maßgebend. „Ich brauche gar nichts von Eurer Hoheit," sagte sie hastig und erregt. Er blieb bei seiner Liebenswürdigkeit. „Das ist sehr, sehr schade; Sie müssen uns doch eine Gelegenheit geben." Er fuhr nach einem Weilchen fort: „Nun, wenn Sie Ihre Wünsche irgend schriftlich oder einer Vertrauensperson, zum Beispiel dem Baron von Hohengeismar, andeuteten? Wer sollte Ihnen vertrauenswürdiger sein?" Ich sah, verstohlen und verborgen, aber aufs gespannteste zu ihr hin. Der Herzog verstand sich nicht auf Mienenspiel, aber ich wußte, da war zu lesen: ‚O du grundgütige Einfalt! Ich bin so gut wie deine Schwiegertochter und halte dich in meiner Hand und du redest mir von solchen Dingen.' Aber da sie fein war, entwaffnete er sie allerdings völlig gerade in seiner Ahnungslosigkeit. Sie hatte noch gar kein Fortgehen zugestanden; er nahm diese Hauptbedingung ohne weiteres als gegeben an. Nur eine Roheit von ihr konnte ihn noch belehren. Sie ließ alles hinfallen, stand von ihrem Sessel auf und sagte: „Ich brauche nichts." Da brach ihre ganze Qual durch; sie wurde weiß wie ihr Kleid, sah mit Augen, grimmig vor Pein, auf den Mann vor ihr; alles schien sich in ihr vor Schmerz zusammenzuziehen. „Ja," sagte sie, „und ich soll fort von hier. Und was habe ich getan? Ich liebte ihn doch

Digitized by Google

nur. Und ich weiß nicht einmal, wie ich es ihm sagen soll." Sie blickte wie in Todesangst um Hilfe auf ihn. „Aber Kind, Kind," murmelte der Herzog und sah auf sie; er konnte sich nicht einmal erheben, so erschrocken war er. „Guter Gott," sagte sie, „ich wäre am liebsten tot." — „Aber das verlangt doch niemand," entgegnete der Herzog fassungslos. „Wenn ich nur wüßte, wie ich es ihm sagen soll," fragte sie wieder. „Aber es soll ihm keiner außer mir sagen, um keinen Preis," rief sie plötzlich außer sich. „Wenn sich das jemand einfallen läßt, und wenn sich hier jemand einmischt, so geschieht ein Unglück, und ich lasse es mir nicht gefallen, und dann mag alles auf Tod und Leben gehen. Das ist gewiß. Und ich gehe dann nicht. Und ich will es allein ausmachen." Der Herzog erhob sich jetzt. Er ging ins Nebenzimmer, zu dem er die Tür offenließ, und arbeitete dort an einem Schrank, öffnete die Tür und kramte. Ich wußte, der Schrank, der neben seinem Schreibtisch stand, enthielt Andenken und Schmucksachen der verstorbenen Herzogin. Er kam wieder und hielt ein Bild in einem Stehrahmen und eine Perlenschnur in den Händen. „Hier," sagte er und das Fräulein kam gehorsam auf ihn zu, „gutes Kind, ich will Ihnen doch etwas schenken, was Ihnen Freude macht. Hier, das ist ein Bild von meiner Frau, seiner Mutter, und er mit darauf. Und das ist eine Kette von ihr, die sie immer getragen hat. Und ich wollte sie meiner Schwiegertochter geben. Aber, gutes Kind, nun soll sie Ihnen geschenkt sein." Sie stand und hielt die Sachen wie halbbetäubt. „Es ist doch nun einmal so schwer," sagte er und sah sie herzlich an. „Ja," murmelte sie nur. „Der Baron von Hohengeismar wird Sie nach Hause geleiten," sagte der Herzog noch. „Er ist Ihnen so sehr zugetan; haben Sie nur völliges Vertrauen zu ihm." Ich mußte nun aus meiner Nische vortreten. „Aber ich wickle Ihnen die Sachen noch ein," sagte der Herzog. „Sie sollen sie doch mitnehmen. Oder schicke ich sie Ihnen hin?" Sie ließ sie sich in die Hand stecken. „Auf Wiedersehen, mein Kind, mein liebes, gutes Kind, auf Wiedersehen," sagte er. „Bitte, kommen Sie," murmelte ich und bot ihr den Arm. Gesenkten Hauptes ging sie mit. Draußen nahm ich ihr die Sachen sofort ab. Ich brachte sie, da ich sie in ihrer Verstörtheit jetzt nicht durch die Gänge führen wollte, erst in ein verlassenes Hofdamenzimmer. Da saß sie von mir abgewandt und redete kein Wort. Als ich an ihrer Haltung merkte, sie begann sich doch zu sammeln, schlug ich vor: „Ich will jetzt den Wagen kommen lassen." — „Ja," antwortete sie und stand auf. „Geben Sie mir die Geschenke des wunderbaren alten Mannes," sagte sie mit bitterem Lächeln. Sie schritt an meiner Seite durch die Gänge; wir trafen kaum jemand; alle Fenster waren mit weißen Vorhängen abgeblendet, trotz des Winters; die Sonne lag dahinter. Sie stand am Wagen. „Meinen Dank für alle Güte," sagte sie noch, und zögerte und fügte hinzu: „Ich werde in diesen Tagen mein Entlassungsgesuch schreiben." Sie stieg ein.

— — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, was sie dann mit dem Prinzen geredet hat; er sagte mir nichts. Er war düster und in sich gekehrt. Ich mußte fortreisen; Moritz Blankenstein hatte Hochzeit; ich nahm für ein paar Tage Urlaub. Ich fuhr auch nach Hohengeismar hinüber. Dort in der Winterstille überlegte ich mir, daß ich meinen Dienst bei dem Prinzen aufgeben wolle. Das beste war, ich wirtschaftete selbst in Hohengeismar; da war ich mein Herr. Ich reiste zurück, kam am Vormittag an. Der Prinz empfing mich zerstreut, als habe er meine Abwesenheit kaum bemerkt. Wir speisten im Schloß mit dem Herzog; er sah seinem Sohn nach den Augen. Der Prinz blieb schweigsam; als ich am Nachmittag nach ihm fragte, war er ausgegangen. Er kam auch nicht zum Abendessen zurück. Ich saß in meinem Zimmer; der Prinz tat mir sehr leid, aber er mußte mit sich fertig werden. Ich suchte mir Bücher, die allem Zusammenhang hier fernlagen, nahm mir eine Beschreibung gefahrvoller und herrlicher Reisen in Südamerika vor. Alles um mich kam mir unwahrscheinlich, traumhaft vor; ich spürte die ferne Luft. Da klingelte es am Fernsprecher neben mir, und der Bediente an der Hauptleitung teilte mir mit, Fräulein Wilmans wünsche mich zu sprechen. Ich wartete; da war ihre Stimme. „Bitte. Hier. Womit kann ich . . ." — „Ist der Prinz zu Hause?" Sie fragte in Angst. „Nein." Ich war auch sofort bestürzt. „Vielleicht doch." — „Ich will nachsehen lassen." — „Ja, aber nur schnell. Um Gottes willen," drängte sie. „Sehen Sie doch nur nach." — „Warten Sie," entgegnete ich und stürzte fort, durch die Wohnung. Er war nirgends. Ich kam an den Fernsprecher zurück. „Hören Sie noch? Er ist nicht da." — „Ich komme sofort zu Ihnen. Warten Sie am Haustor auf mich." — „Was ist denn nur geschehen?" — „Ich komme sofort. In zehn Minuten. Ich nehme einen Wagen." Ich stand vor dem Hause, wartend; da kam ein Wagen, hielt ein paar hundert Schritt von mir. Die Wilmans sprang heraus und kam auf mich zugerannt. „Wo kann er nur sein!" Sie war außer sich, schluchzte. „Sie müssen mir sagen, was geschehen ist," sagte ich ihr. „Er ist in meiner Wohnung über den Werth hergefallen; ich dachte, er schlüge ihn tot. Ich habe sie auseinandergerissen. Der Werth konnte kaum in die Höhe. Dann stürzte er fort." — „Wir müssen ihn im Park suchen," sagte ich. „Im Schlößchen ist er nicht. Wohin sollte er sonst? Alles andere ist ihm ja ganz fremd. Da hat er gar nichts zu suchen, nirgendwo." — „Ja," sagte sie, halb bewußtlos. „Wir wollen in den Park gehen. Gehen wir doch nur," flehte sie. Ich schloß den Flur auf und wir gingen hindurch und

Digitized by Google

durch den Hof und den Ziergarten und durch die Pforte in den Park. Hier lag alles eingefroren, dick verschneit, aber der Weg von der Pforte war, da schon seit Tagen Frost war, fest eingetreten. „Wo kann er denn nur sein?“ murmelte sie verzweifelt. „Vom Wege ist er nicht fort, sagte ich, „sonst müßten wir die Spur sehen. Es geht hier zur Reitbahn.“ — „Aber er braucht doch nicht hier gegangen zu sein!“ — „Ich bin überzeugt, er ist hier,“ sagte ich. „Ich bitte Sie, er kann doch nicht in den städtischen Anlagen herumirren. Darauf kommt er gar nicht; das gehört andern Leuten.“ — „Aber er kann im Schloß sein. Vielleicht in seinen alten Zimmern.“ — „Wir wollen erst hier einmal bis zur Reitbahn gehen.“ Wir eilten, sie stürzte immer vor. „Bitte, erzählen Sie mir,“ sagte ich, auch um sie in ihrer Hetzjagd zu beruhigen, „war es denn so schlimm?“ — „Es war fürchterlich. Sie waren wie die Tiere aneinander. Ich dachte, sie zerreißen mich auch. Und ich habe geglaubt, der Werth übersteht es nicht.“ — „Wie kam es denn nur? Ich muß es doch wissen. Sagen Sie es mir.“ — „Da war an und für sich gar nichts,“ sagte sie. „Ich hatte den Werth zu mir bestellt. Wie er spielte; sie hatten ‚Kabale und Liebe‘ wieder angesetzt. Ich sagte ihm, ich würde mich fortan weigern, mit ihm zu spielen. So etwas sei eine tiefste Qual. Ich erstickte daran; das sei eine Erniedrigung. Plötzlich sehe ich ihn in der Tür stehen. Dietrich. Er ist wie völlig entstellt, und seine Augen sind wie Krallen, der Werth sieht ihn auch und erschrickt auch und fährt in die Höhe, und da stürzt Dietrich über ihn hin, und sie sind im Handgemenge, und Dietrich knirscht immer nur: ‚Daß ich dich habe, schamloser Hund, du Hund‘, und schlägt seinen Kopf auf den Boden und ich denke, Werth ist nun tot. Dann habe ich sie doch auseinandergerissen.“ So erzählte sie. Wir gingen durch den Schnee und unter der weißen Nacht hin, die vom Monde hell war. „Da liegt der Prinz,“ sagte ich. Sie stürzte zu ihm. Er lag auf einer Bank, das heißt, an ihr hingesunken; der Kopf ruhte ihm darauf und der Arm hing ihm schlaff herab. Ich dachte mit jeder Sicherheit, er sei tot. Aber er war es nicht, und sie hielt seinen Kopf und kniete neben ihm und hielt ihn fest und tröstete und küßte ihn ohne Unterlaß. Er war nicht einmal verwundet, hatte auch keine Schußwaffe bei sich, auch keine andere. Er war nicht in Uniform. „Lassen Sie mich doch nur,“ flehte sie. Ich ging beiseite und fort, und sie hat ihn dann in die Höhe und zu allem Rechten gebracht.

— — — — — — — — — — —

Am andern Morgen ließ er mich sehr zeitig rufen, war kalt und zornig, aber gefaßt. „Regen Sie sich nicht auf,“ sagte er, „diese Angelegenheiten gehen ausschließlich nur mich an.“ — „Gewiß, Euer Hoheit,“ erwiderte ich ihm, „nur, der Herr von Werth?“ — „Der ist nicht daran gestorben und hat seine Prügel verdient,“ sagte er und lächelte. — „Aber wenn er schwatzt?“ — „Für einen solchen Lumpen halte ich ihn denn doch nicht,“ entgegnete er und ward flammend rot. „Ach, Hoheit, für jemand vom Theater oder von der Literatur — für einen Witz oder was sie dafür halten, dafür ist ihnen so ziemlich alles feil.“ — „So kann ich es auch nicht ändern,“ antwortete er, „und es mir auch ganz gleichgültig. Mir liegt wahrhaftig anderes auf der Seele.“ Ja, das Herz war ihm lastenschwer. Wahrscheinlich hatte ihn seine Freundin von der Notwendigkeit einer ganz baldigen Trennung überzeugen müssen.

Sie ist dann wirklich bald gegangen. Er war in diesen Tagen völlig stumm. Ich konnte ihm nicht helfen; auch jeder Beweis von Teilnahme erniedrigte ihn. Er war damals kaum zu Hause. Die Wilmans ging ohne Abschiedsvorstellung wie auf einen gewöhnlichen Urlaub fort und kam einfach nicht wieder. Sie fand an einem andern Theater eine glänzende Stellung. Mit dem Herrn von Werth ist sie bei uns nicht mehr aufgetreten. Nicht sofort, sondern erst geraume Zeit nach ihrem Weggang erhoben sich Gerüchte, der Prinz habe mit dem Herrn von Werth einen Zweikampf gehabt und ihn beinahe totgeschossen. Aber nun würde der Herr von Werth die Wilmans heiraten. Nein, sagten andere, der Prinz habe den Herrn von Werth durch die Lunge gestochen. Es sei ein Zweikampf auf Degen gewesen. „Aber er lebt doch noch,“ erwiderte ich, „und zwar sehr herzhaft und vergnügt.“ — „Ja, er ist wieder obenauf. Der hat eine gute Natur.“ — „Der war nie krank,“ sagte ich, „wenigstens nicht länger als zwei Tage. Er hat ja auch immerfort gespielt.“ — „Ja, er hat sich zusammengenommen, damit niemand etwas merkt.“ — „Ach, das ist ja alles Unsinn,“ erwiderte ich. „Die Wilmans heiratet den Werth sicherlich nicht, und der Prinz bekümmert sich gar nicht um ihn.“ — „Ja, jetzt hat er seine Rache weg.“

— — — — — — — — — — —

Ich habe später, als ich nicht mehr um den Prinzen war, einmal mit dem Herrn von Werth zusammengesessen, sogar mit ihm gekneipt. Da war er nett; ein gemütlicher, etwas reichlich unerzogner Herr. Der Prinz hatte ihn augenscheinlich begeistert. „Doch einmal einer, der nach seinen eignen Dingen sehen kann!“ Der Prinz selbst bekümmerte sich wirklich nicht um ihn. Warum auch? Seine Prügel für seine Unverschämtheiten hatte er bekommen, und sonst ging er den Prinzen gar nichts an.

Das schöne Fräulein Wilmans sah ich ein paar Jahre hindurch nicht wieder, erst im Krieg. Ich war inzwischen hauptsächlich auf Hohengeismar gewesen. Der Prinz hatte in der Tat seine Reise um die Welt angetreten. Ich traf ihn auch im Feldzug, in Belgien, im zweiten Kriegsjahr. Er war ein tüchtiger Offizier und hatte sehr viel zu tun. Er war

Digitized by Google

sehr beliebt bei den Leuten und bei den Kameraden und hatte viel Ernsthaftigkeit und eingeborene Würde. Mir trat sein Wesen bei diesem Wiedersehen seltsam groß und nahe vor die Seele. Zwei Tage vorher war ich mit seiner Herzensfreundin zusammengetroffen. Er wußte darum, wie ich denn zuletzt erfuhr. Gegen Abend mußte ich aus seinem Quartier fort, noch auf einen Ritt von ein paar Stunden. Da kam er zu mir: „Schicken Sie Ihren Burschen mit den Pferden eine Strecke weit voran; ich begleite Sie noch ein Stück." Wir gingen zusammen durch die Dämmerung, vor dem grauen Himmel hin durch die schwere flämische Landschaft und redeten Einsilbiges, über den Krieg und die Verhältnisse hier. Redensarten wollten wir nicht machen, und ich spürte auch, dem Prinzen lag an anderm. Ich betrachtete ihn von der Seite. Er ging in sich gekehrt, den Blick verloren vor sich nieder; er war sehr schön, männlich und sicher geworden. Mir war, als ob ich mich immer in acht genommen hätte, ihn ganz lieb zu haben, denn dann hätte ich nicht mehr aus seiner Nähe fortgekonnt. Und ich wollte für mich leben. Plötzlich sagte er, den Kopf erhebend: „Sie haben vorgestern meine kleine Frau gesehen? Wie geht es ihr denn?" Er sah mich an; die Frage war ihm namenlos schwer gefallen. „Gut, Euer Hoheit," erwiderte ich verwirrt. Er lächelte wehmütig. „Es ist nicht so wunderbar, daß ich weiß, Sie haben sie gesehen. Sie ist ja dort. Das weiß jeder. Sie ist ja nun doch sehr berühmt. Sie ist auch in Lille aufgetreten, als Iphigenie." — „Sie pflegt in einem Saal ganz für sich," erwiderte ich, „als Oberschwester." — „O, sie wird ohne allen Zweifel sehr tapfer sein," sagte er. „Sie kommt nach dem Osten," erwiderte ich. „Ja, ich habe es mir gedacht," entgegnete er langsam. „Wie geht es ihr?" fragte er wieder und setzte hinzu: „Hat sie mich nicht grüßen lassen?" — „Ich sprach sie nicht lange," sagte ich. „Wenn ich zwei Stunden reite und dann noch eine halbe mit der Bahn fahre, kann ich bei ihr sein," erwog er. „Aber es hat keinen Zweck. Sie war früher noch einfacher für mich zu erreichen. In zwei Stunden Fahrt mit dem Schnellzug. Ich hätte sie so gern in Lille gesehen. Aber was sollte es werden?" Ich erzählte ihm von ihr; sie hätte sehr viel zu tun. Man sähe ihr die Anstrengung an; aber sie sei immer sehr schön. „Was will sie nachher tun?" fragte er. „Sie hatte wohl Pläne, aber keine sicheren. Beim Theater bleibt sie wohl." — „O gewiß," entgegnete er gedankenvoll, raffte sich zusammen und sagte ruhig: „Ich danke Ihnen, lieber Baron. Ich werde nun hier am Kreuzweg umkehren. Da wartet Ihr Bursche; Sie müssen jetzt auf den Gaul, sonst erreichen Sie den Zug nicht mehr." Er ging noch mit zu den Pferden; ich saß auf. Er reichte mir die Hand: „Leben Sie wohl." Ich wünschte ihm ein gleiches und ritt davon. Als ich mich nach ihm umsah, ging er seines Weges durch die kalte Nacht zurück.

Ich reiste ein paar Stunden später nach dem Osten ab. Dort erhielt ich meine Schüsse und ward auf längere Zeit ungefähr für Leben und Sterben gleich unfähig. Und nun sitze ich hier und habe Dir, meine Schwesterseele, aufgeschrieben, was ich ungefähr von diesen schmerzlichen und liebenswürdigen Geschichten weiß.

Mohn

Verblüht die Iris,
Jüngst noch ein lieblicher Kranz
Im verwilderten Garten,
Nur noch die Blätter,
Ein Kreis von Schwertern
Stehn um so starrer
Im steinigen Erdreich.

Efeu an den Mauern.
Hier sproßt jüngst gesät,
Unbehütet,
Dünnes Gras,
Dort, im alten Rasen,
Hohe Büschel
Mit blühenden Halmen
Leis, anmutig
Im Windhauch schwankend.

Ein Strauch wilder Rosen
Voll zarter Knospen
Und alte träumende Bäume.

So still das alles,
So weltentrückend,
Stünde nicht herrschend inmitten
Rot leuchtend
Hoch sein Haupt wiegender Mohn.

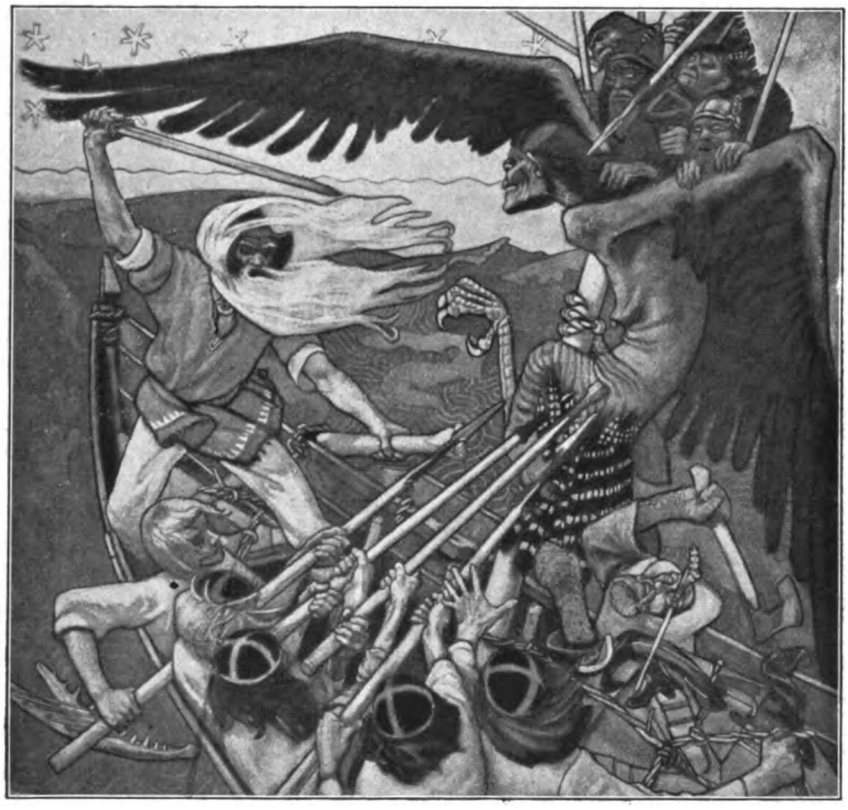
Rot wie das auf dem Schlachtfeld
Verströmende Blut.

Dann mahnt er wieder
An mildes Vergessen,
Erwünschte Betäubung
Spendet sein Anblick —

Und doch, wie flammt er
Blutrot!

Frieda Port

Digitized by Google



Wäinämöinen im Kampf mit Louhi (Aus dem finnischen Nationalepos Kalevala)
Gemälde von Axel Gallen

Vom Wesen Finnlands. Von Carl Meißner

Erläutert durch 13 Abbildungen n. Werken finnischer Maler

Sveaborg — die alte Schwedenfestung, die die Einfahrt nach Helsingfors beherrscht — ist jetzt, als die finnische Regierung sie feierlich übernahm, in Suomenlinna ‚Finnlands Feste' umgetauft worden. Damit kommt mit einem starken Symbol nicht nur die wildbewegte neueste, nein auch Geschichte von acht Jahrhunderten zum Abschluß.

Scheußlicher Mord und alles Grauen anarchischen Terrors war in den ersten Monaten dieses Jahres in Finnland Herr. Nie ist eine Revolution grundloser, recht eigentlich landesverräterischer gemacht worden als diese. Die stark demokratische Regierung dieses stark freiheitlich gesinnten Volkes war durchaus bereit, auch die ganz linksstehenden Parteien, soweit sie nur überhaupt einen Staat wollten, an dem Regiment zu beteiligen. Aber fahrlässig und in der Hoffnung auf die ganze Macht bändelten und brändelten diese mit der Anarchie und dem alten russischen Erbfeind — und waschen nun vergebens an ihrer Schuld.

Wer vor Jahresfrist in diesen Heften die klare Zusammenfassung der Geschichte Finnlands, die uns Wiederholungen erspart, gelesen hat, wer das alte Land selbst und außer Sveaborg die Schwedenschlösser in Åbo, Tavestehus und Wiborg, die Olofsburg und die Ruinen von Raseborg kannte, wies die Aufgabe, hier Ordnung zu schaffen, dem Landesherrn über sieben Jahrhunderte, dem Schweden, zu. Wie war es möglich, daß er den Augenblick verpaßte? Wo war der alte schwedische Heldengeist? Dem Staat Schweden ist er — mit Finnland verlorengegangen! Ein ängstliches Abwägen der Vorteile, kühles Rechnen wegen der eigenen Verpflegung, der Wunsch nach idyllischer Ruhe, die Herrschaft Brantings und Angst vor der Entente haben dies schmachvolle Imstichelassen zuwege gebracht. Der alte Heldensinn hat sich geflüchtet in die freiwillige schwedische Brigade, die in der weißen Garde mitsiegte und in den alten Abzweig der Suodofinnen, die, seit langen Jahrhunderten eingeheimt, die Kulturoberschicht Finnlands

Digitized by Google

bildeten. Ein stark demokratisches, tatmutiges Bürgertum, das Großrußland heute so kläglich fehlt, im Verein mit einem zähen, tapferen Volk, dem Runbergs „Kann man sterben für dies Land?“ tief im Blut saß, hat den giftigen Drachen Aufruhr bezwungen — wie Wäinämöinen und die Seinen auf Axel Gallen Fresko Louhi und ihre schlimme Schar! Kalevala = Finnland ist befreit. Und Wäinämöinen, der weise und starke, kann regieren. Freilich Ilmarinen, der den Sampo, das befreiende Werkzeug schmiedete und brachte, hieß nun — es klingt auch wie eine Sage — Deutschland. Es ist heute kein Geheimnis mehr, daß seit drei Jahren tausende finnischer Jäger unseren Weltkrieg mitgekämpft haben. Die waren der Sampo, der zersprang und ans Land kam, das befreiende Werkzeug, das Ilmarinen = Deutschland geschmiedet hatte! Sie bildeten als Unterführer erstaunlich rasch die weiße Garde aus und führten sie, Schulter an Schulter mit unseren Divisionen, zum Sieg! Und wie die Mutter Lemminkainens auf Axel Gallens Bild den Toten zum Leben erweckt, so lebt nun Finnland wieder! Wer wird das Königskind sein, dem in der Kalevala der weise Wäinämöinen weicht?

⁂ ⁂ ⁂

Vor dem Kriege war Finnland im Hochsommer fast Modereiseland geworden. Die weißen Nächte, der Imatra, diese fast etwas zu ausschließliche Berühmtheit, die dramatisch laute Naturmerkwürdigkeit im lyrisch stillen Lande, die farbenfunkelnden Sonnenuntergänge auf dem Saimasee, Punkaharju, der eine Meile lange, schmale Grat zwischen weiten Seen. Eine Natur, die auch in hellster Sommersonne und wie viel tiefer im Winter, in dem ich sie zweimal erlebte, Schwermut aushauchte. Was stimmte so? Selten eine beherrschend befreiende Höhe. Der Anlauf geht meist nicht lange hügelauf, bald wieder geht's hügelab. Die Weite liegt in der Tiefe, in der Fläche der Seen und Buchten. Dazwischen stürzen Stromschnellen und Wasserfälle „von Klippe zu Klippe geworfen“, „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser!“ Kein Land hat so ganz diese große Melancholie. — Ein Urvolk, alt nach Bräuchen und Sagen und Zauberglauben, und doch ganz jung mit Frauenstimmrecht und modernstem Sozialismus, dessen zäher Kampf gegen den russischen Unterdrücker Achtung verdiente —, man brachte interessante Eindrücke und schöne Stimmungen mit! Jetzt haben wir Grund, uns etwas gründlicher umzusehen.

⁂ ⁂ ⁂

Finnlands Küsten, die ihre gerade Länge mit Buchten und Krümmungen verdreifachen, trotzen der stürmischen, kurzwelligen Ostsee

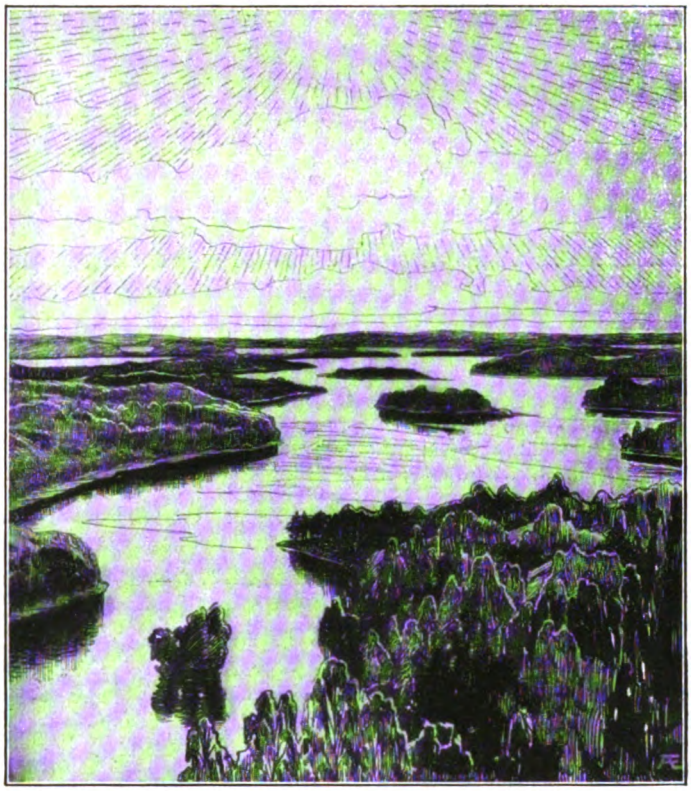
Die Mutter Lemminkainens erweckt den Sohn (Aus Kalevala). Gemälde von Axel Gallen

Digitized by Google

mit granitenem Urgeſtein — erſt mit unzähligen, kahlen Klippen und Felsblöcken, daran die Fluten zerflattern, dann mit bewaldeten Skären und dahinter mit natürlich geſchützten Häfen, die das feuchte Element zur Ruhe zwingen. Dies Land aus Granit, das in Eiszeiten erſt Gletſcherland, dann Eismeer war, und von den alten Gewalten die heutige Form ſeiner Berge und Täler empfing, hat ſich allmählich aus dem Meere erhoben und hebt ſich langſam, langſam ohne Erſchütterung weiter — im Norden ungefähr 1,50 Meter, im Süden 60 Zentimeter in hundert Jahren! So wird mehr Land, aber manche Häfen müſſen baggern und dem Meere nachziehen, die Flüſſe werden reißender, die Waſſerkraft wächſt noch.

Gewaltig beherrſchende Höhen fehlen Finnland auch heute. Nur ganz im hohen Norden haben einige Erhebungen Gebirgsmajeſtät, aber auch ſie bleiben noch weit unter 1000 Metern. Das eigentliche Finnland iſt zwar härteſter Granitboden, auf dem Felskuppen und langgeſtreckte Hügelzüge unzählige Seen und viele Flußläufe zwiſchen ſich einbetten und auf dem Wälder, Moore und Heiden wechſeln, aber es flacht ſich nur von 300 Metern Höhe nach Weſten und Süden allmählich zum Meere ab. Zacharias Topelius ſpricht vom wenig beſuchten nördlicheren Finnland: „Die harte, meilenweit mit Heidekraut und dünnſtehenden Fichten bewachſene Sandheide iſt für Finnland eigentümlich und wird nirgends in derſelben einſamen Größe wiedergefunden. Sie iſt nicht Wüſte, nicht Steppe, nicht Prairie, nicht Todesſtille, nicht Lebensfreude und doch mit allem dem einigermaßen verwandt, eine in ſich verſchloſſene Kraft, ein grübelnder Ernſt, eine Natur, die in ihren Stimmungen wehmütig weich ſein kann, aber ungeteilt ſich ſelber treu ſein will. Zur Sommerzeit verdunkelt, zum Winter belebt der Nadelwald die finnländiſche Landſchaft. Der See iſt ihre Sonnenſeite, ihr Fenſter, ihr pulſierendes Blut. Der See iſt im Sommer und Winter ihr freier Ausblick, ihr offener Weg, ihre Mahnung zum Leben. Ohne Seen wäre dies Land ein Steinhaufen unter Schnee.“ Das klingt faſt wie Begleitworte zu Edelfelts Federzeichnung vom Saima-See in Savolaks.

Die vielen Seen wirken, zuſammen mit der Oſtſee, auch auf das Klima dieſes Landes im hohen Norden gegenüber dem weiteren Oſten günſtig ein. Es hat Seeklima und ſpürt noch Golfſtromeinwirkung. Der Winter iſt lang und hart. Im Mai wird Frühling, Auferſtehungszeit! Und raſch folgt der Sommer, und nun iſt das Land drei Monate lang hell und warm — ein

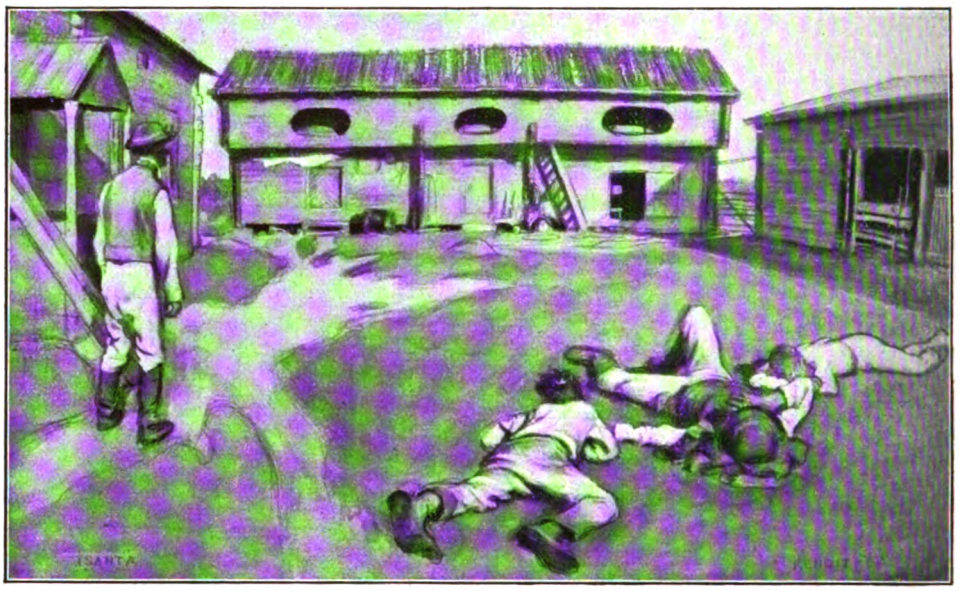


Der Saima-See in Savolaks. Zeichnung von Albert Edelfelt

Tag faſt ohne Nacht. Das Temperaturmittel iſt im Juli in Tornea wie in Helſingfors 17 Grad Celſius. Die weißen Nächte ſchildert Topelius: „Die Nacht ſtrahlt, der nördliche Himmel wirft Schatten gegen Süden, und ſteht eine Wolkenwand im Norden, ſo zeichnet ſich die Landſchaft ohne Schatten ab. Keines Malers Pinſel vermag den traumhaften Eindruck einer ſolchen Nacht wiederzugeben, wo alle Gegenſtände ſelbſtleuchtend erſcheinen und wo das Licht nicht von einem Punkte, ſondern von allen zugleich ausgeht.“

Unter dem ſtarken Licht dieſer langen Tage wächſt nun alles raſch wie im Märchen. Haben die Getreide — Gerſte und

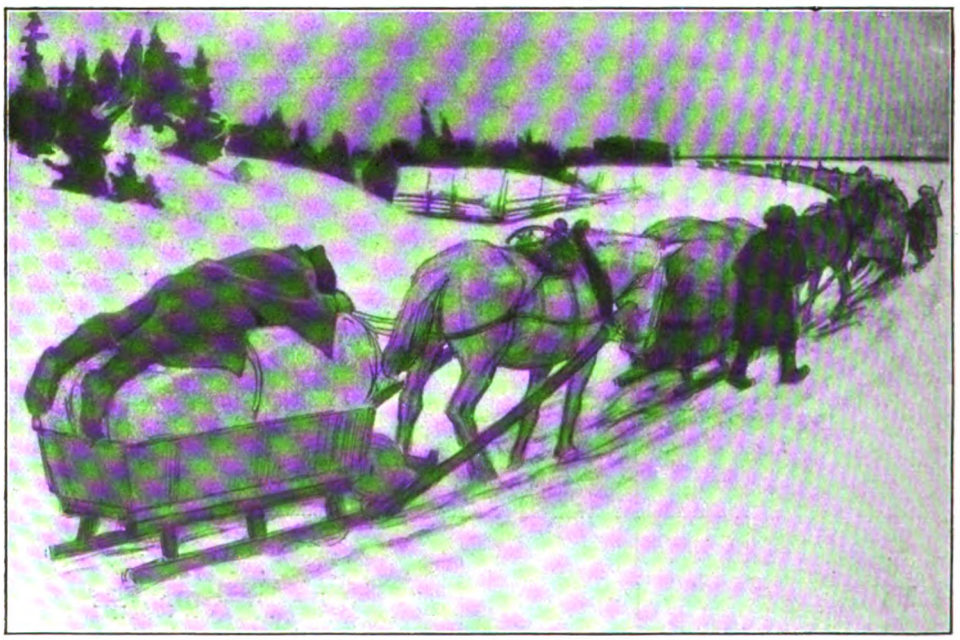
Digitized by Google



Mittagsraſt. Aquarell von Eero Jaernefelt

Roggen überwiegt — auf den Alandsinſeln 116 Tage zum Reifen, im höheren Norden, am Polarkreis, wo faſt immer Tag iſt, umfaſſen nur 63 Tage Säen und Ernte!

Viermal ſoviel Vogelarten ſind im Sommer da als im Winter! Im Süden noch die Nachtigall, weiter herauf die finnländiſche Droſſel „füllen wieder Buſch und Tal“ und Lerche und Schwalbe die Luft mit ihrem Klang! Jagd und Fiſchfang ſind in dieſem wald- und waſſerreichen Land auch im Winter gut, ja, gegen Raubzeug: Bären, Wölfe, Füchſe, Hermeline und Raubvögel iſt die Jagd nicht nur der Bälge wegen, ſondern zum Schadenſchutz nötig. So iſt der Hund der Menſchen nützlicher Gefährte und Freund. Aber das finnländiſche Pferdchen, das ihm die weiten Strecken überwinden hilft, iſt es

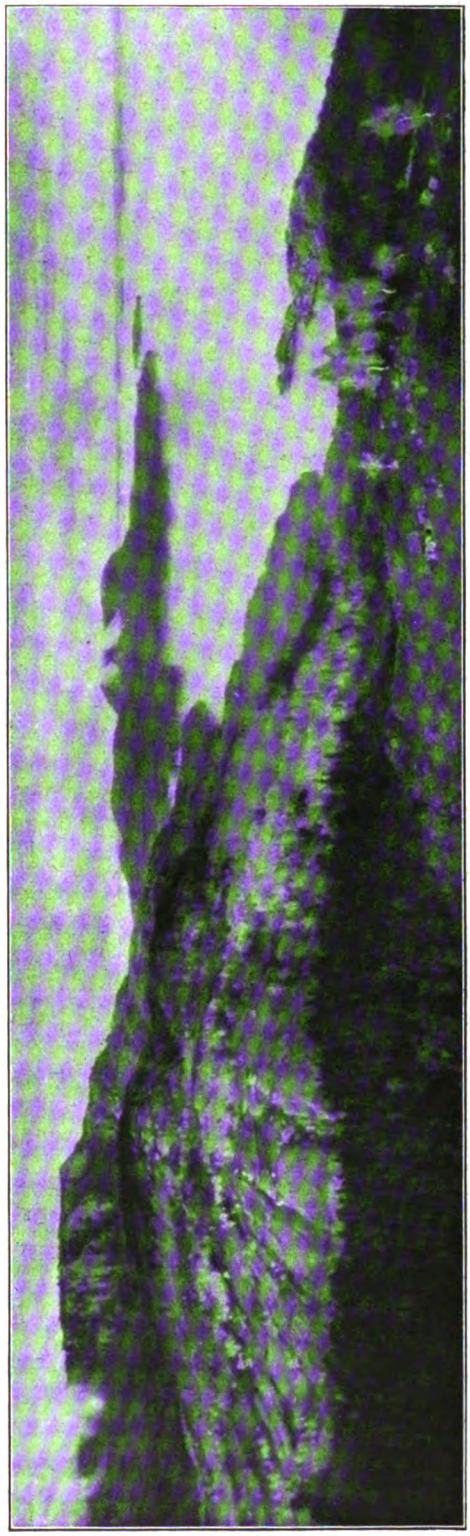


Schlittenzug. Aquarell von Albert Edelfelt

Digitized by Google

doch noch mehr! Im Winter zieht es im langen Schlittentroß, den uns Edelfelt zeigt, unermüdlich ſeine Straße. Aber es iſt eigentlich kein Maſſentier. Der Sommer gefällt ihm beſſer. Wie zäh, wie energiſch und wie fröhlich iſt es! Und wie kann es laufen!

Das weite Land, in dem dieſes liebe Pferdchen vor dem nicht gerade bequemen ‚Karren' der ‚Pferdepoſt' überall ſeine flinken Beinchen rührt, in dem es neben Ruderboot, Dampfſchiff und Dampfroß gleichwertiger Verkehrsträger iſt, zerfällt in acht Landſchaften. An der Südküſte nebeneinander von Weſten nach Oſten das ‚eigentliche Finnland', das Urſprungsland der einſtigen Schwedenkoloniſation, mit der alten oft niedergebrannten Hauptſtadt Åbo als Kern — buchtenreich und eben. Daneben langgeſtreckt Nyland, mit Hango, dem eisfreien Hafen, der vor allem — Butter herausſchickte, und weiter öſtlich, mit der neuen Hauptſtadt Helſingfors, die heute durchaus Kulturmittelpunkt des ganzen Landes iſt, der hellſten, ‚jüngſten' Stadt des Nordens, von deren bedeutender Baukunſt ich in einem ſpäteren Aufſatz noch ſprechen werde, aber auch mit dem alten Borgä, das Runeberg, den Nationaldichter Finnlands, beherbergte. Im Oſten grenzt es ans Meer, umfaßt den Ladogaſee auf der Nordhälfte und greift weit hinauf das vielumkämpfte Grenzland Karelen mit dem alten Wyborg als Hafen- und Hauptſtadt. „Der leichtbewegliche Ladoga dehnt ſich nach Süden und Oſten aus wie ein Meer, ohne Horizont. Der Ladoga iſt die Tochter des Meeres und vieles in ſeiner Natur und ſeinem Tierleben erinnert an ſeinen ſtolzen Urſprung. Der Seehund jodelt und pfeift wie im Meere, und wenn der Sturm ſeine Flügel entfaltet, raſen die Wogen des Ladoga gleich denen des Meeres" (Ahrenberg). Karelen bildet faſt die halbe Oſtgrenze nach Rußland und ſtreckt ſich bis um den ſchon weniger beſuchten Pielisjärvi, deſſen melancholiſch große Landſchaft beim Koliberge uns Jaernefelts Langformat eindringlich darſtellt. — Karelen legt ſich im Süden und Oſten um die meiſtbeſuchte Landſchaft: Savolaks, die das weitverzweigte Seenſyſtem des Saimaſees im Süden mit Nyslott im Norden mit Kuopio umlagert und aus der der Imatra herabſtürzt. Savolaks herbe Frauentypen bei der Kirche von Ruokolaks zeigt uns Edelfelts im Original ſtarkfarbiges Bild. Das, von der Bahn nur außen berührte, wenig beſuchte, aber kaum minder ſchöne Tavaſtland lagert ſich weſtlich um den von Norden nach Süden unendlich langgeſtreckten ſchmalveräſtelten Päijännеſee und das ſchöngelegene ſtille Tavaſthus.

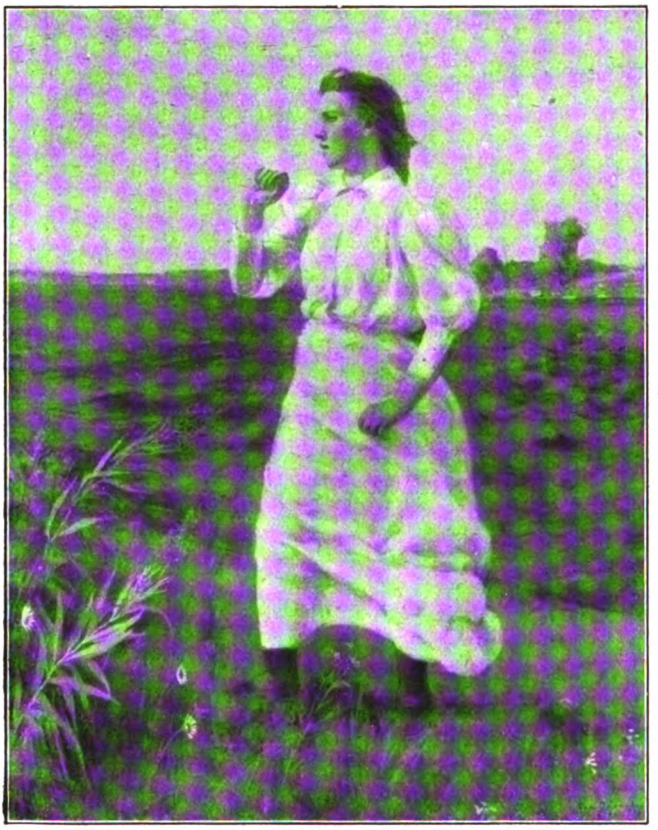


Landſchaft am Pielisjärvi im nördlichen Karelen. Gemälde von Eero Jaernefelt

Digitized by Google

Neben diesen zwei Binnenländern greift im Westen, um die Seegruppe des fabrikreichen Tammersfors (Finnlands Manchester) gelagert, Satakunta beim handelsregen Björneborg am Kuno-Elf wieder an die freie Ostsee.

Nördlich von ihnen, fast so groß wie sie alle zusammen, dehnt sich, langsam zum Bottnischen Merrbusen abflachend, mit Wasa, Uleaborg und Tornea an der Küste, Österbotten, das einst viele Schlachten sah. Fruchtbare Ackerfelder umgeben weite, steinbesäte Heideöden und Wälder, und wilde Stromstrudel stürzen zum Meer. Ganz im Norden, zum Binnenland umgrenzt von Schweden, Norwegen und Rußland, heben sich im langen Sommertag und längerer Winternacht Lappmarkands ernste Einöden.



Finnisches Mädchen im Seewinde. Gemälde von Eero Jaernefelt

⁂ ⁂ ⁂

Das Volk Suomis — wie die Finnländer sich selbst nennen, das diese Landschaften bewohnt, gehört, mit Ausnahme der Lappen, zur finnisch-ugrischen Völkergruppe, ist, der Sprachforschung nach, den Magyaren fern, den Esten nahe verwandt und mit zersprengten Volksstämmen im östlichen europäischen Rußland und in Sibirien, die einst mit ihnen Rußland besaßen, vervettert. Hartnäckig, steifnackig, zäh waren sie namentlich in der Abwehr schon im alten Völkerkampf. Die Kalevala, ihre epischen Gesänge, 50 Runen, etwa gleichzeitig mit dem Nibelungenlied entstanden, die 1835 der Arzt Elias Lönnrot aufzeichnete und zu einem Nationalepos verband, geben das breite Bild einer schon seßhaft werdenden nicht geringen Kultur. Axel Gallen, der bedeutendste Maler Finnlands, dessen sprühendes Temperament ich in Helfingfors eines schönen Abends bis in die tiefe Nacht genoß, während er mir, der am nächsten Morgen reisen mußte, in Privatwohnungen und Ateliers bei elektrischem Licht noch viel Verborgenes und Schönes seiner Schöpfungen zeigte, ist auch der einzigartige Maler dieser finnischen Vorwelt voll Größe und Grausamkeit geworden. Neben den an anderen Stellen erwähnten reifen Schöpfungen voll herber Stilkraft gibt das frühe Triptychon von 1891 aus dem Aino-Mythos die lieblich-traurige Geschichte des unglücklich freienden Greises. Wäinämöinen, der nationale Held und Sänger, denkt wie Fontanes Hagen Vorkebart: „Und bin ich alt, so mag ich's sein! Auch Ruhm und Narben werben!“ und freit die junge Lappin Joukahainen. Aber ihr graut vor dem Alter, sie stürzt sich in den See und verschwindet auf immer seinem Auge.

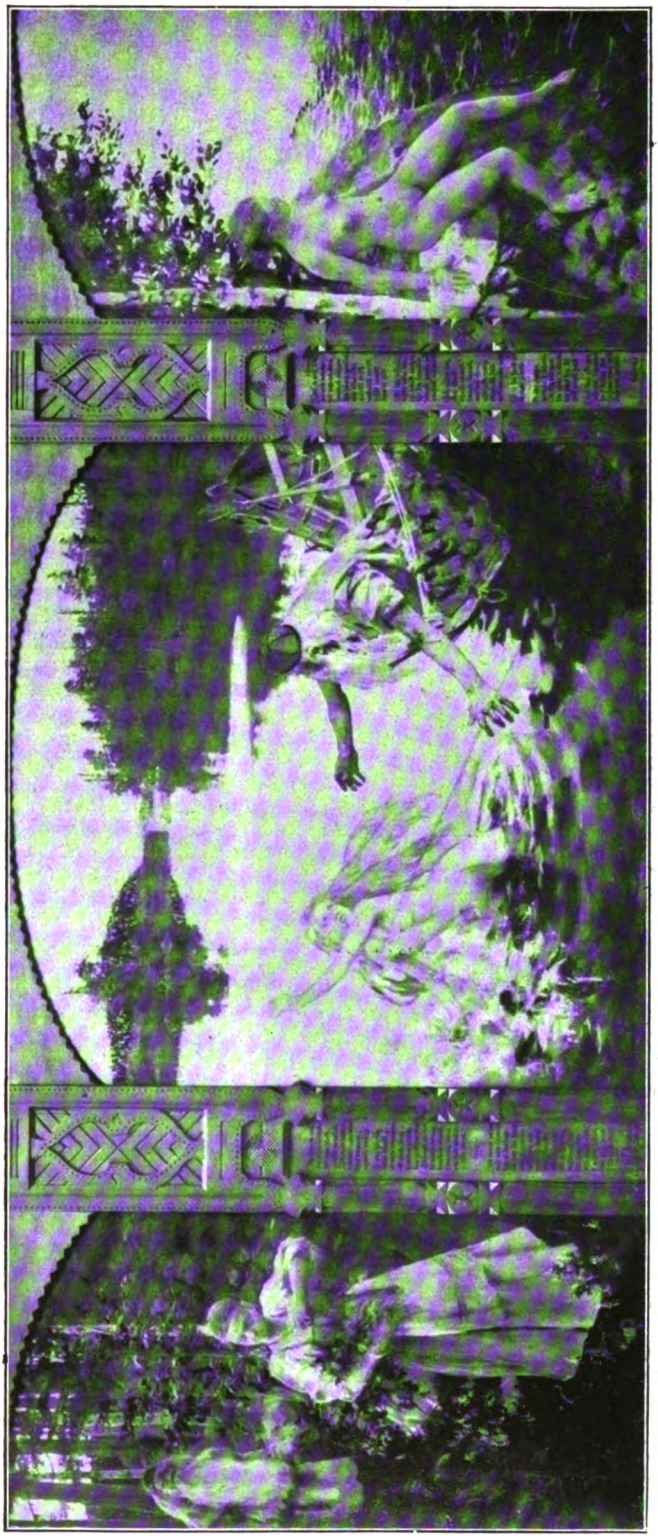
Es ist Tiefe, reiches Naturgefühl und unbezwingbar zähe Kraft, sogar Humor gegen Menschenschwäche, in diesen Mythenringen. Eine Naturreligion, die das Licht anbetet. Ein fast christlich anmutender Glaube, übersinnlich, ohne Bildverehrung, an den Zauber des Wortes, das die Welt geschaffen und den Geist entband und ihm Zauberkräfte für des Volkes glückliche Zukunft verleiht.

⁂ ⁂ ⁂

Das Christentum fand schwer Eingang, und in harter schwedischer Schule wuchsen die Finnländer zu einem Kulturvolk zusammen. Der Germane brachte Ordnung und Gesetz und blieb die Oberschicht. Der Vergleich mit den baltischen Provinzen, in denen der Deutsche ähnliches leistete, wie der Schwede für Finnland, liegt nahe. Aber er deckt nicht recht. Es geschah in Finnland doch ein stärkeres Zusammenwachsen der

Digitized by Google

Volksteile. Der Finne ist höher kultivierbar als die Südvölker, und so entstand trotz aller sozialen Gegensätze nicht nur ein Staat, sondern auch eine Nation. — Außer dem Schweden, der auf Aland, in Nyland und dem südlichen Österbotten das Volk bildet und stolz, geschickt, praktisch und temperamentvoll geblieben ist, unterscheidet man innerhalb der alteingesessenen Finnen noch heute zwei Typen. Der tavastländische Typus, der als Volksstamm über seine Kernprovinz hinausgreift, den Esten nahe verwandt, schwerlebige, langsame, gedrungene Menschen. Kurzköpfe, hellgraue Hautfarbe, breite Gesichter, spärlicher Bart, straffes Haar, nicht angenehm im Ausdruck, ausdauernd und mißtrauisch, genügsam und fatalistisch leidergeben, standhaft und nachtragend, ja rachsüchtig, zuverlässig und eigensinnig, verschlossen und hilfsbereit. Die Karelen, bei denen vor allem die Kalevalarunen entstanden, sind Grenzleute, früher zu Rußland abgetrennt, später dem geeinten Finnland zurückgegeben, also am ehesten von Russenart beeinflußt und zum kleinen Bruchteil, um Land zu bekommen, zur russisch-orthodoxen Kirche übergetreten. Ihr Typ ist beweglicher, liebenswürdiger, schlanker, minder charakterfest, leichtblütiger, ja mit einem Hang zum Leichtsinn. Ihre regelmäßigeren Züge unter dunklerer Haut sind feiner, freier, offener, umrahmt von oft lockigem, kastanienbraunem Haar, mit starken Brauen. Ihre Frauen sind schöner.



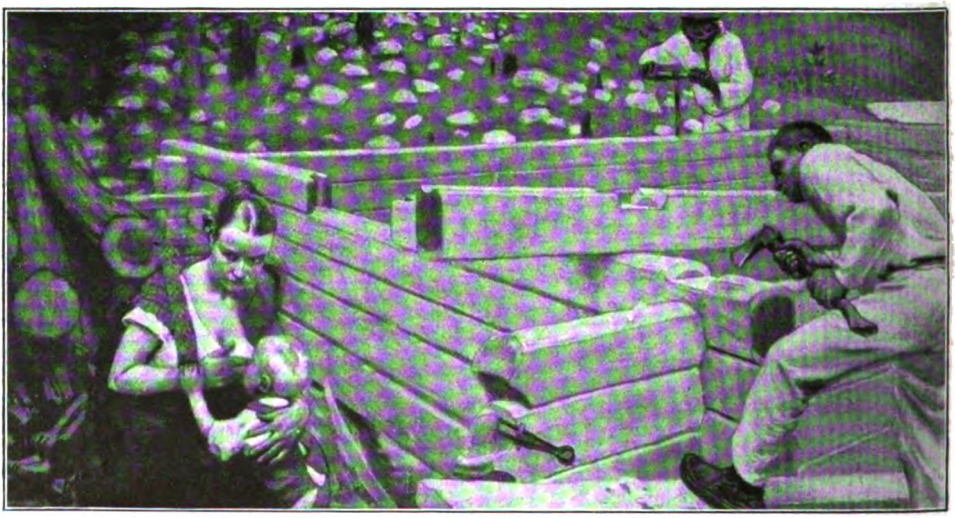
Aus dem Kino-Mythus: Wäinämöinen wirbt vergebens um Joukahainen. Gemälde von Axel Gallen

Digitized by Google

Baumfäller. Gemälde von Pekka Halonen

Die einst schwer eingeführte Kirche, der nun 98½ Prozent Protestanten der 3 300 000 Bewohner mit einer etwas buchstabengläubigen Aufrichtigkeit anhängen, bindet fest an den Kulturwesten und hat starke sittliche Macht über die Finnen. In einer Novelle Ahrenbergs ist erzählt, wie der russische Pferdehändler zwar sein Gottesmütterchen um die in Lebensgefahr auf dem Ladogasee gelobte Wallfahrt nach Kasan hinterdrein betrügt und nur im nahen Kloster vor ihrem Bild eine Kerze stiftet, wie sein Gehilfe, der junge Kareler Tobias aber, als er gerettet ist, ungelobt sein unsauberes Leben als Pferdehändler aufgibt. Da scheiden sich eben doch zwei sittliche Welten!

Neben dem Glauben glimmt der Aberglauben an Zauberkräfte, Kobolde und Beschwörungen im Finnen, vor allem des Nordens, fort. Phantasiekräfte haben in Ka-

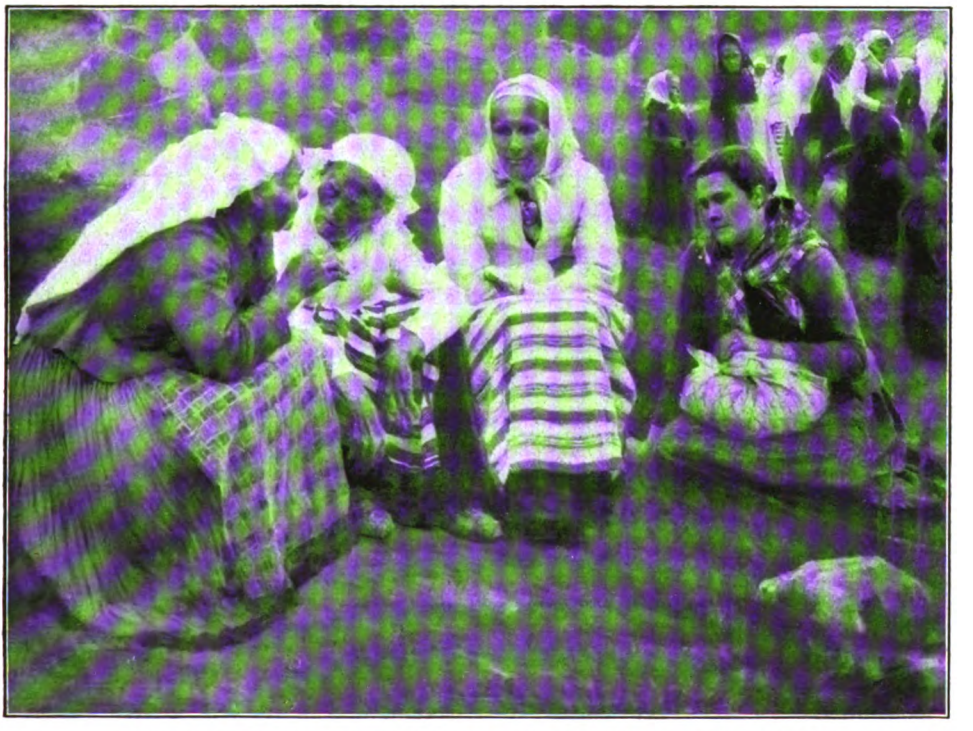


Hausbau. Aquarell von Axel Gallen

Digitized by Google

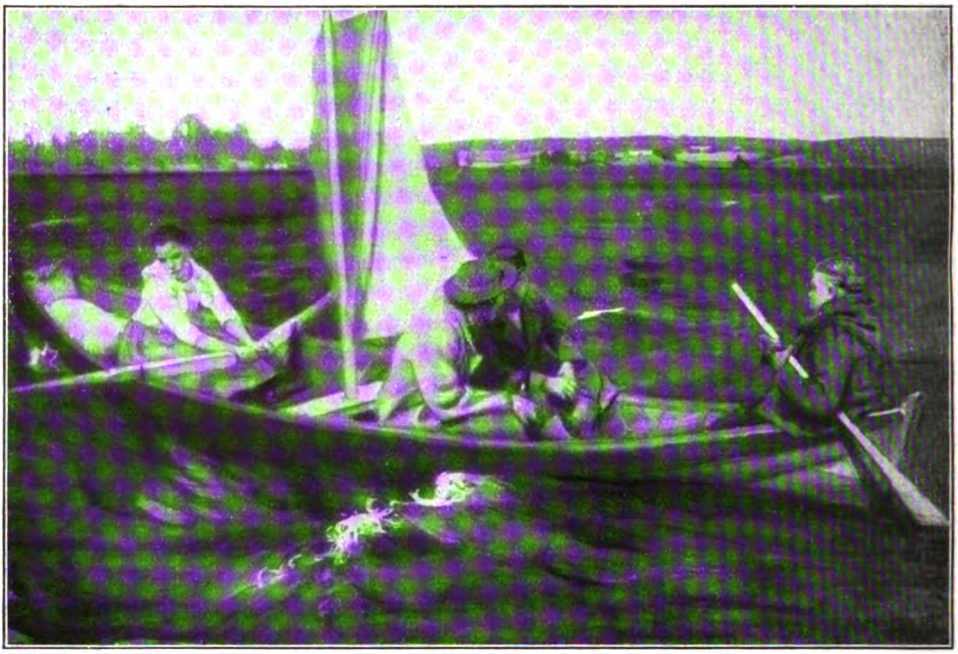
relen eine eigenartige krauſe Ornamentik geſchaffen, die in der neueren Architektur als Anregerin ihre Rolle ſpielt; aber im allgemeinen iſt der finniſche Bauer und Waldarbeiter für einen nüchternen, ſchmucklos-praktiſchen, behaglich klaren Alltag. „Die Axt im Haus erſpart den Zimmermann“, er erbaut ſich, wie wir auf Axel Gallens Bild ſehen, ſeine ‚Pörte‘, ſein Haus aus wagerecht gelagerten Balken meiſt noch ſelbſt. Braunroter Anſtrich belebt es großflächig bunt. Alles ſauber, aber ſchlicht, eigentlich ohne Schönheitsbedürfnis. „Von Zieren nicht beenget, ſchlägt freier unſere Bruſt.“ Auch die Frauen tragen Schmuckformen nur an der Schürze und dem Kopftuch. — Das Schwenden, das Niederbrennen des Waldes, deſſen Rauchfahnen heute nur noch im wirtſchaftlich zurückgebliebenen Karelen häufiger ſind, hat ihm einſt aſchegedüngten Acker geſchaffen. Seine Hauptarbeit iſt in jeder Art: Waldarbeit, die uns Pekka Halonen zeigt. Hart hat er ſeinem Lande ſein Brot abzwingen müſſen. Juhani Aho ſchildert das. Der eine ſetzt ſein ganzes Kapital — ſeine Jugendkraft dran und gedeiht, erdrückt von Schulden, nicht. Der Nachfolger hat es leichter und findet die erſten Acker urbar und den Wald zurückgedrängt. Er ringt weiter mit dem Boden um den Acker und er kann ſich halten! Andre folgen und eine Siedelung entſteht. — Rechte, harte Bauern ſind es, die todkrank ihre ganze Familie auf die fernen Wieſen ſchicken, wenn der Schnitt drängt, und einſam ſterben. Sie ſind der Natur näher, denn ſie kennen den Winterſchlaf. „Wer kann wohl im Winter ſchlafen, wie unſer finniſcher Bauer, aber es iſt dies nur eine Art der Reaktion, denn im Sommer kennt er faſt keinen Schlaf und arbeitet wie kein anderer.“ Am alten Brauch hält er zähe. Die Freuden der Badeſtube, des finniſchen Dampfbades, das faſt bei jedem Hauſe iſt, liebt er. Zu Weihnachten werden Lieder, die ihm viel bedeuten, wie Geſang zur finniſchen ‚Kantele‘ überhaupt, geſungen und in aller Frühe geht es zur Kirche, die heute von Lichtern ſtrahlt. Vielfach, iſt offen Waſſer, mit dem langen ‚Kirchboote‘, das über die zahlloſen Seen die fernen Dorfſchaften zum Kirchſtrand bringt. Da rudern nicht, wie Jaernefelts Jahrmarktsboot, die Frauen. Auf der Rückfahrt gibt es ein Wettrudern. Im Winter Skiſport! Sport, Volksſport hat ihn, dem der Ruſſe ſein Heer genommen hatte, überhaupt friſch erhalten, um zu leiſten, was nun nottat.

„Ganz ſchön,“ ſagt der praktiſch gerichtete Leſer; „ein Land voller Naturſtimmung, voll eigenartiger Menſchen und voll Kulturſtrebens, denn die 116 politiſchen Tageszeitungen und die 259 Zeitſchriften, die Finnland 1911 hatte, haben mir imponiert! Aber wie ſteht es, ſo nahe am Polarkreis, mit den Ergebniſſen des Wirtſchaftslebens?“ — Ja,



Die alten Frauen von Ruokolaks in Savolaks. Gemälde von Albert Edelfelt

Digitized by Google



Heimkehr vom Jahrmarkt. Gemälde von Eero Jaernefelt

ein Land, ‚to make your heap', wie der Engländer, der sich doch auch stark für Finnland interessiert, sagt und tut, um rasch Unsummen zusammenzuscharren, ist es nicht! Aber doch ein Zukunftsland! Zur Antwort eine Reihe Tatsachen und Zahlen.

Wenn auch nur 5 Prozent des Bodens Ackerland sind, Finnland also trotz Borken- und Strohbrotes und großer Genügsamkeit seiner Bauern der Getreideeinfuhr bedarf, so ist die Landwirtschaft doch das Hauptgewerbe. Die Butterproduktion betrug 1912 über 12½ Millionen Kilogramm! Des Landes Hauptschatz ist der Wald, 600 000 Hektar sind Staatsforst. Sie geben heute die Möglichkeit der Landverteilung an die allzu zahlreichen nicht besitzenden Volksglieder. Die Verkehrswege sind erstaunlich gut. Denn neben den Landstraßen und dem stattlichen Eisenbahnnetz sind zahllose Wasserwege über Seen und Flüsse mindestens für Flößerwerk vorhanden und zum Teil, wie der Sainakanal, schon vor 60 Jahren mit dem Meere auch für Schiffahrt verbunden.

Finnlands Handelsumsatz hat sich von 1885—1911 verdreifacht! Freilich stand einer Ausfuhr von nur 319,5 Millionen eine Einfuhr von 444,3 Millionen gegenüber, doch kann fortschreitende Entwicklung da wohl einen Ausgleich schaffen. Die Ausfuhr nach Deutschland kam bisher an dritter Stelle. Da wir ziemlich alles dort Produzierte, auch die Auswanderer, jetzt gut brauchen können, kann sich das in Zukunft stark verschieben. Bei der Einfuhr waren wir mit 144,4 Millionen schon weit an der Spitze und können sicherlich in ruhigeren Tagen von den 114,8 Millionen Rußlands und 41,3 Millionen Englands noch vieles übernehmen.

Der Holzhandel, der gewiß für Finnland, als er vor einem halben Jahrhundert ins Große wuchs, kein reines Glück war und viele vom raschen Erwerb um die Besinnung gebrachte Existenzen untergraben hat, steht heute auf dem sicherern Boden ruhiger Produktion — die Holzwarenindustrie wies 1911 180 Millionen Ausfuhrwert auf — und wird uns recht nützlich werden können. Und das nicht nur im Rohmaterial oder halbbearbeitet, sondern auch als umgewandelte Fertigware — ganz besonders in der Gestalt von Papier!

Holzschleifereien und Papiermühlen sind zahlreich im Lande. Kymmene und Ingerois Kunzankorsti und Nöpfors am Kymme-Elf in Nyland und zahlreiche neue Werke zwischen Tammerfors und dem Bottnischen Meerbusen, am Nokia, in Birkkalla, am Kumo-Elf und nordwestlich bei Tavastkyro sind mit vielen anderen ähnlichen Fabriken wohl imstande, da sie ihr Rohmaterial in der Nähe haben, unsere Papiernot wenigstens für die einfachen Sorten zu lindern und im glücklichen Wechselverhältnis Geld dort ins Land zu bringen. Das ist auch eine Kulturhilfe! Die nötigen Wasserkräfte sind ja fast überall vorhanden und heute nur zu einem kleinen Bruchteil ausgenutzt. Von den 3 Millionen Pferdekräften in den etwa 1000 Stromschnellen des Landes benutzt die Industrie heute erst etwa 70 000, sodaß ‚Naturreservationen' leicht noch

Digitized by Google

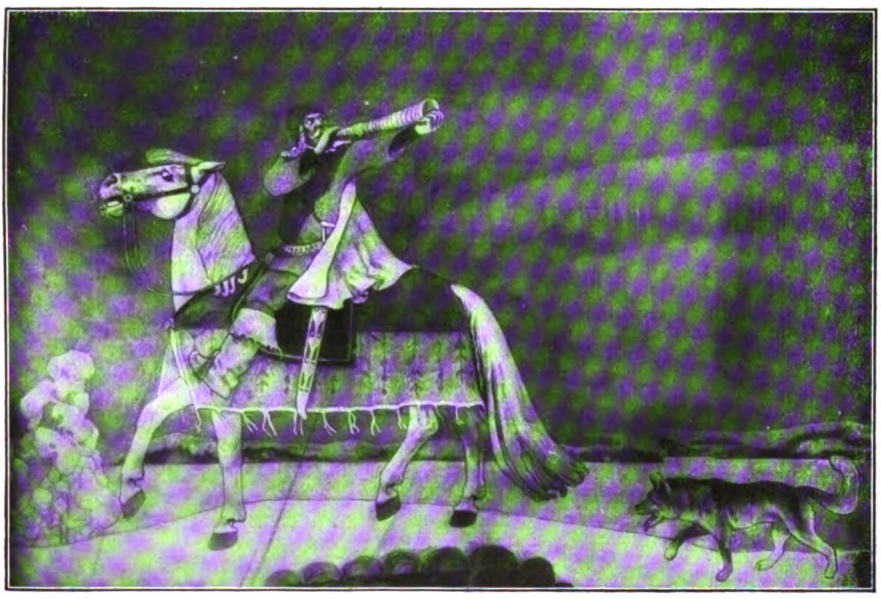
weit über den heute schon gesicherten Imata hinaus möglich sind. — Die Hauptfabrikstadt des Landes, Tammerfors, sorgt für Leinen-, Tuch- und Baumwollenfabrikate. Die Teerbrennerei, eine rechte Bauernindustrie, ist mehr im Norden zu Hause. Die Bauern bringen im Sommer selbst, geschickte Steuerleute, über die Seen und auf den Ulea-Elf durch Sturm und Stromschnellen unter Gefahren ihre 14 Meter langen schmalen 24-Tonnenboote nach Uleaborg ans Meer. Im Winter aber versammeln sich dort Österbotten und Lappen mit ihren Renntieren zum Fellhandel. Auch da werden wir gern zugreifen!

Hoch im Norden der Kemi- und Tornea-Elf brausen herab von Lapplands endlosen Einöden durch ein ernstes Hochland zu einem trüben Strand, der im Sommer nur kurz sich begrünt. Aber um den Avasaxi, den 222 Meter hohen Berg nördlich im Inneren, leuchtet im späten Juni die Mitternachtssonne.

Nicht darum hat er in den letzten Jahren so viele Fremdlinge um seine Füße gesehen. Nein, viel Tausend Flüchtlinge, denen die Bahn am Meeresstrand versperrt war, haben das wertvollste Handelsobjekt, was sie für sich und für uns hatten, über den Grenzfluß, den Tornea-Elf, in die westliche Kultur hineingerettet — ihr Leben, der nordfinnische Bauer, der den Russen in allen Tiefen haßt, hat ihnen geholfen, soviel er konnte. Nun aber werden Kemi und Tornea vielleicht der Bahnausgangspunkt für den Marsch finnischer und deutscher Truppen zur Murmanküste werden, wo der Engländer nicht bleiben darf. Der Weg ist nicht weiter als von Abö nach Petersburg.

Die Ålandsinseln aber, jene Schärengruppe die aus einigen hundert bewohnten, mit Nadelwald bestandenen oder beackerten Inseln und unzähligen öden Felskuppen besteht und sich wie ein dichter Vogelschwarm quer über das schmale Wasser legt, das zwischen Abo und Stockholm den Bottnischen Meerbusen abschließt, werden in Zukunft unserer freien Schiffahrt bis Tornea, auch wenn Finnland die Inseln befestigen sollte, nie ein Weghindernis sein! Rußland hat verzichtet und Alt-Schweden bei den Finnländern allzu gründlich ausgespielt.

Ein Land, das schon immer die Deutschen schätzte und ehrte, in dem wir schon einmal stärker vertreten waren, denn vor allem Deutsche waren in Hansazeiten und später noch die Lagerhalter, dessen Volk uns durch Arbeitsamkeit und Kulturwillen verwandt ist, haben wir durch den starken, gesunden Entschluß befreiender Hilfe uns zu tiefst ververpflichtet. Wir werden die Freiheit des Landes, dem wir erst seine absolutistischen Bedrücker und Russifizierer niederkämpften, dem wir nun seine anarchischen Bedränger vom Halse schafften, wahrlich nicht antasten und zeigen, wie wir, nicht mit der Entente-Phrase, sondern mit der deutschen Tat, das Recht der kleinen Nationen verstehen. Wir werden Finnland in einer beiden Teilen nützlichen Arbeitsgemeinschaft uns nahe verbinden und verbünden. Ilmarinen-Deutschland will keinen Kullervo knechten, daß er zur Rache reiten muß wie auf Axel Gallens Fresko. Das sind abgetane Sagen der Kalevala und — der Entente! Sieg und gerechte Freiheit künde sein Horn!



Auszug Kullervos zur Rache. Gemälde von Axel Gallen

Digitized by Google

Stimmungsbilder eines Frontsoldaten

Von Landsturmmann Willy Schramm

Erinnerung

Der Wind eilt geschäftig übers Land — als ob er noch Länder und Meere zu grüßen hätte. Am Himmel jagen weiße, graue und dunkle Wolkenfetzen dahin. Sie schieben sich vor die Sonne und gehen wieder vorüber, daß die Augen Mühe haben, dem raschen Hell und Dunkel nachzukommen. Der Wind kühlt durch die Kleider hindurch. Die Luft ist herb und riecht nach Herbst und Regen.

Die Luft riecht wie damals — als — ich mit einem jungen Mädchen über schwäbische Höhen ging, dem Neckartale zu, um ihre Schwester, meine Braut, zu grüßen. Der Wind war grad so steif und kühl und voll des Herbstes. Die Wolken eilten damals ebenso wie aufgescheuchte Vögel, die die Heimat suchten, unter dem satten Blau des Himmels durch. Ihre Schatten schlichen ebenso wie irrende Seelen, die keine Ruhe finden, über das Land, die Wiesen, die Wälder und über das Braun der frisch gestürzten Felder. Manchmal war's wie auch heute, als ob sie in einem Wald, in einer Mulde, in einem Wiesental rasten wollten, aber schon huschten sie wieder die nächste Halde hinauf.

Ich sehe mich noch wie ich stehen blieb. Wie das Mädchen neben mir seine Schritte hemmte. Wie seine Röcke flogen und wie wir unsere Hüte halten mußten. Ich fühle noch wie der Wind in seiner Hast unseren Atem nicht achtete und mit sich nahm. Ich sehe mich noch wie trunken rundum in die weiten, klaren Heimatlande schauen. So klar vor meinem Herzen steht der Augenblick, wo ich das Land, den Himmel über mir wie ein Stück Weltenewigkeit und ein Stück Schicksal fühlte. Blitzartig lagen die Tage meines Lebens vor mir, in dem die Schatten mit der Sonne kämpften — nein — in dem die Schatten vor der Sonne fliehen mußten und immer wieder untertauchen in ferner, grauer Vergessenheit. Ich wendete mich zurück und erschrak. Aus endloser Ferne schlichen ungezählte Schatten heran. Unaufhaltsam, unheimlich und düster krochen sie aus allen Tälern und je näher sie kamen, desto drohender und rascher stürzten sie auf mich zu. — Einen Atemzug klopfte bang in mir mein Herz — obgleich darin der Frühling jubelte, denn ich ging mit tausend Wünschen meiner Braut entgegen. Schweigend gingen wir damals eine Weile nebeneinander. Viele Schatten zogen neben mir in die Ferne, einige liefen vor mir über meine Straße und einige schluckten meinen eigenen Schatten und nahmen mir die Sonne. Aber vor der Kraft des Windes mußten auch sie fliehen und ihren düsteren Schwestern in die wesenlose Ferne nacheilen. Mir fiel das Märchen vom Jara, das ich kurz zuvor gelesen hatte, ein und ich erzählte es dem Mädchen neben mir und meine Gedanken suchten dabei die Seele Jaras in den endlosen, schwermütigen Steppen Rußlands.

Ja — so wie heute roch damals die Luft, und dieser Geruch ist es, der mir den fernen Septembersonntag in Erinnerung ruft. — Das Mädchen, das damals neben mir ging, ist schon lange nicht mehr, nur ihre blauen Augen leuchten in ihrem Buben der Sonne entgegen. Und ich — eine Wolke läuft gerade schwer über mein und vieler Völker Leben.

Die Luft riecht wie damals. Der Wind ist herb und kalt und voll des Herbstes. Ich stehe in schwermütiger wolhynischer Landschaft, über die —nach der Sage — in mondhellen Nächten die ruhelose Seele Jaras eilt.

Fern wie jener Tag ist mir die Heimat, Frau und Kinderaugen traute, süße Seligkeiten.

Mich fröstelt, und unwillkürlich stelle ich mich so, daß ich die dunklen, fliehenden Schatten neben mir in graue Ferne enteilen sehe. — Daß ich die wehen Schatten neben mir ins graue Vergessen eilen sehe.

18. September 1917

⁂ ⁂ ⁂

Der Gruß

Für die Gräberliste unseres Regiments soll ich einen Plan des Soldatenfriedhofs machen. Nur ungern denke ich an diese Arbeit. Ich mag mit Meßband und mit Meterstab nicht an der Stätte weilen, wo der irdische Rest so hart entzweigeschlagener Menschenleben liegt. Ich mag nicht zwischen den kleinen, braunen Hügeln, die meinem Herzen heilig sind, profane Arbeit tun. Und ich mag auch die Namen der Kreuze nicht sehen, aus denen mich so viele trübe Frauen-, Mutter-, Vater-, Kinderaugen anschauen in Not und Leid und Schmerz.

Erst gestern war ich dort, um stille, mit gefalteten Händen, einen guten Kameraden, mit dem ich Seite an Seite hundertmal den Eisenfetzentod geschaut, zum letztenmal zu grüßen. Doch war's nicht er, der still mich wieder grüßte, es war sein Weib, es war sein Kind, die mit gequälten, notschweren Augen durch ihrer Tage wehen Jammer mir entgegenschauten. Drum mag ich nicht nach der sonnigen Waldwiese gehen, dort wo ihre Erde mir heilig ist und wo ich nur leise für mich, und betenden Herzens, weilen mag.

Doch — diese Arbeit muß auch sein, so schickte ich einen andern hin, die kleinen Menschenhügel alle auszumessen, Geländepunkte festzulegen, damit man einst, nach

Digitized by Google

vielen Jahren noch, selbst wenn das frische Holz der Kreuze längst schon mit den Männern darunter modert, die Stätte findet, da der eine oder andere schlummert. —

Er ging — und wie er wieder kommt, da redet er in kalten, unberührten Worten von den Soldaten, von Familienvätern, die dort liegen. Er schimpfte über die Scheußlichkeit der Zeit und sprach vom Schmerz und Jammer der Hinterlassenen. — Doch in dem Tone seiner Stimme sang nicht eine liebe Saite seines Herzens mit. — Dann sagt er noch geschwätzig: „Der Schütze R..... hat, scheint's, einen guten Freund gehabt. Auf seinem Grab war in die Erde ein Notizbuchblatt gesteckt. Und darauf stand von ungewandter Hand:

‚Leb' wohl du guter, treuer Junge.
Auf Wiedersehen'

und auf der anderen Seite:

‚in einer besseren Welt!'"

Ich konnte es nicht hindern, daß mir ein feuchter Schimmer sich über die Augen legte. Nach einer Weile fragte ich: Wie hast du das denn lesen können, wenn das Blatt doch in der Erde war?"

„Es hat mich interessiert was das wohl für ein Zettel wäre und hab' ihn ausgerissen."

„Dann hast du ihn wohl wieder hingesteckt?"

Verständnislos sieht er mich an und sagt: „Ich hab' ihn weggeworfen."

— — — — — — — — —

Ich hätt' doch sollen selber gehen. — Dann wäre dieser liebe, treue Gruß wohl noch an seinem Ort — und wär' vielleicht, wenn er mir aufgefallen wäre, gleich liebevoll mit Erde zugedeckt wie der, dem er als letztes Liebeszeichen galt.

20. September 1917

Auf dem Weg zum Zahnarzt

Wenn den Menschen ein Zahn quält und der Zahn nicht mehr zu retten ist, dann ist es am besten, man läßt ihn mit einer guten Zange und kurzem Ruck ausziehen. Ich hatte so einen. Der Stabsarzt vom ‚Revier' in unserem Russenwald wollte den unguten Kerle nicht ziehen, und so mußte ich zu meiner Freude, unter sonnigem Blau, eineinhalb Stunden nach der Zahnstation marschieren.

Mein Weg führte der polternden, kläffenden Linie entlang, die sich etwa fünf Kilometer ostwärts in den wolhynischen Sand gewühlt hat. Endlos und trostlos lag das Land vor mir. An meinem Weg standen maste, üppige Disteln, und die Felder waren grau wie die Seele der Tage. Grau und düster vom abgeblühten und verdorrten Unkraut. Nur ab und zu leuchtetete daraus, wie ein verschüchterter Freudenstrahl, der blaue Stern einer Kornblume oder eine zerzauste rote, lebenshungrige, kriegsmüde Ackerschnalle. Die zerstreuten, niederen Gehöfte duckten sich mit ihren Strohdächern in die Bodenwellen, als ob sie Angst hätten. Ich ging quer über die Felder, weil mir der Sand der Straße zu mühsam und zu lästig war.

Tausend Schritte zu meiner Rechten funkte eine unserer Batterien Minute für Minute, pünktlich wie nach der Uhr, eine Granate hinüber. Und pünktlich quittierten die Russen jedes Eisenstück mit zwei. Unheimlich, nervenfressend rauschten sie an und krepierten aufstäubend mit erlösendem Krach. Die Schießerei war so eintönig wie die Landschaft, und war wie ein Stück graues, drohendes, heimtückisches Wesen von ihr.

Über dem allen strahlte die Sonne. Und daß der Himmel sein schönstes blaues Kleid zu meinem Spaziergang anhatte, und daß die Sonne in diese endlose Trostlosigkeit so leuchten und strahlen konnte, das tat mir wohl. Und ich verstand nicht, daß die Geschosse sich nicht scheuten, sich durch das blaue Blau zu bohren. Aber pünktlich nach der Uhr rauschten sie hinüber und herüber.

Da plötzlich mischt sich wie aus Märchenland ein silberheller Glockenton ins zischende, häßliche Rauschen ...

Ich bleibe stehen ...

Hinter den Büschen jubelt es wieder und wieder auf.

Es ist Kinderlachen.

Richtiges, wirkliches Kinderlachen — das sich in das Grau der Landschaft und ins Rauschen der Granaten mischt.

Mein Herz ging mir auf und das Lachen zog drin ein, wie ein Hochzeitszug in seine Kirche. Und wie ein Orgeldankeston quoll es in mir empor: „Sonne, dir einen Extragruß, aber dem lachenden Kindermund ein Jauchzen meiner Seele!"

Kindermund — o du süßer, lieber, lachender, sprudelnder, heiliger Quell. Und wie durch die Lüfte getragen grüßt mich ein Gleichklang der Meinen von zu Hause, vom Garten vom See. Ich fühlte dankbar wie meiner Liese und meines Buben Lachen meinem Schatzel das wehe Herz der leidmüden Alltagstage ein Stündlein vom Tage mit Sonne füllt.

Darum noch einmal: „Dem silberhellen Lachen, dem allüberall gleich fröhlichen Quell ein dankbar Jauchzen meiner Seele. Und Sonne, dir einen Extragruß." — — —

Den klopfenden, bohrenden Zahn habe ich drüber vergessen. — Auf dem Heimweg blieb ich eine Weile an dem Fleckchen Erde stehen, wo ich die Kinder in Schmutz und Lumpen spielen sah und suchte — das Kinderlachen.

Es war nicht mehr da.

Nun mochte es wie versteckter Sonnenschein die trübe Not der Stunden einer der armseligen Hütten unbewußt vergolden, die neben meinem Weg sich im Dämmer halb und scheu versteckten.

9. Dezember 1917

Digitized by Google

Die blaue Orchidee

Es war an einem heiligen Abend. Ich ging sinnend und suchend durch Stuttgarts wohlvertraute Straßen. Ich schlenderte mühsam und langsam durch das Durcheinander der eilenden, geschäftigen Menge, die das letzte zum Fest zusammentrug. Ohne Plan. Und ohne daß meine Gedanken das, was ich suchte, zur festen, greifbaren Gestaltung hätten zwingen können.

Was — ja was gebe ich Hanna? Dieser einzige Gedanke beherrschte mich Straße auf und Straße ab.

Es durfte klein sein.

Oder wie es wollte. — Einerlei.

Aber Freude mußte es in sich haben und von dem Singen, das in mir war, sollte es einen Ton, einen einzigen Ton unter ihren Baum und in ihre Kammer tragen.

Ich sah viele Auslagen. Aber in der grellen Beleuchtung sahen mich alle die Dinge so nackt und kalt an, als ob ihre Seele das Licht gefressen hätte.

Eine Seele mußte es haben. — Das war das einzige, was ich von dem Gesuchten wußte.

Manchmal ist das Schenken so schwer. — Was — ja was? — Für Hanna. — Dieser eine Wunsch und Gedanke bohrte sich in mir durch die Straßen und alle Schaufensterauslagen.

... Gerne wär' ich zum Christkindle selber gelaufen, ... hätte mich in meinen Goldfinger gestochen, ... hätte einen Tropfen warmes, rotes Blut genommen und hätte das Christkindle mit seinem süßen Atem darüber hauchen lassen; dann wäre der Tropfen sicher ein Rubin geworden und hätte eine Edelsteinseele gehabt. — Das Christkindle wär' sicher so lieb gewesen und hätte von seinen goldenen Haaren genommen und hätte sie in wundersamer Fassung und zierlichem Geranke um meinen Herzedelstein gelegt. — Und dann wäre daraus ein kleiner Buchumschlag geworden aus blauem Samt, über den sich leuchtend anmutig und schön das goldene Christkindleshaar mit meinem Herzedelstein geschlungen hätte... und das Futter innen hätte bodenseegrüne Seide sein müssen, von der Farbe, die der See hat, wenn ihn neun Tage der Oster peitscht, weil Hanna diese Farbe liebt, die Wellen und den Kampf. Weiße, reine, unbeschriebene Blätter müßte die bodenseegrüne Seide umschließen, reine Blätter aus Gottes Schicksalsbibel, auf die die Zukunft nur mit Sonne schreiben dürfte... und die Vergangenheit nur der Erinnerung schönste, heiligste Stunden. —

Auf die letzte Seite hätte ich zwei Worte hingeschrieben ...

Zwei Worte, die ich nicht hätt' suchen müssen.

Ja — ja, gerne wär' ich zum Christkindle selber gelaufen, hätte mich in meinen Goldfinger gestochen und davon einen Tropfen warmes, rotes Blut genommen. —

Aber! — Das Christkindle sieht man nur in heimlicher Nacht von Angesicht zu Angesicht, wenn man zuvor siebenmal siebzig Tage ganz lieb und brav gewesen ist.

Vor lauter Sinnen und Denken und Christkindle kam ich in eine dunkle Nebenstraße und wollte schon wieder zurück in die wogenden Menschen, als mich aus halberleuchtetem Schaufenster viele Blumen grüßten. Die schauten mich alle so lieb und versonnen an, und an der Seite träumte hinter roten Rosen eine blaue Orchidee. Die nahm mir leise meine Sinne gefangen, machte meine Augen trunken vor Bewunderung ihrer Schönheit und vor Freude ob ihrer köstlichen Form.

Meine Gedanken schweiften ab und liefen mir in die Sonnenlande ihrer fernen Heimat. Ich ging weiter, Straße auf und Straße ab, und wenn meine Augen nicht vom grellen Licht geblendet waren, sah ich sie immer wieder vor mir — die blaue Orchidee. Auf einmal war ich wieder in der dunklen Straße und fühlte ihren ganzen Zauber. Ohne Wollen sah ich mich im Laden.

Ich kaufte sie — nein — ich gab Geld um sie. Wie ich sie dann in Händen hielt sah ich, daß sie eine liebe Seele hatte. Eine so feine, wundersame Seele, daß mein Herz jubelte.

Nun brauchte ich noch ein Gefäß für sie, das ihrer würdig war. Ich wählte lange, stellte sie in blinkenden Kristall und andere Vasen aller Formen — ihr ziemte nur ein königliches Porzellan.

Zufrieden war ich nun. — Mir war's, als ob die Wunderblume meine Freude trank und meine Wünsche, meine Grüße, meine Träume gab ich ihr mit dazu. — —

„Wundervoll," sagte Hanna zu mir, und in ihrer Stimme war ein verborgenes Klingen, wie wenn die Seele meiner blauen Orchidee drin singen würde.

— — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen war die blaue Blume tot. Ich war betrübt — und Hanna. Der Gärtner sagte doch, sie halte zwanzig Tage, und genau ließ ich mir sagen, wie man sie pflegen muß. Nichts war versäumt — und doch hat sie die erste Nacht getötet. Ich zürnte dem Tod. — —

Nun sind Jahre vergangen. Hanna ist fern. Und doch grüßt mich noch in stillen, träumenden Stunden jene blaue Orchidee, ihre Schönheit und ihre Seele.

Sie grüßt mich heute noch —

Weil sie —

Weil ihres Lebens kurze, süße Schönheitsstunde auf einer Seite in dem kleinen Büchle stehen würde.

In dem lieben Büchle ... auf einer Schicksalsbibelseite ... zwischen bodenseegrüner Seide ... unter dem blauen Samtdeckel mit dem goldenen Christkindleshaar und meinem Herzblutedelstein.

14. Dezember 1917

Digitized by Google

Das arme Mädchen

An einem Sonntag war's, im Juni 1917, als ich vom Osten nach Südwesten fuhr, und die sonst so kalten, herz- und seelenlosen Eisenschienen sangen ihr Urlaub — Urlaub — Urlaub mir schon siebenundzwanzig Stunden lang. Und das war mir gar nicht langweilig.—

Draußen vor meinem Fenster flog mir im Sonnenschein das fruchtschwere Deutschland vorbei. Von den Wegen, den Straßen, den Dörfern, von Städtlein und Stadt guckten und grüßten im Sonntagsgewand deutsche Mädchen wie lachende Blumen im Korn zu meinem eilenden Fenster herein. Und ein verwehter Kirchenglockenton mischte sich in der eisernen Schienen Urlaubslied.

Urlaub — Urlaub — Urlaub, so sang es gestern, sang es die Nacht, sang es den Morgen und singt es den ganzen langen Zug in den lauen Abend hinein.

In Halle gibt's längeren Aufenthalt. Das langentbehrte Durcheinander einer Bahnhofshalle, die Menschenfülle tut wohl. Das Rollen, Zischen, Stampfen, Pfeifen, das Stimmengewühl klingt trauter als die Musik im Osten. Und die Mädchen, die Frauen, die Kinder sind den Augen ein trunkenes Fest. Die meisten beachten uns nicht und fühlen nicht, wie hungrig unsere Blicke an ihnen hängen. Nur ein paar gingen, uns zulieb, an unserem Zug entlang.

Ganz gern hätte ich, nur um das Klingen einer Mädchenkehle neben mir zu haben, mit dieser oder jener ein paar Worte geplaudert. Doch leider hat der Krieg zu lang gedauert. Die Mädchen wissen auch Feldgraue längst zu unterscheiden, und Rosen lächeln selbst im Rosenmonat einem Landsturmmanne selten.

Ich steige aus und dränge mit Behagen endlich einmal wieder zu einer Bahnhofsschenke. Ich lasse mir einen schwarzen Kaffee geben. Der Kaffee dünkt mich reichlich bitter. Da fallen meine Augen auf ein Mädchen, des Bild mir noch viel bitterer ist. — In Polen heute in der Frühe wäre mir ein solches Mädchen noch nicht aufgefallen. Aber hier, mitten in Deutschland.

Sie mochte vielleicht fünfzehn Jahre zählen. Ihre Füße waren bloß. Ihr armes Kleid umspannte ihren Körper, der schon den schwellenden Mädchenfrühling zeigte, kaum. Um Kopf und Schulter trug sie ein altes, graues, knappes Tuch geschlungen. Aus ihren großen Augen schaute Not und harte Zeit — um sie her war Sommersonntagsstaat.

Das Mädchen tat mir weh.

Mein Blick sprang mir nicht mehr so froh umher. Er blieb mir immer wieder an dem Mädchen hängen. Ich hätte gerne ein gutes Wort mit ihr gesprochen, ihr auch gerne eine kleine Freude gemacht. — Ich war aber zu schüchtern, zu betrübt oder zu dumm, um den Weg zu einem Wort zu ihr zu finden.

Wie oft schon hat mir so ein ungesprochenes liebes Wort nach Tagen noch im Kopf gebrummt.

Ein Zug rollt ein und steht zischend und verschnaufend still. Seine Wagen bringen Menschen und Gedränge auf den Bahnsteig —. Auf diesen Zug haben wir wohl warten müssen. Unsere Schaffnerinnen rufen und drängen. Ich steige wieder ein und musternd und menschenhungrig lass' ich vom Fenster aus meine Augen noch über die wogende, schiebende Menge laufen.

Eine vornehme Dame mit ihrem Gefolge geht vorbei. Sie ist meinen Augen ein Fest. Mit Genuß schaue ich Haltung, Gestalt und Kultur. Wieviel Mühe, Arbeit, Geld, Pflege, Menschendienst und Selbsterziehung formen sich zu solcher Menschenblüte köstlicher Erscheinung. Anmut, Hoheit, Geist und Leben spielen über ihr Gesicht.

Ob es wohl eine Prinzessin war? Das arme Mädchen dort mit bloßen Füßen, dessen Augen groß und staunend diese Welt betrachten, mag es wohl denken.

Ein Pfiff. Ein ächzender, grillender Ruck. Mein Zug zieht langsam an.

Noch einmal hängt mein Blick an den wehen Augen des Mädchens und an ihres Körpers armselig verdecktem Frühling. — Die Schienen unter mir beginnen schon langsam wieder ihr Urlaubslied. — Meine Augen grüßen sie noch stumm, und plötzlich schießt es mir wie ein goldener Sonnenstrahl durch Herz und Sinn.

Mädchen! — Du bloßes, du trägst dein höchstes Menschenglück in dir. Sieh jene dort, vom Schicksal warm und weich gebettet, kann auch nicht mehr als eine Mutter werden. Sie kann ihr Kind nicht wärmer unter ihrem Herzen tragen als du — und kann in Stunden, wo alles rings versinkt, auch nur an eines Kindes Wiege beten.

17. Dezember 1917

Ein Tannenreis

Ein kleines Edeltannenreis in einem Feldpostpäckle machte, daß ich in meinem dunklen, eingeschneiten Unterstand im heimatfernen, stumpfen, trostlos eintönigen Wolhynien den kommenden Albfrühling sah.

Den nächsten Frühling, wie er scheu und verhalten sich zögernd auf die rauhe Höhe wagt. Wie er vor dunkelgrünes Tann der Dornenhecken weiße Blütenspitzen webt. Wie sich das goldengrüne Laub der Buchenwälder zum erstenmal in Sonne badet, wenn es aus den Milliarden Silberknospen sich in die Maienlüfte schiebt.

Ich hörte den Witwitwit, den Zizigä und seine fröhlichen Gesellen in Lebenslust und Liebesjubel um ihre Liebste buhlen. Ich sah wie die Wiesen in ihr neues Kleid sich Schlüssel- und Himmelsblumen stickten. Ich hörte Bächlein zu Tale springen und ihr Murmeln im Waldraunen und -rauschen verklingen. Ich sah wie die Sonne die Heimat liebt. Wie morgens sie ihre Höhen aus dem Schlummer sich küßt. Und wie sie

Digitized by Google

abends ihre Sehnsucht goldenschön am Himmel stehen läßt, wenn sie von ihr scheidet.

Und daß mir schwäbischer Frühling meinen Unterstand gefüllt und immer noch im Herzen singt, das dank' ich dir, du duftend grünes Reis, das mir zum Gruß ein kleines Schwabenbäsle von einer Edeltanne brach.

Du kleines Stückle Heimat, wie muß ich hier im Sumpf und fremdem, tannenlosem Wald über deine deutsche Schönheit und die Fülle deiner vollen, sattgrünen Nadeln staunen. Wie die alle so gesund und sicher in deinem rotbraunen Holze stecken. Und wie mich aus dem Nadelkranze deiner Spitzen, drei Knospen scheu und verstohlen angucken. Drei kleine Knospen, in denen des Tannenwaldes Frühlingsfestkleid der Sonne entgegenträumt. — — Und wie letztjährige Silberdisteln, die immer noch nicht sterben konnten, grau, dornenvoll und herb vor meinem Unterstand durch den Schnee sich in den Himmel recken, so laßt ihr drei kleinen, schlafenden Spitzen meine wehe Sehnsucht nach dem Westen wachsen.

21. Januar 1918

Von der Papierschnur

Hast du auch schon den morschen Ton gehört, mit dem so saft- und kraftlos die Papierschnur bricht, wenn du sie spannen willst? Ist's nicht als wenn sie kein Gewissen und keine Seele hätte?

Da war die Schnur aus Hanf gedreht ein ganz ander Ding. Was sie umschlungen hielt war wohlverwahrt. Ein jeder Knoten war ein Stück Vertrauen. Und wenn du sie ihr einmal zu viel zugemutet, dann wehrte sie sich trotzig ihrer letzten Faser und schnitt dir deinen Finger wund. Doch über ihre letzten Kräfte angespannt schnellte sie mit hartem, scharfem Ton entzwei. Wie wohl ein Mensch, der bis zum letzten Atemzug sich seines Lebens wehrt, mit einem Schmerzlaut ohnmächtiger Wut zusammenbricht. Im Brechen noch die innere Kraft verratend.

Dumpf berstend als wäre ihre Seele längst schon tot, bleibt dir die Papierschnur in der Hand. Und ganz verdutzt siehst du verächtlich ihre beiden Enden an, und ganz gewiß hast du dich schon geärgert, daß sich mit ihr kein sicherer, treuer Knoten binden läßt.

Doch sei nicht streng mit ihr.

Die Not der Zeit hat sie geboren. Sie will nicht mehr als nur Papierschnur sein.

Doch, daß es Menschen gibt, die über Menschenblut und Landesnot sich ein Ersatzgewissen selbst zusammenbasteln und daß wo Herz und Seele mitfühlend schlagen sollen, nur Papiermaschee zu finden ist, das ist dem Menschenjammer und dem Herrgott ins Gesicht schlagen. Ersatz, Ersatz ringsum!

Sieh nur zu, daß wenn du eines Tages, wo du sie selber für dich nötig hast und nach deinem Herzen und nach deiner Seele suchst, du nicht irgendeinen Kriegsersatz an ihrer Stelle findest. Auch nicht der allerdickste Papiergeldmantel deckt dir dann deine Blöße zu.

Ersatz, Ersatz ringsum soviel als wie nur nötig ist. Sogar Ersatz für Gold. Das Gold der Reichsbank, heißt es. Meinetwegen. — Doch nicht das Gold in uns.

25. Januar 1918

Hiebe. Und Generalissimus Haig begriff nicht, was die deutsche Strategie will (Wir schon!). Zeichnung von Erich Wilke

Digitized by Google

Windſpiele. Bildwerk von Erich Schmidt-Keſtner

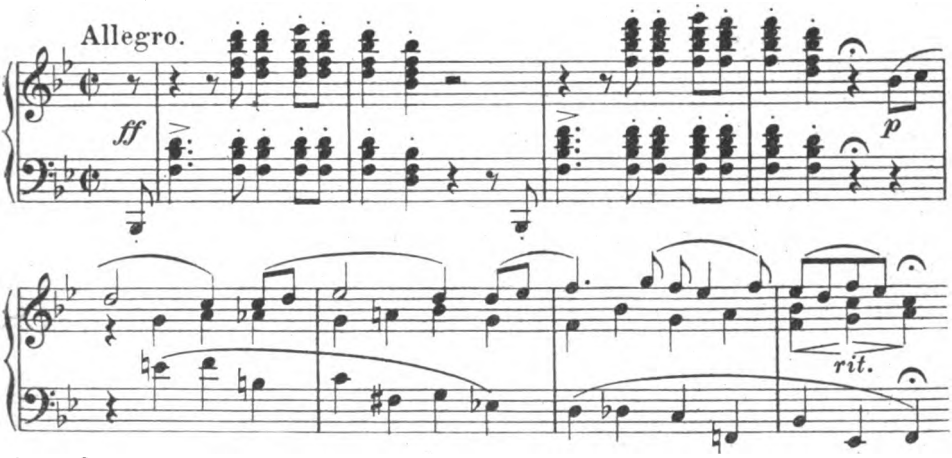
Digitized by Google

Digitized by Google

Beethovens Riesensonate

Ein Gedenken zur 100jährigen Wiederkehr ihrer Entstehung

Von Dr. Konrad Huschke



Von einem von Beethovens Tagebüchern finden sich aus Zacharias Werners ‚Söhnen des Tals' die kraftvoll-poetischen Worte:

Du bist ein Held — du bist, was zehnmal mehr ist,
Ein echter Mensch! — —
— — — Nur des Schwächlings Saiten
Zerreißt der Eisenfinger des Geschicks;
Der Heldenmürbe bietet kühn die Harfe,
Die ihm der Schöpfer in den Busen legte,
Dem Schicksal dar. Mag's in den Saiten wühlen;
Allein den innern herrlichen Akkord
Kann's nicht zerstören, und die Dissonanzen
Verschmelzen bald in reine Harmonie,
Weil Gottes Friede durch die Saiten säuselt.
— — — Muß der starke Mensch
Erliegen oder auferstehn vom Staube? —
— — — Ist der echte, wahre Mensch
Ein Sklave der Umgebung oder frei?
Reißt er aus allen Stürmen dieses Lebens nicht
Sein beff'res Ich? — Die Welt in seiner Brust
Ist sie ein Teil der Elementenmasse?
Und kann, was oft in dieser wogt und gäret,
Auf jene wirken? Mensch! kannst du erliegen? —

Diese Worte können so recht als Einführung zu Beethovens großer Hammerklaviersonate B-Dur op. 106 gelten, seiner Heldensonate, der Riesensonate, wie sie nicht lange nach ihrem Erscheinen bereits genannt wurde. Wenn man sie so nannte, so geschah das wohl zunächst nur im Hinblick auf ihren für eine Sonate ungeheuerlichen Umfang und auf die unerhörte technische Leistungsfähigkeit, die sie, besonders in ihrem letzten Satze, beansprucht, aber sie ist auch riesenhaft in der Zahl, Macht und Tiefe der in ihr erklingenden schöpferischen Gedanken, der größten Taten eine des größten Beethoven, ein Ausnahmewerk, das beseelt ist von erhabenstem dichterischem Schwunge und getragen von sieghafter Willenskraft und Geistesmacht. Ein Riesengeist, sagt Marx, bewegt hier riesige Glieder.

Als sie, von Beethoven Ende 1817 begonnen und im Herbst 1818 vollendet, 1819 in die Welt hinausklang, stutzten die musikalischen Geister. Und wie später Grillparzer, der doch nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein feiner Musikkenner und dazu ein warmer Verehrer Beethovens war, kopfschüttelnd die Neunte Symphonie für konfuses Zeug erklärte, so schüttelten jetzt so manche der berufensten Musikverständigen die klugen Köpfe und konnten sich in die neue Formen- und Gedankenwelt des Meisters nicht hineinfinden. Lenau, der im Verständnis für den letzten Beethoven seinem großen Kunstkollegen aus dem Dichterwalde überlegen war, meinte, als er dessen Urteil über die Neunte Symphonie erfuhr, lächelnd, was das Verstehen Beethovens erschwere, sei, daß man zu große Massen umfassen müsse, um seinen Ideen folgen zu können, sie hätten zu große Umrisse, und nicht alle Menschen könnten soviel aufnehmen in das Speckkammerl ihrer Phantasie. So könnte man auch jetzt von vielen sagen, die diese riesige Klaviersymphonie, die als gewaltiger Eckpfeiler am Eingang zum letzten Beethoven steht, aus Mangel an Verständnis als unverständlich verurteilten. Beethoven selbst hatte an seinen Meisterschüler Ries nach London geschrieben: „Da haben Sie eine Sonate, die den Pianisten zu schaffen machen wird, die man in fünfzig Jahren spielen wird." Er wußte, ihre Zeit war noch nicht gekommen. Melodien, Harmonien und Modulationen des neuen Werkes wollten nicht einschlagen. Es fehlte das Runde, Schmiegsame, Bewegliche im Tonspiel, wie es bei den seitherigen am meisten bekannten Tondichtern, am schönsten und edelsten bei Mozart, und auch in zahlreichen Werken

Digitized by Google

von Beethoven selbst zum Ausdruck gekommen war. Der alte Johann Sebastian Bach war dem neuen Werke ein wuchtiger Vorkämpfer gewesen, aber wer kannte ihn? Ist er doch heute noch vielen ein wohl dem Namen nach bekannter, im Wesen aber ungekannter Geist. So ohne Bachs Schulung stand man ratlos vor der neuesten großen Offenbarung des einsamen Wiener Titanen. Seiner im Weiterschreiten des Genius übersinnlich gewordenen Tonsprache, die schon in die Gefilde des Metaphysischen hinüberklang, fehlte die blühende Kantilene Mozarts oder gar die noch lockendere des platten Zauberers Rossini. Man sprach mitleidig vom schwindenden Tongedächtnis des halbtauben Meisters und tadelte scharf die Formlosigkeit, Willkür und Originalitätssucht in seinem neuen Schaffen. Selbst Karl Maria von Weber, doch gewiß der Berufensten einer, hat bei aller großen Bewunderung für Beethovens ‚himmlische Genieblitze', ‚göttlichen, riesenhaften Ideenschwung' und ‚feurige, ja beinahe unglaubliche Erfindungsgabe' den Weg zu den Werken aus dessen letzter Schaffensperiode sein Leben lang nicht finden können; ja schon viele Jahre, bevor die Sonate op. 106 erschien, hatte er, als man ihn einmal als einen Nachfolger Beethovens hinstellte, ablehnend geschrieben, so schmeichelhaft dies manchem sein könne, ihm sei es gar nicht angenehm, es herrsche jetzt bei Beethoven eine solche Verwirrung in der Anordnung der Ideen, daß nur seine früheren Kompositionen ihn ansprächen, die letzten dagegen ihm wie ein verworrenes Chaos, ein unverständliches Ringen nach Neuheit erschienen. Wenn ein Meister von Webers Größe so sprach, was sollten da andere, weniger Berufene sagen? Und so ist es leider vielfach auch noch heute. Auch heute vermögen viele ‚das Speckkammerl ihrer Phantasie' dem letzten, größten Beethoven und vor allem dem mächtigen Präludium zu dem Schaffen dieses letzten, größten Beethoven, der Sonate op. 106, noch nicht zu erschließen.

Und sie ist doch so herrlich groß diese Sonate in ihrer gewaltigen Kraft, ihrer meerestiefen Empfindung und ihrer dämonischen Leidenschaft, in denen sie die Charakteristika der Waldsteinsonate und Appassionata so meisterlich in sich vereinigt. Nicht düstere, pessimistische Todesstimmung klingt durch das Werk, nein, es ist im Gegenteil erfüllt von stolzer, glühender, ja fast übermenschlich heroischer Lebensbejahung: von dem stählernen, fanfarengleich schmetternden Hauptmotiv des an unbändigem Kraftgefühl und dabei doch wieder an Klängen zartesten Empfindens — man denke nur an die gleich im Anfang dem Hauptmotiv folgende sich lieblich wiegende Antwortmelodie — überreichen ersten Satzes ab bis zu den donnernden Baßtrillern am Ende des zyklopisch-vulkanischen Schlußsatzes. Nur aus den erschütternden Klängen des wunderbaren Adagios scheint tiefer Schmerz zu uns zu dringen. Man hat dieses Adagio deshalb mit Recht eine Apotheose des Schmerzes genannt, bisweilen klingt es in ihm aber auch wie das inbrünstige, leidenschaftliche Sehnen und Hoffen eines vom Leben schwer verwundeten Heldengeistes. Leid, Sehnsucht und Hoffnung pflegen ja eng verbunden zu sein auf dem Lebenswege der Menschen, und gerade das Leid ist den genialen Menschen als den ihrer Zeit weit vorauseilenden und darum von den Zeitgenossen so oft unverstandenen und mit allen Mitteln der Mittelmäßigkeit bekämpften Vorkämpfern des Fortschritts schon von alten Zeiten her in besonders schwerer Form beschieden gewesen und namentlich Beethoven in keiner Form erspart geblieben.

So ist denn auch die Sonate op. 106 in Tagen des Leids entstanden, in einer Zeit, wo Beethoven schwere seelische Aufregungen durchzukämpfen hatte und leider auch finanzielle Nöte ihn bedrückten. Aus dem Adagio klingt der Schmerz über das unerbittlich harte Schicksal, aber daneben auch das Sehnen nach einer glücklicheren Zeit. Und die beiden Ecksätze tönen wider von eisernem Trotz und Kraftgefühl im Kampfe um das Glück. Der Meister, dessen Moral die Kraft ist — er hat es ja selbst ausgesprochen — läßt sich vom Schicksal auch in Zeiten schweren Ringens nicht werfen, sondern wirft selbst in glühendem Optimismus, unerschütterlich hoffnungsvoll, auch die zähesten Widerstände über den Haufen. Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Dieser Hoffnung hat er gerade im Jahre 1818, also in der Zeit, wo die Sonate op. 106 entstand, in einem seinem erlauchten Schüler, dem Erzherzog Rudolf, zur Variierung gestellten schönen Liedsatz auf den Tiedgeschen Vers: „O Hoffnung, o Hoffnung! Du stählst die Herzen, du milderst die Schmerzen" beredten Ausdruck gegeben. Der Liedsatz trägt die Unterschrift:

Komponiert im Frühjahr 1818
von L. van Beethoven
in doloribus

für Se. Kais. Hoheit den Erzherzog Rudolf.

Über die Sonate selbst schrieb Beethoven an Ries, sie sei in drangvollen Umständen entstanden.

Es war die Zeit, wo er um das Glück und die Seele des von ihm mit aller Leidenschaft seines großen Herzens geliebten Neffen rang. 1815 war sein Bruder Karl gestorben, der eine von dem par nobile fratrum, um das er so viel gelitten hat. Im Sterben mag Karl van Beethoven den Wert seines großen Bruders erkannt haben, jedenfalls übertrug er in seinem Testamente dem ‚innigstgeliebten Bruder' mit Rücksicht auf dessen ‚wahrhaft brüderliche Liebe' und ‚edles Herz' die Vormundschaft über den Sohn. Dem schönen und begabten neunjährigen Knaben wandte nun der einsame Meister sein ganzes Herz zu, in seiner Erziehung glaubte er einen

Digitized by Google

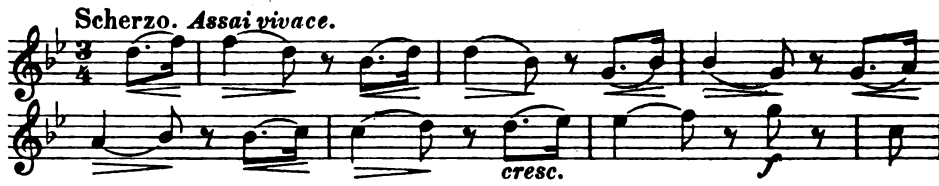
neuen Daseinszweck gefunden zu haben. Aber er hatte bald gegen eine Flut von Gemeinheiten und niedrigsten Intrigen zu kämpfen. Freunde, die die Verhältnisse kannten und wußten, wie wenig geeignet Beethoven in seiner Weltfremdheit zu diesen Kämpfen war, hatten die Übernahme der Vormundschaft dringend widerraten, aber Beethoven ließ nicht mit sich reden. Er versuchte zunächst mit der Mutter des Knaben, die schon vor dem Tode ihres Gatten sich einem sehr bedenklichen Lebenswandel ergeben hatte und deren sittliche Verworfenheit täglich stieg, so fern sie ihm auch in allen ihren sittlichen Grundsätzen stand, in Frieden zu leben. Eine Mutter, selbst die schlechteste, pflegte er zu sagen, bleibt doch immer Mutter. Aber die Niedrigkeit der Gesinnung und die Ränke dieser Frau — ‚Königin der Nacht' nannte sie der Meister in galligem Humor — riefen, trotz des besten Willens auf seiten Beethovens, eine Reihe aufregender Prozesse hervor, die seine empfindsame Künstlerseele aufs ärgste verwundeten. Zwar blieb er schließlich Sieger. Man erkannte ihn als Vormund an, die Mutter wurde ausgeschlossen. Aber das geschah erst 1820. Bis dahin häuften sich die Aufregungen bis zur Unerträglichkeit, zehrten an seinen Kräften und schwächten zeitweise sogar empfindlich seine Schaffensfreude. Im Tagebuche vom Frühjahr 1817 finden wir bereits folgendes erschütternde Selbstgespräch: „Gott, helfe, du siehst mich von der ganzen Menschheit verlassen, denn Unrechtes will ich nichts begehen, erhöre mein Flehen doch für die Zukunft nur, mit meinem Karl zusammenzusein, da nirgends jetzt sich eine Möglichkeit dazu zeigt — o hartes Geschick, o grausames Verhängnis, nein, nein, mein unglücklicher Zustand endet nie" und kurz danach das zweite: „Dich zu retten ist kein anderes Mittel als von hier, nur dadurch kannst du wieder so zu den Höhen deiner Kunst entschweben, wo du hier in Gemeinheit versinkst, nur eine Symphonie — und dann fort, fort, fort... Über den Sommer arbeiten zum Reisen, nur dadurch kannst du das große Werk für deinen Neffen vollführen"... Dazwischen stehen die Schlußworte aus der ‚Braut von Messina':

„Dies eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld!"

Mit eiserner Stirn stemmte sich der schwergeprüfte Meister gegen das widrige Schicksal, indem er sich Sokrates und Jesus, als Vorbilder unerschütterlicher Festigkeit in harter Not, zum Muster nahm, aber der Widerstand war schwer, zumal zur rein seelischen Qual noch die bittersten Nahrungssorgen kamen. Schon im Jahre 1816 ergab eine Übersicht über seine Hauptausgaben, die er Ries mitteilte, an Hauszins 1100, für den Diener und dessen Frau 900, für den Unterhalt des Neffen im Institut aber allein abermals 1100 Gulden. Ihm selbst blieben für sich nur 300 Gulden. So hat er denn später demselben Ries gegenüber mit Recht bekannt: „Ich war derweilen mit solchen Sorgen behaftet, wie noch mein Leben nicht."

Das waren die ‚drangvollen Umstände', in denen sein gewaltigstes Werk für das Klavier entstand. Und es ist schmerzlich, zu lesen, wie der von stolzem Künstlergefühl beseelte Meister, dem es stets im höchsten Maße zuwider war, in bezug auf seine Kompositionen irgendwelche Zugeständnisse zu machen, in seiner Not sich vergessend, gerade hingesehen auf dieses Ausnahmewerk an Ries schrieb: „Sollte die Sonate nicht recht sein für London, so könnte ich eine andere schicken, oder Sie können auch das Largo auslassen und gleich bei der Fuge im letzten Stück anfangen, oder das erste Stück Adagio und zum dritten das Scherzo und das Largo und Allegro risoluto. — Ich überlasse Ihnen dieses, wie Sie es am besten finden..." Dann folgen die bitteren Worte: „Die Sonate ist in drangvollen Umständen geschrieben. Denn es ist hart, beinah' um des Brotes willen zu schreiben: so weit habe ich es nun gebracht." Das reiche Wien, das wenige Jahre vorher erst, nämlich zur Zeit des Wiener Kongresses, ihn, wenn auch ohne das rechte Verständnis, begeistert gefeiert hatte, berauschte sich jetzt im Rossini-Taumel und dachte nicht an die Bedrängnis des vor kurzem noch so laut umjubelten großen Mitbürgers; auch die Wiener Aristokratie, die sich manches Ruhmesblatt in seiner Lebensgeschichte erworben hat, stand damals abseits und selbst der Erzherzog Rudolf, der einzige Habsburger, der überhaupt sich Beethovens angenommen hat, er, der als Schüler so oft die Zeit des großen Meisters störend in Anspruch nahm, tat nichts, um den, der, wie ihm als feingebildetem Musikfreund gar wohl bekannt war, alle Musiker der damaligen Zeit durch sein Schaffen unendlich weit überragte, dauernd von materieller Abhängigkeit zu befreien, und es wäre ihm doch ein leichtes gewesen. Gerade ihm hat Beethoven, was in diesem Zusammenhange besonders eigen wirkt, nachdem er für ihn die beiden ersten Sätze der Sonate eigenhändig abgeschrieben und sie ihm zugesandt hatte, über die Sonate als Ganzes folgendes geschrieben: „Zu den zwei Stücken von meiner Handschrift, an I. K. H. Namenstag geschrieben, sind noch zwei andere gekommen, wovon das letztere ein großes Fugato, sodaß es eine große Sonate ausmacht, welche nun bald erscheinen wird und schon lange aus meinem Herzen I. K. H. ganz zugedacht ist." Die Tatsache steht leider fest und ist tief beschämend für das deutsche Volk, daß Beethoven, einer seiner größten Söhne, in diesen Jahren sich ausgerechnet nach London wenden wollte, da er dort mehr Verständnis für seine Kunst und bessere Einnahmen für sich und seinen Neffen zu finden hoffte. „Der Name Beethoven," schrieb Moscheles in jener Zeit, „ist den Engländern

Digitized by Google



die Bezeichnung des höchsten Ideals." Wahres Verständnis hätte Beethoven bei der bekannten musikalischen Hohlheit der Engländer, die die Musik nicht mit der Seele, sondern im Zeichen des Sports treiben, selbstverständlich nicht gefunden, wohl aber wahrscheinlich die ihm von Ries verbürgten guten Einnahmen. Den großen Broadwood-Flügel, der vielleicht mit dazu beigetragen hat, daß er dem Klavier die Riesensonate zumutete, hatte er aus England geschenkt erhalten, desgleichen bekam er später aus England die vierzig Bände der Händelschen Werke, die ihm noch in seiner letzten Krankheit so große Freude bereiteten, auch der letzte größere Honorarsatz, den er erhielt, ist aus England gekommen. In jenen Zeiten der Not hat ihn nur der Gedanke an seine geschwächte Gesundheit und an seine Schwerhörigkeit davon abgehalten, dem undankbaren Wien den Rücken zu kehren und aus dem Dorado der Musik über den Ozean zu dem unmusikalischsten der Kulturvölker hinüberzuwandern.

Doch kehren wir zur Sonate zurück. In Stunden der Trübsal, vor allem starken seelischen Druckes, pflegte Beethoven sich mit besonderer Innigkeit in die Herrlichkeiten der von ihm abgöttisch geliebten Natur zu versenken, der Friedensspenderin, die seiner ringenden Seele so oft die ersehnte Ruhe und Festigkeit zurückgab. Bisweilen lebte er dann den ganzen Frühling und Sommer hindurch, ja bis tief in den Herbst hinein, in der an Schönheiten reichen Umgebung Wiens, und man sah ihn dort, wie er vor sich hinbrummend, singend und gestikulierend einsam durch die wundervollen Wälder und über die blühenden Wiesen dieser reichgesegneten Landschaft dahinwanderte. „Wie froh bin ich, einmal in Gebüschen, Wäldern, unter Bäumen, Kräutern, Felsen wandeln zu können. Kein Mensch kann das Land so lieben wie ich. Geben doch Wälder, Bäume, Felsen den Widerhall, den der Mensch wünscht." „Mein unglückseliges Gehör plagt mich hier nicht. Ist es doch, als wenn jeder Baum zu mir spräche auf dem Lande: heilig, heilig. Im Walde Entzücken, wer kann alles ausdrücken — süße Stille des Waldes." — „Allmächtiger — im Walde — ich bin selig — glücklich im Wald — jeder Baum spricht — durch dich, o Gott, welche Herrlichkeit — in einer solchen Waldgegend — in den Höhen ist Ruhe — Ruhe, ihm zu dienen." — „Kommen Sie an die alten Ruinen," schrieb er 1817 an die in Baden bei Wien weilende Frau Streicher, „so denken Sie, daß dort Beethoven oft verweilt. Durchirren Sie die heimlichen Tannenwälder, so denken Sie, daß da Beethoven oft gedichtet oder, wie man sagt, komponiert."

So war es auch 1818, als in Brühl bei Mödling die große Sonate heranreifte. Auf einem Skizzenblatte, das den Schluß des zweiten Satzes zeigt, findet sich die Bemerkung: „Ein kleines Haus allda, so klein, daß man allein nur ein wenig Raum hat. — Nur einige Tage in diesem göttlichen Brühl — Sehnsucht oder Verlangen — Befreiung oder Erfüllung." Auch diese Sonate ist also wie so viele andere Beethovenwerke, gleichsam aus der Natur geboren, jedenfalls aus ihr heraus zu ihrer erhabenen Größe emporgewachsen.

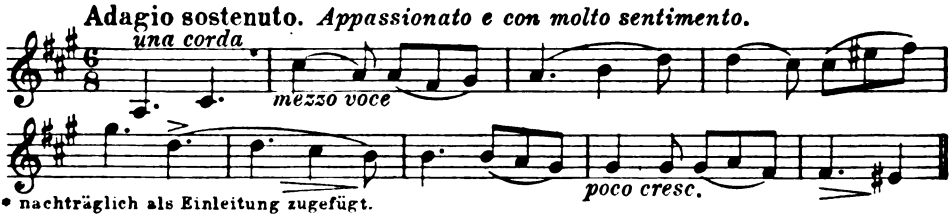
Wie hoch er selbst gerade dieses seiner kämpfenden und sehnenden Dichterseele inmitten prangender Naturschönheit eingegebene Werk einschätzte, haben wir oben schon aus seiner Äußerung zu Ries gesehen, daß es eine Sonate sei, die den Pianisten zu schaffen machen und die man in fünfzig Jahren erst spielen werde. Zu Cipriani Potter, dem Direktor der Königl. Musikakademie in London, der 1817 nach Wien kam und gerade in der Zeit, wo die Sonate entstand, öfter mit ihm zusammen war, äußerte er, als ihm dieser von dem Eindruck erzählte, den seinerzeit das Septett auf ihn gemacht habe, in jenen Tagen habe er nicht zu komponieren gewußt, jetzt, dächte er aber, wüßte er es, und er fügte hinzu: „Jetzt schreibe ich etwas Besseres" — gemeint war die Sonate — und Czerny gegenüber, dem großen Etüdenmeister und Lehrer seines Neffen, erklärte er auf einem gemeinsamen Spaziergange nach Mödling direkt: „Jetzt schreibe ich eine Sonate, welche meine größte sein soll." Bis dahin war es die Appassionata gewesen, die am höchsten in seiner Achtung stand, sie mußte nun den ersten Platz an das neue Ausnahmewerk abtreten. Als die Verlagsfirma Artaria, der Beethoven die Sonate für 100 Gulden überlassen hatte, ihr Erscheinen in der Wiener Zeitung anzeigte, schrieb sie „dem Wunsche des Autors entgegenkommend", daß dieses Werk vor allen anderen Schöpfungen Beethovens nicht allein durch die reichste und größte Phantasie ausgezeichnet sei, sondern daß es in Rücksicht auf künstlerische Vollendung und gebundenen Stil gleichsam eine neue Periode für des Meisters Klaviermusik bezeichnen werde. Auch hieraus ersehen wir, wie hoch Beethoven selbst sein neues Werk stellte. Und so befindet sich denn auch bei den Aufzeichnungen Zmeskalls in der sogenannten Fischhoffschen Handschrift, der im Jahre 1827 ver-

Digitized by Google

anstalteten bedeutungsvollen Sammlung von Abschriften nach Aufzeichnungen und Urkunden, die sich in Beethovens Nachlaß fanden, eine ausführliche Besprechung der Sonate, aus der zugleich zu ersehen ist, daß schon damals ein, wenn auch kleiner, Teil von Musikverständigen ein Verständnis dafür hatte, daß hier etwas ganz Großes in die Erscheinung getreten war. Da wird u. a. geschrieben von der „gewaltigen Ursprache der Welt", von dem „Strome der Gefühle eines in wonnevoller Beschauung seiner eigenen Welt wogenden Gemüts", von der „aus der tiefen Seele des Meisters hervorgehenden Schöpfungsfreiheit". Im ersten Satze rege sich sein Genius durch die Kreise der Harmonie mit gewaltiger hinreißender Kraft und bilde mit humoristischer Feinheit die seltsamsten Gruppierungen seiner Gestalten, die sich zu einem Ganzen vereinigten, dessen Beschauung zu froher Begeisterung erheben und mit den wunderbarsten Gefühlen erfüllen müsse. In der Tat wird dieser Satz, der in seiner kraftvollen Schönheit, überragenden Größe und Vielgestaltigkeit seinesgleichen nicht hat, jedem, der sich ihm mit Hingebung naht, alsbald zu bewundernder Begeisterung fortreißen.

Das Adagio bezeichnet die Handschrift als einen „großen, sehr ausgebreiteten Satz von außerordentlicher Tiefe der Empfindung". Das ist viel zu wenig für ihn, der an Stimmen der Erhabenheit und Innerlichkeit so überreich ist (Appassionato e con molto sentimento — Sehnsucht oder Verlangen, Befreiung oder Erfüllung!) und aus dem eine Welt von Ewigkeitsgedanken zu uns hinüberstrahlt. Unter den vielen berühmten langsamen Sätzen der Beethovenschen Symphonien, Sonaten und Kammermusikwerken steht er, dies gewichtige Lob wird man unbedenklich aussprechen können, mit an allererster Stelle. Liszt soll ihn, der zwar nicht technisch, wohl aber in der Auffassung außerordentlich schwierig ist, so hervorragend gespielt haben, daß er jedem Hörer unvergeßlich geblieben sei. Seine besondere Geschichte hat der erste Takt des Satzes. Ries schreibt dazu folgendes: „Eine künstlerisch sehr auffallende Sache trug sich zu mit einer seiner letzten Solosonaten (in B-Dur mit der großen Fuge op. 106), die gestochen 41 Seiten lang ist. Beethoven hatte mir diese nach London zum Verkaufe geschickt, damit sie dort zu gleicher Zeit wie in Deutschland herauskommen sollte. Als der Stich derselben beendet war und ich täglich auf einen Brief wartete, der den Tag der Herausgabe bestimmen sollte, erhielt ich zwar diesen, aber mit der auffallenden Weisung: ‚Setzen Sie zu Anfang des Adagio (welches 9—10 Seiten im Stich ist) noch diese 2 Noten als ersten Takt dazu.' Ich gestehe, daß sich mir unwillkürlich die Idee aufdrängte: „Sollte es wirklich bei meinem lieben alten Lehrer etwas spuken?", ein Gerücht, welches mehrmals verbreitet war. Zwei Noten zu einem so großen, durch und durch gearbeiteten, schon ein halbes Jahr vollendeten Werke nachzuschicken!! Allein wie stieg mein Erstaunen bei der Wirkung dieser zwei Noten. Nie können ähnlich effektvolle, gewichtige Noten einem schon vollendeten Stücke zugesetzt werden, selbst dann nicht, wenn man es beim Anfange der Komposition schon beabsichtigte. Ich rate jedem Kunstliebenden, den Anfang dieses Adagios zuerst ohne und nachher mit diesen zwei Noten, welche nunmehr den ersten Takt bilden, zu versuchen, und es ist kein Zweifel, daß er meine Ansicht teilen wird." Dem wird man gewiß ohne Bedenken beipflichten können, und die von Vereinzelten geltend gemachte Auffassung, der Zusatz stelle nur eine rein tonale Überführung aus der Haupttonart B-Dur in Fis moll des Adagios dar, als zu äußerlich und oberflächlich ablehnen müssen. Die feierlich-ernste Einleitung dieses Zusatzes bereitet den weihevollen Gesang des „appassionato e con molto sentimento" ganz unnachahmlich vor und läßt erkennen, wie Beethoven sich immer wieder und wieder in diesen Satz des Schmerzes und der Sehnsucht hineinfühlte und wie er ihm auch noch lange nach der Fertigstellung mächtig durch die Seele klang. Später hat Franz Schubert zum zweiten Satz seiner unvollendeten Symphonie eine in vieler Beziehung ähnliche Einleitung geschrieben, die allerdings im Gegensatz zu der Beethovenschen im Verlaufe des Satzes wiederkehrt.

Dem Adagio geht ein Scherzo voraus. Die Voranstellung erfolgt hier zum ersten Male bei Beethoven, bis dahin hatte er es bei der Überlieferung, Menuett oder Scherzo dem langsamen Satze folgen zu lassen, sie also erst an dritter Stelle zu bringen, bewenden lassen, was z. B. bei der Eroica bedauerlich ist; die Neuerung wiederholte er später bei der Neunten Symphonie. Das Scherzo ist, im Gegensatz zum ersten Satz und zum Adagio, ein leichtbeschwingtes, geistvoll-bewegtes Tongedicht mit ruhelos dahineilenden, abgebrochenen Motiven, phanta-

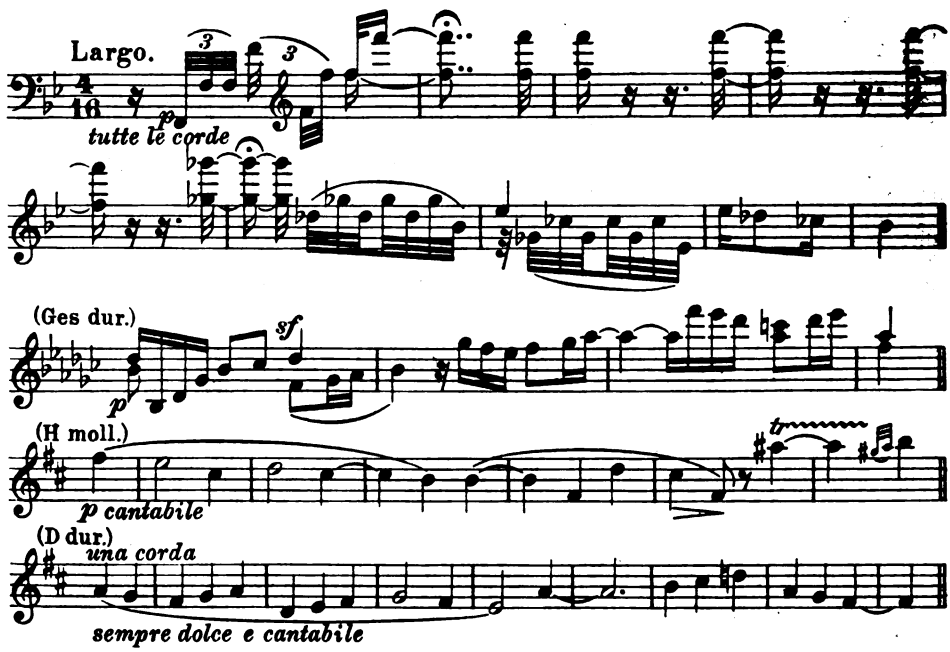


* nachträglich als Einleitung zugefügt.

Digitized by Google

stisch, dämmerungs- und geheimnisvoll in seiner Gestaltung, ein durchaus modernes Stück, das vielfach auf Brahms hinweist. Richard Wagner, der ausgeprägte Gegner der Brahmsschen Musik, hat dies wohl erkannt und deshalb hier seiner Bewunderung für Beethoven eine Schranke gezogen. Liszt soll auch diesem, zum Adagio doch so gegensätzlichen Satz ein überragend meisterhafter Nachempfinder am Klavier gewesen sein. „Ich habe," schreibt Nohl, „aus diesem Werk nur das Scherzoso von ihm gehört — aber da erstanden auch alle Tinten, die je der Pinsel eines Rembrandt gemischt hat. Es erschien eine Welt von Geist und Leben im kleinsten Rahmen, von feinster Charakteristik und kompaktestem Gehalt zugleich." Das eingefügte Presto ist ein Vorbild für Beethovens Fähigkeit, in knapper Form Unerschöpfliches zu bieten. Und wenn man die verschiedenen Schattierungen in dem verhältnismäßig kurzen Satze bis zu dem geisterhaft verhauchenden Schluß vor sich erstehen läßt, so kann man begreifen, daß dieses Scherzo als Krone der Beethovenschen Klavierscherzi bezeichnet worden ist.

Den letzten Satz der Sonate wird, wie vielleicht auch den ersten, Hans von Bülow besonders meisterlich gespielt haben, auch von Brahms mag er in der Zeit, wo der große Komponist noch als Klavierspieler auftrat, mit plastischer Größe gestaltet worden sein. Er bildet in der Hauptsache eine Fuge von kühner, ja ungeheuerlicher Geistes- und Willenskraft. Wenn Artaria in seiner Bekanntmachung über die Sonate davon sprach, daß in Rücksicht auf den ‚gebundenen Stil' durch die Sonate gleichsam eine neue Periode für Beethovens Klaviermusik in die Erscheinung träte, so dachte er, bzw. Beethoven durch ihn, wohl in erster Linie an diesen Satz. „Fuga e tre voci con alcune licenze" heißt es in der Überschrift. Mit „alcune licenze" ist dabei von vornherein die Nachsicht der Kontrapunktiker erbeten, im Grunde bedeuten nach einer feinsinnigen Bemerkung von Nohl diese Worte ein gar köstliches Besinnen auf das eigene, allein weltentscheidende Ich, das sich dem bloß Regelrechten denn doch nicht so vollkommen unterordnen will. Wie aber kam Beethoven, der Meister des freien Stils, der dementsprechend in seinen Werken bisher nur selten den gebundenen Stil verwendet hatte, zu diesem Ausnahmeverfahren? Schon in den Sonaten op. 101 und 102, also nicht lange vorher, hatte er einmal auf die strenge Form zurückgegriffen. Nach der Meinung Schindlers, seines getreuen Knappen aus den letzten Lebensjahren, geschah es vor allem, um die Widersacher verstummen zu machen, deren Feldgeschrei es war, Beethoven könne keine Fuge schreiben. Doch dürften für Beethoven wohl innerlichere Gründe maßgebend gewesen sein. Für die Verwendung der Fuge in dem Schlußsatz des op. 106 hat Bekker in seinem großen Beethovenwerk eine interessante und einleuchtende Erklärung gegeben. Nach schmerzlicher Klage ringt sich Beethoven stets zu einer handelnden Empfindung durch, sei sie nun düster leidenschaftlichen, freudig verklärenden oder fest entschlossenen Charakters. Die Tat steht bei ihm stets als Befreiung von der drückenden Last passiver Empfindungen, als Rettung am Ausgang der Dinge. Wie aber sollte er den befreienden Ausklang



Digitized by Google

nach dem Erlebnis dieses Fis moll-Adagios finden? Das Scherzo hatte er bereits vor das Adagio gestellt. Es blieben nur noch Rondo und Variation, von denen die letztere als rein lyrische Form nach dem Adagio nicht mehr in Betracht kommen konnte, während das Rondo als allzu leichtwiegend ausscheiden mußte. Aus den unergründlichen Empfindungstiefen des Adagio konnte nur eine entsprechend gewaltige Spannung des Intellekts wieder emporführen zum Leben. Es mußte eine Form gefunden werden, die den unzerstörbaren Willen zum schöpferischen Dasein ohne jeden Einschlag frivoler Heiterkeit auszudrücken, die tiefsten Ernst in reger Betätigung darzustellen vermochte. Als diese Form ergab sich ihm die Fuge. Zu dem ihm mehrere Jahre sehr vertrauten Wiener Musikus Holz hat er einmal geäußert, eine Fuge zu machen sei keine Kunst, er habe deren zu Dutzenden in seiner Studienzeit komponiert; aber die Phantasie wolle auch ihr Recht behaupten, und es müsse in die althergebrachte Form deshalb ein anderes, ein wirklich poetisches Element kommen. Hier, wo es galt, die Bejahung des Lebens in einer dem vorangehenden Hohen Lied des Schmerzes entsprechenden Bedeutung zu verkünden, trat dieses poetische Element in die Erscheinung. Der, insbesondere auch mit Bezug auf die klangliche Wirkung überaus schwer zu spielende Satz beginnt mit einem kurzen Largo freier Gestaltung, das allmählich zu einem sprühenden Allegro risoluto aufsteigt; darauf führt ein emporsteigender Triller zum Fugenthema, und gigantisch baut sich nun Block auf Block der Fugenbau auf, bei aller Wahrung des ‚poetischen Elements' eine Leistung von gewaltigstem Kunstverstand, ja ein Triumph des Intellekts über die reine Empfindung. Einige lyrische Zwischenspiele, so der zarte Ges dur-Teil, die melancholische H-Moll-Episode und das mystisch-tiefsinnige D-Dur-Intermezzo, sind wie zur Milderung der Härten dieses zyklopisch-kantigen Figurengebäudes eingefügt. Dann führt der Satz über die vielgestaltigsten thematischen Verschlingungen zu der von donnernden Trillern gekrönte Stratta, und in unbändiger Kraft und von riesenhaftem Schwunge getragener stolzer Lebensbejahung, wie sie begonnen, klingt nach kurzem Adagio-Besinnen die große Sonate aus.

Nach ihr hat Beethoven — neben einigen Variationen und kleineren Stücken — für Klavier noch drei Sonaten geschrieben. Nur die letzte von ihnen, op. 111, kann mit der Riesensonate in einen gewissen Vergleich gestellt werden, erreicht hat auch sie sie nicht. „Das Klavier ist und bleibt ein ungenügendes Instrument," hatte er einmal mißbilligend gesagt; mit der Sonate op. 106 leistete er das Größte, was der Klaviermechanismus auszuhalten vermag. Sie erscheint in ihren riesenhaften Formen fast zu großartig für die Klaviermaschine, auch für die, die mit ausgesuchtester Feinheit und allen zu Gebote stehenden Mitteln der Technik gestaltet ist. Als Beethoven Abschied vom Klavier genommen hatte, wandte er sich mit größeren Werken zunächst der Orchester- und Chorkomposition zu, die Neunte Symphonie entstand und die Missa solemnis. Es folgten Kammermusikwerke, nämlich die berühmten letzten Quartette, sog. Teufelsquartette, von denen Lenau später schrieb: „Wenn die der Teufel gemacht hat, so bin ich sein auf ewig." Eine zehnte Symphonie und ein Requiem wurden vorbereitet. Waren sie vollendet, dann wollte Beethoven nach dem Vorgange seines geliebten Meisters Händel fast nur noch Oratorien schreiben. Keins all dieser Werke ist vollendet worden.

Vor der Zeit wurde der Gewaltige, der in schweren seelischen Kämpfen so oft dem Schicksal getrotzt hatte, von dem Unerbittlichen, dem auch die Größten zum Opfer fallen, abberufen. Als er am Nachmittag des 26. März 1827 bei dem zuckenden Blitz und grollenden Donner eines Frühlingsgewitters zum letzten Male die Fäuste ballte und dann sterbend zurücksank, hielt wie fünf Jahre später bei Goethes Tode die Welt den Atem an.

Ein ganz Großer hatte ausgelitten. Was er uns hinterlassen, ist auch heute noch nicht erschöpfend erkannt und gewürdigt. Unter seinen Werken für das Klavier aber, dem so lange Jahre seine ganze Liebe gegolten hat, ragt als monumentum aere perennius an erster Stelle die Riesensonate op. 106, deren jeder Freund wahrer Kunst in diesem Jahre, das die hundertjährige Wiederkehr ihrer Entstehung bringt, mit besonderer Ehrfurcht und Bewunderung gedenken wird.

Inselabend

Die kleine Flotte fischte heut in See. —
Rot sinkt die Sonne nach dem heißen Tage.
Elf windgeschwellte Segel, weiß wie Schnee,
Schweben wie Tauben heim zu ihrem Schlage.

Vom Festland zieht ein leiser Ton daher
Wie einer Kinderstimme zärtlich Locken:
Es ist so still, daß übers Wattenmeer
Südwind sanft trägt den Klang der Abendglocken.

Eva Schreiber

Digitized by Google

Mittagsraſt

(Erinnerung aus Polen)

Von

Walter Schottelius

Tief im polniſchen Tann
Zwiſchen Wacholder und Haſel
Lieg' ich in Heidelbeeren und Moos
Langhingeſtreckt,
Müde, ſtumpf und ſchmutzig.

Die Kameraden ſchlafen.

Schwebende Wölkchen
Schickt unſer Feuer empor
In weitſchattende Zweige.
Das Reiſig kniſtert.
Zwei Ruſſenbajonette,
Vierkant geſchliffen,
Mit japaniſchem Stempel,
Im zerwühlten Schützengraben aufgeleſen,
Sind die Herdſtäbe.
Hinüber, herüber
Tobt der Kampf der Geſchütze.
„Huiiii —“ ſingt tückiſch
Schrapnell und Granate
Und zerkracht.

Die Kameraden ſchlafen.

Ich blinzle mit ſchwerem Lide
Auf zum wipfelbegrenzten
Tiefblauen Himmel.
Weiße Wolken ziehen dahin.
Sieh! Im gebogenen Wagen,
Gezogen vom bäumenden Seepferd,
Ein muſchelblaſender Triton.
Ein hunderttürmiges Schloß.
Eine Frauengeſtalt,
Winkend mit zartem Arm — —
Ach du! Biſt du es? Du?
Ach du Stille, du Feine, du Schöne! —
Ach Heimat!

Digitized by Google

Am Badestrand. Gemälde von Fritz Westendorp

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Wie ich anfing

Erinnerungsschnitzel von Fedor von Zobeltitz

Die ‚Italienischen Blätter'

Ich erwähnte schon eine Monatsschrift, die unter dem Titel ‚Tutti Frutti' von einem gewissen Siegmey herausgegeben wurde. Als Redakteur zeichnete dort Paul Gisbert, ein junger Journalist, mit dem ich Ende der siebziger Jahre näher bekannt wurde. Er entstammte einer jüdischen Familie namens Pniower (der auch der bekannte ausgezeichnete Germanist Prof. Dr. Otto Pniower angehört), hatte sich aber von Paulus Cassel taufen lassen und war nun ein frommer und strenggläubiger Christ geworden, der vor allen Dingen nie eine Sonntagspredigt in der Christuskirche in der Königsgrätzer Straße versäumte. Dort wirkte nämlich Paulus Cassel als Geistlicher, auch eine von den seltsameren Erscheinungen, die die Wege meiner Jugend gekreuzt haben. Sein Vater hatte noch Selig geheißen und war Kaufmann in Großglogau gewesen; als Paulus Cassel hatte er diesen Namen erst nach seinem Übertritt zur evangelischen Kirche angenommen, und zwar Mitte der fünfziger Jahre, als er Bibliothekar in Erfurt war, wo er von der Akademie übrigens zum Professor ernannt wurde. Als Prediger der Berliner Christuskirche war er ungemein beliebt, weil er ein ausgezeichneter Redner war und vor allem auf die Frauenwelt zu wirken verstand, die bei seinen Predigten in Tränen zu zerfließen pflegte. Er war außerdem aber ein sehr gelehrtes Haus und persönlich ein dicker, behäbiger Herr, mit dem sich bei einem Glase Wein recht unterhaltend plaudern ließ.

Der kleine Gisbert, ein begabter Mensch, doch keine recht seßhafte Natur, war u. a. auch Reiseführer bei Stangen, hatte dessen Gesellschaften häufig nach Italien begleitet und war nun eines Tages auf die Idee gekommen, in Rom ein deutsches Blatt zu begründen. Das Geld für das Unternehmen war ihm zur Verfügung gestellt worden, und da fragte er mich denn, ob ich nicht mit bei der Sache sein wollte. Nun hatte das ‚Deutsche Tageblatt' damals sowieso die Absicht, mich als journalistischen Vertreter nach Rom zu schicken; zudem hatte ich gerade ein paar tausend Mark geerbt, die ich der neuen Gründung opfern wollte — ich sagte also zu.

Wir fuhren auf dem Umweg über Monte Carlo nach Rom, um in aller Eile einige Goldfüchse am grünen Tische zu verlieren. In Monaco war noch der blinde Fürst Carl am Regiment und der jetzige Herrscher Kronprinz, aber schon von der schönen Hamilton geschieden. Hans Wachenhusen, den ich an der Roulette traf, ein heute fast vergessener Schriftsteller, obwohl er einige hundert Bände geschrieben hat, ermöglichte mir durch den ihm bekannten Sekretär des Fürsten sogar eine Einladung zu einem musikalischen Abend im Schlosse, bei dem es weder etwas zu essen, noch zu trinken, aber viel Gesang, Klavierspiel und Geigenvorträge gab. Wir hielten uns indes nicht lange auf und fuhren bald nach Genua zurück. Meine letzte Erinnerung an diesen meinen ersten Besuch Monte Carlos war die Cora Pearl, die Wachenhusen mir zeigte: die einstige Geliebte des dritten Napoleon, nun ein verschminktes altes Weib mit einer dicken Emailleschicht über den Runzeln ihres Gesichts, aber mit wunderschönen Händen.

In Rom mieteten wir uns zunächst eine hübsche Wohnung in der Via dei Greci, einer der Nebenstraßen des Corso, und gingen alsdann heftig ins Geschirr. Zunächst machte ich meinen Besuch bei Herrn von Keudell, unserm Botschafter, der in Trauer war, da er eben seine erste Gattin, eine Freiin von Patow, durch den Tod verloren hatte, mich aber doch sehr liebenswürdig empfing und auch gleich, seiner Gewohnheit nach, auf das Dach des Palazzo Caffarelli führte, um mir die Aussicht über Rom zu zeigen. Der Palazzo Caffarelli, den der römische Gemeinderat heute beschlossen hat, den ‚bitteren Empfindungen' des Volks von Rom zu opfern und niederzureißen, obschon er seit 1854 Eigentum des preußischen Staats ist, war damals der Mittelpunkt der deutschen Kolonie. Keudell konnte allerdings seiner Trauer wegen keine großen Feste geben (mit Ausnahme des Kaisersgeburtstags, der nach alter Sitte glänzend gefeiert wurde), aber einen kleineren Kreis vereinte er doch häufig um sich, in dem nur selten Keudells Kollege Kurt von Schlözer fehlte, soeben Gesandter Preußens am Heiligen Stuhl geworden, der besonders interessant aus jenen unruhigen Tagen zu erzählen wußte, da er als Ministerresident des Norddeutschen Bundes in Mexiko gewesen war. An diesen Plauderabenden saß man gewöhnlich in Keudells großem und luftigem Arbeitszimmer,

Digitized by Google

wenn er nicht gerade der allgemeinen Bitte nachgab und uns etwas auf dem Klavier vorspielte; der Kaisersgeburtstag wurde aber immer in den herrlichen Prunkräumen des Palastes gefeiert, und neben dem Büfett stand dann der berühmte Mohr der Botschaft und schenkte unaufhörlich Champagner ein. Natürlich begrüßte Keudell den Plan eines deutschen Blattes in Rom mit großer Freude, versprach uns auch Benachrichtigungen, die wir aber nie bekamen. Und fragte ich ihn dann gelegentlich, warum er uns so geflissentlich vernachlässige, so lachte er und meinte, es gebe nichts Neues, ich solle doch einmal bei Schlözer anfragen, bei dem man indessen auch nichts erfuhr. Die Diplomatie hat sich nie sonderlich gut mit der Presse gestanden. Nun versuchte ich Beziehungen mit dem Kanzler der Botschaft anzuknüpfen, dem Vorgänger des Geheimrats Meurer; der stand aber bereits mit einem Fuße im Tagesschrifttum, war im Begriff, den Abschied zu nehmen und riet uns, lieber unser schönes Geld in der Tasche zu behalten, statt es einem zu frühem Tode verurteilten Unternehmen zu opfern.

Doch wir waren siegesmutig und ließen uns nicht bange machen. In der Typografia del Senato hatten wir eine Druckerei gefunden, die unsertwegen sogar einen deutsch sprechenden, lesenden und schreibenden Werkführer aus Triest anstellte. Da sonst alle Setzer Italiener waren, so erwies sich dies als höchst notwendig, denn in den ersten Fahnenabzügen war gewöhnlich in jedem Wort mindestens ein Fehler. Es war alles andere, nur nicht Deutsch. Immerhin waren wir bald soweit, daß wir die erste Nummer des anfänglich dreimal wöchentlich erscheinenden Blattes in alle Winde flattern lassen konnten, Wir hatten uns für den Titel ‚Italienische Blätter' entschieden und freuten uns, wenn die Zeitungsjungen „Italianiske Blattern" durch die Straßen brüllten. Ein eifriger Mitarbeiter war für uns Woldemar Kaden, ein ausgezeichneter Kenner Italiens, derzeit Leiter der deutschen Schule in Neapel und der Allerweltsreporter für römische Tagesereignisse, ein Herr Schilling, Organist an der Englischen Kirche, ein lieber, guter, braver und höchst verdrehter Mensch. Er hielt sich für einen bedeutenden Schriftsteller und war immer unglücklich, wenn wir seine Beiträge erst umschrieben, weil sie sonst nicht zu drucken waren. Aber anderseits kannte er Rom aus langjährigem Aufenthalt genau, so daß wir ihn bei besonderen Gelegenheiten als „Vertreter" unseres Blattes benützen konnten, und wenn er dann von irgendeinem Türsteher „Excellenza" genannt wurde, so schwoll ihm der Kamm und er verlangte fünf Centesimi Honorar mehr für die Zeile. Für den Handelsteil hatten wir noch einen sehr reichen freiwilligen Mitarbeiter, der früher Konsul in Smyrna gewesen war und sich nun in Rom niedergelassen hatte; dem Manne wollten wir nach acht Wochen das ganze Blatt „unter dem Einkaufspreise" verhökern, aber da hatte er plötzlich das Interesse daran verloren.

Wir hatten natürlich an allen Straßenecken ungeheure Reklameplakate anschlagen lassen — nichtsdestoweniger kümmerte sich kein Mensch um die ‚Italienischen Blätter'. Die ersten Abonnenten, die persönlich kamen, wurden festlich aufgenommen. Das war vor allem ein Schießbudenbesitzer vom Corso, ein wackerer Tiroler; er brachte drei Lire Abonnementsgeld und trank für sechs Lire Chianti aus, den wir ihm in der Freude des Erfolges vorsetzten. Dann kam noch eine deutsche Dame, die an einen italienischen Hauptmann verheiratet war, und ein Versagliereleutnant, der durch die Lektüre unserer Zeitung sein Deutsch zu vervollkommnen hoffte, und dann mein lieber Freund Paul Otto, der Bildhauer, der Schöpfer des Wilhelm von Humbold-Denkmals in Berlin, damals Vorsitzender des deutschen Künstlervereins in Rom. Und dann kam geraume Zeit niemand mehr. Den Erfolg der ersten Nummer bildeten etwa acht Abonnenten. Später fanden sich noch einige dazu, aber über hundert sind wir nie hinausgekommen. Natürlich hatten wir auch Anzeigen. Die besorgte mit Vorliebe unser Diener; das war ein Mensch, der aus einem altrömischen Nobilegeschlecht stammte und einen wunderschönen, klangvollen Adelsnamen trug. Aber das war auch das Beste an ihm. Er ließ sich für die Anzeigen Vermittlungsgebühren zahlen; wenn jedoch das Geld für die Anzeigen einkassiert werden sollte, wußten die Auftraggeber überhaupt nichts davon. Der einzige einigermaßen mitfühlende Inserent war ein Instrumentenhändler in der Via Sistina. Er hatte uns ein sogenanntes „ständiges Inserat" gegeben, und als er nach einem Vierteljahr zur Zahlung gemahnt wurde, bot er uns statt dessen einen Kinderleierkasten an, den wir auch nahmen, um uns für den Verlust wenigstens musikalisch zu ergötzen. Doch fehlten zwei Töne; es war natürlich ein längst unbrauchbar gewordenes Instrumentchen. Begaunert wurden wir von allen Seiten, besonders von den Zeitungsverkäufern in den Kiosken und auf den Bahnhöfen. Freiwillige Abrechnungen gab es überhaupt nicht, und auf Mahnung hin trafen so verworrene Aufstellungen ein, daß kein Mensch draus klug werden konnte. Aber wir waren leichtsinnig und hofften immer noch auf die Zukunft. Und inzwischen lernten wir Rom kennen und amüsierten uns nach Kräften.

Rom war vor fünfunddreißig Jahren entschieden interessanter als in der Gegenwart. Man „erneuerte" zwar schon, hatte die Via Nazionale geschaffen, die zwischen Porta S. Lorenzo und Piazza Colonna ein schauderhaft modernes Viertel durchquerte, plante eine Regulierung des Tiber und die Parlamentsbauten auf dem Kapitol — im allgemeinen hatte man aber das Rom der Papstherrschaft noch nicht völlig verwischen

Digitized by Google

können: zu ungunsten der hygienischen Verhältnisse und zu gunsten des malerischen Eindrucks. So stand noch das alte Judenviertel mit seinen verträumten Winkeln und seinem fabelhaften Schmutz, und wenn man nach Trastevere ging, war man wie in einer anderen Welt. Im Innern der neuen Hauptstadt hatten die alten Nationaltrachten schon viel von ihrer Eigentümlichkeit eingebüßt; immerhin sah man noch manche charakteristische Erscheinung, so auf dem Pincio die Balia (Amme) in ihrer bunten Theatergewandung, in den Straßen die Pifferari, die Sackpfeifer aus den Abruzzen, die Modelle an der Spanischen Treppe, auf der Piazza del Popolo die Campagnuolen und Carretieri di Vino und zu Haufen die das ganze Land überschwemmenden Bettelmönche. Völlig erhalten hatten die alten Trachten sich aber nur in Trastevere: das buntseidene Mieder und große Busentuch der Frauen, der blaue Kittel, der Pylonenhut und das die Beine umschlingende Ziegenfell des Landarbeiters — und auch der Mädchentypus hier drüben näherte sich in seiner herben, klassischen Schönheit noch dem antiken Vorbild der weiblichen Büsten des Kapitols und Vatikans. Die Künstler wanderten denn auch gern nach Trastevere und suchten lieber unter dem Volke ihre Modelle als unter den Berufsmäßigen an der Spanischen Treppe.

Der Deutsche Künstler-Verein hatte, ehe er nach der Via del Seminario übersiedelte, sein Haus im Palazzo Poli an der Fontana Trevi, der Internationale in der schmalen Vicolo Aliberti. In beiden habe ich viel verkehrt und vergnügte Feste mitfeiern können. Von deutschen Malern lebten damals u. a. in Rom Brandt, Donner, die beiden Corrodi, Graf, Hübner, Lindemann-Frommel, R. Werner, Henneberg, von Bildhauern vor allem Cauer, Begas, Achtermann, Otto, Helbig, Kruse, Kopf, Toberentz, Em. Wolff und Eduard Müller. Mit Müller freundete ich mich besonders an. Er wohnte schon seit über zwanzig Jahren in Rom und hatte vom Koch sich zu einer Berühmtheit in der Künstlerwelt aufgeschwungen, war eine etwas spröde Natur, aber ein lieber Mensch, der nur die Kleinlichkeit besaß, in seinem Anzug immer der Mode nachzugehen, als wolle er durch sein elegantes Äußere den Kochlöffel der Vergangenheit ausmerzen. Sein letztes Werk war die große Gruppe des Prometheus mit den Okeaniden gewesen, die in der Berliner Nationalgalerie Aufstellung gefunden hat. Die Modelle zu den Okeaniden, ein Schwesternpaar aus Trastevere, zeigte er mir einmal; aber obwohl erst sechs Jahre seit den Tagen verflossen waren, da er sie modelliert, hatten sie doch schon viel von ihrer wunderbaren Schönheit verloren. Die jüngere, die sich noch am frischesten erhalten hatte, soll ein Attaché der französischen Botschaft mit nach Paris genommen haben. Näher rückte mir in jener Zeit auch Max Kruse, der Schöpfer des Läufers von Marathon, und der ungemein erfolgreiche polnische Maler Joseph Brandt, dessen Hauptwerk sich gleichfalls in der Berliner Nationalgalerie befindet. Er hatte in seiner Jugend noch meinen Onkel Hans Zobeltitz gekannt, einen begabten Maler, der 1859 in Frascati an der Malaria verstorben war und dort begraben liegt. Auch mit Karl Cauer, mit dem sehr tüchtigen amerikanischen Bildhauer Ezekiel und dem Dänen Hasselriis, der die Heinestatue für das Achilleion auf Corfu und später das Heinedenkmal auf dem Montmartre geschaffen hat, war ich viel zusammen. Von Paul Otto sprach ich bereits, der weit draußen in der Via Flaminia sein Atelier hatte; er siedelte ein paar Jahre später nach Berlin über, um hier sein Lutherdenkmal zu vollenden, starb aber leider schon 1893 an der Schwindsucht.

An die vergnügten Abende im Deutschen Künstler-Verein und die gemeinsamen Ausflüge in die Campagna, nach Tivoli, Olevano und Subiaco denke ich heute noch mit Freude zurück. Sekretär des Vereins war ein Hamburger Kaufmann namens Wedekind, den ich lange Jahre nachher auf Capri wiedertraf, wo er sich zwischen den Trümmern eines alten englischen Forts ein Landhäuschen erbaut hatte und dort wie ein Anachoret hauste. Zu den nie fehlenden Mitgliedern gehörten ferner Reinhold Schöner, ein alter Römling, damals, irre ich nicht, Vertreter der Vossischen Zeitung und sein Kollege von der Kölnischen, der lustige alte Mohr, der immer eine Schwester bei sich hatte, obwohl man wissen wollte, daß er überhaupt keine Schwester besaß, sonst ein geistreicher und witziger Mann, der leider im Irrenhause sterben sollte. Auch erlauchte Gäste traf ich dort zuweilen, so Mommsen, der aber merkwürdig still war und mehr im ‚Popolo Romano' las, als sich an der Unterhaltung beteiligte und den Historiographen und Ehrenbürger Roms Ferdinand Gregorovius, ferner einmal Gustav Nachtigall, der eben zum Generalkonsul in Tunis ernannt worden war und sich auf der Reise dorthin einige Tage auf den sieben Hügeln aufhielt. Eines Abends hatte sich auch ein kleiner jüdischer Herr eingefunden, Karl Goldmark, der Komponist der ‚Königin von Saba', die im Costanzi- oder Apollo-Theater zur Aufführung kommen sollte. Am Tage nach der Vorstellung trafen wir ihn in der Campagna. Eine kleine Künstlergesellschaft hatte einen „Makkaroni-Ausflug" nach den Tre Fontane gemacht, und da sahen wir Goldmark in einem Wagen vorüberfahren. Nun wußten wir, daß zu den schwachen Seiten des Komponisten seine Eitelkeit gehörte und wollten ihm eine Freude bereiten. Wir gebärdeten uns also als waschechte Römer und begrüßten ihn mit erhobenen Armen, flatternden Taschentüchern und dem heftigen Geschrei: „Evviva Signore Goldmark, il celebre compositore della regina di Saba — evviva, evviva!" Goldmark bekam zuerst einen

Digitized by Google

Schreck, strahlte dann aber über das ganze Gesicht und dankte gerührt mit großer Handbewegung.

Zu den Häusern, in denen ich am meisten verkehrte, gehörte das eines früheren preußischen Offiziers, Herrn von Unger, der mannigfach schriftstellerisch tätig war und mit seiner Tochter in Rom lebte, und des Hofmalers Dr. Otto Heyden, mit dem ich später auch in Berlin viel zusammen war. Er hatte ursprünglich Theologie studiert, sich dann aber der Malerei gewidmet, und war für sein großes Gemälde der Stiftung der Universität Göttingen von dieser mit dem Doktortitel geehrt worden. Sein künstlerisches Lebenswerk ist ungemein umfassend; der Schwerpunkt seines Schaffens lag aber in seinen vornehmen und geistreichen Porträts. Der literarisch feingebildete, soldatisch aussehende, nur ewig zerstreute Heyden machte mit seiner Frau und seinen beiden reizenden Töchtern ein sehr geselliges Haus; auch Fanny Lewald habe ich gelegentlich bei ihm getroffen. Nicht minder lebhaft ging es im Dachroederschen Hause zu und bei einer Fürstin Trubetzkoi, die eine ebenso interessante wie gemischte Gesellschaft um sich zu versammeln verstand, und ähnlich so bei einer Marchesa Rivello, einer geborenen Amerikanerin mit wunderschönem rotblondem Haar, die sich gern tizianisch malen ließ und ihre Bildnisse auch gut honorierte, da sie sehr reich war. Das einzig Unangenehme in ihrem Hause war, daß der stets in Strömen fließende französische Sekt immer lauwarm war. Um so besser speiste man allerdings bei ihr.

Man speiste überhaupt nicht schlecht damals zu Rom. Wenn man sich einmal etwas leisten wollte, ging man zu Spillmann frères oder zu Nazarri, die beide wohl längst nicht mehr leben. Ganz römisch, aber vortrefflich aß man im Falcone in der Nähe des Pantheons, billig und gut vor allem beim Rebecchino in der Bocca di Leone. Hier hatte auch der allen deutschen Rompilgern bekannte Haßler sein Hotel, das noch New-York hieß; erst ein paar Jahre später baute er sich oberhalb der Spanischen Treppe an, bis auch ihn, obwohl er ein Schweizer war, der blödsinnige Deutschenhaß vertrieben hat. Das Café Aragno gab es derzeit noch nicht; Milano, Roma und Parlamento waren die besuchtesten Kaffeehäuser am Corso, und im altberühmten Versammlungsort der Tedeschi, dem verräucherten Café Greco in der Via Condotti, und beim Morteo bekam man das beste Münchener Bier. Über die römischen Weinschenken hat der fröhliche und trinkfeste Hans Barth vor einigen Jahren ein ganzes Büchelchen geschrieben und in ihm auch meiner gedacht. Aber von den Kneipen, die er in bacchischer Laune beschreibt, gab es Anno 81/82 erst wenige, nämlich die ältesten: den Fedelinaro an der Fontana Trevi, bei dem schon Anselm Feuerbach kneipte, die Fiaschetteria della Palombella am Pantheon, wo man den reinsten Montefiascone bekam, die uralte Fornarinaschenke an der Porta Settimiana mit dem handtellergroßen Gärtchen dahinter, in dem Raffael mit seinem Bäckermädel schäkerte und in einem dumpfen engen Gäßchen am Tiberkai den Zi Pippo, dessen Gesiegelten getrost jeder Vater mit seinem Sohne trinken konnte. Ich hatte damals in Rom einen guten Freund, der dann Sekretär Nachtigalls in Tunis wurde: mit dem habe ich manche nächtliche Weinstudie gemacht. Er wußte Bescheid. Er klopfte mit seinem Stock an irgendeine Kellertür, und wenn ihm ein mürrisches „Qui è?“ entgegenscholl, antwortete er einfach „Buon amico,“ und dann wurde geöffnet, und man war sicher, in der dunklen Höhle einen guten Tropfen zu finden. Wenn man vom Pantheon aus bis zur Piazza S. Maria del Pianto ging und sich in das malerische Ghetto hineinschlängelte, stieß man bei Beginn der Via Rua gleich rechts hinter dem ewig rauschenden Brunnen auf die alte Judenkneipe Rosellis, wo man ‚Koscheren‘ verlangen mußte, wenn man Ungewässerten haben wollte. Der Quietino — ein halber Schoppen — kostete zwanzig Centesimi, und man konnte ihn mit Behagen schlürfen und dazu Carciosi essen — Artischocken, die Spezialität der Bude. Draußen in der Campagna war man am besten in der Zigeunerküche der Porta Capena aufgehoben, dann in der Vigna am Hain der Egeria, wohin man Makkaroni mitbringen mußte, um auch etwas zu essen zu haben und im Eukalyptuswäldchen bei den Tre Fontane beim ewig angedudelten Fratre Tommaso. Auch in den Winzerkneipen der Castelli Romani fand man allzeit ein genießbares Tröpfchen: bei dem Spitzbuben Toretta in Frascati, im Weinnest Grottaferrata, in Rocca di Papa, im Plebiscito zu Tivoli, in Genzano und Castel Gandolfo, wo ehemals die Päpste ihre Sommerresidenz hatten, ehe die Uhr der Zeit siebzig schlug.

Ich bin seit diesem ersten römischen Winter noch ein dutzendmal und darüber in der Siebenhügelstadt gewesen und habe den Eindruck gewonnen, als habe mit der fortschreitenden Modernisierung Roms auch der Wein sich verschlechtert. Man mogelte von Jahr zu Jahr mehr; eine Ausstellung von Landweinen in den Thermen des Caracalla, die ich gelegentlich mitmachte, wäre in Deutschland einfach verboten worden. Herr von Schlözer warnte freilich damals schon vor den italienischen Weinen; er hielt sich lieber an einen guten Bordeaux, den er als bestes Mittel gegen die Malaria pries. Im Forum grub und wühlte man bereits gewaltig und in den Cäsarenbauten auf dem Palatin hatte man die blödsinnige Einrichtung getroffen, Eisentafeln zu errichten, auf denen diejenigen Stellen der antiken Schriftsteller verzeichnet waren, die von den betreffenden Örtlichkeiten sprechen. Sie waren indessen so hoch angebracht, daß kein Mensch sie lesen konnte; den meisten war es auch gleichgültig. Auf dem grasbewachsenen Vorplatz

Digitized by Google

des Colosseums sah man neben dem Sockel, der einst Neros Kolossalstatue getragen hatte, ein riesiges hölzernes Kreuz: das war in dieser Wildnis ein poetisches Gedenken der Märtyrer von einst. Im Vatikan konnte man gegen ein Trinkgeld noch die verdeckten Kunstwerke sehen, die dann ganz fortgeschafft wurden: die Ausschweifungen zügellos gewordener Künsterphantasie — und im Borgheseparkstand noch nicht Eberleins Goethe mit dem spitzohrigen Mephisto. Auf den Karneval dagegen paßte fast noch Goethes Beschreibung, und immer schloß der Trubel auf dem engen Corso mit dem gefährlichen Wettrennen der Barbieri, das nun auch längst abgeschafft ist, und mit der Moccolifeier, die ungezählte Tausend von Wachskerzen aufflammen ließ.

Die Geldverhältnisse waren wirklich noch so wie in päpstlichen Zeiten. Man rechnete trotz der neuen Währung nach Scudi, Soldi und Bajocci und bekam nie Gold und Silber in die Finger, sondern nur die unglaublich schmutzigen Papierlappen, die bis zu Fünfzigcentesimi-Scheinen heruntergingen. Dabei hatten lediglich die mit dem Aufdruck ‚Consorciali' versehenen Scheine gesetzlichen Zwangskurs und wurden bei Post und Eisenbahn angenommen; nebenbei liefen jedoch die Noten zahlreicher Lokalbanken um, die man vielfach in die Hände gedrückt bekam und nie wieder los wurde. Es war eine greuliche Geldwirtschaft. —

Einmal war ein deutscher Zirkus in Rom, und dem schloß ich mich in übermütiger Laune an und habe mit ihm einen hübschen Teil Italiens durchwandert. Wenn man jung ist, macht man schon derlei Dummheiten, und ich habe sie auch im Alter nicht bereut. Das war ein sehr lustiges Vagabundenleben, in das sich sogar ein Moment der Gefahr drängte, als in der Confettistadt Foligno die Zeltarena vom Feuer erfaßt wurde. Der Zirkus war in der Nähe des Bahnhofs aufgeschlagen worden, und die Gäule rasten wie wild durch die Anlagen in die Straßen, in das Tal des Clitumnus und bis in die Berge hinein. Und dann kam einmal die Soubrette Lori Stubel mit einer Operettengesellschaft nach Rom und gastierte in einem kleinen Theater, und mit dieser fidelen Banda vetterten wir uns auch bald an, machten gemeinsame Ausflüge und freuten uns unseres Lebens. —

Papst Leo XIII. habe ich öfters gesehen, am eindrucksvollsten bei einer Fußwaschung, für die mir ein befreundeter Offizier der Schweizergarde eine Zutrittskarte verschafft hatte, dann bei einer Messe in der Peterskirche, bei der mir der Heilige Vater mit dem schmalen gelben Gesicht über dem starren, edelsteinfunkelnden Brokat der Gewandung wie eine Verkörperung hierarchischer Macht erschien. Berufsmäßig war ich auch häufiger im Parlament und hörte dort Depretis sprechen, der für Cairoli eingetreten war, als Frankreich den Italienern Tunis vor der Nase weggeschnappt hatte. Auf die französische „Schwesternation" war man damals überhaupt nicht gut zu sprechen, aber die freundschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reiche knüpften doch erst Robilant und Crispi wieder an. Im Juni 1882 starb Garibaldi, und da ging wirklich so etwas wie ein Schrei durch Italien. Man hatte über den alten Mann in letzter Zeit arg geklatscht und gespöttelt, und auch von seinem Sohn, dem Deputierten Menotti, der im nahen Velletri ein Weingut besaß, hielt man nicht viel. Am meisten besprochen wurde die Tatsache, daß Garibaldi als Greis sich noch entschlossen hatte, die ehemalige Amme seiner Enkelin zu heiraten, nachdem er schon jahrelang mit ihr in wilder Ehe gelebt hatte. Das gab namentlich der Papstpresse und den klerikalen Witzblättern Anlaß zu bitteren Ausfällen. Ich hatte Garibaldi übrigens einige Monate vor seinem Tode noch in Neapel gesehen, wo ich Woldemar Kaden besuchte. Der große Condottiere saß mit seiner dicken Madame in einer Droschke und fuhr den Toledo hinab und schien sehr übel gelaunt, als man ihn erkannte und freudig begrüßte; ihm gegenüber im Wagen saß ein höherer Offizier, vielleicht General Canzio, sein Schwiegersohn, der auch ein Gesicht machte, als ob er sich eben gezankt hätte. Garibaldi war damals ein verhutzeltes Männchen mit wirrem eisgrauem Vollbart und hatte durchaus nichts mehr von seiner blonden „deutschen Erscheinung", die der Klatsch auf eigentümliche Weise erklärte. Man behauptete nämlich, seine Mutter sei eine Abkömmlingin des Barons Theodor von Neuhoff gewesen, des berühmten und berüchtigten Königs von Korsika. Kaden sah in Garibaldi den „letzten Italiener" sterben; ihm und Viktor Emanuel galt seine glühendste Verehrung. Dem König Humbert mit seiner schönen Gattin konnte man häufig beim Corso auf dem Pincio begegnen, oft auch allein, mit eigener Hand die hübschen Rappen vor einem kleinen Selbstfahrer lenkend. Der Pincio-Corso vereinte die ganze vornehme Gesellschaft Roms; da öffneten sich auch die Paläste der Schmollenden — es war wie eine Parade erlauchter Namen. Von den Boncompagni-Ludovisi lebte noch der alte Chef des Hauses, der eine Borghese zur Frau hatte und den man meist in einem geschlossenen Wagen mit seiner schönen Enkelin, der Herzogin Maria Caffarelli, sehen konnte. Mit einem wunderschönen Schimmelgespann pflegte sein Schwager, der Principe Borghese, spazieren zu fahren, vermählt mit der einzigen Tochter des österreichisch-ungarischen Botschafters in Paris Grafen Apponyi. Geschlossene Wagen waren selbst bei schönstem Wetter bei dem „schwarzen" Adel beliebt; man sperrte sich immer noch gern ab, als fürchte man die neue Demokratie und war doch auch wieder zu neugierig, um nicht einen Blick auf den Pincio zu werfen. Am Wappen der Wagenschläge wußten die Kundigen, wer die Insassen waren: der Fürst

Digitized by Google

Brancaccio mit seiner Gattin, einer Amerikanerin, der Herzog von Caetani mit seiner Amerikanerin, der Fürst Doria-Pamphili mit seiner Engländerin, der Fürst Alessandro Ruspoli mit seiner Londoner Lady — der Hochadel Italiens holte sich gern seine Frauen aus England und Amerika, wenn sie eine stattliche Mitgift über das Meer bringen konnten. Und wenn dann die Abendschatten über den Pincio wuchsen und der große Trubel verrauscht war, pflegten hier oben auch die roten Eminenzen Luft zu schöpfen. Antonelli war freilich schon tot, dafür machte seine angebliche Tochter, die Gräfin Lambertini, über seinem Grabe einen gehörigen Skandal. Aber der Kardinal Fürst Hohenlohe lebte noch, und man konnte seiner schlanken Gestalt oft auf dem Pincio begegnen, und auch einem anderen Kardinalpriester, dem kleinen Prinzen Lucian Bonaparte, dessen Mutter die Gattin Königs Joseph von Spanien und beider Sizilien (von Napoleons Gnaden) gewesen war. Seine ganze Familie lebte in Rom: die Schwestern Prinzeß Julia als Marchese Roccagiovane, die Prinzeß Charlotte als Contessa Primoli, die Prinzeß Augusta als Fürstin Gabrielli und noch ein paar Nichten und Tanten; alles, was von dem ersten Fürsten Canino stammte, hatte sich unter den Schutz des Heiligen Stuhls geflüchtet. Eine große Rolle aus der Umgebung des Papstes spielte derzeit in der römischen Gesellschaft ein Deutscher, Monsignore von Braunschweig, der überall zu finden war, ein ungewöhnlich geistvoller und liebenswürdiger Mensch, dem man sicher zu Unrecht eine Vorliebe für Seelenfängerei nachsagte.

Aber ich muß noch erzählen, wie es mit unseren „Italienischen Blättern" weiter ging. Es ging leider nicht lange mehr weiter. Wir versuchten zwar, die Zeitung in ein Wochenblatt zu verwandeln, doch das nützte auch nicht viel. Ein Tausendlireschein nach dem andern verflog, und die Abonnenten mehrten sich nicht. Den Italienern war das Blatt höchst gleichgültig, und die deutschen Reisenden ließen sich ihre eigenen Zeitungen nachschicken. Es war, wie es öfters beim Whist vorkommt, eine „verfehlte Invite". So ließen wir denn an einem Semesterschluß das schöne Unternehmen schmerzlos einschlafen und nahmen Abschied von ihm und dem geopferten Mammon. Ich muß sagen, es tat uns nicht sonderlich weh; wir hatten einfach das Gefühl, eine unbequeme Last losgeworden zu sein. Zu meinem Bedauern habe ich nicht ein einziges Exemplar dieses Wunderblatts aufheben können; ich habe nur noch in der Erinnerung, daß es gar nicht schlecht gemacht war und daß eine römische Zeitung ihm nachrühmte, es sei wenigstens „nicht langweilig" gewesen. Das war unser letzter Trost.

Aber ich blieb noch in Italien. Ich war nun einmal unten und hatte mich schon ein bißchen italianisiert, und um ganz mein freier Herr sein zu können, löste ich auch meinen Vertrag mit dem „Deutschen Tageblatt". Die Geschichte war mir sowieso langweilig geworden. Das Wahlgesetz tobte, das von den Klerikalen heftig angegriffen wurde, und mit denen sollte ich auftragsgemäß liebäugeln, während mich die sogenannte Partei der Linken viel mehr interessierte, von der ich Männer wie Zanardelli und Baccarini persönlich kennen gelernt hatte. Bei Crispi hatte ich einen Besuch machen können, als er im Sommer 1882 von seiner Reise nach Berlin und London zurückgekehrt war, um die ägyptische Frage zu ordnen. Er war freundlich, aber bis obenhin zugeknöpft, ebenso Mancini, der Minister des Äußeren, bei dem mich ein Baron Haymerle, ein Verwandter des Wiener Premiers, eingeführt hatte. Aus allen diesen Diplomaten war nichts herauszubringen; im übrigen eignete ich mich auch nicht zum Ausfrager, und wenn ich ein Interview beschreiben sollte, beschränkte ich mich mehr auf Zuständliches als auf Tatsächliches. Ich war ein besserer Plauderer denn ein Politiker.

Um einen leichten Fieberanfall loszuwerden, ging ich auf einige Monate nach Capri. Das war da um diese Zeit beinahe noch so, wie Gregorovius die reizende Insel geschildert hat. Der Dampfer mußte weit draußen im Meere anlegen; nur flache Barken konnten am Strand der Marina anlaufen, und bei höherem Wellengange mußte man sich trotzdem noch von den starken Armen der Fischer und Weiber — ja, auch dieser — an Land tragen lassen. Der einzige leidliche Weg war der nach Capri führende; die Verlängerung nach Anacapri war erst bis zu ihrem letzten Teil fertig — von da ab mußte man die alte steinerne Treppe benützen, um in das höchste Dorf zu gelangen, wo aber Herr Moll doch schon seine Weinschenke eröffnet hatte. Alle anderen Wege waren nur Kletterpfade, und an eine Drahtseilbahn dachte kein Mensch; Krupp hatte noch nicht seinen Goldsegen über die Insel ergossen, die ihn schließlich das Leben kosten sollte. Auf halber Höhe zwischen der Marina und Capri, auf einem Felsvorsprung, lag das Hotel du Louvre, ehemals von einem Engländer geleitet, der es dann an einen Eingeborenen aus der vielverzweigten Familie Morgano verkauft hatte. Dort quartierte ich mich ein, bekam ein reizendes Zimmer nach dem Meere hinaus und hatte täglich nur fünf Lire Pension zu zahlen. In diesem Gasthause lebte ich wie ein Einsiedler. Gewöhnlich war ich der einzige Gast, und dann setzte der Besitzer sich beim Essen zu mir und brachte meist einen besonders erlesenen Tropfen aus seinem Keller mit. Lebhafter wurde es, als der Komponist Arrigo Boito sich eines Tages einfand, der Bruder des bekannten Architekten und Kunstschriftstellers. Boito — er ist jetzt, in den Junitagen, sechsundsiebzigjährig gestorben — war ein höchst angenehmer Mensch. Seine Mutter war

Digitized by Google

eine Gräfin Radolinska gewesen, und so sprach er auch etwas deutsch und hatte eine schwärmerische Verehrung für deutsche Musik, besonders für Wagner. Seine große Oper ‚Mefistofele' war in der Scala in Mailand bei ihrer Erstaufführung durchgefallen, fand dann aber mehr Beachtung; ich sah sie zwei Jahre später in San Carlo in Neapel, wo sie starken Beifall fand. Boito war auch ein origineller Dichter, dessen phantastische Novellen viel gelesen wurden; die Texte für seine Kompositionen schrieb er sich selbst, das Libretto für Verdis ‚Othello' hat er gleichfalls verfaßt. Am liebsten fuhr er einsam in einem Fischerkahn auf das Meer hinaus, mit einem Skizzenbuch nach Malerart bewaffnet, in das er seine musikalischen und dichterischen Ideen eintrug.

Natürlich war ich auch oft oben in Capri und kneipte beim Pagano, dessen Albergo noch nicht mit den später so berühmt gewordenen Fresken Hoffmeisters u. a. geschmückt war. Da fand ich denn Herrn Fischer von Röslerstamm, dessen kostbare Autographensammlung vor einigen Jahren unter den Hammer kam, und meinen lieben Freund August Bungert, der hier die ersten Vorstudien zu seiner ‚Homerischen Welt' machte. Zugleich wurde mir eine seltsame Bekanntschaft zuteil, die eines Don Guelbegu, eines spanischen Klavierspielers, eines wunderlichen jungen Menschen, lang, hager, mit lodernden Teufelsaugen in einem Zitronengesicht. Wenn er spielte, vergaß man die Welt ringsum. Er spielte nur aus dem Kopfe, oder vielmehr er phantasierte auf den Tasten und wußte auf diabolische Weise das Höchste mit grinsendem Spott zu verbinden, Beethoven mit Offenbach, Schluchzen mit gellem Auflachen, Schönheit mit Fratze. Man sagte, er sei ein Sohn des berüchtigten navarresischen Musiklehrers des Königs Franz d'Assisi, Gemahls der Exkönigin Isabella von Spanien, die auf Frankreichs Einmischung hin mit dem schon verlebten Manne verheiratet wurde, weil man aus der Ehe keine Nachfolge wünschte; Isabella richtete es indessen ein, daß sie trotzdem fünf Gören bekam. Capri vor dreiundeinhalb Jahrzehnten! Ein reicher Lord hatte die schöne Carmela geheiratet, und nun warteten alle capresischen Mütter darauf, daß jeden Augenblick andere Forestieri kommen würden, um ihre Töchter glücklich zu machen. Inzwischen tanzten die Mädel Tarantella und ließen sich dazu Sekt einschenken, denn in einer Beziehung hatten sie sich doch gegen die Zeiten geändert, wie Gregorovius sie in seinem Capribuche beschreibt: sie waren nicht mehr so scheu wie junge Rehe, sondern nahmen das Leben mit. Zu wehren gegen nicht genehme Liebkosungen verstanden sie sich allerdings immer noch; das hatte ein junger Serbe erfahren, den wir Prinz Slibowitz nannten, weil er mit Vorliebe Pflaumenschnaps trank. Der wurde eines Tages in der Nähe der Punta Tragara von drei handfesten Jungfrauen so gründlich verhauen, daß er mit dem nächsten Schiff nach Neapel fuhr.

Es war damals doch noch ein ziemlich einsames Eiland. Depeschen beförderte nur der optische Telegraph, und wenn Sturm wehte, legten auch keine Dampfer an, und man konnte tagelang ohne Briefe und Zeitungen sein, auch ohne Geld, wenn man es erwartete und es nicht eintraf, weil das Meer zu hoch ging. Aber alle Welt pumpte, und in den Gasthäusern bekam man die Rechnung gewöhnlich erst am Tage der Abreise. Im Hotel Quisisana, das Spielhagen drei Jahre nachher in seiner bekannten Novelle schilderte, wohnten fast nur Engländer, aber an der Westfront lag noch das Hotel de France, in dem sich auch ganz gut leben ließ und in dem ein närrischer, alter Amerikaner wohnte, der immer auf seinem Zimmer speiste und sich dabei von der dicken, alten Dienerin des Hauses, einem Monstrum an Häßlichkeit, in antiker Gewandung bedienen ließ.

Als ich wieder nach Deutschland zurückreiste, hatte ich ein hübsches Stückchen Jugend hinter mir. Es begann nun eine immerhin ernstere Zeit für mich — und deshalb will ich auch mit diesen Erinnerungsschnitzeln aufhören.

Heimweh

Fremd in fremde Welt gesendet
Wird dein Leben Heimverlangen.
Jeder Tag, der sich verschwendet,
Füllt dein Herz mit wehem Bangen.

Bist du auch, durch nichts geblendet,
Auf dem rechten Weg gegangen?
Wirst du einst, wenn alles endet,
In das heilige Land gelangen?

Schrei, der aus der Seele bricht ...
Suchend irren deine Hände,
Daß ein Weggenoß sich fände.

Tränenschwer ist dein Gesicht
Und die müden Füße schreiten
Blutend durch die Einsamkeiten ...

Oh, wie dem ich danken müßte,
Wie ich ihm die Füße küßte,
Der den Weg zur Heimat wüßte.

Eugen Roth

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Dr. Paul Weiglin

Georg Munk, Irregang (Insel-Verlag, Leipzig) — Carl Hauptmann, Ismael Friedmann (Kurt Wolff, Leipzig) — Albert Steffen, Sibylla Mariana (S. Fischer, Berlin) — Walter von Molo, Die törichte Welt (Albert Langen, München) — Bruno Frank, Der Himmel der Enttäuschten (Ebenda) — Friedrich Otto, Ultra (Georg Müller, München) — Charles de Coster, Brabanter Geschichten (Insel-Verlag, Leipzig)

Der Roman ‚Irregang' von Georg Munk ist eine jener zeitlosen Erzählungen, die mit keiner Silbe an die ungeheuerlichen Geschehnisse der Gegenwart erinnern und die sogar unabhängig sind von den seelischen Wirrnissen, mit denen wir uns vor dem Kriege den Kopf schwer machten und schwer machen ließen. Der Dichter sagt einmal von seiner Heldin, es sei zwischen ihr und der Welt allezeit ein Stück Glas gewesen. Dem nachfühlenden Leser ihres Schicksals ergeht es nicht viel anders. Er spinnt sich ein in das seltsam bewegte und doch im Grunde ruhevolle Leben dieser Frau. In weite Ferne rückt die bedrängende Wirklichkeit der Dinge, und wir scheiden endlich von dem Buch mit dem seltenen und beglückenden Erlebnis, einen Menschen kennen gelernt zu haben, den wir nie wieder vergessen werden, der vor uns steht, rein und groß wie eine florentinische Madonna.

Die Geschichte spielt zur Zeit der staatlichen Wiedererneuerung Italiens und erzählt uns das Schicksal der schönen Teresa Ferrighi, der Tochter eines kleinen florentinischen Beamten. Sie ist die älteste der sieben Töchter des Hauses, das der Volksmund huldigend das ‚Lerchennest' und später ein wenig spöttisch ‚Zur ewigen Anbetung' nennt. Weich und unbewehrten Herzens fällt das junge Mädchen einem gewissenlosen sizilianischen Kaufmann zum Opfer. Gleich einer Schlafwandlerin folgt sie ihrer Leidenschaft und ahnt kaum die Schande, als diese bereits über sie gekommen ist. Vor dem Toben des Vaters flüchtet sie zum Geliebten, der, längst verheiratet, ihre Ehre nicht wiederherstellen kann und auch gar nicht will, und gebiert einen Knaben bei dessen Wirtin Ermelinda, einem Weibsbild von verdächtiger Vergangenheit. Ihr Kind, dessen Weinen sie gehört zu haben glaubt, kommt angeblich tot zur Welt: es ist geschehen, was für sie am besten ist. Sie haßt von Stund an den vormals Geliebten und überläßt sich der gefährlichen Fürsorge ihrer Wirtin, die in ihr einen willkommenen Lockvogel für vergnügungslustige Gäste erblickt. In ihrer völligen Hilflosigkeit ergibt sich Teresa den Plänen der Alten. Ein junger Engländer nähert sich ihr und schafft ihr ohne Demütigung ein gewisses Maß von Zufriedenheit. Ihm folgen durch etliche Jahre andere, ohne daß sich ihr Wesen an der Gewohnheit dieses Lebens abgenutzt hätte. Sie behält ihre heitere Sanftmut, ihre Güte und die zarte Harmonie ihrer Bewegungen.

Der Verfasser fügt selber hinzu ‚wunderbarerweise', und wer oberflächlich urteilt, könnte an dieser Stelle des Romans auf den Gedanken kommen, es handle sich hier um eine jener törichten Verhimmelungen einer schönen Sünderin, die uns allen abgeschmackt erscheinen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Dank der Vornehmheit und Keuschheit der Darstellung geht es uns ähnlich wie Teresa: wir bleiben unbefleckt, als breite eine unsichtbare Hand Teppiche über den Schmutz, durch den wir schreiten müssen.

Teresa ist keine handelnde, sondern eine leidende Heldin. Ihr Verdienst ist, daß sie ihr Wesen frei von Gier und Eitelkeit erhält. Sie bleibt, die sie war, und hat keinen Anlaß sich zu ändern, als ein alter Marchese sie aus der selbstsüchtigen Obhut Ermelindas nimmt und sich und ihr eine freundliche Zuflucht abseits von der Welt bereitet. Sie wird der erquickende Mittelpunkt eines Kreises, den mit dem Marchese zwei alte Vettern und der Pfarrer des Orts bilden und dem als gelegentlicher und ein wenig eifersüchtig betrachteter Gast auch der deutsche Professor Gerold Pfister angehört. Politische und häusliche Widrigkeiten treiben den Marchese zum Selbstmord. Der Professor wirbt um Teresa und führt sie heim nach München. Von dem Neuen, was sie auf der Reise und in der Fremde sieht, wird sie nur vorübergehend berührt. Sie gewinnt sich die Herzen aller Menschen. Nur von dem Sohne ihres Mannes und seiner tückischen Schwiegertochter droht Gefahr. Wahre Liebe und schwüle Sinnlichkeit drängen sich an sie. Der Tod ihres Mannes, der einem unglücklichen und unseligen Liebhaber Teresas zum Opfer fällt, verleiht dem Roman eine starke äußerliche Spannung. Teresa selbst bleibt äußerlich und innerlich dem Gesetz des Wandelns und Vergehens entrückt, und als sie der eine Vetter des Marchese in das Gartenhaus des einst Geliebten zurückholt, nimmt sie ihr Leben da auf, wo sie es vor zehn Jahren verlassen hat.

Nüchtern angesehen, ist diese Unberührbarkeit Teresas keineswegs fesselnd. Sie

Digitized by Google

Bildnis meiner Frau. Gemälde von Prof. Ferdinand Dorsch

Digitized by Google

Digitized by Google

wird es erst durch den Vortrag des Dichters, der uns durch die goldene Klarheit seiner Darstellung unwidersprechlich in seinen Bann zieht. Munks Stil erinnert vielfach an den Ricarda Huchs. Er ist sparsam in der Farbe und doch von einer ungewöhnlichen Leuchtkraft, und er ist bis in den nebensächlichsten Ausdruck gewählt, ohne jemals eigenbrötlerisch zu erscheinen.

Sinn für Eigenbröteleien zu haben, ist nach allgemeiner Auffassung eine Eigenschaft des Deutschen. Leider merken wir aber gewöhnlich recht spät, wo Selbstgewachsenes gedeihen will, und so hat auch ein Mann wie der jetzt sechzigjährige Carl Hauptmann lange warten müssen, ehe er über den Kreis einer kleinen Gemeinde hinaus zu allgemeiner Geltung gelangte. Er marschiert jetzt mit den Jüngsten und hat sicherlich auch schon Anhänger gefunden, die seine Wunderlichkeiten als vorahnende Offenbarungen neuester Kunst preisen. An solchen Wunderlichkeiten ist auch sein ‚Ismael Friedmann' reich. Trotzdem folgen wir dem Dichter, denn sein Buch bringt fast auf jeder Seite ein ernstes, tiefes oder liebevolles Wort, ein kühnes Bild, einen einprägsamen Vorgang, um die es sich lohnt. Für den Mann freilich, der dem Roman den Namen gegeben hat, können wir uns nur schwer erwärmen. Es ist Ismael, der Sohn des Industriegewaltigen Abraham Friedmann. Die starke, selbst rücksichtslose Herrschernatur des Vaters ist bei ihm zu unfruchtbarer Sehnsucht verdorrt. Aus der Ehe des puritanerhaften Juden mit einer Pastorentochter, die bald an Niobe, bald an einen Engel Fra Angelicos erinnert, ist ein Mensch erwachsen, den die Fülle seiner Gedanken quält, so daß ihm der unmittelbare Zugang zum Leben und zu seinen Freuden versperrt bleibt. Er sehnt sich nach der süßseligen, eindeutigen Beschränktheit, die schon den Stier antreibt, und findet kein Ziel.

So ein zerrissener Mensch würde unserer Teilnahme gewiß sein, wenn ihn der Dichter nicht mit lächerlichen Zügen entstellt hätte, die er trotzdem ganz ernsthaft genommen wissen will. Dieser braune Orientale im Faustmantel mit der großen, schwarzen Perle im Vorhemd und dem blauen, indischen Lasurstein am Finger schreibt seine Gedanken nur auf kostbare Blätter, die in weißes Schweinsleder gebunden sind, und der Ring selber dient ihm zur Sammlung wie der Bauchnabel dem indischen Einsiedler. Derlei führt den fragwürdigen Helden an die Grenze, wo der Spott beginnt, man liest den Roman stellenweise mit dem Gefühl, daß es nur noch gelinden Nachdrucks bedurft hätte, um aus der tragischen eine humoristische Gestalt zu schaffen und so das Geschwöge vergeistigter Gehirnfexe zu verspotten.

Davon ist jedoch Hauptmann meilenweit entfernt. Er nimmt seinen Ismael Friedmann auch in seinen Narrheiten bitterernst, und wir atmen auf, als der närrische Weise sich in einer Liebe auf den Boden der Wirklichkeit zurückzufinden scheint. Leider aber kommt er an eine Frau, die ebenso verblasen ist wie er selbst und die die glückliche Wandlung nicht mitmacht, welche sich an ihm vollzieht. In ihm erwacht der Sinn für das ‚purpurrote Leben'; Isabel bleibt, was sie war: die Muse ihres in die Herrlichkeiten des alten Griechenlands vergrabenen Vaters, die das alltägliche Leben der Stunde vergißt und es nicht leiden kann, wenn jemand ihre Entschlüsse auch nur um ein Titelchen beeinflussen will. In einem seligen Augenblick scheint ihre Starre in Ismaels Armen zu schmelzen. Aber dann geht sie hin und schießt sich eine Kugel in die Stirn.

Es ist ein Glück für den Roman und eine Wohltat für den Leser, daß sich der Inhalt dieser Geschichte in derlei Verstiegenheiten nicht erschöpft. Neben dem grübelnden Ismael und seiner blutlosen Isabel stehen andere Menschen voll Saft und Leben. So der tüchtige und nüchterne Juvelius, der Sohn der Armut. Er führt die gesunde, lebensvolle Isot, Ismaels Schwester, heim. Isabels Vater, der alte Geheimrat von Landré, ist eine ausgezeichnete Mischung von Gelehrtem und Edelmann. Eine Erquickung bildet die wackere Tante Christine, die in ihrer treuherzigen Frömmigkeit und kindlichen Weisheit versichert: „Du brauchst dir dein Hirn gar nicht zu zergrübeln ... es ist uns ja verheißen." Alle überragt jedoch der alte Abraham. Er spricht das klügste Wort über Ismael: „... wenn er nun einmal die irdische Macht seines Vaters verachtet, da soll er es doch einfach tapfer zeigen ... dann soll er doch hinausgehen ... und als armer Schuster oder meinetwegen als Glasschneider wie Spinoza sein Leben verdienen ... und dann seine gehässigen oder verachtenden Ideen über das Leben nebenbei hinausgeben." Und Abraham gibt uns auf dem Totenbett auch die Antwort auf die Frage: was an die Stelle von Ismaels himmelstürmender und doch so schulmeisterlicher Gedankenspinnerei zu setzen ist: „Das Gefühl von Mensch zu Mensch, das einen trägt ... und das einen froh macht ... und das einem leben hilft ... das ist doch aller Geheimnisse Sinn!"

Noch ein Wort über die Sprache des Romans, denn sie ist es, die den Dichter in die Nähe der Jugend rückt. Hauptmann verschmäht alles, was geläufig erscheinen könnte, und übt nicht die Kunst, dem einfältigsten Wort und der schlichtesten Wendung ihren ursprünglichen Wert zurückzuzaubern. So verfällt er in eine seltsam wirkende Steigerung des Ausdrucks, die auch das Gewöhnliche nur noch gespreizt zu sagen vermag. So heißt es einmal: „Isabel sagte die Worte und lachte dazu mit dumpfem Tone, wie wenn ein Wildtäuber einen harten Ton zugemischt. Aber dann erhellte sich ihr Gesicht wirklich, wenn sie so aufragte, die Silberkanne in der markigen, knochigen, langen Hand hielt, mit der linken ganz achtlos

Digitized by Google

Zuckerstücke in die noblen, alten Goldschalen warf und in die Lüfte horchte." Dies Beispiel mag für viele stehen und die Sprödigkeit erklären, mit der dieser gedankentiefe Gestalter bei der Leserschaft zu ringen hatte.

Einen Kriegsroman von eigentümlicher Prägung hat der schweizerische Dichter Albert Steffen mit seiner „Sibylla Mariana" geschaffen. Als Geschichte betrachtet leidet das Werk an starker Zerfahrenheit. Die Menschen, ein Deutscher, ein Russe, ein Engländer und ein Italiener, die sich um die priesterliche Vorsteherin einer schweizerischen Erziehungsanstalt bewegen und, aus mannigfachen Grübeleien und Bemühungen gerissen, unter die Räder des Krieges kommen, sollen Sinnbilder ihres Volkes sein, die von dem Innern Lucias wie von einem reinen Spiegel aufgefangen werden. Das geht selbstverständlich nicht ohne Künsteleien ab, und den stärksten erzählenden Eindruck des Buches vermittelt der Einschub vom Schicksal des verlumpten Gipsers Ramseier, der die ganze Jugend eines Dorfes zu einer Spitzbubenbande macht, nur um zum Schnapssaufen zu kommen. Was sich sonst an Handlung ereignet, ist, abgesehen von der etwas allzu erklügelten Gestalt einer Kindesmörderin und dem vorüberhuschenden Schattenriß eines Notars, in das unsichere Licht traumhafter Dämmermalerei getaucht. In stürmischen Gesichten, denen niemand dichterisches Feuer absprechen wird, unternimmt Steffen eine Deutung des Irdischen von der Warte des Ewigen, aber er bleibt in Verworrenheit stecken, und das ist kein Wunder, denn auch sibyllinische Weisheit reicht nicht aus, um zu erkennen, wie sich diese Umwälzung — theologisch gesprochen — mit dem Gott der Güte verträgt. Der Deutsche schiebt alle Not und alles Verbrechen auf die Gier nach Geld. Leider nur weckt ihn diese bittere Erkenntnis nicht auf, und er hofft auf eine große Völkereinheit, in der jedes Volk seine besondere Aufgabe hat. Ihm ist, „als sei der Krieg nur gekommen, damit sich die fernsten und verschiedensten Menschen in ihren Eigenschaften begegnen, damit man mit Verwunderung sich kennen lerne und ergänze, trotzdem man sich töten mußte, man tat es ja gegen seinen Willen, damit man doppelt auf Mittel sänne, sich zu versöhnen". Liebe ist das Ziel der Erde — so verkündet der schweizerische Landsmann, und die Betrachtung der Goetheschen Urpflanze entledigt seine Lucia aller Feindschaftsgefühle. Wenn doch derlei auch einmal in einer andern Zunge als der deutschen gepredigt würde! Wir haben mit unserm Weltbürgertum so schlechte Erfahrungen gemacht, daß uns die Lust daran vergangen ist.

In veränderter Gestalt hat der vielseitige und fruchtbare Walter von Molo seinen Roman „Die törichte Welt" neu erscheinen lassen, und die Gesellschaft, die er zeichnet, die Fragen, die er aufwirft, haben sich in den acht Jahren seit seiner ersten Veröffentlichung so wenig geändert, daß er auch heute noch als ein Bild der darin gekennzeichneten Kreise gelten kann. Was dem Dichter Schillers und Friedrichs so viele Verehrer geworben hat, bewährt sich auch hier: eine sparsame und sorgfältige Wahl der Ausdrucksmittel und eine leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit. Er packt einen Stoff — hier das Verhängnis, das auf den Kindern großer Väter lastet — und ruht nicht eher, als bis er ihn von allen erdenklichen Seiten beleuchtet hat. Dadurch kommt leicht eine gewisse Spitzfindigkeit in die Darstellung, zumal die Wechselrede haarscharf geschliffen ist. Man genießt nicht die Freude, von der gelassenen Ruhe des Erzählers wie auf einem ruhig und kraftvoll fließenden breiten Strom dahingetragen zu werden. Unser Verstand wird vielmehr stetig wach gehalten, und darunter leidet gelegentlich das Gefühl, das sich niemals unbedenklich hingeben darf. Der Wille zu einer vollständigen Erfassung der aufgeworfenen Frage verführt den Dichter ferner zu einer formelhaften Beantwortung. Er begnügt sich in dieser „Törichten Welt" nicht damit, einen einzelnen Fall, etwa den des großen Tondichters Ludwig Heltberg, dessen Schatten seinen Sohn zu erdrücken droht, vorzuführen, sondern er vervielfältigt die Fälle: ein Arzt, ein Maler, ein Feldherr, ein Kanonenkönig spielen auf ähnliche Weise ihren Kindern mit. Schmeichelhaft ist das Bild nicht, das Molo von der törichten Welt entwirft, die in den Ketten ihrer Vergangenheit geht. Aus Unverstand und Haß, Lüge und Narrheit sind diese Ketten geschmiedet, und in würdeloser Feigheit, falscher Ehrfurcht, müder Selbstbescheidung, aufgeblasenem Stolz werden sie getragen. Befreiung erringt sich nur die Jugend, die, leiderprobt oder humorgestählt, die Erkenntnis erlebt, daß die Vergangenheit und der Vergleich mit ihr der Quell jeder Qual ist, daß man hinaus in die Welt muß und die Zeit und die Erinnerung meiden.

Die Knappheit des Vortrags, die eines der Kennzeichen Molos bildet, ist auch Bruno Frank in seiner Novellensammlung ‚Der Himmel der Enttäuschten' eigen, und sie wirkt in dieser Kunstform natürlicher als dort, wo es uns manchmal leidtut, daß wir so vieles nur wie vom Fenster eines Schnellzuges aus an uns vorüberfliegen sehen. Es ist das Wesen der Novelle, daß sie sich an einem unvergeßlichen Eindruck mit scharf umrissenen Grenzen genügen läßt. Sie ist in ihrer ursprünglichen Reinheit der Anekdote näher verwandt als dem Roman. So betrachtet sind die Frankschen Novellen Meisterstücke ihrer Art. Manches ist schrullenhaft wie der Bibliothsbeamte, der sein großes Liebesabenteuer vor der flimmernden Leinwand einer Lichtbildbühne erlebt, oder graß wie der Bergwerksbesitzer, der in seinem gierererfüllten Todeswahn das Gold aus den Zähnen schlagen will. Anderes erscheint in dieser Umgebung allzu gefühlvoll, wie der herzens-

Digitized by Google

gute Bummelant, der in seiner Freude an dieser schönen Welt gerade den häßlichen Mädchen seine liebenswürdigste Seite zeigt und für dessen harmlose Nichtsnutzigkeit im Kriege kein Platz mehr ist. Neben diesen netten Geschichtchen stehen aber andere kernigeren Werts wie die von dem französischen Marschall, der eine die Welt bewegende Mordtat in seinem Hause als eine Strafe dafür hinnimmt, daß er in unschuldigem Leichtsinn den Tod einer schönen Haremsfrau des Sultans verschuldet hat. Und dann: eine vortreffliche und seltene Gabe: Frank hat Humor. Das zeigen die erste und die letzte Novelle des Bändchens mit den unvergeßlichen Gestalten des ehemaligen portugiesischen Steuermanns, der in die Dienste einer Trostanstalt für enttäuschte Eitelkeit getreten ist, und jener andern des heruntergekommenen Grafen, der in einer Winkelkneipe die Kultur des Spielers verbreitet, ohne selber Glück zu haben, denn er ist ein ‚Passionné' und gehört auf seine Art zu den Schwärmern der Geister, die nicht rechnen können, weil ihnen Leidenschaft und Hingabe die Erfolge der Mittelmäßigkeit verwehren.

Hand in Hand mit dem Bemühen unserer Jugend, eine neue Romantik zu schaffen, geht die Freude am Phantastischen. Hanns Heinz Ewers gibt eine ‚Galerie der Phantasten' heraus, in die er auch sich selber aufgenommen hat, die er aber nicht würdiger zu eröffnen wußte als mit E. T. A. Hoffmann und Edgar Allan-Poe. Die ehrwürdigen Vorbilder sind auch heute noch nicht erreicht, geschweige denn übertroffen. Bei dem gerühmten neuen Meister der gespenstischen schwarzen Kunst, Gustav Meyrink, werden viele und mit Recht den Eindruck nicht los, daß er sich in seine Fieberträume lebhafter hineinrechnet als hineinfühlt, und die Siebenzahl der Erzählungen, die Friedrich Otto unter dem Schlagwort ‚Ultra' zusammenfaßt, weisen eher auf die naturwissenschaftliche Fabulierkunst Jules Vernes hin als auf die seelenenthüllende Romantik des Schöpfers der ‚Serapionsbrüder'. Diese Einschränkung erscheint nötig angesichts des urteillosen Jubels, mit dem viele dieser Bücher begrüßt werden, als bedeuteten sie die Erlösung von der trockenen Langeweile einer öden Wirklichkeitsmalerei, aber sie will durchaus nicht leugnen, daß man sich mit lebhaftem Vergnügen und starker Spannung in die Welt der Abenteuer vertieft, welche sich hier aufs neue erschließt. So auch in Ottos Buch. Wo er in seelische Verschrobenheiten hineinleuchten will, wie in der Erzählung des Mannes, der sterben zu müssen glaubt, weil er, ‚von irgendwelchen Erynnien' gepeitscht, nackt am Meer entlang geht und dann doch kreuzvergnügt am Leben bleibt, fehlen ihm die leichten Schwingen des Humors und des gutmütigen Spotts, und die Weisheit einer anderen Erzählung, daß im Grunde unser Denken in keinem höheren Maße Wahrheit darstellt, wie das der Irren, ist ziemlich wohlfeil zu haben. Das Abenteuer einer indischen Tänzerin und die Schandtat des Bildhauers, den sie Iwan den Schrecklichen nennen, bleiben in nackter Roheit stecken. Aber wo der Verfasser Indianer- und Abenteuergeschichten erzählt, namentlich in der Augeninsel, die ein urvorweltliches Riesentier ist, das eine ahnungslose Gesellschaft betritt, wächst er zu einer erfrischenden Deutlichkeit und Farbigkeit der Darstellung. Wir glauben ihm, damit ist ausgedrückt, daß er erreicht, was er will: uns zu fesseln, trotzdem sich ihm in Kubin ein Zeichner gesellt hat, der von dem Gehalt seiner Geschichten eher wegführt, als zu ihm hinleitet.

Endlich noch ein Wort über die ‚Brabanter Geschichten' von Charles de Coster, die Albert Wesselski zum erstenmal aus dem Französischen übertragen hat. Zwei von ihnen, die ‚Phantome' und die ‚Masken', zeigen den großen Flamen, wie er uns im ‚Ulenspiegel' vertraut geworden ist, als den leidenschaftlichen Kämpfer für die Rechte der Phantasie und der Freiheit. Ein Werk des Zwanzigjährigen haben wir im ‚Ser Huygs' vor uns, das wie ein Märchen aus Tau- und Nacht beginnt, auf niederdeutschem Boden mit Mord und Totschlag droht und endlich einen rachgierigen Mohren zur Milde bekehrt, wie man denn sagt, „daß es in gewissen Ländern Frauen gebe, die den Löwen die Zähne feilen und die Nägel stutzen". Von einer neuen Seite wird sich de Coster den meisten in der Novelle ‚Braf der Prophet' zeigen. Sie trägt ihren Namen von einem großen Neufundländer, der sich triebmäßig nur gegen die Guten freundlich, gegen die Bösen aber knurrig verhält und erzählt das Schicksal der schönen Anna Hermann, die nur deshalb den Weg aus einer unglücklichen Ehe findet, weil ihr Mann sie schamlos betrügt. Ein verkniffener Kerl, der namenlose Briefe schreibt, führt die Handlung, und es ist ausgezeichnet erfunden und gesehen, wie er als das Werkzeug des Schicksals im Hintergrunde sein gespenstisches Wesen treibt. Den Gegensatz zwischen Flamen und Wallonen beleuchtet ‚Christus', der scheue Bildschnitzer und Schreiner, der die wählerische Louise heimführt, obgleich er von einer andern träumt. Er will die Verlassene glücklich machen, auf die Gefahr hin, daß sie ihn betrügt. In Brüssel sieht er dann einmal eine Dame, die seiner Sehnsucht entspricht. Ein Bedienter stößt ihn hart und spöttisch weg, und er nimmt seine Louise, die ihn als Schreiner höher denn als Künstler schätzt. „Wenn das nicht trinkt, tut es nichts als träumen," ist das Urteil der wallonischen Verwandtschaft über den Flamen. Wir fühlen: was bei dem Bund herauskommt, ist eine Verstandesehe, in der der tiefer und reiner veranlagte Teil unterliegt und erkennen in dieser kleinen Geschichte ein Abbild der Knechtschaft, in der das flämische Volk so tief steckte, daß sein größter Dichter in fremder Sprache schreiben mußte.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Ein Gemälde Leonardos da Vinci in Baseler Privatbesitz — Eugen Vinnais Mappen mit Steinzeichnungen „Vor Verdun“ und „An der Somme“ — Die Sammlung Staudinger, ein Heimatmuseum in Bad Tölz — Soldat einer Sturmtruppe, Bildwerk von Arno Zauche — Zu unsern Bildern

Im Granatfeuer. Steinzeichnung von Eugen Vinnai. Aus der Mappe „Vor Verdun“

Ein bisher unbekannter Leonardo da Vinci! Selbst in dieser Zeit der gesteigerten Spannungen auf allen Lebensgebieten macht dieser Ruf uns aufhorchen. Nach vielerlei falschem Alarm, den Gruppen von Händlern und Sammlern immer wieder anstimmten, um zweifelhafte Kopien im Marktwert zu steigern, mengt sich in das Lauschen natürlich gleich das Mißtrauen. Aber hier bezwingt es doch wohl ebenso rasch der eigene Augenschein. Paul Sarasin hat dem im Besitz seiner Familie befindlichen Gemälde eine eingehende Darstellung gewidmet, der Baseler Verlag Frobenius hat dem Werk sechzehn Tafeln, darunter einen Vierfarbendruck des Bildes, beigegeben, und so kann die Arbeit für sich selber sprechen. Dem Laien ist es eine Beruhigung, sich bei der Betrachtung des neuentdeckten Leonardo in einer Führung zu befinden, der er gern vertraut. Die Kunstgelehrten, die ihrem eigenen Urteil folgen wollen, müssen freilich bis zum Frieden warten, denn die Reisepaßbehörden erlauben jetzt eine Kunstfahrt nach Basel nicht so ohne weiteres. Der jugendliche Johannes der Täufer, den das Bild darstellt, ist von Jakob Burckhardt im Jahre 1850 aus Baseler Privatbesitz erstanden. Als einer der besten Kenner der italienischen Renaissance soll er auf den ersten Blick darin eine Schöpfung Leonardos da Vinci erkannt haben. Gelegentlich einiger Wiederherstellungsversuche glaubt man nun Beweise dafür in die Hand bekommen zu haben, daß das Bild aus der Sammlung der französischen Könige stammt, im Auftrag Ludwigs XII. gefertigt worden ist, und zwar in der zweiten Mailänder Zeit Leonardos, und daß es während der französischen Revolution durch den bekannten Kunsthändler Lamy nach Basel kam. Bei der sorgfältigen Abdeckung des Gemäldes haben sich Holzkreuz und Fellumhang als spätere Übermalungen erwiesen; die ursprüngliche Gewandung kam in Form eines Gazeumhangs zum Vorschein, so daß nun mit Sicherheit die Figur als diejenige eines Angelo erkannt werden konnte. Dieser Engel — so führt Paul Sarasin aus — weist mit der rechten Hand nach oben, er verkündigt eine Offenbarung, den Blick auf den Beschauer gerichtet, und hält beteuernd die

Flammenwerferangriff. Steinzeichnung von Eugen Vinnai Aus der Mappe „An der Somme“

Digitized by Google

Linke aufs Herz. Die Figur ist als Verkündigungsengel, ohne irgendwelche Beziehungen zu anderen Gestalten gedacht und ausgeführt. —

Die an der Spitze stehenden Abbildungen unserer Rundschau führen uns mitten in den Krieg. Eugen Vinnai, der als Vizewachtmeister jetzt wieder an der westlichen Front mitkämpft, nachdem ihn sein Kriegsschicksal den für den Frontsoldaten wie für den Maler früchtereichen rumänischen Feldzug hat erleben lassen, ist weiteren Kreisen durch vorzüglich gesehene Gefechtsbilder bekannt geworden, die in der ‚Liller Kriegszeitung' veröffentlicht wurden. Dort wie in den hier wiedergegebenen Blättern überzeugt Vinnai durch eine schlichte Natürlichkeit, die frei von aller Pose, von jeder theatralischen Übertreibung ist, wie sie Kriegsmalern sonst so leicht gefährlich wird. Die menschliche Ohnmacht des einzelnen in der Schlacht, die bittere Ergebung ins Unvermeidliche, das Grausen des Trommelfeuers kommt dem still und behäbig Daheimsitzenden und über Butterknappheit Klagenden einmal so recht zu Bewußtsein, wenn er diese Darstellungen betrachtet. Der Künstler hat seine Kriegsbilder in zwei Sammelmappen mit Original-Steinzeichnungen unter den Titeln ‚Vor Verdun' und ‚An der Somme' herausgebracht. — Auch der ‚Soldat einer Sturmtruppe', dessen Bildwerk in Eisenguß der Weimarer Bildhauer Arno Zauche vorführt, bietet echtes Kriegsleben. Immer wieder dürfen wir uns darüber freuen, wie edel und bedeutungsvoll der eiserne Sturmhut wirkt, für dessen Gestaltung doch nur rein praktische Gesichtspunkte maßgebend waren. Zauche ist mit mehreren Bildnisbüsten junger Krieger hervorgetreten. Der Eisenguß eignet sich vortrefflich für die Wiedergabe von Köpfen, denen soldatische Eigenschaften nachzurühmen sind. Der Mangel an Bronze braucht also die Auftraggeber nicht abzuschrecken. —

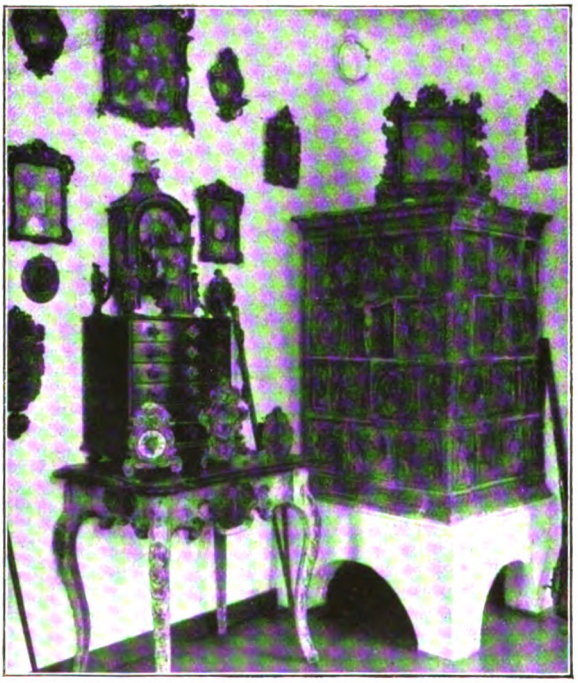
Verkündigungsengel Von Leonardo da Vinci

Unter den Ortschaften des bayerischen Gebirgslandes hat sich Tölz wohl am meisten seine Eigenart bewahrt, und da ist einer, der alte Staudinger, der seit dreißig Jahren mit wahrem Bienenfleiß alles sammelte, dessen er habhaft werden konnte: vom gotischen Altar bis zum Votivbild, von der gotischen Heiligenfigur bis zum Oberammergauer Figürchen, vom Schrank und Sekretär bis zum kleinen Schmuckkästchen, vom gotischen Tafelbild bis zum kleinen Kupferstich und wie alle die tausend kleinen und großen Gegenstände heißen, findet sich alles, was einst dem Haus des Bürgers wie dem Bauernhaus diente. Nunmehr wurde die Sammlung, die ein ganzes Haus füllt, durch sachkundige Hand geordnet. Architekt Professor Zell in München, der schon manches Ortsmuseum schuf, unternahm die schwierige Aufgabe, die Sammlung zu sichten und nach dem Prinzip der chronologischen Zeitfolge aufzustellen. Ein Renaissancezimmer, in dem auch einige gotische Bilder Platz fanden, macht den Anfang. Es wurde vermieden, sammlungsartig die Gegenstände aufzustellen, um jede trockene Wissenschaftlichkeit zu vermeiden; dafür wurde das Hauptgewicht darauf gelegt, möglichst stimmungsvolle trauliche Räume ohne Prätension zu schaffen. Füllten ja doch all die vielen Habseligkeiten einstens die gemütlichen Wohnstuben unserer Altvorderen, die uns ob ihrer Traulichkeit heute noch so sehr anmuten. So entstanden auch kulturhistorisch wertvolle Bilder, um so wertvoller, als ja die Gegenstände alle aus der näheren Umgebung stammen. Um Ruhe, Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit zu erreichen, wurden immer Gruppen geschaffen, wie im Renaissancezimmer die Zinngruppe, die Fayencen, die Gläsersammlung. Und so war es ja auch früher. Manch stolzes Bürgerhaus hatte eine eigene Zinnkammer, deren Herrlichkeiten heute in alle Welt verschleudert sind. Nebenan ist das

Digitized by Google

Aus der Sammlung Staudinger in Tölz: Das Renaissancezimmer

Barockzimmer mit den schönen behaglichen Sekretären in Nußbaum, Kommoden mit Glaskästchen, Kruzifixen, Kabinettschränkchen, Uhren allerart, während Bilder jeder Größe die Wände schmücken. Dann folgt das Rokokozimmer mit seinen flüssigen prickelnden Linien, anstoßend daran das Louis XVI.-Zimmer. Eine Gelehrtenstube mit Büchern und Meßinstrumenten macht einen ernst-behaglichen Eindruck. Ein Bauernzimmer mit bemalten Möbeln macht den Beschluß. Auch der Vorplatz und das Treppenhaus nehmen eine Menge meist religiöser Gegenstände auf. Besondere Übersicht über die kirchliche Kunst der Gegend bietet ein Kapellenraum mit einer gotischen Abteilung und der goldblinkenden Kunst des 18. Jahrhunderts. Ein Sammelraum mit allen möglichen Gegenständen ehemaligen Handwerkerfleißes, meist Uhren, Figuren, Schnitzereien, beschließt die Sammlung, deren reichen Inhalt wir hier nur kurz andeuten konnten. —



Sammlung Staudinger in Tölz: Aus dem Rokokozimmer

In dem reichen Bildschmuck des vorliegenden Heftes ist dem Weltkrieg sonst nur in der großen Veröffentlichung über Amandus Faure das Wort erteilt. Die übrigen Kunstblätter und Einschaltbilder, die es enthält, sollen zur Entspannung dienen, sollen die

Digitized by Google

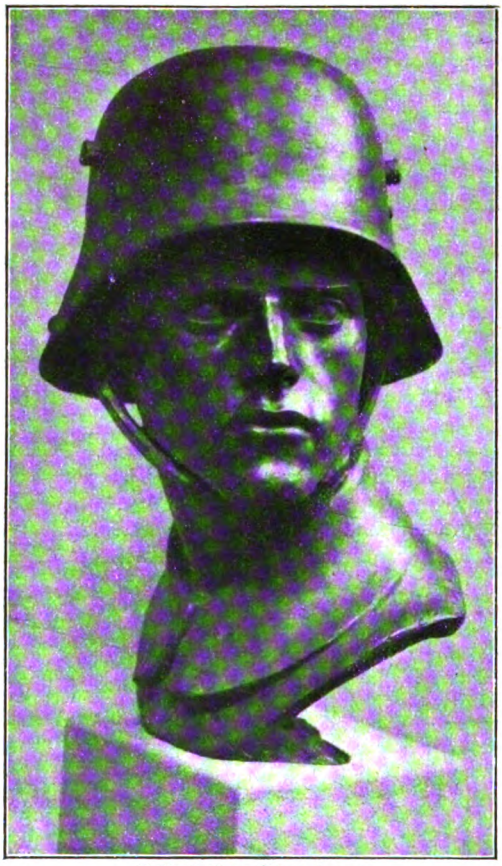
Aus der Sammlung Staudinger in Tölz: Das Barockzimmer

Phantasie des Beschauers aus den Bezugs- karten- und Fleischkartennöten hinausführen | in Gebiete, in denen Jugend, Schönheit und Sonne locken. Der junge Düsseldorfer Wil-

Aus der Sammlung Staudinger in Tölz: Das Louis XVI.-Zimmer (mit Blick in das Barockzimmer)

Digitized by Google

helm Gdanietz zaubert uns da gleich ein köstliches Stückchen Jungmädelsstolz in seinem ‚Vor dem Spiegel' her. Der herbe Zug des klugen Gesichtchens kann uns nichts von unserer Freude an dem feinen Farbenzusammenklang nehmen, der diesem Bilde die eigene Stimmung gibt: das Grün der gestreiften Tapete, der Mahagoniton von Spiegelrahmen und Stuhl, der der bräunlichen Hautfarbe schmeichelnde Samt, das üppige Goldgelb des Umschlagetuches, die feine Farbennote des Kettchens und des schmalen Querscheitels. Sie lebt, die Kleine; und daß wir uns ihrer freuen, das weiß sie; und deshalb tut sie, als mache ihr's gar kein Vergnügen. Ein alter Bekannter taucht in Hermann Schlittgen auf. Seine einst so forschen Leutnants sind längst Stabsoffiziere aller Grade geworden — und daß er selbst nicht stehengeblieben ist, zeigt sein Bild ‚Im Erker', das viel mehr gibt als Zeichnerroutine. Professor Erich Erler führt uns in seinem Gemälde ‚Vor dem Gewitter' ins Engadin. Die drückende Schwere, die auf Mensch und Tier lastet, kommt meisterlich zum Ausdruck, trotzdem die kalte Klarheit der dortigen Höhenluft, die scharfen, fast schneidenden Gegensätze zwischen dem Weiß des Neuschnees und dem Grellgrün der Weide die Hilfsmittel des Malers in der Darstellung der Luftstimmung fast aufzuheben scheinen. Und doch hat man die Empfindung: selbst die starren Felsblöcke, auf die die Sonne so unbarmherzig stechend niederprallt, scheinen zu schlafen in der Erschöpfung unter dem Druck des Kommenden. Nach dem Faure-Aufsatz fesseln uns das im Lichteinfall und in der Verwendung eines eigenartigen Bronzetones so überaus schneidig durchgeführte Gemälde von Leo Küppers: ‚In der Düsseldorfer Kunstakademie', die lebensprühende Gruppe ‚Windspiele' von Erich Schmidt-Kestner, der nordische Badestrand von Fritz Westendorp mit den wirkungsvoll verteilten Farbenflecken und Professor Ferdinand Dorschs Bildnis seiner Gattin. Der ausdrucksvolle Kopf unter dem kecken Hütchen, der so wirkungssicher in die Spitze des dunkeln Dreiecks auf der Leinwand gestellt ist, bleibt uns fraglos im Gedächtnis.



Soldat einer Sturmtruppe
Bildwerk in Eisenguß von Arno Zauche

Das nächste Heft bedeutet den Beginn eines neuen Jahrgangs. Wenn auch die Kriegsnöte das Material, mit dem eine große Zeitschrift arbeitet, immer knapper werden lassen und auch seine Güte beeinträchtigen — wir merken's an der Farbe, an den Platten, an den Buchbinderstoffen zu allermeist — so haben sie unsere literarischen und künstlerischen Vorbereitungen gottlob! noch nicht stören können. Mit einer reichen Ausbeute an packenden Romanen und Novellen, zündenden Aufsätzen, Künstlermonographien, Gemälden und Bildwerken beginnen wir den Weg ins neue Zeitschriftenjahr. Und wir haben dabei wohl alle die Ahnung, daß irgendeines der Hefte, die wir nun im ersten Überschlag uns ausdenken und zurechtlegen, all unsere Entwürfe über den Haufen rennen wird: weil es möglicherweise von dem größten Weltstimmungsumschlag Kunde geben darf, der uns auf Jahrhunderte hin denkbar erscheint — dem Frieden.

Allen Freunden unserer Hefte in diesem Sinne einen Gruß zum Abschied und zum Willkommen!

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

YD 26450

Digitized by Google

Digitized by Google